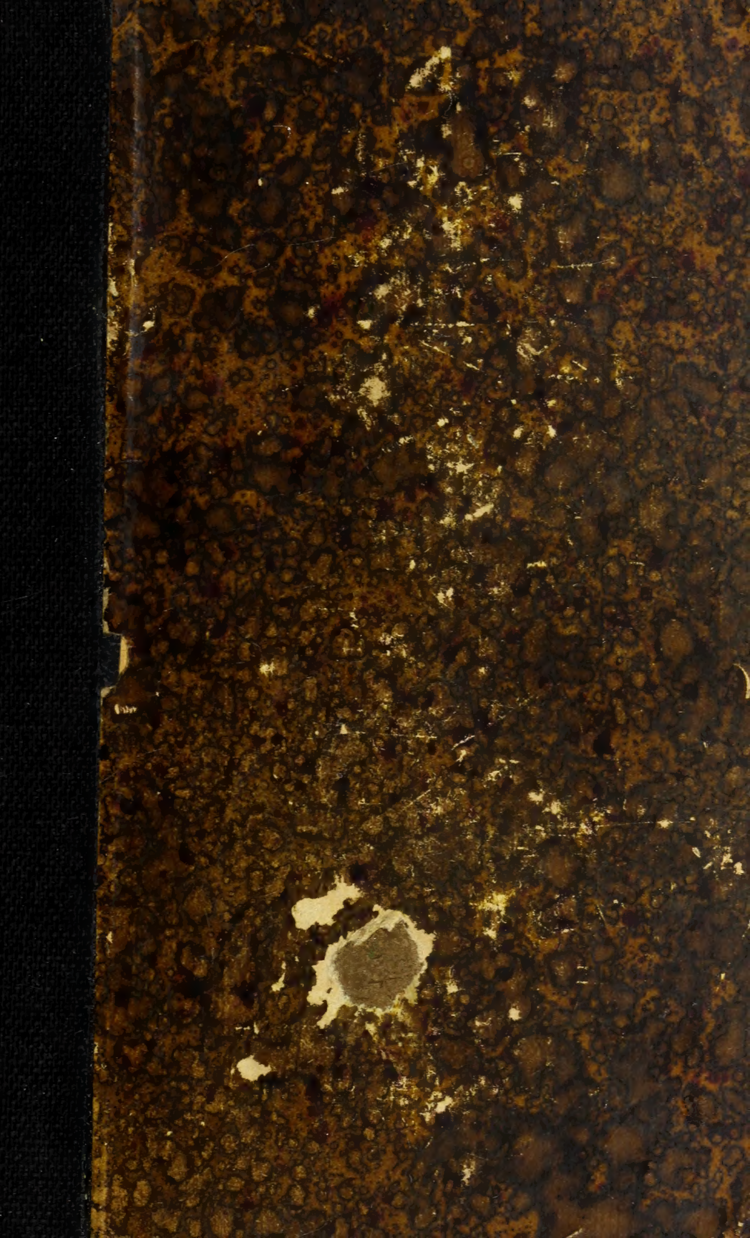
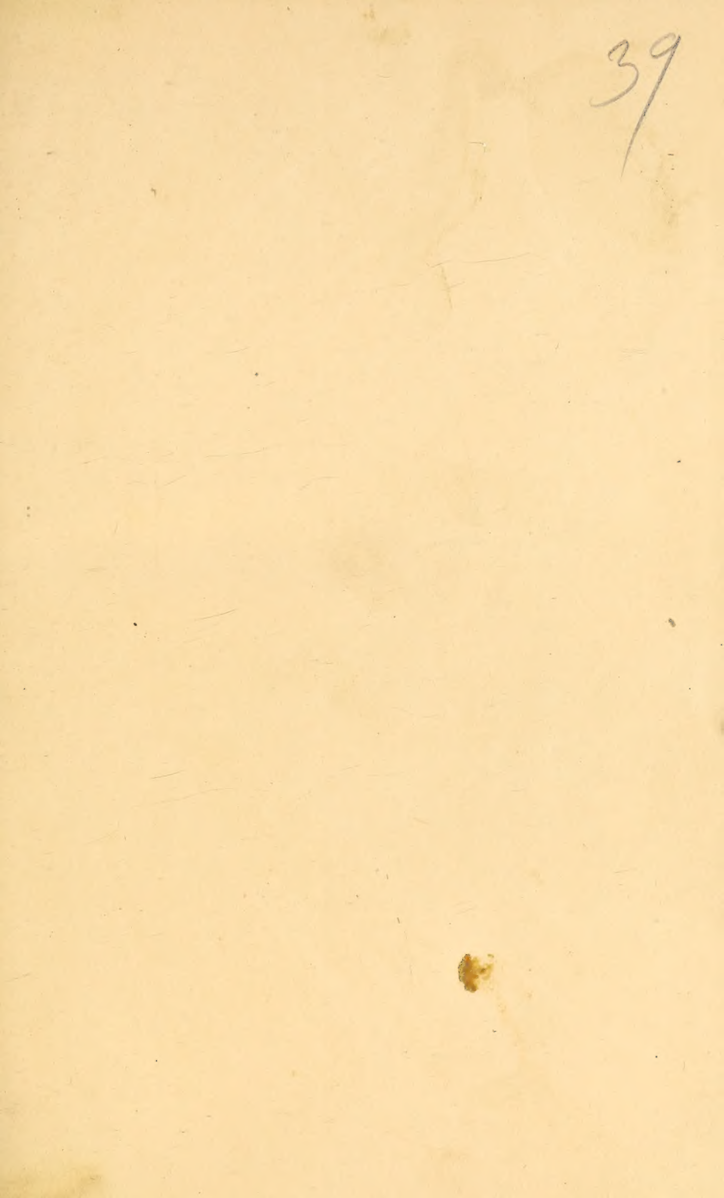



39

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Vierter Band.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Hell und Dunkel. — Eine Gemsjagd in Tyrol.



Jena,
Hermann Costenoble.
1873.

Hell und Dunkel.

Gesammelte Erzählungen.

Zweite Auflage.

Eine Gemsjagd in Tyrol.

Zweite Auflage.

Von

Friedrich Gerstäcker.

Jena,
Hermann Costenoble.
1873.

Herr Hobelmann.

I.

„Bitte, Herr Conducteur, ein Coupé wo nicht geraucht wird!“

„Nicht geraucht? — ja wohl — wohin?“

„Yvenburg!“

Der Conducteur öffnete eins der nächsten Coupés des dicht mit, von der Leipziger Messe kommenden, Fremden besetzten Zuges, und der junge Mann, der sich ein Nicht-Rauchcoupé erbeten hatte, lächelte still vor sich hin, als er nur noch einen einzigen Passagier in dem innern Raum entdeckte. Die in der Mitte befestigte Lampe verbreitete allerdings blos einen düstern Schein im Wagen, so daß sich sein Gesicht nicht deutlich erkennen ließ; das ist aber unterwegs auch nicht nöthig, denn es kommt bei unserer jetzigen Eisenbahnfahrt in der That wenig darauf an, mit *wem* man die kurze Zeit der Reise beisammen ist. Lernt man sich doch selten oder nie näher kennen, als eben nöthig bleibt „Guten Morgen“ zu sagen.

Der junge Fremde schien übrigens kein Neuling unterwegs. In kurzer Zeit hatte er sein weniges Gepäck zweckmäßig untergebracht, und einen buntfarbigen wollenen Ueberwurf, der ein ausländisches Gepräge trug, zusammenrollend und unter den rechten Ellbogen schiebend, lehnte er sich behaglich in seine Ecke zurück, und sah still und schweigend vor sich nieder, bis der Conducteur die Billete coupirt und den Wagen wieder geschlossen hatte. Dann aber sich zu seinem eben so schweigsamen Reisegefährten wendend, sagte er:

„Wir sitzen hier in einem Coupé, wo nicht geraucht wird, nicht wahr?"

„Allerdings!" lautete die lakonische Antwort.

„Aber es ist Ihnen doch vielleicht einerlei, wenn ich mir eine Cigarre anzünde?" fuhr der Fremde fort.

„Einerlei? nein," erwiderte der Mitbesitzer des Nicht-Rauchcoupés — „einerlei ist es mir gar nicht, denn wenn Sie rauchen, rauch' ich mit."

„Das soll ein Wort sein!" lachte der junge Fremde, indem er aus seiner Brusttasche eine äußerst fein aus Stroh geflochtene Cigarrentasche nahm und seinem Nachbar hinüberreichte — „bitte, versuchen Sie einmal meine Havanas. Daß sie ächt sind, garantire ich Ihnen."

„Man kann es in den anderen Coupés gar nicht aushalten," sagte der Erste, indem er mit dankender Verbeugung eine Cigarre nahm — „sie sind gedrängt voll von polnischen Juden."

„Aus dem nämlichen Grunde habe ich mir ein Nicht-Rauchcoupé erbeten. Wenn wir nur keine Dame hereinbekommen!" sagte der zuletzt Eingetroffene.

„Das ist in der Nacht kaum zu fürchten; es gehen zu viel Züge bei Tage, und nach der Messe reisen Damen gewiß nicht in der Nacht, wenn sie nicht nothgedrungen müssen. — Die Cigarre ist übrigens vortrefflich."

„Schmeckt sie Ihnen?"

„Ausgezeichnet — ich habe noch keine bessere geraucht."

„Sie wohnen in Yvenburg?"

„Ich gedenke dort zu wohnen. Ich komme von Würzburg, wo ich eine Zeit lang prakticirt, und will mich jetzt in Yvenburg als Arzt niederlassen."

„Als Arzt? — vortrefflich. Da wünsche ich Ihnen oder vielmehr Ihren Patienten Glück."

„Wir können es zu beiden Theilen gebrauchen," lachte Jener, und die beiden jungen Leute lehnten sich schweigend in ihre Ecken zurück, um von jetzt an ihren eigenen Gedanken nachzuhängen. An den verschiedenen Stationen, an denen angehalten wurde, ließ man sie auch ungestört. Unterwegs stiegen nur noch wenig Passagiere ein, und die wenigen

wünschten auf der Fahrt Alle ihre Cigarre zu rauchen, belästigten sie also nicht.

Der Tag dämmerte gerade, als sie sich dem Ziel ihrer Fahrt näherten.

„Haben Sie schon ein Logis, Herr Doctor?" frug der Fremde, während er sein Reisegepäck zusammenlegte, um es beim Aussteigen gleich bei der Hand zu haben.

„Ich? — ja. Ein Privatlogis, das ich beziehen werde. Und Sie?"

„Ich will einen Onkel von mir überraschen, den ich seit neun Jahren nicht gesehen habe. Ich komme allerdings noch ein wenig früh, und der alte Herr wird im ersten Augenblick nicht angenehm überrascht von der Störung sein. Aber das schadet nichts; die Freude ist nachher desto größer."

„Sie waren längere Jahre verreist, wie mir scheint."

„Ich komme direct aus Havana."

„Daher also die vortrefflichen Cigarren."

„Von denen ich Sie bitte sich noch eine anzuzünden."

„Aber ich beraube Sie."

„Nicht im Mindesten — ah, da sind wir!"

Der Zug hielt; die beiden jungen Leute stiegen aus, grüßten einander, und der Havanese fuhr gleich darauf in einer Droschke über die Brücke in die Stadt hinein, während ihm der neue Doctor langsamer und seinen Umständen mehr entsprechend zu Fuß folgte.

Die Maschine schnaufte und pustete und blies den weißen Qualm aus, wie erhitzt vom raschen Lauf und frische Kräfte jetzt zum neuen sammelnd. Während sich dann die lebendige Menschenlast, die sie eben erst hergeschafft, nach allen Richtungen hin zerstreute, drehte es sich um, das kochende, glühende Ungeheuer, faßte mit den eisernen Zangen den nächsten schwerbeladenen Zug und schnaubte keuchend wieder hinaus, scheinbar mitten in's blanke Feld hinein, anderen Städten, anderen Ländern zu — rastlos, ruhelos mit der unermüdlichen eisernen Brust.

II.

Es war noch früh, denn bei den schon wieder ziemlich kurzen Tagen fanden sich die Stadtbewohner Morgens nicht so rasch aus ihren Betten. Nur die Mädchen gingen nach Brod oder Milch, um das Frühstück für die Herrschaft herbeizuschaffen, und hier und da rasselte ein mit ausgeschlachtetem Fleisch behangener Wagen die Straße herauf, seine Ladung den nächsten Hallen zuzuführen. Unser junger Fremder wußte aber doch, trotz seiner langen Abwesenheit von dem Vaterland, ziemlich Bescheid in der innern Stadt — wenn er sich auch in den Vorstädten schwieriger zurecht gefunden hätte. Er bezeichnete wenigstens dem Droschkenkutscher genau die Straße und das Hotel in das er wollte, ließ dort sein Gepäck abladen und schritt dann selber, ohne weitere Erkundigungen einzuziehen, quer über den nächsten Platz hinüber, eine Strecke an der Häuserreihe hin und dann in ein Eckhaus hinein, in dem er in flüchtigen Sätzen die Stufen hinauf bis in die erste Etage sprang.

Die Vorsaalthür dort war aber versperrt, und unschlüssig blieb er davor stehen, denn er scheute sich jedenfalls zu klingeln. Da hörte er drinnen Schritte, irgend Jemand legte die kleine Kette zurück, die den Eingang sicherte, und gleich darauf öffnete sich die Thür selber, aus der ein Dienstmädchen, den Frühstückskorb am Arm, gerade heraustreten wollte.

„Guten Morgen, mein schönes Kind!" sagte der junge Mann.

„Herr Jesus, haben Sie mich erschreckt!" fuhr das Mädchen zurück, und schien nicht übel Lust zu haben, ihren Weg ganz aufzugeben. Damit war aber dem Fremden nicht gedient, und ihren Arm ergreifend, sagte er lachend:

„Fürchten Sie sich nicht; ich thue Ihnen nichts — ich will nur zum alten Herrn. Schläft er noch?"

„Der alte Herr — ei gewiß!" erwiderte das Mädchen, das jetzt schon selber überzeugt war, daß ihr von dem gar

stattlich aussehenden fremden Herrn keine Gefahr drohe — „es ist ja knapp sechs Uhr.“

„Und wann steht er auf?“

„Ja, das soll ich wissen! Um acht Uhr hat er das Frühstück bestellt.“

„Acht Uhr, so lange kann ich nicht warten. Ich werde ihn wecken.“

„Das geht nicht — das hat er streng verboten.“

„Nur nicht ängstlich,“ lachte der Fremde — „ich nehm's auf mich. Es ist mein Onkel.“

„Ihr Herr Onkel — ja wenn's das ist. Na warten Sie, ich will Ihnen nur den Weg zeigen.“

„Danke bestens — den kenn' ich schon selber,“ bemerkte der Fremde.

„Den Weg kennen Sie?“ sagte das Mädchen erstaunt; ehe sie ihn aber daran verhindern konnte, war er, in dem behaglichen Gefühl, seine Ueberraschung völlig geglückt zu sehen, an ihr vorübergesprungen und verschwand gleich darauf in der nächsten Thür, die, wie er sich noch recht gut aus alter Zeit erinnerte, in das Schlafzimmer seines Onkels führte.

Die Thür öffnete er aber nur ganz leise und schaute erst vorsichtig hinein. Dort stand das Bett noch auf der nämlichen Stelle, wo es vor zehn Jahren gestanden hatte, als er von seinem damals kranken Oheim Abschied nahm. Der alte Herr ging nicht gern von seiner gewohnten Lebensweise ab — und jetzt — was er für ein Gesicht machen würde, wenn er in dem unwillkommenen Störenfried seinen leiblichen, tausend Meilen von da entfernt geglaubten Neffen erkannte.

Und wie hatte sich der junge Mann auf das Wiedersehen gefreut! Du lieber Gott, wenn wir uns weit entfernt von der Heimath unter kaltherzigen, gleichgültigen, fremden Menschen so lange, lange Jahre umhergetrieben haben, was war da unser einziger Trost, der einzige Lichtblick unseres oft so trüben Lebens, als der Gedanke gerade an solch ein Wiedersehen? Wie unzählige Male haben wir uns da den ersten Anblick der heimischen Küste, das erste Betreten vaterländischen Bodens ausgemalt; sind im Geist wieder und wieder durch die lieben alten, uns ach! so wohl bekannten Straßen ge-

schritten — haben an die Thür geklopft und gehorcht, und endlich fest und innig die theuren Gestalten an unser Herz geschlossen, nach denen sich das wunderliche Ding so heiß und lange vergebens gesehnt. — Und immer, immer war das nur ein Traum; immer wieder mußten wir allein und freundlos draußen erwachen, bis der scharfe Kiel sich endlich der geliebten Küste entgegenwendet, und die vollgeblähten Segel uns ihr näher und näher bringen. — Und jetzt haben wir sie erreicht — jetzt springen wir an's Land und fühlen vor Lust und Seligkeit den Boden kaum unter den Füßen, und jetzt — aber das kann nicht beschrieben, das muß erlebt, wirklich erlebt werden, um eine Idee zu haben von dem wonnigen Gefühl, das in diesem Augenblick all' unsere Nerven durchzuckt. Wie läßt sich etwas mit Worten schildern, das selbst der Augenzeuge nicht verstehen würde, wenn er's nicht selber schon einmal mit durchgemacht.

Unser junger Freund aber verstand es zu würdigen, und geizte mit diesen kostbaren Minuten, die er Jahre lang ersehnt hatte. Lange stand er deshalb und schaute nach dem Bett seines Onkels hinüber, hinter dessen Vorhängen der alte Herr laut und regelmäßig athmete, ahnungslos, welche liebe Unterbrechung seinem Schlaf bevorstand. Endlich schlich er auf den Zehen näher — leise und vorsichtig, bis dicht zum Bett, dessen Gardinen er öffnete. — Aber die dunkeln, noch niedergelassenen Rouleaux schlossen das Licht aus; er konnte die Züge des Schlafenden nicht erkennen, und wie jetzt das Mädchen draußen, das indessen neugierig geworden war, der Wiedererkennungsscene beizuwohnen, leise den Kopf zur Thür hereinsteckte, flüsterte er:

„Onkel!"

Der Alte antwortete nicht; er schlief zu fest, um durch solchen sanften Anruf irgendwie gestört zu werden.

„Onkel!" — rief er lauter.

Noch immer kein Erfolg.

„Onkel — lieber, bester Onkel!" wiederholte der junge Fremde, und schüttelte diesmal, um seinen Worten Nachdruck zu geben, die Schulter des Schlafenden.

„Ha! — ja! — wer ist da?“ rief da der Schlafende, erschreckt und erst halb wach, in seinem Bett emporfahrend.

„Onkel!“

„Zum Teufel auch! Herr, was wollen Sie? — wer sind Sie? — Diebe!“

„Aber lieber, guter Onkel!“

„Der Henker ist Ihr Onkel, zu dem gehen Sie, heh! Hülfe! Hülfe!“ schrie der alte Herr, und griff dabei unwillkürlich nach seiner Uhr und seinem Portemonnaie, das neben seinem Bett auf dem Waschtisch lag.

„Na, das nehmen Sie mir aber nicht übel,“ sagte jetzt auch das Mädchen, das bestürzt in das Zimmer trat, „was soll denn das eigentlich heißen?“

„Aber lieber, herzigster Onkel,“ beharrte der junge Fremde, „so wachen Sie doch nur ordentlich auf. Ich bin es ja, — Ihr Neffe Franz, der eben geraden Wegs aus Amerika zurückkommt.“

„Und was geht das mich an?“ polterte der alte Herr zurück, jetzt in etwas beruhigt, da er Uhr und Geldtasche gerettet in Händen hielt und noch eine dritte Person im Zimmer wußte. „Was wollen Sie von mir? Wie kommen Sie überhaupt mitten in der Nacht hierher, und wer hat Sie eingelassen?“

„Ja, bester Herr Hobelmann,“ mischte sich jetzt das Mädchen in die Unterhaltung — „der fremde Herr sagte, Sie wären sein Onkel, und da dachte ich —“

„Hobelmann?“ rief aber Franz, erschreckt aufhorchend, „Hobelmann? — ja alle Wetter, wohnt denn hier nicht der Regierungsrath Kettenbrock?“

„Kettenbrock? — weiß ich nicht — geht mich auch nichts an,“ knurrte der Alte, der nun wohl sah, daß die ganze Sache auf einen gefahrlosen Irrthum hinauslaufe. „Warum um's Himmels willen erkundigen Sie sich denn nicht erst, wenn Sie bei nachtschlafender Zeit einem fremden Menschen wie eine Bombe in's Zimmer fallen?“

„Ja, da bitte ich tausendmal um Entschuldigung,“ versetzte der junge Mann kleinlaut und selbst etwas erschreckt. Denn plötzlich schoß ihm der Gedanke durch's Hirn, daß sein

lieber alter Onkel am Ende gar gestorben sein könne, und nun fremde Menschen das Haus inne hätten, in dem er seine Jugendzeit verlebt. „Aber Sie können mir dann wohl sagen —" rief er jetzt aus.

„Gar nichts kann ich Ihnen sagen," unterbrach ihn jedoch ungeduldig und barsch der Alte — „lassen Sie mich zufrieden. Ich will schlafen. Zum Henker auch, gehen Sie zum Nachtwächter und erkundigen Sie sich dort nach dem, was Sie erfahren wollen."

Und damit auf das Entschiedenste dem Fremden den Rücken kehrend, schob Herr Hobelmann vorsichtiger Weise Uhr und Geldtasche unter sein Kopfkissen, und schnitt so jeder noch möglichen Unterhaltung den Faden ab. Aus dem Alten war nichts herauszubringen, das sah der junge Mann wohl ein, und kopfschüttelnd wandte er sich mit einem trockenen „Guten Morgen", der aber nicht einmal erwidert wurde, der Thür zu, an der ihn das Mädchen schon erwartete.

„Nun ja, jetzt werd' ich's kriegen, wenn der alte Brummbär nachher wieder aufwacht," sagte diese, indem sie dem Eindringling die Vorsaalthür öffnete. „Wer stürmt denn aber auch den Leuten so mir nichts dir nichts in's Zimmer und an's Bett, ohne auch nur erst einmal zu fragen, wer da wohnt?"

„Sagen Sie mir nur um Gottes willen, liebes Kind," bat sie aber der junge Fremde, „was mit dem Regierungsrath Kettenbrock vorgefallen ist, daß er dies Haus, in dem er so lange Jahre gelebt, verlassen hat?"

„Vorgefallen? ich dachte gar!" versetzte das Mädchen — „nichts ist vorgefallen; er ist frisch und gesund und befindet sich wohl, das weiß ich gewiß, weil meine Schwester dort dient. Dies Haus hat er nur vor etwa acht Wochen verkauft, weil sich ihm rechts neben dem Garten ein Kupferschmied und links ein Blechschmied hingesetzt hatten, und er das Geklopfe nicht mehr aushalten konnte. Er wohnt jetzt am Obstmarkt Nummer 47."

„Gott sei Dank, da ist mir ein Stein vom Herzen!" — sagte der junge Fremde, mit einem aus tiefster Brust herausgeholten Seufzer.

„Ja, Sie haben gut reden," schmollte das Mädchen, „aber ich bekomme nachher das Aufgebot, wenn der alte Brummbär aufsteht."

„Da, nehmen Sie das indessen darauf," lachte der Fremde, indem er ihr ein Geldstück in die Hand drückte.

„Danke schön," sagte das Mädchen, mit einem eben so zufriedenen als erstaunten Blick über solche Freigebigkeit nach dem blanken Thaler niederschielend — „jetzt mag er schimpfen, so lange er Lust hat."

„Und wer ist der alte Brummbär da drinnen eigentlich?"

„Was weiß ich?" plauderte das Mädchen, die kleine Stumpfnase rümpfend, denn sie hatte jetzt entschieden Partei für den jungen, freigebigen Fremden genommen. „Unsere Herrschaft hat das Haus gekauft, und er ist, glaub' ich, der Advocat, den sie daheim in Schlesien hatten, und der ihnen hier Auskunft wegen einer Klage oder sonst 'was geben soll. Gestern Abend mit dem Nachtzug kam er erst an, und ich weiß nur, daß er Hobelmann heißt."

„Schönen Dank, mein Kind, für die Auskunft. Also der Regierungsrath Kettenbrock wohnt jetzt am Obstmarkt?"

„Nummer 47 — Sie können gar nicht fehlen — eine Treppe hoch. Und Sie sind der Neffe vom Herrn Regierungsrath? Na, das wird eine Freude sein!"

„Hoffentlich größer, als sie mir Herr Hobelmann gezeigt hat," bestätigte Franz Kettenbrock, nickte dem hübschen Mädchen zu und sprang die Treppe hinunter, um, jetzt auf einer sicherern Basis als vorher, seinen Verwandten aufzusuchen.

III.

Mit der Ueberraschung in seines Onkels Hause hatte sich aber der junge Havanese, wenn er fest darauf gerechnet, doch geirrt, denn der alte Herr befand sich keineswegs so unvorbereitet auf ihn, wie er vermuthete. Franz Kettenbrock's Ge=

schäftsfreund in Hamburg nämlich, den er dort aufgesucht, war ein abgesagter Feind jeder Ueberraschung, da, nach einer mündlichen Ueberlieferung seiner Großmutter, vor uralten Zeiten in seiner eigenen Familie einmal eine solche Ueberraschung sehr böse und nachtheilige Folgen gehabt haben sollte. So wie er deshalb erfuhr, daß der junge leichtsinnige Mensch seinem Onkel nur eben so in's Haus hineinfallen wollte, wodurch er das größte Unglück anrichten konnte, ging er, nach vergeblichen desfallsigen Vorstellungen, einfach auf das Telegraphenamt und setzte den alten Herrn Kettenbrock von der glücklichen Landung seines Neffen und der Stunde seines Eintreffens zu Ovenburg, mit beabsichtigter Ueberraschung, pflichtschuldigst in Kenntniß. Der Onkel war dadurch vollkommen im Stand, sich auf jede freudige Aufregung genügend vorzubereiten.

Allerdings blieb ihm keine lange Zeit zu großen Empfangsfeierlichkeiten; die waren aber auch nicht nöthig. Ein paar Kränze und Guirlanden bekam man früh genug, ehe der Zug eintraf, auf dem Markt, und der Onkel trieb an dem Morgen selber, was er eigentlich gar nicht nöthig gehabt hätte — seine beiden bei ihm lebenden Nichten aus den Federn. Sie sollten jedenfalls fertig angezogen sein und den Kaffee bereit halten, wenn „der Schlingel von Neffe" heimlich angeschlichen käme, und wunder glaubte, wie gescheidt er es angefangen habe, seinen Onkel zu überlisten.

In dem einen Kranz, der gerade in der Mitte prangen sollte, war auch ein strohblumengeflochtenes, lesbares „Willkommen" angebracht, und die beiden jungen Mädchen freuten sich jetzt ganz besonders auf das erstaunte Gesicht, das der Vetter aus Havana machen würde, wenn er sich hier so verrathen sah. Es wäre ja auch höchst fatal gewesen, wenn er sie Morgens ganz früh und noch im vollen Negligé überrumpelt hätte.

So schlug es sechs Uhr — der Zug war jedenfalls angekommen, und mit einer Droschke konnte der Vetter recht gut in zehn, höchstens fünfzehn Minuten vor ihrer Thür sein. — Es schlug aber ein Viertel — jetzt auf der nächsten, und dann auf allen anderen Uhren der Stadt, und er kam immer

noch nicht. — Wenn er heute ganz ausgeblieben wäre — oder erst mit dem nächsten Zug um elf Uhr eintraf! Der alte Regierungsrath wurde förmlich nervös vor Spannung, denn er liebte den transatlantischen Neffen wie einen eigenen Sohn — trotz mancher tollen Streiche, die er schon verübt, — und die beiden jungen Mädchen horchten abwechselnd an der Vorsaalthür, ja Rieke, das Hausmädchen, war sogar unten auf die Treppe postirt worden, um von dort aus gleich zu melden, wenn sich der Erwartete etwa blicken lasse. —

Unser anderer junger Freund, der Arzt aus Würzburg, hatte indessen seinen Gepäckschein einem der numerirten Kofferträger übergeben, und ging mit seiner leichten Reisetasche in der Hand, langsam und seinen Gedanken nachhängend, in die Stadt hinein. Vor allen Dingen mußte er das ihm schon ausgemachte Quartier aufsuchen, und dann, wenn sein Koffer eintraf, sich für die nothwendigen und eben nicht angenehmen Visiten in die geeignete Verfassung setzen.

Haus und Straße wußte er allerdings, wo sein Logis bestellt worden: Obstmarkt Nr. 47, zweite Etage — auf dem Zettel war aber die 7 so undeutlich, daß es eben so gut eine 2 sein konnte. Uebrigens ließ sich das leicht erfragen; auch wußten seine neuen Wirthsleute, daß er heute Morgen eintraf, und erwarteten ihn gewiß.

Das neue, ungewohnte Leben der fremden Stadt interessirte ihn dabei, und er schritt langsam die vorher erfragte Straße nieder, bis er den sogenannten Obstmarkt erreichte, das bezeichnete Haus fand und, als er eintrat, auf dem ersten Treppenabsatz ein Mädchen stehen sah. Dieses wollte er nach den Bewohnern fragen, um sich zu überzeugen, ob er auch am rechten Ort wäre. Das Mädchen stand ihm aber keine Rede, denn kaum hatte sie ihn erblickt, als sie auch umdrehte und spornstreichs die Treppe hinauflief. Oben angelangt, war es ihm auch, als ob er sie die Worte rufen hörte: — „Eben kommt er — er ist schon im Hause“, und still vor sich hinlächelnd, sagte er:

„Da bin ich also doch an der rechten Stelle und meine Wirthsleute scheinen mich richtig erwartet zu haben. Jetzt freu' ich mich nur auf eine Tasse recht heißen Kaffees.“

Er stieg langsam die Treppe hinauf, und sah sich gleich darauf den aufgehangenen Guirlanden und Kränzen mit dem eingeflochtenen „Willkommen“ gegenüber. — Aber das war in der ersten Etage und galt ihm nicht. Nur einen Augenblick blieb er lächelnd stehen, denn es schien ihm fast, als ob er hinter der angelehnten Vorsaalthür ein leises Kichern und Flüstern hörte, dann aber wandte er sich wieder, um eine Etage höher zu steigen.

Da wurde plötzlich und rasch die Thür aufgerissen, die lachende Stimme eines alten Herrn rief:

„Haltet ihn — haltet ihn fest, den Ausreißer!“ und ein paar junge allerliebste Mädchen sprangen aus der Thür gerade auf ihn zu, warfen ihm, ehe er vor Erstaunen wußte wie ihm geschah, eine lange grüne Guirlande über die Schultern und zogen den sich wenig oder gar nicht dagegen Sträubenden unter lautem Jubel in den Vorsaal hinein.

„Haben wir ihn?“ schrie der alte Herr — „haben wir ihn erwischt, den Land- und Meerstreicher? Uns überraschen wollte er erst, und dann — wie er merkte, daß es mißglückt war, vorbeischleichen, als ob ihn die ganze Geschichte gar nichts anginge, heh? — Kam uns aber gerade recht, der Musjö; wie, Ihr Mädchen? — Junge — alter Seelensjunge, wie geht's?“

Und damit zog er den jungen Mann ohne Weiteres an seine Brust und küßte ihn ab nach Herzenslust.

„Aber, bester Herr!“ stotterte dieser jetzt ernstlich verlegen. Ein Mißverständniß lag der ganzen Sache jedenfalls zu Grunde, und er wünschte das sobald als möglich aufzuklären.

„Was — Herr!“ rief aber der Alte — „will sich wohl gar jetzt noch herauslügen? — Flausen! Flausen! Damit ist's nichts — und Ihr, Blitzmädel, steht jetzt da, als ob Ihr nicht Drei zählen könntet? Ist das ein Empfang für einen Vetter, auf den Ihr Euch so lange gefreut habt, heh? — und wollt Ihr ihm gleich um den Hals fallen und einen oder ein Dutzend derbe Küsse geben?“

„Willkommen, Franz!“ rief da die Jüngste, die sich zuerst ein Herz faßte, sprang dem jungen Mann entgegen und drückte die rosigen Lippen fest auf seinen ihr sehr bereitwillig

dargebotenen Mund. Und dann kam auch die zweite mit eben so süßem Willkommen, und der junge Arzt sagte lachend:

„Und wenn ich mir das auch wie ein Dieb in der Nacht stehle, mag da ein Anderer widerstehen, und mir der herzliche Empfang in diesem Hause Glück bedeuten. Jetzt aber, mein bester —"

„Trinken wir vor allen Dingen Kaffee und rauchen wir eine vernünftige Cigarre oder Pfeife dazu," unterbrach ihn wieder der Regierungsrath, der heute fest entschlossen schien, seinen vermeintlichen Neffen gar nicht zu Wort kommen zu lassen. Allons, Mädels, voraus — hier, Rieke, nimm einmal die Tasche und den Shawl, und dann soll er erzählen — erzählen von heute Morgen bis spät in die Nacht hinein, bis wir Alles aus ihm heraushaben, was wir wissen wollen." Dabei hatte er den jungen Mann unter den Arm gefaßt und zog ihn in das schon festlich mit Blumen geschmückte Zimmer.

„Wenn Sie mir aber nur vorher gestatten wollten, Ihnen mit wenigen Worten eine Erklärung zu geben," machte noch einmal der also Gepreßte den Versuch, das Mißverständniß aufzuhellen.

„Keine Erklärung vor dem Kaffee," parirte aber der hartnäckige Regierungsrath auch diesen letzten Angriff, und im nächsten Moment fand sich der Arzt dem alten Herrn gegenüber, an jeder Seite eine seiner reizenden, wenn auch aufgezwungenen Cousinen, vor der qualmenden, vortrefflich duftenden Kaffeekanne, vor allen Dingen die höchst wichtige Frage zu beantworten, ob er viel Sahne und wie viel Zucker er wünsche. — Da steckte das Dienstmädchen, die Rieke, den Kopf wieder in die Thür herein und meldete, daß draußen ein Fremder sei, ein junger Herr, der den Herrn Regierungsrath zu sprechen wünsche.

„Jetzt?" rief dieser — „geht nicht — soll wiederkommen. In einer Stunde, oder den Nachmittag, oder am liebsten morgen früh. Heute kann ich unmöglich." Das Mädchen verschwand wieder, kehrte aber schon nach wenigen Augenblicken zurück und richtete aus:

„Er kann nicht warten, sagt er, und müßte Sie gleich sprechen."

„Er soll zum Teufel gehen!“ fuhr der sonst so gutmüthige Regierungsrath jetzt gereizt und ärgerlich empor — „von „Müssen“ kann gar keine Rede sein; ich muß gar nichts, und heute Morgen am allerwenigsten.“

„Das ist nun das zweite Mal heute Morgen,“ sagte da eine lachende Stimme in der Thür, „daß mich ein „möglicher“ Onkel zum Teufel wünscht, und es müßte nur sein, daß ich wirklich zum zweiten Mal an den falschen gekommen wäre. Onkel Kettenbrock? —“

„Onkel?“ sagte der alte Herr, überrascht von seinem Stuhl aufspringend und erst den Eindringling und dann seinen früher vermutheten Neffen ganz erstaunt betrachtend.

„Ja, mein lieber Herr,“ sagte der Arzt, der bis über die Ohren roth geworden war, „wenn Sie mich nur einen Augenblick hätten zu Worte kommen lassen, so würden Sie schon lange erfahren haben, daß Sie sich in mir geirrt.“

„Ja, wer zum Wetter ist denn jetzt eigentlich der Neffe?“ rief ganz verdutzt der Regierungsrath.

„Vielleicht entscheidet da der Name,“ lachte der Letztgekommene, „ich heiße Franz Kettenbrock.“

„Franz Kettenbrock?“

„Und ich Karl Helmerdiek,“ sagte der Doctor.

„Mein Reisegefährte aus dem Nicht-Rauchcoupé.“

„Der allerdings bedauert,“ sagte der junge Doctor, „einen so lieben Willkommen auf fremdem Revier und unverdienter Weise erhalten zu haben.“

Die Reihe zu erröthen war jetzt an den jungen Damen. Der Regierungsrath aber, mit dem richtigen Neffen vor sich, übersah in dem Augenblick alles Andere, und die Arme ausbreitend, rief er:

„Junge — bist Du es denn wirklich — freilich, das Gesicht giebt's ja — wo ich auch nur vorher die Augen gehabt habe! — Herzensjunge — und doch überrascht!“

„Lieber, bester Onkel!“ rief Franz Kettenbrock, an seine Brust fliegend und den alten Mann fest an sein Herz drückend. Dann richtete er sich wieder auf. „Und das sind meine beiden Basen?“ jubelte er, während ihm die hellen Thränen in den Augen standen. „Fränzchen — Adele — tausend noch

einmal, was für große Mädchen sind die Knirpse geworden!" Im Nu hatte er sie beim Kopf und herzte sie nach der Art.

„Aber ist das auch gewiß der Rechte?" rief da Fränzchen, ihn noch mit schelmischem Lachen abwehrend, „nach den heutigen Erfahrungen —"

„Wie ich merke, hat mir mein Nachbar aus dem Nicht-Rauchcoupé schon das Beste oben abgeschöpft," sprach Franz — „aber halt! laßt ihn nicht fort — wir sind noch nicht fertig mit einander."

Der junge Arzt, der wohl fühlte, daß er hier eine eben nicht beneidenswerthe Rolle spielte, hatte sich in der That leise nach der Thür gedrückt, um mit der Freude des Wiedersehens seinen Rückweg zu decken. „Mein bester Herr Nachbar," sagte er, „es thut mir allerdings leid, das Alles nur unter dem Namen eines Andern erhalten zu haben; aber ich bin wirklich unschuldig."

„Den Herrn trifft keine Schuld," nahm auch Fränzchen jetzt seine Partei. „Wir Beide haben ihn förmlich eingefangen, und Onkel hat ihn gar nicht zu Worte kommen lassen, denn wir waren fest überzeugt, daß er der Rechte sein mußte. Hat also hier Jemand um Entschuldigung zu bitten, so sind es jedenfalls wir, die wir Sie so hinterlistig auf der Treppe überfielen."

„Na, auf die Art läßt er sich, glaub' ich, jeden Morgen überfallen," lachte der junge Kettenbrock — „aber ohne Kaffee dürfen wir ihn keineswegs entlassen. Sie haben ihn einmal hereingeschafft, Onkel."

Der Regierungsrath hatte indessen den jungen fremden Mann mit einem wohlwollend prüfenden Blick gemessen. Derselbe sah so anständig aus, und sein Gesicht hatte dabei etwas so Offenes, Ehrliches, daß er ihm überdies in der Freude des Augenblicks die Hand entgegenstreckte und ausrief: „Nun, Herr — wie war eigentlich Ihr Name?"

„Doctor Karl Helmerdiek."

„Also, Herr Doctor, wenn Sie auch nicht mein Neffe sind, hätten Sie es doch recht gut sein können, und da Sie unserthalben wahrscheinlich Ihr Frühstück versäumt haben, so machen Sie uns eine Freude, wenn Sie das unsrige mit uns theilen,

um so mehr, da die beiden Herren auch schon bekannt mit einander sind —"

„Wir waren Coupé-Nachbarn," sagte Franz Kettenbrock, „und ich hätte wahrlich nicht geargwohnt, daß mir mein Reisegefährte beinahe den Onkel abspenstig machen sollte. Das Komische bei der Sache ist jedoch, daß ich heute Morgen schon in Eurer alten Wohnung einem wildfremden Menschen in's Zimmer und an's Bett gefallen bin."

„Im alten Logis?"

„Natürlich; ich hatte ja keine Ahnung, daß Sie das Haus je verlassen würden."

„Und der Fremde?" lachte der Onkel mit dem ganzen Gesicht.

„War wüthend, daß ich ihn im Schlafe störte und ihn im Dunkeln ganz zärtlich meinen lieben, besten Onkel nannte."

„Das ist eine himmlische Verwechselung!" riefen die jungen Mädchen. „Wer die Scene mit hätte erleben können!"

„Als ob Ihr es mir hier um ein Haar besser gemacht hättet! Draußen steht „Willkommen" an der Thür, und drinnen bin ich eben so gut zum Teufel gewünscht worden, wie drüben bei dem alten Brummbär. Das war heute ein eigenthümlicher Empfang."

Fränzchen lachte dennoch wie vorher. „Etwas Komischeres kann man sich kaum denken."

„So? — nun wartet, ob ich nicht mit Euch quitt werde," bemerkte Franz. „Für den Empfang muß ich meine Revanche haben."

„Und auf welche Art, Herr Vetter?" fragte schelmisch Adele.

„Das weiß ich noch nicht," rief der Havanese, „aber die Mittel werden sich finden lassen."

„Dann will ich Dir gleich Gelegenheit dazu geben," lächelte der Onkel. „Auf morgen Abend habe ich zur Feier Deiner Ankunft einen kleinen Ball arrangirt und alle Deine alten Schulkameraden dazu eingeladen, — da kannst Du die Mädchen gleich zur Strafe sitzen lassen."

„Daß ich ein Narr wäre!" erwiderte Franz, — „aber

aufrichtig gesagt, liegt mir an einem solchen Fest verwünscht wenig. Ich hatte mich darauf gefreut, daß wir gemüthlich zusammenbleiben sollten. Bei so viel fremden Menschen —"

„Dann mußt Du mir das Opfer bringen," sagte der Onkel. „Ueberdies triffst Du ja auch fast nur Bekannte dort."

„Ihnen zu Gefallen Alles, lieber Onkel," rief Franz. „Darf ich aber dann wohl einmal die Liste der Eingeladenen sehen und vielleicht noch eine oder die andere Einladung selber machen?"

„Du bist der König des Festes und hast das volle Recht, einzuführen wen Du willst," sagte der Onkel.

„Vortrefflich!" rief Franz. „Dann beginne ich gleich hier mit meinem Nachbar. Mein zeitweiliger Repräsentant will sich nämlich als Arzt in Yvenburg etabliren, und der kleine Ball dient ihm dann vielleicht zur Einführung in die Gesellschaft. Sie nehmen die Einladung doch an?"

„Wenn die Damen keinen Groll mehr auf mich haben," sagte der junge Arzt mit einem bittenden Blick, vorzüglich auf Fränzchen.

„Herzlich willkommen sollen Sie uns sein!" rief der alte Herr, — „und wo ist Ihr Absteigequartier?"

„Wenn ich die Nummer recht gelesen habe, hier im Hause selbst," lautete die Antwort, „vorausgesetzt, daß der Registrator Ehrlich sein Logis hier hat."

„In der Etage über uns. Dann sind wir ja überdies Hausgenossen und müssen gute Nachbarschaft halten. Und nun, Kinder, werft Euch in Euren Staat, denn die Frau Muhmen werden im Handumdrehen da sein, um den neu eingetroffenen Vetter in Beschlag zu nehmen."

„Die Frau Muhmen?" rief Franz erschreckt.

„Nun, die Commerzienräthin Brummer und die Steuerräthin Fischbach. — Ich will Dir nur wünschen, daß Du die Beiden erst glücklich überstanden hast. Die Frau Commerzienräthin wird wohl gleich damit anfangen, Dir ihre Subscriptionsliste auf den neuen Missionsverein vorzulegen — eine Actiengesellschaft mit Anwartschaft auf den Himmel, zahlbar mit Actien zu zwei und ein halb und fünf Thaler,

um schwarze oder chinesische oder birmanesische Seelen zu retten."

„Gott steh uns bei!" rief Franz erschreckt; „dort mache ich keine Visite."

„Das hast Du auch nicht nöthig," lachte der Onkel, „die kommt zu Dir und bringt Dir eine permanente Einladung zu ihren Kaffeegesellschaften mit. Also, lieber Herr Doctor, morgen Abend sieben Uhr — pünktlich."

„Ich weiß wahrlich nicht, womit ich diese Güte verdient habe."

„Ein halber Verwandter sind Sie nun doch geworden," sagte Franz, „und als Hausgenosse gehören Sie nach havanesischen Gesetzen ohnedies zur Familie. Sie wollen jetzt Ihr Quartier aufsuchen?"

„Meine neuen Wirthsleute werden mich wahrscheinlich schon längst erwarten," lächelte der junge Mann, „wenn auch freilich nicht mit einem so lieben Willkommen. Also auf Wiedersehen, und nehmen Sie nochmals meinen herzlichsten Dank dafür, daß Sie dem Fremden, der auf so wunderliche Art bei Ihnen eingeführt wurde, den Irrthum nicht haben entgelten lassen. Ich werde Ihnen Ihre Freundlichkeit nie vergessen." Die Männer schüttelten sich die Hand, der falsche Vetter neigte sich ehrfurchtsvoll gegen die Damen, die ihn immer noch mit einem schüchternen Erröthen entließen, und der Regierungsrath führte dann den Neffen in das für ihn bestimmte Zimmer, damit er es sich dort erst bequem mache, während er dem Onkel in kurzen Umrissen erstlich von seiner Reise und dann von seinen jetzigen Plänen und Verhältnissen erzählen mußte.

IV.

Des Regierungsraths Warnung war indeß keineswegs übertrieben gewesen, und der junge Havanese kaum im Stand, die an dem Tage auf ihn einstürmenden Besuche abzuwehren.

Wie ein Lauffeuer hatte sich das Gerücht seiner Rückkehr unter all' seinen früheren Bekannten verbreitet, und besonders schien der weibliche Theil derselben ganz über alle Maßen neugierig, den Mann zu sehen, der sich jetzt neun volle Jahre bei den „Cigarren-Indianern" herumgetrieben hatte. Einige derselben kamen auch wirklich in der felsenfesten Ueberzeugung, einen dunkelbraunen, über und über tätowirten, halbwilden Menschen zu finden, und sahen sich grausam enttäuscht, als sich der Havanese auch in gar nichts von den übrigen europäischen jungen Leuten seines Alters unterschied, als vielleicht in der um einen Schatten dunkleren Hautfarbe seines Gesichts. Von Tätowirung war keine Spur an ihm zu sehen. Franz Kettenbrock fühlte sich aber in diesem Treiben nicht behaglich und parirte auf das Geschickteste drei verschiedene Einladungen zu drei verschiedenen Kaffeegesellschaften — hatte er ja doch auch in den ersten Tagen die Ausrede, sich ganz seinem Onkel widmen zu wollen.

Auf den nächsten Tag fiel aber der Ball, und da seine Cousinen außerordentlich beschäftigt waren, die nöthigen Anordnungen dazu zu treffen, ja der Regierungsrath selber alle Hände voll zu thun hatte, und dabei so viel kochen und braten ließ, daß er mit seinem Neffen im Wirthshause essen mußte, so ging dieser für den Nachmittag allen weiteren Begegnungen am besten dadurch aus dem Wege, daß er aus dem Thor dem nächsten Dorfe zuwanderte, um dort den Nachmittag Kaffee zu trinken, und dann noch ein paar Stunden die benachbarte freundliche und heimische Gegend zu durchstreifen. Hochauf athmete er, als er, vom lichten warmen Sonnenschein beglänzt, die lieben Hügel und Thäler, den blitzenden Strom wieder erschaute, und an der nächsten Höhe angekommen, warf er sich in's Gras und blickte mit leuchtenden Augen auf das wunderliebliche Schauspiel, das sich vor ihm ausbreitete.

Wie hatte er sich auf diesen Augenblick gefreut! wie oft sich in Gedanken schon die bunten Matten, die dunkeln Wälder ausgemalt, die jetzt in Wirklichkeit wieder vor ihm lagen! Jedes Dorf kannte er auch noch beim Namen, und wußte wie er dort und da gespielt, an Sonn- und Feiertagen

mit den Spielkameraden in die Berge gegangen, und leider auch an dem und jenem Ort die Obstbäume sorgloser Nachbarn geplündert hatte. Oh welch' eine liebe Zeit war das gewesen, und auch wieder, welch' trübe schwere Jahre lagen dazwischen! Sein Vater war erst gestorben, dann seine Mutter, und wie ihm die Heimath mehr und mehr verödete, wenn auch der Onkel den Knaben wie sein eigen Kind erzog, wachte die Sehnsucht in ihm auf nach jenem fernen, geheimnißvollen Land: Amerika. Zum Kaufmann von Jugend auf erzogen, trat er dort mit seinem achtzehnten Jahre selbstständig in ein Geschäft und vermehrte, mündig geworden, durch glückliche Speculationen sein Vermögen bald sehr bedeutend. Aber die Heimath konnte ihm das schöne fremde Land doch nicht ersetzen; hierher trieb es ihn mit unwiderstehlicher Kraft zurück, und wenn er auch gerade nicht die Absicht hatte, sein Leben in Deutschland zu beschließen, wollte er doch sein Vaterland wenigstens noch einmal wiedersehen — die Gräber seiner Eltern besuchen. Dies hatte er auch schon mit Tagesanbruch gethan, sich an dem theuren Platz recht herzlich ausgeweint, und war dadurch recht weich, recht wehmüthig gestimmt worden.

Um so greller und unangenehmer berührte ihn dafür dies Drängen und Treiben der gesellschaftlichen Welt, die ihn aus den Armen seiner Familie heraus mit aller Gewalt in ihre Kreise ziehen wollte. Wie schal und nichtig kam ihm das Alles vor, und wie hatte er sich besonders über die Frau Steuerräthin geärgert, die seinethalben heute ein kleines Diner unter ganz intimen Freundinnen nur einfach zu dem Zweck arrangirt hatte, den „Havanesen“ noch warm vom Schiffe fort an ihrem Tische zu sehen und sich seine Abenteuer aus erster Hand erzählen zu lassen. Vom Grabe der Eltern in die langweilige Gesellschaft — sein ganzes Herz empörte sich gegen den Gedanken, und wie er sich der Einladung selber geschickt zu entziehen gewußt hatte, so hätte er auch lieber dem Onkel den ganzen Ball heute noch ausgeredet, wenn es nur nicht zu spät dazu gewesen wäre.

Unter solchen Gefühlen schweifte sein Auge jetzt über die freundliche, sonnenbeschienene Landschaft hin, als seine Auf=

merksamkeit auf seine unmittelbare Nähe, und zwar durch einen eigenen Zwischenfall geleitet wurde.

Etwa fünfzehn Schritt unterhalb von da, wo er auf dem Rasen lag, lief ein schmaler Fußpfad nach dem nächsten Dorf vorbei, und eine alte Frau, mit einem anscheinend schweren Korb auf dem Rücken, war dort in die Kniee gesunken und konnte, ohne Hülfe, nicht wieder auf. Dicht hinter ihr her kam ein ältlicher, breitschultriger Herr, anständig angezogen und eine Brille tragend, denselben Pfad. Die alte Frau hatte die Schritte gehört, und den Kopf nach ihm umwendend, sagte sie:

„Ach, liebes Herrchen, wären Sie wohl so gütig mir ein kleines Bischen heben zu helfen? Ich bin ausgerutscht und kann nicht wieder in die Höh' kommen; der Korb ist gar zu schwer."

Der breitschultrige Herr war bei ihr stehen geblieben, aber — er hatte lichte Glacéhandschuhe über die dicken Finger gezogen und mochte sich die wahrscheinlich nicht schmutzig machen.

„Ladet nicht mehr auf, wie Ihr tragen könnt," brummte er deshalb finster vor sich hin, rückte sich die Brille, bog eben genug aus, die Frau nicht zu berühren, und — ging vorbei.

„Ach Du mein liebes Herrgottchen," klagte die arme Frau, „was giebt's doch für hartherzige Menschen in der Welt!" Sie brauchte jedoch nicht mehr zu sagen, denn Franz, über das Betragen des Burschen auf's Aeußerste entrüstet, war schon unten bei ihr, half ihr mit ihrem Korb wieder in die Höh' und sagte freundlich:

„Seid nicht böse, Mütterchen, unser Herrgott hat allerlei Kostgänger, und gute und böse, arme und reiche Menschen gemacht; von solchen, wie der da vorn, giebt's aber, dem Himmel sei Dank, nicht viel. — Doch Ihr tragt schwer, habt Ihr noch weit damit zu gehen?"

„Nein, mein gutes Herrchen — nur bis zu den nächsten Häusern drüben. Sonst hab' ich schon mehr getragen — wenn man aber erst einmal die Fünfundsechzig hinter sich hat, da wollen die Beine doch nicht mehr so recht fort.

Aber, wie Gott will, und wenn's Zeit ist, wird er mich schon rufen."

„Adieu, Alte," sagte Franz und drückte ihr dabei etwas in die Hand.

„Oh Jemine!" rief die Alte erstaunt aus — „so viel Geld hab' ich ja wer weiß wie lange nicht beisammen gehabt. Ach, der Herrgott vergelt's tausend- und tausendmal, und lasse Sie —"

Franz hörte nicht die Hälfte von allen den Segenswünschen, die sie auf ihn herabflehte, denn er eilte, so rasch er konnte, dem Dorfe zu, wohin ihm schon der breitschultrige Herr vorangeschritten war. Diesen erreichte er auch gerade noch, als er eben rechts in eine Gartenpforte bog, und Franz sah kaum, daß dort aufgestellte Tische und Stühle einen Wirthshausgarten verkündeten, als er ohne Weiteres ihm zu folgen beschloß, um sich den hartherzigen Menschen wenigstens einmal in der Nähe zu betrachten. Gab es dann die Gelegenheit, so ließ sich ihm auch vielleicht sagen, was er von ihm und seinem Betragen hielt.

Der Breitschultrige hatte sich eine Portion Kaffee bestellt und setzte sich behaglich an einen kleinen runden Tisch, der einen weitästigen Birnbaum umschloß. Franz Kettenbrock ging an ihm vorüber und schleuderte ihm einen verächtlichen Blick zu; der dicke Herr bemerkte das aber gar nicht und sagte nur zu einem der eilfertig herbeispringenden Kellner:

„Habe schon bestellt."

Franz Kettenbrock blieb überrascht stehen und sah sich nach dem Breitschultrigen um. Die Stimme mußte er jedenfalls schon gehört haben — und war denn das nicht — das Gesicht hatte er freilich gestern Morgen nicht erkennen können — aber war denn das nicht etwa sein falscher Onkel aus dem alten Logis? — Der breitschultrige Herr nahm noch immer keine Notiz von ihm; Franz aber, jetzt fest entschlossen sich Gewißheit zu verschaffen, bestellte ebenfalls eine Portion Kaffee, zündete sich eine frische Cigarre an und setzte sich ohne weitere Umstände an den nämlichen Tisch, an dem Jener saß. Der Kaffee wurde gebracht; die Beiden schenkten sich schweigend ein und saßen eine ganze Weile einander gegenüber, ohne auch

nur ein Wort mitsammen zu wechseln. Das hielt aber unser ungeduldiger Havanese nicht lange aus; ein Anknüpfungspunkt war auch bald gefunden: er ließ seine Cigarre ausgehen und bat seinen Nachbar um Feuer, und damit war ein Gespräch angeknüpft.

„Sehr schöne Gegend hier," sagte der Breitschultrige.

„Sehr schön — Sie sind fremd hier?"

„Vorgestern Nacht angekommen."

„Und wohnen vielleicht in einer nicht so hübschen Umgebung?"

„In Schlesien," lautete die Antwort, und Kettenbrock zweifelte jetzt keinen Augenblick mehr, daß er seinen „verkehrten Onkel" vor sich habe. Nur hinsichtlich des Namens mußte er sich noch Gewißheit verschaffen.

„Ja, dann glaub' ich, daß Ihnen die hiesige Gegend gefällt. — Sie sind Geschäftsmann, nicht wahr?"

„Advocat," sagte der Fremde — „treibe aber auch allerdings ein kleines Geschäft dabei," setzte er mit einem breiten, häßlichen Lächeln hinzu.

„Lieber Gott," meinte Kettenbrock — „das Geschäft ist ja doch die allgemeine Axe, um die sich die ganze Welt dreht, und nur wer sich einen guten Platz daran zu sichern weiß, das heißt der, der richtig speculirt, darf hoffen in der Welt zu reussiren."

„Ganz meine Meinung," nickte beifällig der Fremde, und über seine Züge stahl sich sogar bei der Bemerkung ein Schein von Wohlwollen.

„Ihre Geschäfte haben Sie also auch nach Yvenburg geführt, nicht wahr, mein Herr — wie war doch gleich Ihr werther Name?"

„Hobelmann."

„Ach ja, Herr Hobelmann," sagte jetzt Kettenbrock, vollkommen sicher.

„Geschäfte allerdings," erwiderte der Breitschultrige — „ein Proceß wenigstens. — Was ist Ihr Geschäft, wenn man fragen darf?"

„Ich bin Arzt," erwiderte auf gut Glück der junge Kettenbrock.

„Arzt? hm! — Gutes Geschäft hier?"

„Nur mittelmäßig — die Gegend ist unverschämt gesund."

„Hm," sagte Herr Hobelmann, „hätte ich Sie früher gekannt, hätten wir vielleicht ein Geschäft zusammen machen können. Jetzt ist es vorbei."

„Wir Beide?"

„Ja. — In der Proceßsache, die ich hier für einen Clienten von mir führte — ich habe ihm eben die Schlußacten gebracht — handelte es sich darum, ein Gutachten von einem hiesigen Arzt über den Geisteszustand eines Dritten zu bekommen."

„In der That?" sagte Franz, und ein eigener toller Gedanke fuhr ihm wie der Blitz durch die Seele — „da interessiren Sie sich auch vielleicht für Geisteskranke?"

„Ich? — Damals lebhaft. Ueberhaupt ist ein Mensch, der nicht vollkommen bei Verstand ist, immer ein interessanter Gegenstand, da man nie bestimmen kann, inwieweit er für seine Thaten zurechnungsfähig blieb."

„Sie sind noch ganz fremd hier in der Stadt?"

„Vollkommen — kenne nur die Familie, bei der ich wohne. Warum?"

„Es war nur so ein Gedanke von mir," sagte Kettenbrock. „Ich bin nämlich in einem hiesigen Institut für Geisteskranke angestellt, mit denen wir heut Abend einen eigenthümlichen Versuch machen wollen."

„So? — Welchen, wenn man fragen darf?"

„Unser Obermedicinalrath hat einen Ball für die Verrückten arrangirt, auf dem sie sich vollkommen frei und unbelästigt bewegen sollen!"

„Die Tollen? — Alle Teufel, das muß sich merkwürdig ausnehmen. Aber es wäre wohl nicht möglich, Zutritt zu erlangen?"

„Nicht leicht — es ist verboten, Fremde dort hinzubringen."

„Hm — das ist schade — sehr schade!" sagte Herr Hobelmann. „Aber — ließe sich das nicht vielleicht auf die eine

oder die andere Weise machen? — Es sollte Ihr Nachtheil nicht sein."

„Mit Geld, meinen Sie?" sagte Franz, durch diese Gemeinheit nur noch mehr in seinem Vorsatze bestärkt. „Nein, damit ist nichts anzufangen. Aber — der Oberarzt ist mein Onkel, und ich könnte vielleicht die Verantwortlichkeit auf mich nehmen, wenn Sie mir versprechen wollten, gegen keinen Menschen eine Silbe darüber zu äußern. Sie brächten mich in dem Fall in die größte Verlegenheit."

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort," rief Herr Hobelmann rasch und erfreut, „und würde Ihnen noch außerdem zu größtem Dank verpflichtet sein, Herr — wie ist gleich Ihr Name?"

„Franz — Doctor Franz."

„Sehr schön, Herr Doctor. Sagen Sie mir übrigens — Gefahr ist doch nicht dabei?"

„Nicht die geringste," beruhigte ihn Franz. „Die Leute stehen unter der unmittelbaren Aufsicht ihrer Wächter, die den Abend sämmtlich als Bediente oder Ballgäste verkleidet sind. Wir Aerzte verlassen sie außerdem keinen Augenblick, und falls ja bei Einem oder dem Andern die Tobsucht ausbrechen sollte, so ist kräftige Hülfe im Moment bei der Hand. Sie können sich wohl denken, daß jede nöthige Vorsichtsmaßregel für solchen Fall getroffen ist. Uebrigens sind wir auch der Leute ziemlich sicher, und nach unserer Methode hoffen wir eben von einem zeitweiligen Eingehen auf ihre fixen Ideen die heilsamsten Folgen. Es versteht sich trotzdem von selbst, daß man zu einem solchen Ball nur die harmlosesten Geisteskranken zuläßt. Wer sie nicht kennt, würde keinen Augenblick auf den Gedanken kommen, daß er sich unter lauter Verrückten befindet."

„Vortrefflich. Heut Abend ist der Ball, sagen Sie?"

„Heut Abend — ich will Sie abholen. Wo find' ich Sie?"

„Ich wohne in der Kreuzgasse, an der Ecke der Neuen Straße, die Nummer weiß ich nicht, beim Geheimrath von Pottlitz."

„Sehr gut, — ich werde um halb zehn Uhr mit einer

Droschke an der Ecke warten. Aber Sie vergessen Ihr Versprechen nicht? Sie schweigen und halten sich bereit?"

„Kein Mensch erfährt eine Silbe," betheuerte Herr Hobelmann, „geht auch Niemandem etwas an, wo ich meinen Abend zubringe. Bin vollkommen mein eigener Herr."

„Also auf Wiedersehen um halb zehn Uhr. Ich muß jetzt in die Stadt zurück, um noch einige Anstalten zu treffen. Empfehle mich Ihnen, Herr Hobelmann."

„Empfehle mich Ihnen gehorsamst, Herr Doctor," sagte Herr Hobelmann, von seinem Stuhl aufstehend und sich vor dem jungen Mann verbeugend — „war mir ungemein angenehm, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen."

„Ja, das hast Du mir schon gestern Morgen versichert," lachte Franz stillvergnügt, als er wieder den schmalen Pfad zur Stadt zurückschritt. „Aber warte nur, Kamerad, den Empfang gestern im heimathlichen Hause und Deine Hartherzigkeit gegen die arme Frau heute tränk' ich Dir jedenfalls ein, und — hahaha — vielleicht kriegen die Frau Steuerräthin und die Frau Commerzienräthin auch ihren Theil ab von dem Spaße. Jedenfalls ist es der tollste Einfall, den ich in meinem Leben gehabt, und der Onkel wird mir am Ende böse darüber. Aber, bah! Zuletzt muß er doch darüber lachen. Und Herr Hobelmann — hahaha — wenn's nur erst Abend wäre!"

V.

Der Abend kam, und in den Salons des Regierungsraths Kettenbrock, der ein ziemlich großes Haus machte und brillant eingerichtet war, sammelten sich nach und nach die Gäste, bei deren Empfang Franz Kettenbrock natürlich nicht fehlen durfte. Im Anfang machte ihm das auch Freude, denn er knüpfte da manche alte Bekanntschaft wieder an, und schon lang' vergessene Namen und Gesichter tauchten auf's Neue vor ihm auf und

weckten schlummernde Erinnerungen zu neuem Leben. Als aber die Frau Steuerräthin ihre Tochter und die Frau Commerzienräthin ihre beiden Nichten mitbrachten, und dann noch außerdem ein paar alte adelige Fräulein hereinrauschten, den armen jungen Mann in ihre Mitte nahmen und ihn mit ihren faden, alltäglichen Phrasen todt zu quälen suchten, da erwachte ein Gefühl der Empörung in Franz.

Ihm zu Ehren ward die kleine Festlichkeit gegeben, und er als Hauptperson wollte und brauchte sich nicht langweilen zu lassen. Im Anfang hatte er allerdings leichte Gewissensbisse über seinen tollen Plan gehabt, und wie sein alter Onkel so vergnügt und glücklich in den hellerleuchteten Räumen umherschritt, und ihm einmal über das andere, wo das nur irgend unbemerkt geschehen konnte, in seiner Freude die Hand drückte, da beschloß er schon das Ganze ungethan und den alten egoistischen Hobelmann ruhig sitzen zu lassen. Aergerte diesen das nicht erfüllte Versprechen, so geschah ihm das gerade recht. Aber Stunde um Stunde verging, und den äußersten Belebungsversuchen des alten Regierungsrathes zum Trotz zog sich die Gesellschaft immer wieder in einzelne steife Gruppen zurück, die nur dann und wann darauf ausgingen den Havanesen abzufangen und sich anzueignen. Franz hatte auch volle Arbeit, ihnen geschickt auszuweichen oder, wenn wirklich einmal gefaßt, den gelegten Schlingen zu entgehen, mit denen ihn besonders die beiden „Muhmen" verfolgten. Eben war er solcher Art ganz verbittert der Frau Commerzienräthin entschlüpft und stand in einem kleinen Nebenzimmer in tiefen Gedanken, als ihm plötzlich der Onkel seinen Arm unterschob und sagte:

„Das weiß doch der Henker, in unsere Gesellschaften, wir mögen's anstellen wie wir wollen, ist nun einmal kein Leben zu bringen, und wie ich sehe, ennuyirst Du Dich ebenfalls schmählich."

„Aber, lieber Onkel, — wie können Sie glauben —"

„Papperlapapp, ich bin nicht blind. Das langweilige Volk, anstatt Dich mit zu unterhalten, wartet darauf, daß Du ihnen irgend etwas Außergewöhnliches — etwas Havanesisches zum Besten geben sollst, und da stehen sie und thun den Mund

nicht auf, außer wenn sie Dich ausfragen oder heimlich untereinander flüstern und ihre Nebenmenschen lästern. Das Gescheidteste wird sein, ich lasse anfangen zu tanzen, damit nur etwas Bewegung in sie kommt."

Franz sah schlau vor sich nieder.

„Und wenn ich nun mit etwas Havanesischem zwischen sie führe?"

„Das wär' recht," rief der Onkel — „irgend etwas, um Wechsel, um Bewegung in die Sache zu bringen."

„Aber Sie werden vielleicht böse, Onkel?"

„Ich? wahrhaftig nicht. Wo willst Du denn hin?"

„Nicht fort — ich bin im Augenblick wieder da. Wie viel Uhr haben wir jetzt?"

„Es wird gleich halb zehn Uhr sein."

„Schön, lieber Onkel. So lassen Sie den Ball nur beginnen."

„Aber den Tanz wirst Du doch eröffnen?"

„Gewiß, wenn Sie es wünschen. Bis Sie in Ordnung sind, bin ich wieder da. Ich will nur mein Schuhwerk wechseln, denn ich blieb vorhin mit der linken Sohle an einer Schwelle hängen und habe sie mir abgesprengt."

„Bleib mir nicht zu lange aus. So wie Steueraths Euphrosine die Gnadenarie und etwa noch „Die schönsten Augen" zu Ende gesungen hat, geb' ich der Tanzmusik das Zeichen."

Der junge Havanese benutzte den nächsten Moment, um die Thür zu erreichen, und einige ihm nachgeschleuderte Blicke aus schönen Augen nicht achtend, stürzte er hinaus, warf seinen Paletot über und war wenige Secunden später auf der Straße.

„Wie viel Uhr haben wir, Kutscher?" rief er einer der unten haltenden Droschken entgegen.

„Gerade schlägt's halb zehn Uhr."

„Ecke der Kreuzgasse und Neuen Straße! Dort wird ein Herr zu mir einsteigen, dann drehst Du augenblicklich um und fährst hierher zurück — aber nicht an die Front des Hauses. Weißt Du, wo der Garten an der Promenade ausmündet?"

„Von dem Hause hier? — gewiß — es brennt gerade eine Laterne an der Pforte dort."

„Dorthin fährst Du, aber nicht den nächsten Weg. Fahr aus dem Emmer-Thor hinaus und das Stück über die Promenade bis an die Gartenthür — verstanden?"

„Sehr wohl."

„Hier ist Dein Fahrgeld für beide Touren und laß Dein Pferd ein wenig austraben."

Der Kutscher, sehr zufrieden mit dem ihm gegebenen Gelde, zog seinem Gaul ein paar tüchtige Peitschenhiebe über und ließ die alte Droschke über das holprige Straßenpflaster rasseln. Es dauerte auch nicht lange, so befanden sie sich an der bezeichneten Ecke, und kaum hielt dort die Droschke, als Herr Hobelmann auch schon, in seinen Mantel gehüllt, erschien.

„Sie sind außerordentlich pünktlich," sagte er sehr freundlich.

„In unserer Anstalt muß Alles nach der Minute gehen," erwiderte Franz. — Der Kutscher hatte die erhaltene Weisung wohl gemerkt. Er fuhr hinaus auf die Promenade.

„Ihre Anstalt liegt außerhalb der Stadt?" sagte Herr Hobelmann.

„Nein," lautete die Antwort, „nur frisch und luftig am entgegengesetzten Ende derselben."

„Sie haben doch meinethalben keine Schwierigkeiten gehabt?"

„Nicht im Mindesten — das heißt bis jetzt noch nicht. Lassen Sie sich nur nicht das Geringste merken, daß Sie eine Ahnung davon haben, wo Sie sich befinden. Die Leute wollen natürlich nicht, wie Sie sich wohl denken können, für Verrückte angesehen werden. Mit den verschiedenen Persönlichkeiten und ihren Eigenthümlichkeiten werde ich Sie unter der Hand bekannt machen. Sie sind doch Ihres Versprechens eingedenk gewesen und haben zu Hause nichts erwähnt?"

„Sie können sich auf meine Discretion verlassen. Aber wenn mich der Oberarzt bemerkt?"

„Ich habe Ihnen schon gesagt," erwiderte Franz, „daß derselbe mein Onkel ist, und dem muß ich Sie natürlich gleich

vorstellen, sobald wir eingetreten. Er hat das Fest arrangirt und sämmtliche Irrsinnige sind von ihm nach aller Form der Etikette eingeladen worden. Jeder betrachtet sich deshalb vollkommen in seinem Recht, und da die Anstalt ziemlich kostspielig ist und nur Geisteskranke aus den höheren, wenigstens bemittelten Ständen aufnimmt, so dürfen Sie sich auch auf glänzende Toiletten gefaßt machen."

„Ich bin auf's Aeußerste gespannt," versicherte Herr Hobelmann.

„Und da sind wir schon," sagte Franz, während er vorn an das Droschkenfenster klopfte. „Bitte, folgen Sie mir so rasch Sie können, denn ich habe mich schon eigentlich etwas über meine Zeit aufgehalten." Die Droschke hielt, und Franz Kettenbrock, der seinem Begleiter so wenig als möglich Zeit zum Umschauen gönnen wollte, sprang behend aus dem Wagen und in die Gartenthür. Herr Hobelmann folgte ihm eben so flink, und bald betraten sie das innere Haus und erstiegen die mit Teppichen belegte Treppe.

„Das sieht ja hier ganz vornehm aus," flüsterte Herr Hobelmann — „und alle die harrenden Diener da?"

„Sind theils Wächter, theils nur für den Abend von dem Magistrat entlehnte Polizeidiener, die sich hier aufhalten, um einer möglichen Unordnung vorzubeugen," erwiderte Franz. „Natürlich würden sie die Kranken, wollten sie in ihrer gewöhnlichen Uniform erscheinen, gleich von vornherein mißtrauisch machen. In dieser Livrée dagegen vermuthet keiner, was in ihnen steckt."

„Vortrefflich," sagte Herr Hobelmann. „Eigentlich sogar ein Bild unserer ganzen bürgerlichen Verhältnisse. Die Polizei spielt ihre Maskerade ausgezeichnet."

„Finden Sie?" lachte Franz, — „doch da sind wir bei den Irren. Jetzt nehmen Sie sich zusammen."

„Thun Sie mir nur den Gefallen und lassen Sie mich nicht allein."

„Haben Sie keine Angst, jedenfalls verlasse ich Sie nicht, bevor ich Sie einigen der Herren und Damen vorgestellt habe. Da drüben der alte Herr, das ist der Oberarzt, zu dem werde ich Sie vor allen Dingen führen."

„Und wie titulirt man den Herrn?“

„Herr Rath — ah, er hat uns schon gesehen! Er ist allerdings Obermedicinalrath, aber man nennt ihn hier in der Anstalt nur einfach Herr Rath.“

„Franz, wo steckst Du denn?“ sagte der Regierungsrath, der in diesem Augenblick den zurückkehrenden Neffen erspäht hatte und rasch auf ihn zukam. „Die ganze Gesellschaft ist schon in Verzweiflung.“

„Lieber Onkel,“ sagte der junge Mann, „ich habe das Vergnügen Ihnen hier Herrn Hobelmann vorzustellen. Er ist fremd in der Stadt, und ich möchte Sie ersuchen —“

„Sehr angenehm Ihre werthe Bekanntschaft zu machen,“ sagte der alte Herr.

„Ich muß tausendmal um Entschuldigung bitten, daß ich wage —“

„Keine Entschuldigungen; von meinem Neffen eingeführt, sind Sie mir herzlich willkommen. Tanzen Sie?“

„Es ist allerdings schon einige Zeit her, daß ich mich nicht mehr diesem Vergnügen hingegeben habe.“

„Bitte, dann geniren Sie sich ja nicht,“ sagte der freundliche Wirth. „Jeder ist hier sein eigener Herr, und da drinnen kommt wohl eine Partie Whist oder L'Hombre zu Stande, an der Sie mit Bequemlichkeit Theil nehmen können.“ Der Onkel eilte geschäftig davon und Franz flüsterte seinem Opfer zu:

„Sie müssen jedenfalls tanzen; ich werde Sie schon einigen unserer „ruhigsten“ Damen vorstellen.“

„Aber ich habe wahrhaftig lange nicht getanzt.“

„Gut. Dann nehmen Sie zum Anfang keine von den jüngsten, und erst einmal wieder in Gang, kommen Sie bald in den Wirbel hinein. Sehen Sie, da haben wir gleich eine unserer älteren Schönen.“

„Die Dame mit den gelben Rosen?“

„Das ist eine ungarische Gräfin,“ sagte Franz, „die aber vollkommen geläufig Deutsch spricht. Sie hat die fixe Idee, daß ein deutscher Steuerrath sie aus ihrem Schlosse an der Theiß entführt und geheirathet habe.“

„Gerade ein Steuerrath? Das ist merkwürdig!" sagte Herr Hobelmann.

„Ich werde Sie gleich vorstellen."

„Und die beiden jungen Damen dort?"

„Von denen nachher. Seien Sie nur um Gottes willen voller Aufmerksamkeit gegen die unglückliche Gräfin."

„Und wer ist die alte Dame drüben mit dem Papier in der Hand?"

„Das ist die Königin von Birma."

„Wer?"

„Die Königin von Birma," wiederholte Franz ruhig und mit vorsichtig gedämpfter Stimme, denn die genannte Dame rauschte eben an ihnen vorüber und schien Jemanden zu suchen. Franz, der wohl ahnte, daß sie ihn aufzufinden wünsche, hatte sich durch die breite Gestalt des Herrn Hobelmann vollständig und glücklich gedeckt.

„Aber Sie meinen doch nicht im Ernst?" sagte der erstaunte Advocat.

„Gott bewahre!" lächelte der junge Mann. „Sie war früher an einen Commerzienrath in Berlin verheirathet und schnappte gerade zu der Zeit über, als der birmanische Gesandte durch Berlin nach London reiste. Jetzt bildet sie sich ein, er sei nur dorthin gekommen, um sie an den Hof des Großherrn zu holen. Ueber den Zustand der dortigen Seelen aber innigst betrübt, läuft sie nun fortwährend mit einer Liste herum, Beiträge zur Bekehrung der Heidenkinder in Birma zu sammeln — doch da kommt die Gräfin-Steuerräthin auf uns zu. Jetzt nehmen Sie sich zusammen."

„Aber, bester Franz, wo haben Sie die Zeit daher gesteckt?" sagte in diesem Augenblick die Steuerräthin, die, vollkommen ahnungslos über die ihr zugetheilte Würde, zu den beiden Männern trat. „Wie eine Stecknadel haben wir Sie überall gesucht und der Tanz soll beginnen."

„Erlauben Sie mir nur erst, hochverehrte Frau," sagte Franz, „Ihnen einen Tänzer zuzuführen, der darauf brennt Ihre Bekanntschaft zu machen. Graf Hobelmann aus Pest."

Die Frau Steuerräthin knixte fast bis auf den Boden

hinunter und Herr Höbelmann sah seinen Begleiter mit einem etwas dummen Blicke an. Dieser aber flüsterte der Dame mit den gelben Rosen zu: „Halten Sie ihn fest, Steuerräthin, ich glaube fast, Sie haben da eine ganz brillante Eroberung gemacht," und verschwand im nächsten Augenblick von ihrer Seite, seine Cousine Adele zu dem ersten, eben beginnenden Tanz zu führen.

Hier traf er auch schon das zweite Paar, seinen sehr glücklich lächelnden Reisegefährten mit Base Fränzchen am Arm.

Der junge Doctor schien in einem wahren Meer von Wonne zu schwimmen; er ging gar nicht, er schwebte ordentlich, und sein Antlitz strahlte von Vergnügen.

„Bester Kettenbrock," rief er, des Havanesen Hand ergreifend, „ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen für diesen Abend bin — wie glücklich ich mich fühle —"

„Ist auch gar nicht nöthig," lachte Kettenbrock. „Ihr Gesicht verräth das schon ohnedies. Aber Cousine Fränzchen scheint mir niedergeschlagen?"

„Ich?" sagte das junge Mädchen erstaunt, und ihr offenes Gesicht überflog ein leichtes Roth. „Du bist ein arger Spötter, Vetter Franz; aber im Nu wird Dir die Frau Commerzienräthin über den Hals kommen. Siehst Du, wie sie dort mit ihrem Subscriptionsbogen durch den Saal streicht?"

„Wie ein Habicht über ein Ackerfeld," lachte Franz, „und wehe den armen Opfern, auf die er niederfährt."

„Aber sie bringt sie nicht um —"

„Nein, sie zapft ihnen nur das Blut ab, um jene Klasse von Menschen mit dem Erbeuteten zu füttern, die in einem schwarzen Frack und weißer Halsbinde das passende Futteral für ihre unsterbliche Seele gefunden zu haben glauben."

„Pfui, Franz," rief die Cousine, „schäme Dich!"

„Etwa weil ich glaube, daß die Neger und Indianer keine wollenen Strümpfe brauchen?" gab der junge Mann zurück. „Aber wahrhaftig, sie hat es auf mich gemünzt," und ohne weiter ein Wort zu sagen, verließ er die Gruppe

und ergriff Adelens Hand, den Tanz zu beginnen, dessen Tacte eben lustig vom Orchester herabschmetterten.

„Lieber Franz," sagte die rücksichtslos einschreitende Commerzienräthin, „in glücklichen Momenten des Lebens ist das Herz am mildthätigsten, am weichsten gestimmt —"

„Hat aber auch die wenigste Zeit," unterbrach sie der junge Mann und setzte sich mit seiner Dame in Bewegung. „Platz, oder der ganze Zug geht über Sie hin!"

„Aber nur einen Moment —"

Es half ihr nichts. Die Paare flogen an ihr vorüber.

Nur einer der Tänzer theilte das allgemeine Vergnügen so wenig, daß er sich lieber davon zurückgezogen hätte, wenn er dazu den Muth besessen, und das war Herr Hobelmann. Die überselige Frau Steuerräthin als wahnsinnige Gräfin im Arm, keuchte er mit triefender Stirn durch den Saal. Die Gräfin schien gar keine Lunge zu haben, und wenn er inne halten wollte, traf ihn ein so merkwürdiger Blick aus ihren Augen, daß er immer wieder auf's Neue die Zähne zusammenbiß und vorwärts arbeitete. Er durfte ja die Unglückliche nicht reizen. Endlich aber konnte er nicht mehr; seine Kräfte ließen nach, sein Kopf schwindelte, der ganze Saal drehte sich mit ihm im Kreis, und mit immer ängstlicheren Verbeugungen, die er seiner Tänzerin machte, taumelte er zu einem nahen Sitz, auf den er athemlos niedersank.

„Bravo! Bravo! vortrefflich!" flüsterte ihm Franz zu, „Sie tanzen ja mit einer Leidenschaft, mein guter Graf, daß Sie die jüngeren Leute ordentlich beschämen."

„Graf!" flüsterte da Etwas zur Seite, und als Franz den Kopf wandte, entdeckte er die Frau Commerzienräthin, die mit dem unerbittlichen weißen Bogen in der einen und einem schwarzen Bleistift in der andern Hand neben ihm stand, — „bitte, lieber Franz, stellen Sie mich dem Herrn Grafen vor."

„Mit dem größten Vergnügen," willigte in seinem Uebermuth der junge Havanese ein. „Meine Gnädigste, ich habe hier die Freude, Sie mit einem unserer leidenschaftlichsten und besten Tänzer, dem Grafen Hobelmann bekannt zu machen. Herr Graf, sehen Sie in dieser Dame die Mutter aller

unchristlichen Waisen, die Königin und Wohlthäterin von Birma, wie von verschiedenen anderen heidnischen Länderstrichen."

„Sie Schmeichler," lächelte verschämt unter ihrer Schminke erröthend die Commerzienräthin. „Herr Graf, ich freue mich außerordentlich, diese ehrenvolle Bekanntschaft zu machen, und entschuldigen Sie nur, wenn ich gleich bei Ihnen mit einer Bitte erscheine, und so gewissermaßen mit der Thür in's Haus falle."

Sie trat dabei dicht auf Hobelmann zu, und dieser, in der Scheu, der Königin von Birma zu nahe zu kommen, erhob sich rasch von seinem Sessel, mit dem er beinahe umgefallen wäre.

„Sie ist vollkommen unschädlich," raunte ihm Franz zu, und die Dame, der die erschreckte Bewegung nicht entgehen konnte, sagte lächelnd:

„Fürchten Sie sich nicht, Herr Graf, es soll Ihnen nichts geschehen, nur Ihre Mildthätigkeit möchte ich in Anspruch nehmen, und zwar für die armen Heidenkinder in Birma, über deren Elend Sie mir wohl erlauben, Ihnen zugleich einige kleine Broschüren zu überreichen."

„Majestät sind zu gnädig!" stammelte der also Ueberraschte. Die Commerzienräthin aber, mit einem lächelnden Blick auf Franz den Titel acceptirend, hielt ihm das Papier vor und sagte bittend:

„Unterschreiben Sie, Herr Graf; bedenken Sie, daß Sie mit ein paar hier so heilvoll angelegten Louisd'oren unendlichen Segen wirken. Und wenn Sie auch nur eine Seele damit retten, so hätte sich das Capital ja tausendfach, millionenfach verzinst."

„Was soll ich denn thun?" wendete sich der geängstigte Hobelmann an den sich dicht zu ihm haltenden Franz.

„Unterschreiben Sie," rieth dieser leise, „sie wird sonst böse. Derartigen Leuten muß man scheinbar den Willen thun —"

„Aber wie viel?"

„Das bleibt sich ja gleich — unter zehn Louisd'or können Sie aber auf keinen Fall zeichnen. Wenn die Summe nur auf dem Papier steht, so ist die Dame vollkommen zufrieden."

„Nun, nicht wahr, Sie sind so freundlich?“ drängte noch einmal die Commerzienräthin.

„Wenn Sie befehlen, von Herzen gern!“ sagte Herr Hobelmann, nahm den ihm gereichten Bleistift, und im nächsten Augenblick stand sein Autograph: G. Hobelmann mit der anscheinend unschuldigen Bemerkung: zehn Louisd'or auf dem Papier und vor den entzückten Blicken der Heidenbeschützerin. Im Ueberfließen ihres Dankes ergriff sie seine Hand.

„Großmüthiger, freigebiger Mann,“ rief sie, „dafür ermöglichen Sie vielleicht den Eintritt einer ganzen Familie in den Himmel. Nur um Ihre werthe Adresse dürfte ich wohl noch bitten.“

„Die werde ich schon ausfüllen,“ mischte sich aber Franz Kettenbrock in das Gespräch und wehrte dadurch die Frau Commerzienräthin endlich ab. Brannte ihr doch auch schon der Boden unter den Füßen, auf neue Opfer zu stoßen und die unterschriebenen zehn Louisd'or im Triumph durch den Salon zu tragen. Herr Hobelmann aber, höchst erfreut so billig davongekommen zu sein, machte ihr eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung, wie er es dem Rang einer Königin von Birma für angemessen hielt, und gewann sich dadurch ihr Herz vollkommen. Die Frau Steuerräthin dagegen rümpfte die Nase und war jetzt im Innern mehr als je davon überzeugt, — wenn es dazu überhaupt noch irgend eines Beweises bedurft hätte! — daß die Commerzienräthin eine höchst durchtriebene und intriguante Person sei, vor der man sich entsetzlich in Acht nehmen müsse.

„Nun, wie gefällt Ihnen die Gesellschaft?“ sagte Franz, als er sich mit Herrn Hobelmann einen Augenblick allein sah.

„Vortrefflich, mein junger Freund, ganz vortrefflich!“ erwiderte der dicke Advocat, sich dabei den Schweiß von der Stirn trocknend; „ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen dafür bin, mich hier eingeführt zu haben. So etwas bekommt man nicht alle Tage zu sehen. Die Königin von Birma zum Beispiel ist göttlich — ein wahres Charakterbild, einzig in ihrer Art! Aber sagen Sie mir einmal, wer ist denn der Herr, der da so finster zwischen den verschiedenen Gruppen herumgeht? Den mit der Brille

mein' ich und dem großen Schnurrbart. Er hat etwas Militärisches."

„Das ist unser Hauptkrankenwärter," erwiderte Franz leise, denn der erwähnte Herr ging eben unfern von ihnen vorbei und warf dem Herrn Hobelmann einen scharfen, nicht besonders freundlichen Blick zu. „Hier in der Gesellschaft wird er zwar Herr Hauptmann titulirt, und die Kranken lassen ihn für ihres Gleichen gelten, außerdem hat er sie aber tüchtig unter der Fuchtel, und sie fürchten ihn, wenn er einmal ärgerlich wird und zwischen sie fährt. Doch da kommen noch ein paar unserer interessantesten Irrsinnigen, eine noch eben nicht bejahrte Dame in dem permanenten Alter der Zwanziger, ein Fräulein von Bomershausen, die, wenn ich nicht irre, ein Drama geschrieben hat, und vor der Aufführung aus Furcht vor dem Mißlingen desselben wahnsinnig geworden ist, und ein anderes gnädiges Fräulein von Losenbrett, ebenfalls eine Schriftstellerin, die wunderbarer Weise in ein französisches Attentat verwickelt zu sein glaubt und in jedem Fremden einen Spion fürchtet. In ihren lichten Augenblicken macht sie Gedichte, in ihrem ärgsten Paroxysmus aber liest sie dieselben vor."

„Sie scheinen es ebenfalls auf uns abzusehen," sagte Herr Hobelmann.

„Im schlimmsten Fall fordern wir Beide zum Tanz auf," beruhigte ihn Franz; „die Musik wird im Augenblick wieder beginnen."

„Ich bin aber schon so müde, daß ich kaum noch auf den Füßen stehen kann," versicherte Herr Hobelmann.

„Das schadet nichts," entgegnete Franz. „Sie tanzen sich wieder munter. Ich empfehle Ihnen Fräulein von Losenbrett."

„Die Dame mit den entsetzlich langen Locken?"

„Bst — dieselbe — nicht so laut. Derartige Irrsinnige haben ein wunderbar scharfes Gehör und sind außerordentlich mißtrauisch."

Er hatte kaum ausgesprochen, als Fräulein von Losenbrett, von der man schon seit fünfzehn Jahren behauptete,

daß sie eine höchst interessante Blondine sei, an ihn herangleitt, seinen Arm berührte und leise sagte:

„Lieber Kettenbrock, wer ist denn der dicke fremde Herr, den Sie uns da gebracht haben?"

„Ein Graf Mann, mein gnädiges Fräulein," antwortete Franz. „Nach seinem Erbgut Hobelmann genannt."

„Aber den Namen kenne ich gar nicht."

„Er ist aus dem fernen Ostpreußen und erst heute bei uns eingetroffen. Erlauben Sie, daß ich ihn vorstelle?"

„Gleich — erst noch eine Frage. Ich — ich habe zu Ihrer Rückkehr ein kleines Gedicht — eigentlich nur ein Epigramm, gemacht — denn Sie werden mir zugestehen, daß Sie keine Lyrik verdienen."

„Mein gnädiges Fräulein —"

„Still — ich möchte es Ihnen vorlesen — am liebsten Ihnen allein — in Begleitung einer Freundin natürlich — aber — wenn Sie Ihren Freund mitbringen wollen, habe ich nichts dagegen."

„Jetzt? meine Gnädige. — Der Tanz wird im Augenblick wieder beginnen und ich bin engagirt."

„In der nächsten Pause denn, unmittelbar nach dem Tanz. Drüben im kleinen Erker."

„Indessen," sagte jetzt Franz, und zwar wieder mit lauter Stimme, „erlauben Sie mir wohl, Ihnen meinen Freund, den Grafen Hobelmann, vorzustellen, — Fräulein Emma von Losenbrett — eine unserer gefeiertsten Dichterinnen."

Die Dame verneigte sich erröthend, und Hobelmann wollte sich ebenfalls mit einer tiefen und etwas steifen Verbeugung loskaufen. So billig sollte er aber nicht davonkommen, denn der boshafte Franz fuhr fort: „Er hat mich vorhin schon ersucht, Sie, meine Gnädige, in seinem Namen um diesen Tanz zu bitten."

Die Antwort war eine stumme, aber gestattende. Auch blieb nicht viel Zeit zu längerer Conversation, denn in demselben Augenblick begann die Musik auf's Neue, und Hobelmann war gleich darauf genöthigt, nach dem Tact eines rasend schnellen Galopps den Saal hinab- und wieder heraufzuwirbeln.

Erschöpft und mit pochenden Adern machte er eben mit seiner Tänzerin eine kurze Pause, als ihn Jemand leicht auf die Schulter klopfte. Wie er sich rasch danach umdrehte, stand der Regierungsrath hinter ihm und sagte, lächelnd mit dem Finger drohend:

„Ei, ei, mein Bester — Sie thun, als wenn Sie nicht mehr tanzen könnten, und ich laufe mir die Beine ab, Ihnen einen Platz an einem Whist- oder Bostontisch zu verschaffen, indessen Sie wie ein Zephyr durch den Saal hüpfen.“

„Bester Herr Obermedicinalrath!“

„Schon gut,“ lachte der alte Herr, — „kommt auf den Titel nicht an, und ist mir eine herzinnige Freude, Sie und Alle so aufgeräumt, so froh zu sehen. Wenn Sie nur —“

Herr Hobelmann hörte nichts weiter. Fräulein von Losenbrett hatte genug geruht, und sehr erfreut einen Tänzer gefunden zu haben, schleppte sie den vollständig erhitzten Advocaten unerbittlich wieder hinein in das wogende Meer der Wirbelnden.

„So!“ sagte Herr Hobelmann, erschöpft nach Luft schnappend, als er endlich von seiner Dame frei geworden und todmatt auf einen Stuhl geflüchtet war, während Franz Kettenbrock, der seinen Gast nicht aus den Augen ließ, wieder zu ihm trat, „so, das glaub' ich! Für sich suchen Sie sich die hübschesten Mädchen aus, und mir hängen Sie die alten auf, damit sie mich durch ihre Tanzwuth ruiniren.“

„Aber Fräulein von Losenbrett —“

„Daß die verrückt ist, will ich selber unterschreiben,“ stöhnte der durchaus Fertige, „denn was mir die für Unsinn in den paar Minuten vorgeschwatzt hat, das geht auf kein Buch groß Royalpapier. Ich sagte nur immer ja, um sie nicht zu reizen.“

„So kommen Sie jetzt mit in jenen Erker, daß wir uns ein wenig ausruhen,“ sagte Franz — „auch stehen dort Erfrischungen. Bleiben wir hier, so werden wir doch gleich wieder zum Tanzen abgefaßt.“

„Wohin?“ rief Hobelmann erfreut. „Nur nicht wieder tanzen, sonst bin ich morgen früh ein todter Mann.“

Er erschrak aber ordentlich, als ihnen am Eingang des

kleinen Erkers anstatt einer Erfrischung die unvermeidliche Emma von Losenbrett, diesmal mit einem Heft Manuscript in der Hand, entgegentrat, und wollte sich rasch aus der Schlinge ziehen. Franz hielt aber sein Opfer fest, und die Dame sagte lächelnd:

„Das ist hübsch von Ihnen, daß Sie Wort halten. Jetzt nehmen Sie hier Platz, Louise wird uns Gesellschaft leisten. Ich habe mich unendlich auf diesen Augenblick gefreut."

„Mich entschuldigen Sie vielleicht," sagte Herr Hobelmann. Franz aber warf ihm einen warnenden Blick zu, der ihn in den Erker hineintrieb. Als einmal der Vorhang hinter ihm gefallen, gab es kein Entrinnen. Hobelmann sowohl wie Franz kamen nicht eher von der Vorlesung los, als bis sie von der Commerzienräthin in ihrem Versteck aufgestöbert wurden.

„Zur Belohnung für Ihre Geduld gegen eine unserer gefährlichsten Kranken," tröstete Franz den Advocaten, der keine einzige vernünftige Stelle in allen den Versen des Fräuleins gefunden haben wollte, „zur Belohnung dafür werde ich Sie jetzt mit ein paar ganz harmlosen jungen Geschöpfen bekannt machen, die, vollkommen vernünftig in jeder andern Hinsicht, nur ein paar unbedeutende fixe Ideen haben."

„Mit Einer von diesen haben Sie vorhin getanzt?"

„Allerdings — und dort kommt die Andere. Die ist Ihnen doch hübsch und jung genug?"

„Ein allerliebstes Mädchen."

„Schön — wenn Sie sich bei ihr in Gunst setzen wollen, so bitten Sie sie nur um eine Prise."

„Sie schnupft?"

„Leidenschaftlich."

„Aber das ist doch nicht ihre Krankheit?"

„Nein — das arme Geschöpf, das kaum siebzehn Jahre zählen kann, bildet sich ein, daß es seit zehn Jahren verheirathet sei — an einen Mann, der nach Amerika gegangen und von dort in der nächsten Woche zurückkehren werde."

„Das ist sehr traurig," sagte Herr Hobelmann.

„Sie ist übrigens vollständig zurechnungsfähig, sobald man sie in diesem Wahn läßt," fuhr Franz Kettenbrock fort,

„verfällt aber in die gefährlichsten Ausbrüche, sobald man ihr nur im Geringsten widerspricht."

„Dann wäre es mir am liebsten, Sie ließen mich ihr aus dem Weg gehen," meinte Herr Hobelmann.

„Sie haben nicht das Geringste zu besorgen," beruhigte ihn aber Franz; „so wie Sie sich nur angelegentlich nach dem Befinden ihres Gemahls erkundigen — von seinem Wohlsein mit ihr sprechen — ist sie überaus glücklich. Fränzchen!" wandte er sich in diesem Augenblick an die herantretende Dame. „Hier habe ich das Vergnügen, Dir den Herrn Grafen Hobelmann vorzustellen, der Dich durch mich um den nächsten Walzer ersuchen läßt."

Hobelmann zupfte seinen Peiniger heimlich am Rock, denn er konnte vor Mattigkeit kaum noch die Füße vom Boden heben; aber es half ihm nichts. Base Fränzchen, in ihrer Gutmüthigkeit, neigte sich freundlich gegen ihn, und die einfallende Musik erlaubte kein weiteres Sträuben.

„Onkel hat uns schon mitgetheilt," sagte sie mit ihrer liebenswürdigen Freundlichkeit, während Franz etwas auf die Seite trat, „daß uns der Vetter einen werthen Besuch in Ihnen mitgebracht."

„Wie jammerschade um das liebe Wesen," dachte Hobelmann. „Sie sind sehr gütig, gnädige Frau," erwiderte er laut. „Haben Sie kürzlich Nachricht von Ihrem Herrn Gemahl erhalten?"

Fränzchen sah ihn erstaunt an, aber eben folgten sie dem ihnen zunächst vorantanzenden Paare. Sie begnügte sich daher, mit einem tiefen Erröthen zu fragen:

„Meinem Gemahl?"

„Ich weiß, daß er lange in Amerika ist," keuchte Herr Hobelmann. „Und jetzt auf dem Rückwege zu Ihnen."

„Für wie alt halten Sie mich?" lächelte ihn da Fränzchen so schelmisch an, daß Herr Hobelmann seine Geistesgegenwart vollends verlor und verlegen stammelte:

„Sie entschuldigen, gnädige Frau — aber — ich — ich weiß wirklich nicht. Sie — scheinen sich ausgezeichnet conservirt zu haben."

Fränzchen sah ihn erstaunt an — aber ein plötzlicher Ge-

danke zuckte ihr durch den Sinn, und ihr Auge suchte den Vetter Franz. Dieser unterhielt sich aber gerade auf das Angelegentlichste mit einer andern jungen Dame seiner Bekanntschaft und trat mit ihr ebenfalls zum Tanze an. Auf das Paar, zu welchem Hobelmann gehörte, schien er gar nicht weiter zu achten.

Bei der ersten Pause, die er machte, hatte Fränzchen den Havanesen eingeholt. „Was für einen Menschen hast Du uns denn da zugeführt?“

„Ich?“ erwiderte Franz gelassen, „meinst Du den Grafen?“

„Entweder ist er verrückt, oder ich — sehe aus wie eine Matrone von vierzig Jahren!“ rief das Mädchen und wurde gluthroth bei den Worten.

„Matrone von vierzig Jahren, mein schönes Bäschen, ist ein Unding und existirt gar nicht auf der Welt,“ lachte Franz als Antwort. „Ueberhaupt giebt es keine Damen in den vierziger Jahren, ausgenommen in den niederen Ständen; höchstens Damen von zweiunddreißig bis vierunddreißig Jahren, und dann ganz alte, würdige Matronen hoch in den Fünfzigen.“

„Du bist boshaft, Vetter,“ sagte Fränzchen und warf einen scheuen Blick nach ihrem Tänzer hinüber, der eine kurze Strecke von ihnen entfernt stand und sich mit der Hoffnung schmeichelte, daß ihn seine Tänzerin verlassen habe und nicht wiederkehren würde.

„Aber er tanzt vortrefflich, nicht wahr?“ sagte Franz.

„Wie ein Mehlsack. Zweimal hat er mich schon auf die Füße getreten,“ sagte Fränzchen. „Wenn ich den Walzer mit ihm aushalte, ist das nur ein Opfer, das ich Deinem Ehrentage bringe.“

„Aber, bestes Bäschen — ich muß jetzt fort — nachher ein Weiteres.“

In der Ecke des Saales stand der Hauptmann Stimbeck mit dem alten Regierungsrath Kettenbrock zusammen.

„Sagen Sie mir einmal, Regierungsrath, was ist denn das für ein wunderlicher Kauz, den uns Ihr Neffe heut Abend mitgebracht hat?“

„Ja, ich kenne ihn selber nicht recht, ein Herr Hobelmaus, oder Hobelmann, glaub' ich —"

„Herr Hobelmann?" brummte der Hauptmann, „die alte Steuerräthin schwärmt ja von einem liebenswürdigen Grafen, mit dem sie getanzt haben will."

„Ein Graf?" sagte der Regierungsrath. „Dann müßte ich das in der Eile des Vorstellens überhört haben."

„Und was für ein confiscirtes Gesicht der Kerl hat!" fuhr der Hauptmann fort, indem er dem Tanzenden mit den Augen folgte, „und wie er die kurzen Beine schleppt. Wenn das ein Graf ist, freß' ich ihn bei lebendigem Leibe" — und verächtlich die Lippen emporwerfend, drehte sich der Hauptmann ab und ging mit diesem kannibalischen Vorsatz nach der andern Seite des Saales hinüber.

Dort suchte Franz eben einen Zwist zwischen Herrn Hobelmann und dem jungen Doctor Helmerdiek zu schlichten. Denn der Arzt hatte sich an's Ohr Hobelmann's gedrängt und flüsterte dem Advocaten zu: „Herr, Sie sind ein unverschämter Mensch, wenn Sie sich mit Damen solche Scherze erlauben können. Wenn Sie Ehrgefühl im Leibe haben, so stehen Sie mir Rede."

Franz deutete dem Advocaten an, daß er es mit einem schwer Kranken zu thun habe, und faßte den gereizten Doctor ohne Weiteres unter den Arm, um ihn mit Gewalt in ein benachbartes Cabinet zu ziehen.

„Was fällt Ihnen denn ein, lieber Kamerad," sagte er hier, „mit dem alten Herrn da Streit anzufangen? Was hatten Sie mit ihm?"

„Ich? gar nichts," sagte Helmerdiek, etwas verlegen, „aber er — verlangte von Ihrer Cousine, Fräulein Franziska —"

„Nun? — was denn?" und der junge Kettenbrock horchte gespannt auf.

„Es ist zu unsinnig," rief Helmerdiek, „und man könnte wahrhaftig darüber lachen, wenn es die junge Dame nicht gar zu sehr in Verlegenheit gebracht hätte."

„Aber was um Gottes willen verlangte er denn nur?"

„— Eine Prise."

„Aber, bester Helmerdiek, das ist ja viel zu komisch, um sich darüber zu ärgern.“

„Ich sage Ihnen, Kettenbrock, das ist ein ganz grober, ungeschliffener Mensch. Sehen Sie nur, jetzt hat er da drüben auch schon Streit mit der Steuerräthin bekommen.“

Franz antwortete nicht, denn er gewahrte mit einem Blick, daß seine Gegenwart an der bezeichneten Stelle dringend nöthig sei. Ohne einen Moment Zeit zu verlieren, eilte er auf den wieder in irgend eine Klemme gerathenen Hobelmann zu, nahm ihn, während ihm die Frau Steuerräthin entrüstet und verächtlich den Rücken wandte, unter den Arm und führte ihn ein wenig aus dem Weg.

„Aber was um Gottes willen haben Sie denn nun schon wieder angefangen?“ sagte er dabei leise; „ich hatte Sie doch so dringend gewarnt, mit den Leuten vorsichtig umzugehen.“

„Diesmal war ich allerdings schuld,“ sagte Herr Hobelmann etwas bestürzt. „Ich glaube wenigstens, ich habe ein Versehen begangen. Jene ungarische Gräfin kam auf mich zu, von der Sie mir sagten, daß sie mit einem Steuerrath durchgegangen sei. In Gedanken verwechselte ich aber den Steuerrath mit dem Grafen, und um doch etwas zu sagen, machte ich einige Andeutungen auf die Liebschaft mit einem Grafen, was sie entsetzlich übel zu nehmen schien. Sie kamen gerade zur rechten Zeit dazu.“

„Aber, bester Herr Hobelmann,“ sagte Franz, der mit aller Gewalt an sich halten mußte, sein Lachen zu verbeißen, „das hätte sehr unglücklich ablaufen können.“

„Allerdings,“ erwiderte der Advocat und warf einen verstohlenen Blick über seine Schulter. — „Vorhin nahm mir auch schon eins der männlichen Individuen etwas übel — derartige Leute sind ja entsetzlich reizbar. Sie kamen zum Glück dazwischen. Aber wer war der junge, ganz elegant gekleidete Mann? Und was ist er?“

„Der? Das ist, wie ich Ihnen schon andeutete, einer unserer unbändigsten Kranken, wenn er einmal losbricht,“ erwiderte Franz, während Herr Hobelmann auf Helmerdiek zeigte. „Sie werden auch bemerken daß sich zwei der so-

genannten Bedienten stets in seiner Nähe befinden. Halten Sie sich lieber entfernt von ihm."

„Er sieht mich noch fortwährend finster an," sagte Herr Hobelmann, den das beunruhigte.

„Es fällt gar nicht so selten vor," meinte Kettenbrock, „daß ein solcher Patient gegen irgend ein ihm aufstoßendes fremdes Gesicht plötzlich einen Widerwillen zeigt, und geschieht das, so müssen wir solche, ihren kranken Geist erregende Elemente allerdings sogleich entfernen. Im vorigen Jahr stürzte sich ein ähnlicher Kranker trotz aller Aufsicht auf einen Fremden, der ihm nicht das Mindeste zu Leide gethan, und ehe wir zu Hülfe springen konnten, hatte er ihm die Halsader durchgebissen."

„Es ist entsetzlich!" sagte Herr Hobelmann und fing an, sich nicht mehr recht geheuer zu fühlen.

„Franz — auf ein Wort," zürnte in diesem Augenblick die Frau Steuerräthin, die gerade wieder vorüberrauschte — „ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen."

„Ich stehe im Moment zu Diensten," versetzte der junge Mann.

„Wissen Sie was, mein bester Doctor," bemerkte Herr Hobelmann — „ich denke, ich werde mich jetzt lieber wieder entfernen. Ich habe Ihre Zeit eigentlich schon zu lange in Anspruch genommen, und es wird spät."

„Mein bester Herr Hobelmann, es war mir eine große Freude, Ihnen gefällig gewesen zu sein, aber — wenn Sie nicht länger bleiben wollen — das Souper muß übrigens gleich beginnen."

„Ich danke Ihnen sehr. Apropos — Sie entschuldigen jedenfalls die Frage — ist hier — ist hier vielleicht irgend Jemand von den Leuten, dem man ein Trinkgeld —"

„Das ist nicht nöthig," sagte Franz, dessen muthwilliger Blick gerade auf den unfern der Thür stehenden Hauptmann fiel, „wenn Sie aber Jemandem eine Kleinigkeit geben wollen, so ist das der Krankenwärter dort, der da drüben an der Thür steht."

„Ah, der Mann mit dem großen Schnurrbart?"

„Derselbe."

„Ich bin Ihnen verbunden. Wie aber werde ich mich jetzt am besten nach Hause finden? Droschken sind doch jetzt nicht mehr zu finden.“

„Nein, aber ich habe dafür gesorgt. Der Diener dort in der Scharlachweste wird Sie begleiten, damit Sie nicht irre gehen.“

„Ah, nur bis auf den Markt, dann finde ich meinen Weg schon allein.“

„So wie Sie in die Ihnen bekannte Gegend kommen, können Sie ihn zurückschicken.“

„Und Ihrem Herrn Onkel, dem Herrn Obermedicinalrath, bitte ich mich bestens zu empfehlen. Er wird jetzt beschäftigt sein, und ich möchte ihn nicht stören.“

„Ich werde es übernehmen, mein werther Herr Hobelmann. Bitte, gehen Sie nach dieser Seite herüber; da drüben kommt der junge Kranke wieder, der, wie es scheint, die Idiosynkrasie wider Sie hat, und ich möchte daher nicht gern, daß Sie ihm begegneten.“

„Wünsche einen recht angenehmen Abend,“ sagte Herr Hobelmann rasch, der Anordnung auf das Bereitwilligste Folge leistend, und von dem Bedienten — dem Kutscher des Regierungsrathes, den Franz schon vorher genau instruirt hatte — begleitet, arbeitete sich der Advocat, sehr zum Erstaunen der Gäste, äußerst rücksichtslos auf den Hauptmann zu. Er war ja im Begriff fortzugehen, und dicht an der Treppe, was brauchte er also mit den „Verrückten“, für die er doch die ganze Gesellschaft hielt, noch viel Umstände zu machen.

Mit einigem Erstaunen sah ihn Hauptmann von Stimbeck so gerade auf sich zukommen. Sollte der Fremde etwa eine oder die andere der Bemerkungen gehört haben, die er vorher ziemlich laut über ihn gemacht? — Was that's denn? Er mochte ihn zur Rede stellen, desto besser — an kurzer, derber Antwort sollt' es nicht fehlen. Herr Hobelmann kam näher. Jetzt war er nur noch zwei Schritt entfernt — er bog weder rechts noch links aus — jetzt noch einen — der Hauptmann maß ihn trotzig mit den Augen — jetzt streckte er den Arm aus, und Hauptmann von Stimbeck fühlte, wie ihm etwas

Papiernes in die Hand gedrückt wurde. — War das die Karte seines vermeintlichen Gegners? — und das „confiscirte Gesicht" nickte dazu so gnädig. Im nächsten Augenblick war Hobelmann durch die Thür verschwunden, während Stimbeck seine Hand gegen eine der nächsten Lampen öffnete.

„Tod und Teufel!" knirschte er dabei zwischen den zusammengebissenen Zähnen — „ob mir der Schuft nicht einen Kassenschein in die Hand gedrückt, als ob ich ein Bedienter wäre —" und in auflodernden Jähzorn wollte er dem unglücklichen Manne nach. Hier aber vertrat ihm Franz den Weg, und seine Hand ergreifend, bat er dringend:

„Ich ersuche Sie um Gottes willen, lieber Hauptmann, machen Sie hier keine Scene. Der alte Herr war so fidel und hat so viel getanzt, daß ihm der starke Wein, den er gleich darauf getrunken, wohl ein wenig in den Kopf gestiegen ist. Ich wies ihn an den Bedienten, der hinter Ihnen stand, um seinen Ueberzieher von dem zu fordern, und wahrscheinlich hat er gar nicht mehr gesehen, wen er vor sich hatte, und war nur froh, daß er die Thür erreichte."

„Ich werde es ihm anstreichen," brummte der Hauptmann in den Bart hinein. „Wo wohnt der Mensch?"

„Ich sage Ihnen später seine Adresse. Lassen Sie ihn wenigstens erst ausschlafen. Außerdem hat Sie mein Onkel schon überall gesucht — Sie sollen einen Hochheimer Ausbruch mit ihm probiren."

„Alle Wetter, da steh' ich zu Diensten! Aber ich kann das Geld doch nicht behalten? Wenn ich dem Tölpel seinen Thalerschein nur gleich in's Gesicht geworfen hätte."

„Der Hochheimer Ausbruch wartet. Geben Sie das Geld dem ersten besten Diener, dem Sie begegnen."

„Nein — verdammt," sagte der Hauptmann, indem er es in die Westentasche steckte, „daß der Bursche am Ende noch glaubte, ich hätte es behalten? Das soll er mit gehörigem Protest zurückbekommen. Wie sind Sie nur an das Ungethüm gerathen, Kettenbrock? So viel ich weiß, haben Sie ihn uns doch heut Abend zugeführt."

„Später erzähle ich Ihnen einmal die ganze Geschichte,

mein bester Hauptmann — jetzt wartet der Onkel und der Wein, und die vertragen alle beide keine Versäumniß."

VI.

Franz Kettenbrock, wie er mit dem wenigstens für jetzt beruhigten Hauptmann durch den Saal schritt, konnte es aber nicht entgehen, daß unter den bis dahin so steifen und förmlichen Gästen ein ganz reges Leben herrsche. Kaum war der Tanz beendet, als sich überall kleine Gruppen sammelten, und die Frau Steuerräthin, der junge Helmerdiek, wie die beiden Fräulein von Losenbrett und Bomershausen fuhren dazwischen hin und her und theilten den verschiedenen Parteien ihre Entrüstung über den Fremden mit, über den sie fest entschlossen waren, von Franz Kettenbrock genügende Auskunft zu verlangen. Die jungen Leute dagegen, die heimlich ihre herzinnige Freude an dem Zorn der älteren Damen hatten, standen ebenfalls in kleinen Trupps kichernd beisammen, und jedenfalls war das Eis gebrochen, das sonst derartige Gesellschaften mit seiner kalten, glatten Fläche überzieht.

Hobelmann, ein so ungeselliger Bursche er an und für sich auch sein mochte, hatte, wenn auch ganz unfreiwillig, die Laune der Anwesenden erweckt, und der alte Regierungsrath, bis dahin ohne die geringste Ahnung von der Ursache dieser freudigen Veränderung, traf mit einem innig vergnügten Gesicht, an der Thür des kleinen Cabinets, mit Franz und dem Hauptmann zusammen, schüttelte Beiden die Hände und versicherte ihnen, er wisse sich der Zeit nicht zu erinnern, wo er eine so lebendig bewegte Gesellschaft bei einander gesehen habe.

„Es geht auch heute in der That ungewöhnlich munter her," sagte der Hauptmann, „ich weiß selber nicht, wann ich's so gesehen hätte. Die jungen Damen kichern und lachen da mit einander, daß es eine wahre Lust ist."

„Was sie nur haben, die lieben Dinger," schmunzelte der

Regierungsrath — „und Adele kenne ich heute gar nicht wieder, sie ist ganz ausgelassen, während Fränzchen ihre sonstige stille Rolle übernommen hat.“

„Das arme Fränzchen haben sie mir geneckt,“ meinte der Hauptmann, „und daran ist Niemand weiter schuld, wie jener vertrackte, ungeschickte Bursche, den uns der Franz heute über den Hals gebracht hat.“

„Der Fremde?“ rief der Regierungsrath erstaunt; „apropos, Junge, wo ist denn Dein Freund? Ich habe Dir doch gesagt, Du solltest ihn mit zum Weine bringen.“

„Er läßt sich entschuldigen, bester Onkel,“ erwiderte Kettenbrock. „Er kann das lange Aufbleiben nicht leiden und ist heimgegangen.“

„Heim? — um elf Uhr schon? wäre nicht übel — und nicht einmal einen Imbiß angenommen. Doch es ist seine eigene Schuld und kein Mensch kann etwas dafür. Jetzt, Kinder, sollt Ihr aber noch vor der Tafel ein Gläschen Hauptwein kosten.“

„Soll ich unsern jungen Doctor nicht dazu holen?“ unterbrach ihn Franz.

„Den Helmerdiek?“ sagte der Regierungsrath und warf seinem Neffen einen eigenthümlichen Blick zu, „ich fürchte beinahe, der hat schon zu viel Feuer im Kopf und der Hochheimer verdreht ihn mir ganz. Aber meinetwegen hol' ihn. Es scheint mir ein ordentlicher Mann zu sein, und ich mag ihn bis jetzt ganz wohl leiden.“ Der alte Herr war vortrefflichen Humors, und der kostbare Rheinwein diente nicht dazu, seine Laune herabzustimmen. Auch das bald servirte Souper wurde heiter belebt. Hobelmann aber, danach zu urtheilen wie man von ihm sprach, war gerade zur rechten Zeit verschwunden. Am ärgsten wüthete die Steuerräthin gegen den Grafen Hobelmann, und nur die Königin von Birma, durch die unterschriebenen zehn Louisd'or geblendet, nahm einigermaßen seine Partei.

Aber selbst Herrn Hobelmann vergaß man, als nach der Tafel die Tische bei Seite geschoben wurden und die lockenden Töne der Instrumente das junge Volk zu neuem Tanze riefen.

Die Frau Commerzienräthin allein behielt den „Grafen“ auch nach aufgehobener Tafel noch im Gedächtniß, und in der natürlichen Sorge, die gezeichnete Summe bar in ihre Kasse „für die armen Heidenkinder“ zu bekommen, bat sie den jungen Kettenbrock um die versprochene Adresse. Franz suchte ihr anfangs auszuweichen, aber sie ließ nicht nach, und um die Sache nicht weiter zu treiben und etwa gar an die Oeffentlichkeit zu bringen, was ihm seines Onkels wegen fatal gewesen wäre, gab er ihr endlich einen andern Stadttheil mit irgend einer beliebigen Hausnummer an. Dadurch glaubte er sich vollkommen dagegen gesichert, daß sie den Grafen Hobelmann etwa auffände, und setzte sie ihn später selber über die nicht erfüllte Verbindlichkeit zur Rede, so ließ sich wohl ein Ausweg finden, den Grafen vorläufig zu entschuldigen und die Sache hinauszuschieben. Franz Kettenbrock kannte jedoch, in Allem was ihre „milde und heilige Stiftung“ betraf, die Hartnäckigkeit der Frau Commerzienräthin noch nicht.

Herr Hobelmann war indessen von dem ihm beigegebenen Diener durch den Garten aus dem Haus und auf einem kleinen Umweg bis zum Markt geführt worden, wo sich der würdige Mann bald orientirte, seinem Führer ein kleines Trinkgeld gab und, sehr zufrieden mit der Benutzung seines Abends, eben der eigenen Wohnung zugehen wollte. Der Bursche hatte sich aber auf eigene Hand das Vergnügen gemacht, ihn wieder nach vorn, genau vor das Haus zu führen, das er vor einer Viertelstunde etwa durch die Hinterthür verlassen, und die hell erleuchteten Fenster wie die Musik fielen Herrn Hobelmann auf.

„Wer wohnt da, wo die Musik ist?“ frug er den Bedienten.

„Der Herr Regierungsrath Kettenbrock, zu dienen.“

„Hm Kettenbrock? — Kettenbrock? — hat auch Ball?“ — sagte Herr Hobelmann, dem der Name auffiel.

„Sein Neffe ist nach langer Abwesenheit zurückgekommen, und da wird ein kleines Familienfest gefeiert.“

„So? — hm — na gute Nacht,“ und mit den Worten kehrte sich Herr Hobelmann ab und schlenderte der Richtung

zu, in der er jetzt sein eigenes Quartier wußte. Der Bediente aber blieb noch kurze Zeit vor der hell erleuchteten Etage des Regierungsraths stehen, und erst als der Fremde um die nächste Ecke verschwunden war, nahm er seinen Schlüssel aus der Tasche, öffnete still vor sich hinlachend die Thür und tauchte ebenfalls in das Innere des Hauses ein.

Herr Hobelmann, mit keiner Ahnung übrigens, welchen Zwecken er den Abend gedient haben könnte, schlief die Nacht ganz ausgezeichnet, und erwachte am nächsten Morgen etwas später als sonst für seine Geschäfte. Um neun Uhr brütete er aber doch schon wieder über einem tüchtigen Stoß Acten, und ging erst im Laufe des Nachmittags aus, um eine Stunde lang frische Luft zu schöpfen.

Um Yvenburg ringelte sich eine sehr hübsch arrangirte und gut unterhaltene Promenade, die Vorstädte von der eigentlichen Stadt trennend und den in ihre hohen Häuser eingeengten Städtern Luft, Licht und Schatten gewährend. Schmale Wege zogen sich, hier in einander laufend, dort wieder nach verschiedenen Richtungen auszweigend, neben einander hin und wurden an schönen Abenden von den Bewohnern von Yvenburg auf das Lebhafteste frequentirt.

Hobelmann hatte übrigens andere Dinge im Kopf, als sich viel um die ihm fremden Bewohner von Yvenburg zu bekümmern. Deshalb, die Hände auf den Rücken gelegt, den Kopf etwas gesenkt, war er schon eine ganze Weile achtlos dahingeschritten, als er plötzlich mit einer ihm gerade entgegenkommenden Dame fast zusammenrannte. Wie er aber den Kopf hob, sah er sich Auge in Auge mit der Frau Steuerräthin, die ihn kaum erkannte, als sie ihm einen majestätischen Blick der Verachtung zuschleuderte und dann vorüberrauschte.

Im ersten Moment, und in dem Gefühl ein bekanntes Gesicht vor sich zu haben, griff Herr Hobelmann nach seinem Hut; im folgenden Augenblick aber, als mit der Erinnerung an gestern Abend die Gestalt der Dame Form und Namen erhielt, erschrak er ordentlich.

Jene ungarische Gräfin, die sich für eine Steuerräthin hielt, auf offener Straße? — Jedenfalls hatte sie also gestern Abend eine unbewachte Gelegenheit wahrgenommen und war

entsprungen — in dem Kleiderstaat, den sie auch heute trug, konnte sie recht gut gerade vom Balle kommen — und Herr Hobelmann blieb im ersten Augenblick, vollkommen unschlüssig über das, was er thun solle, stehen und sah ihr nach. Sein Gefühl für bürgerliche Sicherheit und Gerichte ließ ihn aber nicht lange in Zweifel, und die Frau Steuerräthin, die es sich nicht versagen konnte zurückzuschauen, ob der „freche Graf" durch den ihm zugeschleuderten Blick auch wirklich vernichtet sei, bemerkte zu ihrem unbegrenzten Erstaunen, daß er umdrehe und ihr folge. — Wollte er sie anreden? — ha, er sollte nur kommen, — sie fühlte sich gerade in der Stimmung, ihm mit kalten, dürren Worten zu sagen, wie sehr sie ihn geringschätze.

Obgleich sie sehr langsam ging, überholte sie aber der vermeintliche Graf doch nicht, sondern blieb in gleicher Entfernung hinter ihr, und als sie eine an ihr vorbeigehende Dame benutzte, den Kopf zurückzuwenden, sah sie sogar, daß der Unverschämte mit einem gerade dort stehenden Polizeidiener sprach und auf sie deutete.

Der liebe Gott nur weiß, weshalb sie dabei so erschrak, aber sie wurde leichenblaß, und war sie früher langsam gegangen, so verdoppelte sie jetzt ihre Schritte, dem verhaßten Menschen zu entkommen. Der Polizeidiener blieb aber nicht allein hinter ihr, sondern überholte sie sogar, und als er an ihr vorüberging, als ob er irgend ein anderes Ziel verfolge, drehte er sich nach ihr um und sah ihr in's Gesicht — dann ging er wieder langsamer, ließ sie vorbei und hielt sich nur in ihrer Nähe.

Herr Hobelmann dagegen, der jetzt glaubte seiner Pflicht genügt zu haben, indem er die Polizei auf ein der Gesellschaft gefährliches Individuum aufmerksam gemacht, zugleich aber auch mit der Sache weiter nichts zu thun haben mochte, drehte wieder um, um seinen vorhin begonnenen und durch die Steuerräthin unterbrochenen Weg fortzusetzen. Er hatte die Dame auch in der That schon beinahe vergessen, als er auf eine so eigenthümliche als wirksame Art auf's Neue an sie erinnert wurde.

„Ach, mein lieber Herr Graf," redete ihn eine ältliche

Dame in einem mit großen Blumen besäeten Hut und in größte Toilette gekleidet an, indem sie auf ihn zutrat und, als er an ihr vorbeischlüpfen wollte, seinen Arm berührte, „das ist ja ein sehr glücklicher Zufall, der mich Sie hier finden läßt. Mein Mädchen ist heute Morgen nach dreistündigem Umherlaufen nach der mir von Franz gegebenen Adresse nicht im Stande gewesen, Sie aufzufinden. — Auch auf der Polizei war es nicht möglich, den Herrn Grafen zu erfragen, und ich wollte mir eben noch einmal Ihre richtige Adresse geben lassen."

„Die Königin von Birma!" dachte Hobelmann erschreckt. „Gleichfalls ausgekniffen? Die beiden Frauenzimmer müssen zusammen davongelaufen sein — das ist wirklich eine schöne Aufsicht in der Anstalt."

„Sie kennen mich am Ende gar nicht mehr?" lächelte die Frau Commerzienräthin, als sie sein bestürztes Gesicht bemerkte.

„Oh, ja wohl, Majestät," sagte Herr Hobelmann, noch unschlüssig ob er die Unglückliche sofort in Person festhalten und um Hülfe rufen, oder sie ebenfalls — wie vorhin die ungarische Gräfin — ungesehen verfolgen und dem ersten ihm begegnenden Polizeidiener anempfehlen solle. Natürlich mußte er nur jetzt noch, so lange sie in Freiheit war, auf ihre vermeintlichen Ideen eingehen. „Ich werde so leicht die Ehre nicht vergessen, bei Ihnen Audienz erhalten zu haben."

„Ja — um's Himmels willen," sagte die Frau Commerzienräthin erschreckt, „für wen — für wen halten Sie mich denn?"

„Majestät können, wenn Sie nicht erkannt sein wollen," sagte Herr Hobelmann, der das Erstaunen ganz falsch verstand, „auf meine volle Discretion rechnen."

„Der Graf ist verrückt geworden; er ist rein übergeschnappt," dachte die bestürzte Dame und wollte sich schon mit einer Verbeugung zurückziehen — aber die zehn Louisd'or konnte sie doch nicht im Stich lassen, und mit nur etwas ängstlicher Stimme sagte sie:

„Sie erinnern sich doch, daß Sie gestern Abend so freund=

lich waren, eine kleine Summe zum Besten der heidnischen Waisen zu unterschreiben?"

„Allerdings," erwiderte Herr Hobelmann ohne den mindesten Rückhalt, denn ein Widerspruch hätte ihm hier auf der Straße eine heftige Scene bereiten können — „mit dem Wunsche, daß das Geld segensreiche Früchte tragen möge."

„Er ist doch am Ende nicht verrückt," sagte sich die Frau Commerzienräthin. „Um Ihre werthe Adresse dürfte ich Sie dann wohl bitten," fügte sie laut hinzu, „wenn Sie das Geld nicht gerade bei sich haben sollten."

„Hm," dachte Herr Hobelmann — „so viel Verstand besitzt sie doch, daß sie das nicht vergessen hat. Geld kann sie aber nicht bekommen, lieber halt' ich sie mit der Adresse hin."

„Majestät," sprach er also, „Geld habe ich im Augenblick in der That nicht bei mir, die Adresse steht Ihnen aber mit Freuden zu Befehl, und wird es mir eine Ehre sein, dieselbe von Ihnen einzulösen."

„Er ist doch verrückt," dachte die Commerzienräthin — „wenn ich nur erst meine zehn Louisd'or von ihm hätte." Dabei nahm sie die ihr gereichte Karte, dankte Herrn Hobelmann und suchte so rasch als möglich aus der ihr unheimlich werdenden Nähe des Mannes zu kommen. Kaum war sie aber ein paar Schritte von ihm entfernt, als sie auch einen verstohlenen Blick auf die Karte warf, und zu ihrem Erstaunen dort keinen Grafentitel, sondern nur die einfachen Worte las:

G. Hobelmann,

Advocat und Notar,

und darunter war mit Bleistift geschrieben:

Nr. 17, Ecke der Kreuzgasse und Neuen Straße.

Wie hing das zusammen? — Aber es ließ sich auch erklären: das G. vorn bedeutete den Grafen, verschwieg aber den Rang, weil sich derselbe nicht wohl mit der Beschäftigung eines Advocaten vertrug. Was aber hatte ihn so zurückgebracht, daß er sich sein Brod mit einer seinem Rang so wenig entsprechenden Berufsart verdienen mußte? Und war er zurückgekommen, wie konnte er da, echt gräflich, zehn Louisd'or für einen wohlthätigen Zweck unterschreiben? — Sie warf einen noch immer zweifelhaften Blick über ihre Schulter

nach dem räthselhaften Grafen zurück und sah jetzt, daß er stehen geblieben war und ihr nachschaute. Aber wenn er kein Geld bei sich hatte, konnte ihr auch seine Person nichts nützen. Sie besaß ja nun seine richtige Adresse und er war ihr gewiß.

Hobelmann übrigens folgte ihr, wie sie sich abdrehte, gerade so wie der Steuerräthin, um sie ebenfalls sicheren Händen zu überliefern, als er plötzlich durch eine neue Erscheinung zurückgehalten wurde. Aus dem andern Gang nämlich kam eine ganze Gesellschaft lachend und scherzend heraus, und als er einen flüchtigen Blick hinüberwarf, wollte er seinen eigenen Augen nicht mehr trauen. Vor sich nämlich sah er die beiden hübschen jungen Mädchen von gestern Abend — mit der Einen hatte er selber getanzt — sah er außerdem jenes Fräulein von Losenbrett, die ihnen die entsetzlichen Gedichte vorgelesen, und noch eine andere Dame, auf deren Namen er sich nicht gleich besinnen konnte. Daß sie aber mit in die Anstalt gehöre, hätte er beschwören können, und zum Ueberfluß ging der junge unbändige Mensch, vor dem ihn sein Führer besonders gewarnt hatte, mit ihnen. Dieser Irrsinnige lachte und erzählte und that gar nicht, als ob er jeden Augenblick beim Kragen genommen und wieder zurück unter Schloß und Riegel geschafft werden könne.

Aber war denn das ganze Irrenhaus heute ausgebrochen? Denn daß man solchen Leuten gestattete frei umher zu gehen und ihre Mitmenschen zu gefährden, ließ sich doch nicht denken. Fast unwillkürlich nahm er auch den Hut vor der Gesellschaft ab, die ihn ebenfalls erkannte, und schritt rasch vorüber. — Die Königin von Birma hatte er ganz vergessen.

„Das ist eine wunderliche Geschichte,' brummte er in sich hinein. „Kein Gefangenwärter, kein Polizeidiener in der Nähe, und hier auf öffentlicher Promenade ein ganzer Trupp von Wahnsinnigen. — Aber was kümmert es eigentlich mich? Wenn sich Die, die es angeht, nicht daran kehren, brauch' ich mir auch keine Sorge weiter deshalb zu machen. Der alte Medicinalrath mag aber eine schöne Nase bekommen, wenn die Sache ruchbar wird."

In solchen Gedanken und ganz mit den eben gesehenen

Verren beschäftigt, blieb er endlich stehen, als diese an ihm vorbeigegangen waren, und wußte jetzt wirklich nicht, was er thun solle: nach Hause gehen und sich weiter gar nicht um das Geschehene kümmern, oder die Flucht der Wahnsinnigen anzeigen. Gerade aber war er mit sich im Reinen, das erstere zu befolgen, als ein langer breitschultriger Herr mit einem großen Schnurrbart auf ihn zukam und sagte:

„Apropos, mein Herr, Sie treffe ich hier zur guten Stunde."

„Ich weiß nicht, daß ich das Vergnügen hätte, Ihre werthe Bekanntschaft —" stammelte Herr Hobelmann, von der rauhen Anrede verblüfft.

„Wir waren gestern Abend zusammen in Gesellschaft beim Regierungsrath Kettenbrock," unterbrach ihn aber der mit dem Schnurrbart, „und dort hatten Sie die Unverschämtheit, mir, als Sie gingen, nachdem Sie fast alle Damen der Gesellschaft beleidigt, einen Thalerschein in die Hand zu drücken. Herr, für wen halten Sie mich?"

Bei diesen Worten nahm der Ergrimmte das sorgfältig aufbewahrte Papier aus der Tasche und hielt es dem bestürzten Herrn Hobelmann unter die Nase.

Herr Hobelmann wollte eben dagegen protestiren, daß er je in einer Gesellschaft bei einem Herrn Kettenbrock gewesen wäre, als er die Persönlichkeit, den langen Mann mit dem großen Schnurrbart, wieder erkannte. Vor der trotzigen Anrede und dem finstern Blick übrigens einen Schritt zurückweichend, sagte er freundlich:

„Sehr verehrter Herr, es ist mir außerordentlich beruhigend, daß ich Sie gerade jetzt, und jener Gesellschaft folgend, treffe. Was übrigens den Kassenschein betrifft, so hatte ich nicht die entfernteste Absicht, Sie zu beleidigen, sondern wollte Ihnen nur, als dem Krankenwärter der Anstalt, ein Trinkgeld geben. Heute scheinen indessen alle Ihre Kranken —"

„Herr, sind Sie verrückt?" unterbrach der Hauptmann den Andern, indem er ganz bleich vor Wuth wurde. „Aber diesen Schimpf sollen Sie mit Ihrem Blute bezahlen. Ich ein Krankenwärter? — Tod und Teufel! Wo ist Ihre Wohnung, Herr?"

„Aber ich begreife Sie nicht —"

„Wo ist Ihre Wohnung, Herr — geben Sie mir Ihre Karte, oder Sie reizen mich, etwas zu thun, das ich später vielleicht bereuen würde," flüsterte der Hauptmann, und Herr Hobelmann bemerkte zu seinem Schrecken, wie der Fremde vor verhaltener Wuth förmlich blau im Gesicht geworden war. Von einem so entsetzlich aufgeregten Menschen ließ sich das Schlimmste erwarten, und um nicht auf offener Promenade angefallen zu werden, gab er ihm rasch die verlangte Karte. Damit hatte er aber auch jeder Anforderung, die der Beleidigte in diesem Augenblick an ihn stellen konnte, genügt, und der Hauptmann sagte, indem er ihm verächtlich den Rücken wandte:

„Sie werden heut Abend von mir hören, da - nehmen Sie!" — und mit den Worten, indem er dem bestürzten Herrn Hobelmann seine eigene Karte und den Papierthaler in die Hand drückte, schritt er, ohne den verdutzten Advocaten weiter eines Blickes zu würdigen, die Promenade eilig hinab. Herr Hobelmann aber sprach bestürzt vor sich hin:

„Wenn der nicht toller ist, wie irgend Einer der seiner Zucht anvertrauten Patienten, so will ich selber dort eingesperrt werden. Jetzt aber habe ich die Geschichte satt, und bis die ganze Bande nicht wieder eingefangen ist, setze ich keinen Fuß mehr vor die Thür."

Damit bog er seitwärts der Stadt zu und in eine kleine Seitenstraße ein, und eilte so rasch er konnte seiner Wohnung zu.

VII.

Dort angekommen, suchte er aber unverzüglich seinen Wirth, den Geheimrath von Pottlitz, auf, um diesem die Begebnisse des letzten Abends und heutigen Tages zu erzählen und ihn um seinen Rath zu fragen, wie er sich dabei zu verhalten habe. Der alte Herr hörte ihm aufmerksam zu, schüttelte dabei erst langsam, dann jedoch immer bedenklicher mit dem

Kopfe, und sagte endlich, als Herr Hobelmann fertig war und ihn erwartungsvoll ansah:

„Hören Sie, mein guter Herr Hobelmann, das ist eine höchst wunderliche Geschichte, die Sie mir da erzählen. Vor allen Dingen möchte ich Ihnen aber Eins bemerken. Wir haben hier allerdings ein Irrenhaus, eine Privatanstalt, aber eine gute Stunde von der Stadt entfernt und weit außerhalb des Droschkenbezirks. Sind Sie gestern Abend dort gewesen?"

„Gott bewahre," sagte Herr Hobelmann, „die Anstalt muß in der unmittelbaren Nähe der Stadt liegen, oder vielmehr in der Vorstadt da drüben. Wir sind keine zehn Minuten gefahren, und ich bin den Weg dann in nicht ganz einer Viertelstunde zurückgegangen."

„Und bei wem sagte Ihr vermeintlicher Krankenwärter, daß sie einander gestern Abend in Gesellschaft begegnet wären?"

„Der faselte von einem Regierungsrath Kettenbork oder Kettenbrock."

„Und wer hat Sie in jene Anstalt eingeführt?"

„Ein junger Mann, ein gewisser Doctor Franz, ein Neffe des alten Obermedicinalraths. Er nannte ihn auch Onkel."

„Und die ganze Gesellschaft haben Sie heut Abend auf der Promenade getroffen?"

„Die ganze Gesellschaft allerdings nicht, aber wenigstens sechs oder sieben Personen davon."

„Soll ich Ihnen jetzt meine Meinung sagen?"

„Ich bitte Sie darum."

„Gut. Jener Herr Doctor Franz hat sich einen, allerdings ziemlich derben, Spaß mit Ihnen erlaubt und Sie in eine ganz vernünftige, gewöhnliche Abendgesellschaft gebracht, unter dem Vorwande Sie in ein Irrenhaus zu führen."

„Aber das ist nicht möglich!" rief Herr Hobelmann entrüstet aus. „Die Königin von Birma —"

„Erlauben Sie mir," unterbrach ihn der alte Geheimrath. „Wir haben hier in der Stadt eine mit Kettenbrocks sehr befreundete und, wenn ich nicht irre, auch verwandte

Dame, eine Commerzienräthin Brummer, die in der ganzen Stadt herumläuft und für die Heidenkinder in Birma Collecten sammelt. Ihre ganze Beschreibung paßt auf die Dame ausgezeichnet."

„Aber das ist ja gar nicht möglich!" rief Herr Hobelmann.

„Ebenso findet sich eine Frau Steuerräthin Fischbach, die dort aus- und eingeht und verwandt mit Kettenbrocks ist."

„Bei voller Vernunft?"

„Ich möchte Ihnen wenigstens nicht rathen, sie ahnen zu lassen, daß Sie das Gegentheil vermuthen."

„Aber meine Steuerräthin soll eine ungarische Gräfin sein?"

„Unsinn! Ihr „Doctor Franz" hat Ihnen das mit dem Uebrigen aufgebunden. Wenn Sie am Ende wirklich gestern Abend unter solchen Auspicien bei Kettenbrocks in Gesellschaft gewesen wären, so erführ' es heute die ganze Stadt und Sie würden zum Gespött der Leute."

„Kettenbrocks — unmöglich!" sagte Herr Hobelmann; „wie wir auf den Markt kamen, sah ich eine erleuchtete Etage und hörte Musik und frug den Diener, der mich geführt hatte, wer da wohne, und der sagte mir, wie ich mich jetzt recht genau entsinne, daß ein Ball bei Kettenbrocks sei."

„Dann begreif' ich nicht, wo Sie gewesen sein können," erwiderte kopfschüttelnd der Geheimrath. „So viel aber ist sicher, in einer Irrenanstalt waren Sie nicht, sondern bei ganz vernünftigen Leuten. Auch wer Sie zur Zielscheibe seines Witzes gemacht haben kann, ist mir ein Räthsel, denn so viel ich weiß, kennen Sie ja noch keine Seele in der Stadt."

„Es ist ein Bedienter draußen, der den Herrn Hobelmann zu sprechen wünscht!" meldete in diesem Augenblick das Dienstmädchen, das den Kopf zur Thür hereinsteckte.

„Mich?" sagte Herr Hobelmann erschreckt.

„Ja, ich weiß es nicht," versetzte das Mädchen — „er frug nach einem Herrn Grafen Hobelmann und zeigte mir die Karte hier."

„Das ist von der verrückten Gesellschaft," rief der Advocat bestürzt. „Sie nannten mich dort Graf."

„Dann lassen Sie den Diener hereinkommen," sagte der Geheimrath. „Wahrscheinlich erfahren wir jetzt, woran wir mit der ganzen Sache sind."

Der Bursche trat ein und überreichte dem die Hand danach ausstreckenden Geheimrath ein Papier — die Herrn Hobelmann nur zu gut bekannte Subscriptionsliste vom gestrigen Ball — auf der dessen Autograph unleugbar mit zehn Louisd'or verzeichnet stand.

„Haben Sie das geschrieben?" fragte ihn der Geheimrath.

„Allerdings," sagte Herr Hobelmann, — „aber —"

„Erlauben Sie einmal," unterbrach ihn jedoch der Geheimrath — sich dabei an den Diener wendend, der indessen einen Bleistift aus der Tasche genommen hatte, um augenblicklich nach empfangener Zahlung das Dedit-Zeichen an die Liste zu machen — „wo war die Frau Commerzienräthin gestern Abend in Gesellschaft, mein Freund?"

„Beim Regierungsrath Kettenbrock," sagte der Mann.

„Es war große Gesellschaft dort?"

„Ja — wurde auch getanzt — der junge Herr Franz, der Neffe des alten Herrn, ist vor ein paar Tagen von Amerika zurückgekommen, und da —"

„Franz?" unterbrach ihn rasch Herr Hobelmann — „ein junger Mann mit einem leichten Schnurrbart und etwas brauner Gesichtsfarbe?"

„Gewiß," sagte der Bediente, der mit bei Kettenbrocks aufgewartet hatte, „Sie kennen ihn ganz gut, Herr Graf — Sie sind ja gestern den ganzen Abend mit ihm im Saal herumgegangen."

Herr Hobelmann wäre fast auf seinen Stuhl zurückgesunken, von Pottlitz aber sagte:

„Der alte Regierungsrath ist sein Onkel — und dieses Haus gehörte früher ihm. Erst vor einem halben Jahre etwa habe ich es ihm abgekauft und bin hierher gezogen."

„Und der Neffe ist vor zwei oder drei Tagen Morgens ganz früh eingetroffen?"

„Ja wohl," sagte der Bediente — „er hatte den alten

Herrn überraschen wollen, und war erst in ein falsches Haus gekommen. Die Frau Commerzienräthin erzählte die Geschichte."

„Hm," sagte Herr Hobelmann, ganz in Gedanken, indem er eine Visitenkarte aus seiner Westentasche nahm und dem Bedienten vorhielt, „können Sie mir dann auch vielleicht sagen, wer der Herr ist, dessen Name darauf steht?"

„Sehr gern," erwiderte der gesprächige Bursche — „der Herr Hauptmann von Stimbeck — sein Bruder hat eine Schwester des Herrn Regierungsraths geheirathet, und die Herrschaften leben in Berlin."

„Danke Ihnen," sagte Herr Hobelmann, indem er die Karte wieder einsteckte und die Subscriptionsliste zusammenfaltete. „Wollen Sie einen Augenblick warten? — ich werde Ihnen ein paar Zeilen für die Frau Commerzienräthin mitgeben."

„Was wollen Sie thun?" frug der Geheimrath erstaunt.

„Ich bin gleich wieder bei Ihnen," sagte aber Herr Hobelmann und verließ das Zimmer. Nach einigen Minuten schon kehrte er jedoch mit einem kleinen Brief zurück, den der Bediente aber noch unschlüssig in der Hand behielt, denn er hatte den festen Auftrag bekommen, nicht ohne das unterschriebene Geld zurückzukehren.

„Die Anweisung liegt in dem Briefe," sagte der Advocat ruhig — „meine schönste Empfehlung an die Frau Commerzienräthin."

„Sie haben das Geld geschickt?" fragte Herr von Pottlitz, als der Bediente das Zimmer verlassen hatte, um zu seiner Herrin zurückzukehren.

„Ist mir nicht eingefallen," erwiderte Herr Hobelmann.

„Die Frau Commerzienräthin wird Ihnen kaum Ruhe lassen."

„Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Geheimrath," nahm jetzt mit fast feierlicher Stimme Herr Hobelmann das Wort. „Unsere Geschäfte sind so weit abgewickelt, daß wir das Uebrige recht gut schriftlich erledigen können."

„Sie wollen fort?"

„In einer Stunde geht der Schnellzug nach Berlin, und

den gedenke ich zu benutzen," erwiderte auf das Entschiedenste Herr Hobelmann.

„Aber was um Gottes willen —"

„Erlauben Sie mir," unterbrach ihn Herr Hobelmann, „ich durchschaue die ganze Sache und bin keinesfalls gewillt, der Gesellschaft hier zum Gespött zu dienen. Diesen Herrn Franz Kettenbrock kaufe ich mir vielleicht ein ander Mal, denn er ist derselbe Bursche, der mir aus Versehen neulich Morgens früh in's Zimmer gebrochen —"

„Sie glauben?"

„Ich weiß es gewiß, und der aus Aerger, daß ich ihn so hart abgefertigt, mir diesen Streich gespielt hat. Das aber ganz abgerechnet, daß ich eine höchst unangenehme Rolle dort gespielt, käme ich, bliebe ich hier, nicht allein in die Verlegenheit die zehn Louisd'or zu bezahlen, sondern könnte mich auch noch zum Ueberfluß mit Herrn Hauptmann von Stimbeck schlagen, der die größte Lust zu haben scheint, mir an den Kragen zu kommen."

„Aber was in aller Welt haben Sie mit dem gehabt?"

„Nur eine Kleinigkeit, die ich Ihnen aber jetzt nicht mehr auseinandersetzen kann, denn ich muß meinen Koffer packen."

„Und der Brief an die Frau Commerzienräthin?"

„Enthielt eine Anweisung an Herrn Franz Kettenbrock vom „Grafen Hobelmann", wie er so freundlich war mich in jener Gesellschaft einzuführen, jene zehn Louisd'or für die heidnischen Unterröcke und Strümpfe auszuzahlen. Ich bin nicht solch ein Esel, mein gutes Geld an derlei Unsinn wegzuwerfen."

„Er wird sich weigern."

„Dann mag er es mit der Frau Commerzienräthin ausfechten. Ueberdies war die Sache ein Betrug, und ich könnte ihn dafür gerichtlich belangen."

„Mein bester Herr Hobelmann —"

„Fürchten Sie nicht, daß ich solch ein Thor bin," sagte aber der Advocat, „Herr Kettenbrock würde die Lacher auf seiner Seite haben. Uebrigens mag er für den Spaß jetzt zehn Louisd'or bezahlen, denn wie ich die Frau Commerzienräthin kennen gelernt habe, glaube ich nicht, daß sie nachgiebt,

bis sie das Geld in Händen hat. Ich wollte nur, ich hätte zwanzig unterschrieben."

Der Geheimrath lachte; Herr Hobelmann war aber in keiner Stimmung, sich einer gleichen Fröhlichkeit hinzugeben, sondern verließ rasch das Zimmer, um sein Gepäck in Ordnung zu bringen, und eine halbe Stunde später — zum unbegrenzten Erstaunen des Dienstmädchens über die so plötzliche Abreise, das Haus. Er war auch nicht um viel Minuten zu früh gegangen, denn gleich nachher kam der Bediente der Frau Commerzienräthin noch einmal, und am spätern Abend erschien ein fremder, militärisch aussehender Herr, der ebenfalls nach Herrn Advocat Hobelmann fragte, aber jetzt, der Anordnung nach, bedeutet werden mußte, daß der Herr — auf unbestimmte Zeit verreist sei.

VIII.

„Hör' einmal, Franz," sagte der Regierungsrath Kettenbrock am nächsten Tag zu seinem Neffen, als er mit ihm und seinen beiden Nichten bei Tische saß, „was ist denn das für eine Geschichte mit Deinem Grafen Hobelmann oder Herrn Hobelmann? — Ich werde aus dem Allen nicht klug, und die Frau Steuerräthin und Fräulein von Losenbrett, der Hauptmann, Dein Freund der Doctor, und jetzt sogar auch noch die Frau Commerzienräthin laufen mir das Haus ein, um sich theils über den Menschen zu beklagen, theils sich nach ihm zu erkundigen. Die Frau Commerzienräthin war sogar vor einer Stunde hier und wollte von Dir zehn Louisd'or für ihn haben."

„Wirklich?" lachte Franz.

„Das scheint mir ein sonderbarer Kauz zu sein. Wo hast Du ihn denn eigentlich kennen lernen?"

„Ich, lieber Onkel? — ich kannte ihn gar nicht."

„Gar nicht? — Du hast ihn doch bei uns eingeführt."

Franz lachte. „Und der Doctor hat sich auch über ihn beklagt?"

„Er war wüthend auf ihn, wollte aber nicht recht mit der Sprache heraus. Ich glaube, der Fremde hat Fränzchen mit Etwas beleidigt."

„Mein Freund aus dem Nicht=Rauchcoupé scheint sich sehr für mein Bäschen zu interessiren, daß er ihre Partei so blindlings nimmt," bemerkte Franz, während er seiner Cousine einen Seitenblick zuwarf.

Die beiden jungen Mädchen hatten sich, als Herr Hobelmann erwähnt wurde, angesehen und gelacht. Des Vetters Worte trieben aber das Blut blitzesschnell in Fränzchen's Wangen.

„Vetter," rief sie aus — „ich hätte eigentlich Ursache auf Dich böse zu sein, daß Du uns den fatalen Fremden in's Haus gebracht."

„Um von etwas Anderem zu reden, nicht wahr?" lachte Franz; „wenn ich es aber nun gethan hätte, um meine Revanche des Empfanges wegen zu nehmen?"

„Das ist er wahrhaftig im Stande gewesen!" rief Adele rasch. „Jetzt aber möcht' ich nur wissen, Franz, was Du dem Mann für Geschichten von uns weisgemacht hast. Mich hat dieser Hobelmann gedauert; denn er rannte dermaßen gegen Alle an, daß er zuletzt Hals über Kopf davonlief."

„Und dem Hauptmann ein Trinkgeld in die Hand drückte," lachte Fränzchen. „Aufrichtig jetzt gestanden, Vetter, was es mit dem räthselhaften Gast für eine Bewandtniß hat."

„Wenn Ihr mir Euer Versprechen gebt, daß Niemand außer Euch ein Sterbenswörtchen davon erfährt."

„Gewiß — keine Silbe," betheuerten hastig die beiden Mädchen.

„Hui, wie hitzig, wo es eine pikante Neuigkeit giebt! — aber ich habe noch eine Bedingung zu stellen."

„Und die ist?"

„Daß Sie mir, lieber Onkel, wie meine beiden schönen Bäschen, was ich auch immer zu berichten hätte, nicht böse werden wollen."

„Gewiß nicht," sagten beide junge Damen, und der alte

Herr meinte: „Nun sehe ein Mensch die Vorsichtsmaßregeln! Der Junge muß ein bitterböses Gewissen haben."

„Das hat er auch, Onkelchen," sagte Franz, „und nur durch eine vollständige Beichte läßt sich das Alles wieder gut machen. Dazu kommen Sie aber in's Nebenzimmer, wohin, wie ich sehe, der Kaffee schon gebracht ist. Hier draußen könnte Jemand horchen, und der Gefahr möchte ich mich nicht aussetzen."

Der Regierungsrath schüttelte den Kopf, die beiden jungen Mädchen waren aber schon vorausgesprungen und schenkten den Kaffee ein, und Franz schloß und verriegelte hinter sich die Thür.

Eine Viertelstunde später kam die Frau Steuerräthin und wollte den Herrn Regierungsrath und die Damen sprechen. Der Diener sagte aber, daß sie sich beim Kaffee eingeschlossen und da drinnen entsetzlich gelacht hätten. Das natürlich war kein Grund, sich abweisen zu lassen, und die Frau Steuerräthin, jetzt mehr als je entschlossen zu erfahren, was da so merkwürdig Komisches vorgefallen sei, schickte den Diener hinein sie anzumelden und zu bestellen, daß sie ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen habe.

Wenige Minuten später wurde die Thür geöffnet, und der Regierungsrath, mit einem dicken rothen Kopf, Thränen noch vom vielen Lachen in den Augen, begrüßte die Frau Steuerräthin mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt.

„Was ist denn vorgefallen?" rief diese aber gleich — „was haben Sie denn Alle? Sie sehen ja so echauffirt aus. Worüber haben Sie denn so entsetzlich gelacht?"

„Oh, der Vetter hat uns ein paar so spaßhafte Anekdoten erzählt!" sagte Fränzchen rasch gefaßt.

„Dann will ich Ihnen auch etwas Komisches erzählen," rief die Frau Steuerräthin, der ihr Geheimniß auf der Seele brannte. „Wissen Sie etwas Neues?"

„Ist etwas vorgefallen?" riefen die beiden Mädchen schnell.

„Vorgefallen? Ich sollte meinen," sagte triumphirend die alte Dame, „und es betrifft noch dazu Ihren Freund, Herr

Franz, den Grafen, für dessen Bekanntschaft wir Ihnen Alle zweifelsohne sehr dankbar sind."

„Aber ich begreife gar nicht —"

„Wissen Sie, was er mir gestern Nachmittag angethan hat?"

„Ihnen, beste Frau?" sagte Franz anscheinend mit großer Theilnahme.

„So will ich es Ihnen sagen. Einen Polizeidiener hat er mir nachgeschickt — einen wirklichen Polizeidiener, der mir auf Schritt und Tritt um die ganze Stadt nachgegangen ist, und wie ich endlich mein eigenes Haus betreten habe, ist der unten zu den Leuten hineingegangen und hat sich erkundigt, wer ich wäre, ob ich da wohne und ob ich — denken Sie sich diese Scheußlichkeit — ob es mit mir hier richtig wäre" — und die Frau Steuerräthin deutete dabei in größter Entrüstung auf ihre Stirn.

„Aber das ist ja doch gar nicht möglich!" rief Franz, der kaum seine Fassung bewahren konnte. Der Regierungsrath war aber nicht im Stande an sich zu halten. Erst wurde sein Gesicht immer röther und dicker und die Augen traten ihm aus dem Kopf, endlich aber litt es ihn nicht länger und er platzte geradeheraus, während die Frau Steuerräthin ärgerlich sagte:

„Ja, Sie haben gut lachen, aber wissen Sie denn, daß wir Alle in großer Gefahr gewesen sind —"

„Gefahr? wie so?" frug Franz, auf die Erklärung gespannt.

„Der Mensch war verrückt!" sagte die Frau Steuerräthin.

„Der Graf Hobelmann?"

„Erstens war es gar kein Graf," rief die Dame mit Schadenfreude, „sondern ein ganz gewöhnlicher Advocat Hobelmann aus Schlesien — ich habe Alles herausbekommen — und Sie, Herr Franz, ließen sich von einem plumpen Betrüger dupiren. Daß aber auch in seinem Gehirn nicht Alles in Ordnung sei, habe ich ihm den Augenblick angesehen."

„In der That?" sagte der Regierungsrath und trocknete

sich die Thränen aus den Augen; „aber wissen Sie das auch bestimmt, Frau Steuerräthin?“

„Wissen? — gestern Abend noch spät ist er plötzlich von ein paar Leuten — wahrscheinlich den Aufsehern einer Irrenanstalt, abgeholt und auf die Eisenbahn geschafft worden,“ sagte mit gemessener Stimme die Dame, und sah sich dabei rings im Kreise um, um das Erstaunen über diese Nachricht einzuernten.

„Er ist fort?“ rief aber auch Franz Kettenbrock, von dieser Neuigkeit in der That ganz angenehm überrascht.

„Gestern Abend mit dem Schnellzug — eben habe ich es aus ganz sicherer Quelle erfahren — und zwar fortgebracht unter Begleitung.“

„Aber, beste Frau Steuerräthin,“ sagte Franz mit vorwurfsvoller Stimme — „wenn der arme Mann mit einem so unseligen Leiden behaftet war, sollten wir doch eigentlich eher Mitleiden mit ihm haben.“

„Mitleiden — wie so?“ rief aber die Dame, „und glauben Sie etwa, daß er der Commerzienräthin das unterschriebene Geld gegeben hat? — Gott bewahre; reine Großprahlerei war es — die reine, blanke Großprahlerei!“

„Die armen Heiden in Birma werden sich jetzt ohne wollene Socken behelfen müssen,“ sagte der Regierungsrath.

„Das schmerzt mich eigentlich am wenigsten,“ meinte die Frau Steuerräthin, indem sie ihren Sonnenschirm wieder aufgriff.

„Sie wollen schon fort?“ frug Adele.

„Ich habe noch etwas bei Fräulein von Losenbrett zu besorgen,“ erwiderte die Dame, die fest entschlossen war, die Neuigkeit eigenhändig bei allen Betreffenden herumzutragen. Sie ließ sich auch nicht einmal durch das Anerbieten einer Tasse Kaffee halten, und brach gleich darauf auf, ihren Rückmarsch anzutreten. Der Regierungsrath wandte sich aber, als sie fort war, an seinen Neffen und sagte, mit dem Finger drohend:

„Den bist Du diesmal zur rechten Zeit los geworden, mein Junge. Wenn ich Dir aber rathen soll, so mach' Du

mich nicht wieder zum Obermedicinalrath, — und wenn es nur der gesundheitschädlichen Folgen wegen wäre."

„Wenn ich Ihnen nun aber den jungen Doctor Helmerdiek zum Famulus gäbe?" lachte Franz, mit einem Blick auf die erröthende Cousine.

„Den," sagte der alte Herr mit freundlichem Ernst, „will ich doch lieber noch etwas genauer kennen lernen. Denn diesen Famulus möchten wir nicht wieder so leicht los werden, wie den Herrn Grafen Hobelmann."

Jetzt sind acht Jahre seit jener Zeit verflossen, und in der zweiten Etage desselben Hauses mit dem Regierungsrath wohnt der Herr Medicinalrath Helmerdiek, und nennt den alten Herrn „Schwiegerpapa". Franz aber ist ebenfalls nicht, wie es früher seine Absicht war, nach Havana zurückgekehrt, sondern hat das Eckhaus der Kreuzgasse und Neuen Straße an sich gekauft, und zwar mit den beiden Häusern rechts und links, in denen einst der Kupfer- und Blechschmied hämmerte, und seine kleine Frau, Adele, behauptet, daß es sich dort vorzüglich wohnen lasse. — Vom „Grafen Hobelmann" haben sie aber nie wieder ein Wort gehört.

Die Flucht über die Cordilleren.

I.

Es war im September 1845, daß die vereinigten Geschwader von England und Frankreich die argentinische Flotte auf dem La Plata, von Admiral Brown, einem Irländer, commandirt, wegnahmen und den Hafen von Buenos-Ayres blokirten. Ja sie landeten sogar Truppen, eroberten die von dem argentinischen General besetzten kleinen Häfen, wie die für die Schifffahrt der argentinischen Binnenwasser so wichtige kleine Insel Martin Garcia und setzten damit dem Einfluß des Dictators Rosas, wenn auch nur für kurze Zeit, einen entschiedenen Damm entgegen.

Rosas wüthete und drohte gleich darauf durch ein Decret, seine Gegner als Seeräuber behandeln zu wollen, und hätte er damals die Macht in Händen gehabt, seine Feinde würden bös gefahren sein. So aber fürchtete er doch noch immer das entschiedene Auftreten der beiden vereinigten Mächte, und mußte sich begnügen, seiner Rache gegen Einzelne freien Lauf zu lassen, die seinen Gesetzen zuwider handelten und ihnen anheimfielen.

Die rücksichtsloseste Strenge, ja Grausamkeit wurde aber gegen Solche angewandt, die wirklich mit den Feinden der Föderalisten, den Unitariern, in geheimer Verbindung gestanden, ja auf die nur der Verdacht eines solchen Bündnisses fiel. Das war die Schreckenszeit, in welcher die abgesandten Henkersknechte des Dictators, die mashorqueros, besonders in Buenos-Ayres selber durch die Stadt zogen, die bezeichneten

Häuser besetzten und den verdächtig gewordenen Opfern — wer hätte sie alle verhören können — oft in der Mitte ihrer eigenen Familien, die Kehlen durchschnitten. Dann brannten sie vor dem Hause eine Rakete ab, als Zeichen, daß die Polizei die Leiche abholen könne.

Das war die Zeit, wo das Gitter des großen Obelisken auf dem Victoria-Platz allnächtlich, ja am hellen Tage seinen furchtbaren Schmuck von abgeschlagenen Köpfen trug; das die Zeit, wo das Herz des treuesten Anhängers Rosas' selbst vor Entsetzen aufhörte zu schlagen, wenn man ein Klopfen an der Hausthür vernahm, denn Niemand war sicher, und jener furchtbare Mann des Blutes, der aber auch nur auf solche Art im Stande war, sich das Land zu unterwerfen und die wilden Gauchoshorden in Furcht und Ordnung zu halten, mähte förmlich in den Reihen seiner Feinde.*)

Aber nicht allein in Buenos-Ayres selber, sondern auch im innern Lande lebten ihm Feinde, und besonders stand die Provinz Mendoza in dem Verdacht, den „asquerosos, inmundos Unitarios“ nur zu geneigt zu sein. Mendoza aber, am Fuß der Cordilleren, lag zu weit ab von dem wirklichen Schauplatz des Krieges, um die Einwohner dort eben so streng unter Aufsicht, eben so erfolgreich in Schrecken zu halten als die Küstenstriche; und wenn auch dort die föderalistische Polizei, von den wilden Gaucho-Soldaten unterstützt, das Land der Regierung des Dictators gehorsam hielt, waren es doch besonders die Fremden, die jetzt, darauf fußend, daß ihre Landsleute mit offenen Schießluken die Hauptstadt des Landes eingeschlossen hielten und bedrohten, ziemlich offen sich aussprachen über eine Regierung, die „genug Blut vergossen habe, um einen Dreidecker flott zu halten,“ und allen Gesetzen der „Civilisation und Menschenrechte“ Hohn spräche.

Ein junger, erst seit Kurzem mit einer Mendozanerin verheiratheter Engländer, Namens Ellington, dessen Vater durch eine der Maßregeln des Dictators fast sein ganzes Vermögen eingebüßt, eiferte besonders gegen diese Zustände und trotzte

*) Man hat behauptet, daß er während seiner Regierung weit über fünftausend Menschen habe hinrichten lassen.

dabei auf die Kriegsfahrzeuge seiner Landsleute, unter deren Schutz er sein Leben wähnte. Vergebens bat ihn selbst sein Vater, bat ihn sein junges Weib, seine Zunge zu wahren; offen schon hatte er sich gegen oft nur zweideutige Freunde ausgesprochen, daß gerade vom Westen aus die Bevölkerung nach der Seeküste vorpressen müsse, um einem Zustand der Willkür ein Ende zu machen, der unerträglich würde; ja er verbarg mehrere flüchtige Unitarios in seinem Hause und weigerte sich, der argentinischen Polizei den Zutritt zu gestatten, bis er Mittel gefunden die Verfolgten zu retten.

Allerdings hatte ihn bis jetzt nur noch seine Nationalität vor der Rache des beleidigten Dictators geschützt; aber dem mächtigen Gaucho-Häuptling standen auch andere Mittel zu Gebote, seine Feinde unschädlich zu machen, als allein öffentliches Gerichtsverfahren, und über Mr. Ellington's Haupt zog sich ein Gewitter zusammen, das ihn in kurzer Zeit zu erreichen und — zu vernichten drohte. Nichtsdestoweniger blieb er blind gegen die dringendsten Warnungen seiner wenigen wirklichen Freunde, denn nur Wenige wagten noch in der That, sich öffentlich seine Freunde zu nennen.

So rückte der Juni von 1846 heran, und Ellington, nur noch kühner gemacht durch die lange Duldsamkeit Dessen, der doch die Macht in Händen hatte ihn zu vernichten, ließ sich in immer tiefere Verbindungen ein, und unterhielt sogar schon eine ziemlich lebhafte Correspondenz mit Chile, um von dort herüber der Sache der Unitarier zu Hülfe zu kommen. Ja die Schlinge schien schon gelegt, die den Dictator in ihren Maschen fassen und vernichten sollte, als eines Abends Don José, Mr. Ellington's Schwager, leichenbleich und vollständig zur Flucht gerüstet, in dessen Wohnung stürzte und dem anfangs Ungläubigen die Kunde brachte, daß ihr Beider Leben in diesem Augenblick an kaum mehr als einem Haar hinge; denn von Rosas gedungene mashorqueros seien allein in diesem Auftrag selbst von Buenos-Ayres nach Mendoza gekommen, und der nächste Augenblick schon könne sie selber in der Gewalt dieser furchtbaren und unerbittlichen, blutdürstigen Henkersknechte sehen.

Schleunige Flucht, so lange selbst diese ihnen noch übrig

blieb, war das Einzige, was sie jetzt retten konnte; und wenn sich auch Ellington im Anfang gegen den Gedanken sträubte, die Gefahr so nahe zu glauben, ja sich auf den Consul seiner Nation stützen wollte, dem gegenüber Rosas nicht wagen würde eine Gewaltthätigkeit zu begehen, konnte er doch nicht lange dem Zureden seines Schwagers, den flehenden Bitten seines Weibes widerstehen. — Selbst der alte Mr. Ellington, der jedenfalls den Mißhandlungen der Henker ausgesetzt gewesen wäre, wenn diese den Sohn entflohen fanden, mußte sie begleiten, und nur eben zusammenraffend, was sie an Geld, Pretiosen und Lebensmitteln fortbringen konnten, verließen sie, vollkommen bewaffnet, wirklich im entscheidenden Moment das Haus, denn kaum zehn Minuten später wurden die verschiedenen Thüren desselben von außen leise besetzt, und roth verhüllte Gestalten durchsuchten mit blanken Waffen und ingrimmigen Verwünschungen die leeren Räume.

Die Lage der Flüchtlinge war aber deshalb keineswegs um Vieles gebessert. Den Messern des Dictators allerdings im ersten Anlauf entgangen, wäre ihnen doch die Flucht auf die Länge der Zeit durch die weiten öden Pampas, die Mendoza rings umschließen, unmöglich gewesen; und die Cordilleren, die sie nur in kurzer Entfernung von dem gastlichen Chile trennten, lagen mit Schnee gefüllt und drohten dem Tollkühnen Verderben, der sich in dieser Jahreszeit in ihre sturmdurchbrausten Schluchten wagen sollte. Und doch blieben diese nur ihre einzige Rettung — wenigstens in der Möglichkeit, den zürnenden Elementen das dürftige Leben abzuringen; denn kein Erbarmen hatten sie von den mashorqueros des gereizten Rosas zu erwarten. Wohl aber wissend, daß bis Tagesanbruch auch selbst dorthin die Wege abgesperrt sein würden, führte Don José den kleinen Trupp in gerader Richtung in die Hügel hinein, an deren Fuß sie sich fast befanden, ihrem guten Glück vertrauend, von dort einen jetzt im Winter ganz unwegbaren Paß über das Gebirge selber zu finden.

Das Glück begünstigte sie hier insofern, als sie, der ersten Schlucht in die nächsten Hügel hinein folgend, eine kleine Hütte und dort zwei Peons trafen, die sich augenblick-

lich bereit zeigten, ihnen gegen eine sehr beträchtliche Belohnung zu Führern über die Gebirge zu dienen. Die Burschen waren, wie sie behaupteten, mit jedem Pfade, jedem Bach in den Bergen bekannt, und selbst das aufrichtige Geständniß Don José's, daß sie von Rosas' Henkern verfolgt würden, konnte sie nicht abschrecken. Lachend meinten sie, sie wären allerdings Argentiner, aber gehörten doch eigentlich nach Chile hinüber, und wenn die Señores und die Señorita fürchteten, daß sie verfolgt würden, wollten sie schon einen Pfad nehmen, auf dem bald die Keckſten der Gauchos, die sich überdies nie gern von ihren Pferden trennen, zurückbleiben sollten.

Noch vor Tagesanbruch waren zwei Maulthiere, das eine für Señora Ellington, das andere für den alten Herrn, gesattelt und mit den nöthigsten Provisionen beladen, und der kleinen Schlucht, in der die Hütte stand, aufwärts folgend, erreichten sie gerade mit Dunkelwerden den Gipfel der ersten Hügel- oder Bergreihe, der schon dicht mit Schnee bedeckt lag, überschritten diese und stiegen dann bei dem matten Licht, das die Sterne auf den Schnee niederfunkelten, wieder in ein anderes, wärmeres Thal hinab.

Die Cordilleren bilden sich nämlich, wie die **Rocky mountains** oder Felsen-Gebirge im Norden durch drei Abdachungen, hier durch zwei streng von einander geschiedene Gebirgsreihen, die sich von Nord nach Süd hinunterstrecken. Der erste, nach den Pampas zu liegende Berg- oder Hügelstreifen — denn was in einem andern Lande recht gut ein Berg genannt werden könnte, erscheint hier, neben den gewaltigen Cordilleren, doch nur als Hügel — schmiegt sich dicht an den Hauptrücken, nur ein schmales Thal zwischen sich und diesem lassend, hin, ist aber hoch genug, sogar in dieser niedern Breite den Winter hindurch eine gar warme und behagliche Schneedecke zu tragen, während die Cordilleren selber schroff und gewaltig, in riesiger Masse aus dem nämlichen Thal emporsteigen — ein fester, compacter Körper von Schnee und Eis, auf granitenem Piedestal ruhend. So schroff und steil kommen

dabei die einzelnen Bergwasser aus jenen riesigen Höhen herausgestürzt, daß es nur an einzelnen Stellen möglich ist, dem Lauf derselben aufwärts zu folgen, während die übrigen Gebirgsmassen eine feste, unersteigbare Wand bilden, die sich wolkenhoch, Berg auf Berg gehäuft, emporthürmt.

Aber selbst diese wenigen Pässe können nur für eine Strecke weit im Winter mit Maulthieren begangen werden; nachher muß der Wanderer, den sein Geschick in diese Wildniß getrieben, die Bahn zu Fuß weiter suchen, und nicht allein der Abgrund dicht unter dem schwankenden Schritt droht Verderben, nein, der geringste losgebröckelte Schnee, der ihn hier träfe, müßte ihn, durch das Gewicht seines Falles, in die Tiefe schmettern, und der Condor oder der Puma der Gebirge hätten dann ein treffliches Mahl.

Die beiden Peons kannten hier aber jeden Fuß breit Landes, und dem Thale folgend, das sich in ziemlich gerader Richtung gen Norden zog, erreichten sie gleich am nächsten Tage einen der Pässe, der eigentlich nur im Sommer benutzt wurde, den sie aber doch jetzt ebenfalls hofften passiren zu können, und hier hatten sie dann kaum eine weitere Verfolgung zu fürchten. Nur zu bald sollten sie aber diese Hoffnung getäuscht finden: ein gewaltiger Schneesturz hatte den schmalen Pfad so überschüttet, daß sie Wochen lang gebraucht haben würden, sich hier hindurch zu arbeiten, und wo indessen Provision hernehmen, während ein völliges Schneegebirge jeden weitern Fortschritt hemmte? Selbst jetzt war die Gefahr groß genug, gerade an dieser Stelle von ihren Verfolgern überholt zu werden, denen sie dann nach keiner Richtung hin mehr hätten entfliehen können.

Langes Berathen half hier ebenfalls nichts; rasch umdrehend, eilten sie die eben gemachte Bahn in das Thal zurück, wo ihre Maulthiere noch zwischen den dort grünenden Myrtenbüschen reichliches Futter fanden, um den Tucunjado, ebenfalls einen der Bergströme, zu erreichen, ehe die Verfolger bis hierher ihre Spur aufgefunden

haben könnten. Diese mußten übrigens schon in großer Anzahl kommen, wenn sie ihnen gefährlich werden sollten, denn die Gauchos, wie die Bewohner der Pampas genannt werden, führen selten oder nie Feuergewehre, mit denen sie auch nur höchst mittelmäßig umzugehen wissen, und die beiden Engländer waren mit Pistolen und Büchsen vortrefflich bewaffnet. Selbst Don José führte ein Paar Pistolen im Gürtel und ein Doppelgewehr, und die Peons hatten ihre gewöhnlichen langen Messer, ohne das ein Argentiner, besonders in damaliger Zeit, nie die Schwelle seines Hauses verließ.

Unten an der Mündung des Tucunjado, das heißt dort, wo der Bergstrom, von dem Hauptrücken der Cordilleren niederschäumend, seine Wasser mit einem größeren Bache vereinigt, der von Norden niederkommt und sich später seine Bahn in die freie Ebene bricht, liegt, hoch von den Schneegebirgen überragt, aber auch gegen all' die rauhen Südweststürme geschützt, in fast tropischem Klima, eine kleine freundliche Farm, die Grenzstation der Argentinischen Republik, und im Sommer der Stapelplatz der Mauthaufseher, die den Tucunjado-Paß niederkommenden Caravanen zu überwachen. Im Winter aber, wo fast jede Verbindung mit Chile, unbedingt jede mit Packthieren abgeschnitten ist, wird die Bewachung theils sehr lässig betrieben, theils ganz aufgegeben, und eine kleine Wirthschaft mit einigen Bergbewohnern und einem Dutzend starker, kräftiger Guanakohunde ist das Einzige, was zurückbleibt, bis der Schnee der Gebirge thaut, seine Massen in Sturzfluthen durch das Thal gesandt und die Pfade wieder freigegeben hat. Jetzt hausten dort nur ein paar alte Guanakojäger, und den hoch eingefriedigten Weideplatz, mit dem üppigsten Gras und Futterklee bedeckt, kannten die müden Thiere gut genug, um ihm schon von Weitem entgegen zu wiehern.

Ehe man sich aber in Sicht dieses Platzes wagte, wurde ein kurzer Kriegsrath gehalten, und zwar einstimmig dahin beschlossen, vorerst einen der Peons zum Recognosciren vor-

auszuschicken und zu sehen, ob die Spione und Henkersknechte des Dictators selbst bis hierher gedrungen wären. War das der Fall, so mußten sie, wo sie sich eben befanden, die Nacht abwarten, nach einbrechender Dunkelheit am rechten Ufer des Bergstromes, so weit es die steilen Wände erlaubten, hinaufhalten, und den Fluß dann furthend den schmalen Pfad zu erreichen suchen, der an dem linken Ufer bis fast zu dessen Quellen auflief.

Der älteste der Peons, ein durchtriebener Bursche mit wilden, verlebten Zügen, aber einem Paar schlau und listig unter buschigen Brauen vorblitzenden Augen, wurde dazu gewählt und kehrte auch schon nach zwei Stunden mit der Nachricht zurück, daß allerdings elf Mann in dem Hause lägen und eben erst von einem kurzen Streifzug den Tucunjado hinauf zurückgekehrt wären, nachdem sie sich überzeugt hätten, daß die Flüchtigen noch nicht auf diesem Wege entkommen seien. Am nächsten Morgen würden sie aber unfehlbar das ganze Binnenthal absuchen und deshalb gar keine Wahl lassen, was man etwa thun sollte. Die einzige Möglichkeit, noch zu entkommen, sei, während der Nacht die Station zu umgehen und dann so rasch vorwärts zu rücken, wie es die Kräfte der Passagiere nur irgend erlaubten. An der Schneegrenze angekommen, wollten sie dann die Maulthiere absatteln und laufen lassen — den Rückweg suchten die klugen Thiere leicht allein, und hatten sie erst einmal den theilenden Gebirgsrücken erreicht, so waren sie sicher, denn Rosas durfte nicht wagen, die chilenische Grenze zu überschreiten.

Das Umgehen der Farm gelang, von einer ziemlich dunkeln Nacht begünstigt, vortrefflich. Noch lange vor Tagesanbruch hatten sie den schmalen Bergpfad erreicht, der sich am linken Ufer des jetzt niedern Stromes, oft kaum zwei Fuß Bahn neben einem Abgrund lassend, hinaufzog; hier aber mußten sie halten, bis das Tageslicht ihnen weiter helfe, denn es wäre mehr als Tollkühnheit gewesen, solchen Weg in dunkler Nacht zu verfolgen. Mit dem ersten Dämmerlicht brachen sie wieder auf, und selbst Señora Ellington, wenn auch nie im Leben an solche Strapazen gewöhnt, fühlte sich durch die kurze Rast

wie neu gestärkt; kein Wort der Klage kam wenigstens über ihre Lippen.

Den schwierigsten Theil des Ueberganges hatten sie aber noch vor sich, jedenfalls den beschwerlichsten, und als erst ihre wirkliche Wanderung über den Schnee begann, drohten die Kräfte der jungen Frau sowohl wie die des alten Herrn den ungewohnten und gewaltigen Anstrengungen zu erliegen. Als sie am Abend, schon nach Dunkelwerden, die punta del vaca, eine kleine schmutzige Steinhütte, erreichten, mit einem Loch zur Thür und nichts als den kalten, gefrorenen Boden der Hütte selber zum Bett, wäre es der schwachen, zarten Frau nicht möglich gewesen, auch nur noch einen Schritt weiter zu setzen, und doch wußten sie Alle, daß vielleicht an der Verzögerung einer Viertelstunde schon der Tod hing.

Es mochte zehn Uhr Abends sein. Der Himmel war klar und sternenhell, und in der Hütte hatten sich die müden Wanderer, ohne selbst im Stande zu sein ein Feuer anzuzünden, in ihre Decken gehüllt und dicht neben einander geschmiegt, der Nacht vielleicht eine Stunde Schlaf und Ruhe abzustehlen. Nur der jüngere Peon stand, wohl dreihundert Schritt zurück, von woher sie gekommen, auf Posten, um hier an einer schmalen Stelle der Straße, an der kein Feind, noch dazu über den hellen Schnee, an ihn heranschleichen konnte, den Paß zu bewachen und bei dem geringsten Zeichen von Gefahr die kleine Schaar zu alarmiren. Von der Hütte her kamen jetzt Schritte, und wenige Minuten später stand der ältere Felipe an seiner Seite.

„Was sagst Du zu unserem Unternehmen, compañero?“ frug er endlich leise den Kameraden, als er ein paar Minuten an dessen Seite gestanden und in die Nacht hinaus gelauscht hatte.

„Daß ich es herzlich satt habe, mich auf einer Seite mit einer papiernen Señorita herumzuquälen,“ brummte der Gefragte mürrisch, „die wir morgen wahrscheinlich noch das Vergnügen haben werden durch den Schnee zu schleppen,

denn gehen kann die Puppe doch nicht mehr, und ich andererseits meinen Hals in Gefahr weiß, sobald uns die mashorqueros des Gouverneurs überholen. Pest und Gift, die Burschen verstehen keinen Spaß, und ich könnte mir eher Erbarmen von einer wilden Schaar der Pampas-Indianer erbitten, als von einem von Rosas' rothen Ponchos. — Ich wollte, wir hätten uns mit der ganzen Sache nicht eingelassen."

„Weißt Du, compañero," sagte der Alte, seinen Arm traulich auf dessen Schulter legend und vorsichtig dabei zurückschauend, ob keiner ihrer Passagiere munter und in der Nähe wäre — „mir selber gefällt die Geschichte auch nicht mehr, und — für die lumpigen zehn Unzen wären wir eigentlich rechte Thoren, wenn wir — wenn wir eben —"

„Wenn wir was?" frug der Jüngere gespannt und drehte sich halb nach seinem älteren Gefährten um.

„Ei zum Teufel, wenn wir uns eben noch unnützer Weise abquälten!" — setzte dieser rasch und wild hinzu. — „Es sind doch nur Unitarios und dürfen nie nach der Republik zurückkommen. Ueberdies sieht mir der Himmel da drüben im Südwesten ebenfalls nicht so richtig aus. — Kriegen wir hier einen Temporale, so sind wir geliefert, und — ich meinestheils bin fest entschlossen, diesen Augenblick meinen Rückweg anzutreten — gehst Du mit?"

„Du hast mir die Gedanken aus der Seele gelesen," lachte der Jüngere — „mag der Inglese sehen, wie er über die Berge kommt — wir lassen ihm überdies unser charque*) in der Hütte zurück, und sie dürfen sich nicht beklagen, daß sie nichts zu essen hätten. Aber komm, die Zeit vergeht, und es ist bitter kalt hier oben. Wenn wir uns tüchtig in Trab setzen, können wir die estancia noch bei guter Zeit morgen früh erreichen."

„War mir's doch, als ob ich da vorn ein Geräusch wie von knirschendem Schnee hörte," sagte der Alte da plötzlich

---

*) Charque, getrocknetes Fleisch.

und schützte seine Augen mit dem Arme gegen den blendenden Schein der weißen Decke — „da wieder."

„Mir kam es auch erst so vor," sagte der Jüngere, seinen Poncho um sich herziehend und dann niederknieend, um das eine Schaffell, das er sich der Kälte wegen um seine Füße gewickelt, etwas fester zu binden, „aber es wird der puma*) sein, der vor etwa einer halben Stunde quer vor mir über den Schnee sprang und hinunter nach dem Wasser zu hielt. Rosas müßte einen tüchtigen Preis auf das Einbringen unserer Gesellschaft gesetzt haben, wenn er die Gauchos bis hier in den Schnee hinter ihnen her treiben könnte. — So," — rief er dann, indem er, seine Fußbekleidung in Ordnung gebracht, wieder in die Höhe sprang und den Hut in die Stirn drückte — „jetzt bin ich fertig, und nun können wir doch sagen, daß wir unsern Weg bis hierher ganz anständig bezahlt bekommen haben."

Felipe antwortete nichts, horchte nur noch einmal zurück, wo sie Die, die ihrer Treue viel zu gutmüthig vertraut hatten, ohne Ahnung zurückließen, daß die Führer und Wachen sie verrätherischer Weise im Stich ließen, und schritt dann dem Gefährten rüstig voraus durch den tiefen Schnee, um sobald als möglich die von diesem freie Passage wieder zu erreichen und von da ab rasch dem wärmeren Thal zueilen zu können.

„He, Felipe, rief's da nicht hinter uns?" sagte, stehen bleibend, plötzlich der junge Bursche.

„Was kümmert's Dich?" brummte aber, die Schritte eher noch dadurch beschleunigend, der ältere Gefährte; „laß sie schreien, aber mach', daß Du aus Schußweite —"

Seine Rede wurde hier auf etwas rauhe Art unterbrochen, denn neben ihm, wie aus dem Schnee heraus, sprang eine Gestalt, flog ihm nach der Kehle und hatte ihn auch im nächsten Moment, ehe er nur daran denken konnte nach seinem Messer zu greifen, zu Boden geworfen, wo er wie in einen

---

*) Der südamerikanische Löwe.

Schraubstock eingeklemmt und regungslos dalag. „Asistencia!“ wollte er rufen, aber schon bei dem ersten Laut blitzte ein blanker Stahl vor seinen Augen, und der Ruf erstarb ihm auf den Lippen. — Sein Angreifer sprach kein Wort — lautlos, doch mit riesiger Kraft hielt er ihn zu Boden. Wenige Minuten später hörte Felipe, daß sich Jemand näherte, gleich darauf fühlte er sich selber von noch Anderen gefaßt und aufgehoben, und als sie den nächsten Felsenvorsprung erreicht und hinter sich hatten, fand er sich plötzlich zu seinem Erstaunen ganz frei neben seinem jüngeren Gefährten stehend, der auf gleiche Weise überwältigt worden sein mußte, und nur sein erster Angreifer sagte mit leiser, aber nichtsdestoweniger drohend genug klingender Stimme:

„Du bist alt genug zu wissen, compañero, daß wir keinen Spaß verstehen — verhalte Dich ruhig und sag' uns, was Du weißt, und Du hast für Dich selber nichts zu fürchten; mache dagegen einen einzigen Versuch zu fliehen, oder uns zu verrathen, und Du bist ein Kind des Todes.“

Der alte Peon, der seine Arme kaum frei fühlte, griff fast unwillkürlich nach seinem Gürtel zurück, das Messer zu fühlen. Der Fremde, der die Bewegung bemerkte, sagte jedoch mit kaltem, fast höhnischem Lächeln:

„Es ist in guten Händen – könnte Dir selber aber auch jetzt nur Schaden thun. Wir wissen überhaupt Alles, und Ihr Beiden mögt es unserer guten Laune, Euch hier in der Falle zu wissen, zuschreiben, daß unsere Messer nicht schon lange, und statt aller weiteren Umstände, mit Euren Kehlen Bekanntschaft gemacht haben.“

„Und weshalb?“ — frug jetzt der Alte, der seine Geistesgegenwart rasch wiedergewonnen und nun aus ihrer Lage soviel Vortheil als möglich zu ziehen suchte — „etwa weil wir Euch heut Abend in unserer Nähe spürten und uns nach kurzer Berathschlagung aufmachten, Euch unsere Hülfe und Arme anzubieten? — Ich dachte allerdings nicht, daß Ihr so zahlreich wäret,“ setzte er dann langsamer hinzu, indem sein Blick rasch die ihn umgebende Schaar, vierzehn oder fünfzehn

drohende Gestalten, überflog — „aber wenn Ihr uns nicht braucht, ist damit nicht gesagt, daß wir den Tod verdient hätten."

„Der Teufel traue Dir nur, compañero," lachte der Anführer der mashorqueros — „doch ich will sehen, inwieweit Du wenigstens jetzt aufrichtig bist; so beantworte vor allen Dingen meine Fragen kurz und treu, wir haben weder Zeit noch Lust, Ausweichungen oder Unbestimmtes zu hören — also: haben die Flüchtlinge Feuergewehr und sind sie gut bewaffnet?"

„So ziemlich," erwiderte Felipe, der nicht den mindesten Grund sah, irgend etwas geheim zu halten, dem gefährlichen Burschen die Sache aber auch nicht wollte zu schwierig erscheinen lassen, um ihn bei guter Laune zu erhalten — „ihre Waffen sind wohl gut, aber ich glaube kaum, daß irgend Einer von ihnen, den jungen Engländer ausgenommen, ordentlich verstehen wird damit umzugehen. Don José, weiß ich gewiß, kann kaum seine Pistolen wieder laden, wenn er sie erst einmal abgeschossen."

„Wo haben sie ihre Gewehre?" fragte der Gaucho zurück.

„Neben sich auf der Erde liegen," sagte Felipe.

„Und ist es nicht möglich, die unschädlich zu machen?"

„Unschädlich?" brummte der Peon — „der junge cringo*) schläft mit einem Auge offen und seine Pistolen hat er gespannt in der Hand — ich bin fest überzeugt, er selber hält jetzt schon, sollten sie uns vermißt haben, Wache, und kein Fuchs könnte sich ungesehen hin zur Hütte schleichen."

„Gut," sagte der Henker nach kurzer Pause und Ueberlegung — „ich will Euch Beiden Gelegenheit geben zu beweisen, daß Ihr mir, als wir Euch überraschten, die Wahrheit gesagt habt und es redlich mit uns und der Federacion meint. Einer von Euch, und dazu wird der Aelteste am

*) Verächtlicher Name für Fremde.

besten passen — kehrt augenblicklich, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre, in die Hütte zurück — eine Ausrede habt Ihr bald. — Ihr glaubtet irgendwo etwas gehört zu haben und waret recognosciren gegangen. — Du legst Dich zum Schlafen nieder, als ob Alles sicher sei, und bemächtigst Dich, wenn die Fremden wieder schlafen, der Gewehre und des Pulvers. Ist es möglich, so wird es am besten sein, dem Engländer vor allen Dingen den Schädel einzuschlagen — es wäre für Dich dann auch die Gefahr beim Entfliehen mit den Waffen nicht halb so groß, und nachher haben wir leichte Arbeit."

„Und das würde lohnen?" — frug der alte Peon lauernd.

„Ah, Du verlangst auch noch Lohn, außer dem Geschenk Deiner eigenen Kehle!" lachte der Henker. „Du bist unverschämt, alter Bursche; aber es sei. — Machst Du die Burschen unschädlich, so sollt Ihr Beide Euren Antheil von dem, was wir bei ihnen als Beute finden, haben, aber jetzt auch rasch, denn der dämmernde Morgen muß uns, nach vollbrachtem Geschäft, auf dem Heimweg sehen."

„Gut," sagte der alte Peon, mit der Hand nachdenkend sein Kinn streichend — „dann darf ich aber nicht gehen, sondern Pedro da, mein compañero, muß zur Hütte zurückkehren. Ich war gerade ausgerückt, um ihn von seiner Wache abzulösen, und käme ich statt seiner wieder, so schöpften die Fremden augenblicklich Verdacht."

„So laß uns Beide gehen," meinte Pedro rasch — „unter irgend einer Ausrede —"

„Danke, danke," unterbrach ihn aber der Henker lachend, „Einen von Euch wollen wir doch lieber als Geißel zurückbehalten — nicht etwa daß ich glaubte, der Andere würde sich viel daraus machen ihn im Stiche zu lassen, aber er wäre verloren, wenn er uns verriethe, und wir rückten dann mit seinem Kameraden an der Spitze vor — überdies möchte ich den Feind nicht unnützer Weise mehr verstärken, als unumgänglich nöthig ist. So, meinetwegen magst Du gehen, amigo. Du bist auch wohl rascher und gewandter als der

Alte da, und find' ich Dich noch zwei Minuten später hier, den zottigen Schädel kratzend, so schneide ich Dir Nase und Ohren ab und schicke Dich zur Abkühlung in den Tucunjado hinunter — marsch fort — eine halbe Minute ist schon vorbei."

Der arme Teufel von Peon zweifelte nicht im Mindesten, daß der mashorquero Ernst machen würde, denn schlimmere Thaten hatten diese entsetzlichen Menschen oft nur zum Spaß und aus reinem Muthwillen verübt; — würden sie deshalb hier gezaudert haben, wo es wirklich der Ausführung eines wichtigen Planes galt? Pedro kannte auch seine Leute, und nur noch mit wenigen Worten dem Führer Vorsicht empfehlend, nicht eher loszubrechen, bis er selber entweder zurück sei, oder ein Schuß in der punta del vaca ihnen sage, er sei genöthigt gewesen, auf diese Art sich Luft zu verschaffen, glitt er, sein Messer, das man ihm zurückgab, wieder in den Gürtel schiebend, um die nächste Felsecke, und war bald in dem Dämmerlicht, das wie ein dünner Nebel auf dem glitzernden Schnee lag, verschwunden.

II.

Während sich die beiden Peons heimlich entfernten und von einem wachsameren Posten überrascht wurden, hatte Charles Ellington schon mehrmals lauschend den Kopf erhoben, um das Zurückkehren der abgelösten Wache zu erwarten. Lange schon wäre er aufgestanden, aber die Kälte war scharf, und er scheute sich, die neben ihm Schlafenden, doch jedenfalls nutzlos, zu stören. Endlich aber, da der eine Peon noch immer nicht wiederkehrte, kroch er leise unter der Decke vor, und den Rock fester zuknöpfend, um den kalten Zug abzuhalten, der durch die niedere Oeffnung ihm entgegenschlug, stand er eine Zeit lang lauschend und horchte hinaus in die Stille der Nacht, die durch keinen Laut irgend eines lebenden Wesens

unterbrochen wurde. Nur der Bergbach tief unten rauschte und murmelte dumpf herauf, und da drüben, wo sich der Felsenhang steil in das Thal hinunterwarf und den Strom gegen die andere Wand hinüberzwang — das war wohl ein Fuchs gewesen, der hier, in seinem Abendmarsch gestört, die Fremden witterte und gegen den Wind und die verdächtige Nachbarschaft anbellte.

„Felipe!" rief er jetzt, erst mit vorsichtig gedämpfter, dann mit etwas lauterer Stimme — „Felipe!" — Niemand antwortete, nichts ließ sich hören noch sehen, und wenn er auch für einen Augenblick glaubte, der Laut einer Menschenstimme dränge zu ihm herüber, so war das doch so rasch wieder verhallt, daß er sich auch eben so gut geirrt haben konnte. Die furchtbare Wahrheit tauchte jetzt, erst in flüchtigem Verdacht, der ihm schon das Blut in den Adern gerinnen machte, dann in entsetzlicher Gewißheit in ihm auf: — ihr Führerpaar war entflohen, und ihre kleine Schaar dadurch nicht allein um ein Bedeutendes geschwächt, sondern die Gefahr, gerade von den früheren Führern verrathen zu werden, so dringend geworden, daß jeder Augenblick, den sie an der argentinischen Seite der Gebirge verträumten, ihr Verderben rettungslos auf sie niederführen konnte.

Hier galt entschlossenes Handeln — den Weg über die Gebirge getraute er sich schon, wenn es sein mußte, allein zu finden, denn von hier aus lag das anscheinend schmale Thal des Tucunjado lang ausgedehnt vor ihnen, ein Abweichen zur Rechten oder Linken nicht einmal gestattend, und nur beim Niedersteigen waren sie größerer Gefahr ausgesetzt, in mit Schnee gefüllte Abgründe zu stürzen; keineswegs war die aber dringender, als das Bewußtsein gewissen Todes, wenn sie den Henkersknechten des Dictators in die Hände fielen, und es blieb deshalb keine Wahl.

Rasch weckte er Don José, dem er seine Befürchtungen in wenigen Worten mittheilte, und als dieser ebenfalls ihm bei- und zu augenblicklicher Flucht stimmte, hob sich auch die arme junge Frau von ihrem traurigen Lager, ihren Gatten über dessen Befürchtungen, sie selber betreffend, zu beruhigen,

indem sie sich durch die wenigen Stunden Rast wie neu gestärkt fühle und die Männer wenig in ihrem Fortschreiten behindern werde. Wenige Minuten später fanden sie Alle zum neuen Marsch durch eine Schneewüste, nur mit dem ungewissen Licht des Schnees selber, gerüstet, als Ellington, der, immer aufmerksamer geworden, nach der Thalschlucht hinüber lauschte, plötzlich ausrief, er sähe einen der Peons kommen.

„Gott sei Dank!" flüsterte mit gefalteten Händen die junge Frau, „also waren es doch keine Verräther, und unsere Befürchtungen grundlos."

„Das gebe die heilige Jungfrau!" murmelte Don José, indem er die sich rasch nähernde Gestalt vorsichtig und mißtrauisch beobachtete und fast unwillkürlich nach den schon wieder im Gürtel geborgenen Pistolen griff, – „ich wollte, ich wüßte genau, wo der andere Schuft steckt."

„Am Ende haben wir ihnen doch Unrecht gethan," flüsterte Ellington, „und können nun wenigstens Tageslicht abwarten, um unsern Weg fortzusetzen. Wozu die arme Candelaria mehr erschöpfen, als eben unumgänglich nöthig ist."

„Erst wollen wir aber wissen, was der Bursche zu seiner Entschuldigung zu sagen hat," beharrte Don José, der seine Landsleute besser kennen mochte als der Engländer, – „jedenfalls müssen sie, selbst im günstigsten Fall ihrer Rechtfertigung, irgend etwas Verdächtiges gesehen oder gehört haben, sonst wären sie schon gar nicht so weit von hier fortgegangen — aber ruhig — es ist Pedro — der Alte scheint also doch seinen Posten zu halten." —

Der Jüngere der Peons kam indessen rasch näher, und seine Füße draußen an der Thür gegen die Steine klopfen, daß er den Schnee aus den Falten des um die Knöchel gegeschlagenen Schaffelles abschüttle, betrat er mit dem frommen, aber vollkommen leise und kaum hörbar gemurmelten Gruß: „Ave Maria purisima!" die Hütte.

„Para siempre!" erwiderte halb unbewußt mit lauter Stimme und recht aus tiefstem, innerstem Herzen heraus die Frau, und der Peon, der in dem vollkommen dunkeln Raum,

bei dem schwachen Schein, der dürftig durch die niedere Eingangspforte fiel, seine Umgebung nicht gleich erkennen konnte, sagte mit kaum unterdrücktem Ausruf der Ueberraschung, aber bald gefaßt:

„Pero, amigos — was ist das? — die Señorita — ei wahrhaftig, Alle zusammen auf und munter — es ist noch lange nicht Morgen. Aber ich glaub' es wohl, daß Ihnen die Zeit hier in dem kalten Loch lang geworden — wir können noch fünf oder sechs Stunden schlafen."

„Und wo bist Du gewesen, amigo?" frug Don José den Führer, der noch immer, halb unschlüssig was er selber thun sollte, ob sich zum Schein niederlegen oder offen entfliehen und dadurch den vollen Alarm geben, in der Thür stehen blieb, „wo ist Dein compañero, und weshalb habt Ihr Beide Euern Posten verlassen?"

Der Peon lachte.

„Es war ein Puma da drüben," sagte er endlich nach einer kleinen Pause, „und wir konnten das Thier im Schnee hören und auch manchmal den dunkeln Schatten seiner Gestalt sehen. Um ganz sicher vor Ueberraschung zu sein, umschlichen wir die Stelle, wo wir ihn vermutheten, aber er entfloh in langen Sätzen, und erst nachdem wir dort eine Zeit lang gelauscht und gewartet, ob sich nichts Verdächtiges weiter regen würde, kehrte ich zurück – aber der Puma ist noch draußen," setzte er dann plötzlich, von einem neuen Gedanken durchzuckt, hinzu, „und Felipe schickte mich hier herein, eins der Gewehre zu holen — die Haut des Thieres gäbe ein herrliches Lager für die Señorita."

„Ich will selber mit Dir gehen," sagte Ellington rasch, aber Don José ergriff seinen Arm.

„Das wäre doppelter Wahnsinn," rief er in englischer Sprache; „drohte hier wirklich Verrath, so liefst Du den Schuften selber in die Schlinge, — selbst das aber angenommen, daß sie ehrlich sind, dürfen wir hier gar nicht schießen, denn der Schall würde unendliche Strecken in die Berge donnern und unseren Feinden, sollten uns diese wirklich nachfolgen, genaue Kunde von unserer Nähe geben. — Mir ge-

fällt auch der Rath des Burschen nicht — der alte Peon ist viel zu schlau und vorsichtig, um sich selber zu verrathen, und außerdem glaub' ich nicht einmal, daß er ein Gewehr abfeuern könnte."

Der junge Bursche hatte indessen dem Gespräch, von dem er keine Silbe verstand, unruhig und mißtrauisch gelauscht; — was beriethen die Männer, und was thaten indessen die vielleicht ungeduldig werdenden mashorqueros, wenn er zu lange zögerte? Er erkannte jetzt recht gut, daß Alle auf und zum Weitermarsch gerüstet waren, und was blieb da für ihn selbst das Sicherste?

„Aber wo ist Felipe?" wandte sich Don José jetzt plötzlich gegen ihn, — „Euer früherer Posten war gerade da drüben, und ich kann nichts mehr von ihm erkennen."

„Er ist an der Spitze da vorn stehen geblieben," erwiderte, auf diese Frage schon vorbereitet, der Peon — „erstlich hoffte er dort den Puma am ersten wieder zu sehen, und dann kann man auch von dem Punkt aus den von unten herauf führenden Pfad besser überwachen."

„Gut, so leg Dich wieder nieder," sagte Ellington, „und schlaf noch ein paar Stunden; vor Tag aber wollen wir wieder aufbrechen, um wo möglich noch die zweite casucha*) zu erreichen; der nächste Tag sieht uns dann auf chilenischem Gebiet, und dort hoffentlich sicher vor den Henkersknechten des blutigen Tyrannen."

„Bueno, amigo!" brummte als halbe Antwort der Peon. An der Wand der Hütte aber hintastend, um seinen früheren Lagerplatz wieder zu finden und dort das Weitere zu überlegen, so wie abzuwarten, bis sich die jetzt mißtrauisch gemachten Flüchtlinge wieder beruhigt hätten, fühlte er plötzlich — und wie mit einem elektrischen Schlag fuhr es ihm durch die Glieder — die Gewehre der beiden Engländer, die Ellington dort hingestellt hatte, um sie, falls sie wirklich angegriffen werden sollten, gleich zum Gebrauch bei der Hand zu haben.

---

*) Die steinernen Hütten in den Cordilleren, zum Schutz der Wandern erbaut

Eine rasche Bewegung der Hand überzeugte den Peon jedoch, daß die Pulverhörner nicht dabei hingen, und er kauerte sich dicht daneben auf den Boden nieder, den für ihn günstigsten Zeitpunkt abzuwarten.

Er sollte nicht lange zu warten brauchen. Wenn auch Ellington im Anfang beabsichtigt haben mochte zu wachen, und ein paar Mal zu dem niedern Eingang schritt und hinauslauschte, war die Luft doch zu bitter kalt, sich ihr unnöthiger Weise zu lange auszusetzen. In seinen Poncho deshalb fest eingehüllt, streckte sich der Verfolgte endlich tief aufseufzend dicht neben die Gattin nieder, der er schon vorher das Lager wieder bereitet.

Der Peon war indessen nicht müßig gewesen; vorsichtig neben sich herumfühlend, nahm er das eine Gewehr zu sich nieder auf's Knie und fing an es zu untersuchen. Hierbei aber war für ihn ein Uebelstand — er hatte wohl schon häufig schießen sehen, aber noch nie selber geschossen; nur so viel wußte er, daß der Hahn gespannt werden mußte. Die Waffe, die er in der Hand hielt, war ein Doppelrohr, die andere eine einfache Büchse, aber weder Pulver noch Blei dazu; was half ihm da das Gewehr? Da durchblitzte ihn ein teuflischer Gedanke — wenn er das einfache Rohr in die Ecke abfeuerte, wo die Flüchtigen dicht aneinander geschmiegt lagen, und dann mit dem noch geladenen Doppelgewehr entfloh, brachte ihn die Verwirrung des ersten Entsetzens jedenfalls außer Schußweite, und nicht allein einer oder mehrere der Fremden würden verwundet, sondern die mashorqueros waren dann auch im Stande, mit dem andern Gewehr sie am Weitermarsch zu verhindern, oder doch so lange aufzuhalten, bis sie die wenigen Provisionen aufgezehrt hatten und dann rettungslos ihnen zur Beute fielen.

Der Bursche, schlau und gewandt, zögerte nicht lange mit der Ausführung; überdies sollte der Schuß ja als Zeichen den Uebrigen gelten, und preßten diese scharf heran, so war es sogar möglich, daß sie sich ihrer Beute ohne Weiteres bemächtigten. Ellington's Leichtsinn, die Gewehre solcher Art außer dem Bereich des eigenen Arms zu lassen, wäre den

armen Verrathenen bald verderblich geworden — Pedro kannte nur den Mechanismus des Gewehres nicht genau genug, um den Hahn geräuschlos zu spannen, und als er das Doppelrohr wieder neben sich an die Wand gelehnt und die Büchse ergriffen hatte, um den Hahn leise aufzuziehen, knackte dieser, als er in die erste Ruhe trat.

Don José hatte gar nicht geschlafen, und schon seit der Peon die Hütte wieder betreten, lehnte er, halb sitzend und nur in seinen warmen Poncho gehüllt, an der Mauer der Hütte, dem geringsten Laut horchend, der zu ihm herüberdringen möchte. Er wußte sich selber nicht ordentlich Rechenschaft zu geben, aber er war mißtrauisch geworden und erwartete mit Sehnsucht den anbrechenden Morgen. Nur die Augen schloß er endlich, und überdachte halb wachend, halb träumend die Möglichkeit des Gelingens — die Gefahren ihres Marsches — als ihn das Knacken des Hahns zuerst aus seiner Ruhe wieder emporschreckte. Den Blick rasch nach dort richtend, von woher das so unvermuthete Geräusch gekommen, sah er jetzt deutlich bei dem schwachen von draußen hereindämmernden Schneelicht, wie sich der blanke Lauf eines Gewehres — er konnte nur nicht recht genau erkennen nach welcher Richtung — niedersenkte. Dann war Alles todtenstill.

Aber auch Ellington war durch den nur zu gut gekannten Laut aufgestört; auch er sah, gerade als er die Augen aufschlug, die Bewegung des Laufs, und dem im Lager überraschten Wilde gleich fuhren die beiden Männer empor, um der neuen, noch kaum bewußten Gefahr zu begegnen.

Vergebens riß indessen der Bandit an dem Drücker der Büchse, um sich selber durch den Schuß zu retten; er hatte keine Ahnung, daß der Hahn zweimal aufklinken mußte, ehe er feuern konnte; so war er nur „in Ruh' gesetzt" und das Schloß verweigerte den Dienst. Die doch nutzlose Waffe von sich schleudernd, ergriff er das Doppelrohr, um die Thür noch vor seinen Angreifern zu erreichen; hier aber verrannte ihm Ellington den Weg, und noch während er sein Messer aus

der Scheide riß, sich die Bahn zu stoßen, brach er mit einem leisen Stöhnen, zugleich von Ellington's Faust und Don José's scharfem Stahl getroffen, der ihm die eigene Waffe in den Rücken trieb, eine Leiche, zu Boden.

Die kleine Hütte war im Augenblick ein Bild der Verwirrung, und das Verderben der Unglücklichen wäre besiegelt gewesen, hätten die Henker nicht auf das Zeichen des ausgesandten Spions gewartet. Aber die Furcht vor Feuerwaffen, die der Gaucho nicht leicht überwindet, besonders wenn er sie in den Händen von Europäern weiß, hielt sie zurück, und so gern sie das Blutgeld ihres Herrn verdienen mochten, so wenig dachten sie daran, ihre eigene Haut unnöthig dabei zu Markte zu tragen.

Ellington und Don José aber waren in dem Augenblick so bestürzt und erschreckt, daß der Spanier schon in der That das Messer zum zweiten Mal gezuckt hatte, den eigenen Schwager, den er ebenfalls für einen der Angreifer hielt, niederzustoßen, als ein zufälliger Ausruf desselben noch sein Leben rettete.

Ellington besetzte jetzt vor allen Dingen die Thür, und während Don José die Leiche aus dem Weg und in die eine Ecke zog, eilte auch der alte Herr herbei, um den Platz, der, wie er natürlich glauben mußte, schon vom Feind angegriffen wurde, vertheidigen zu helfen.

III.

Der Führer der mashorqueros stampfte indessen den Schnee in toller Ungeduld.

„Carajo!“ rief er, dem alten Peon dabei einen grimmigen Seitenblick zuschleudernd – „ich glaube wahrhaftig, der Schuft von vaqueano hat uns betrogen und die vermaledeiten cringos gewarnt, anstatt ihre Waffen in unsere Hände zu liefern — Gift und Messer, wenn ich das gewiß wüßte!“

Die Anrede war halb an den Alten gerichtet, und dieser, der sich unter dem boshaften, tückischen Blick des Henkers nicht gerade wohl fühlte, erwiderte ruhig:

„Pedro wird sich hüten und uns verrathen, er weiß gut genug, daß uns die Burschen nicht entgehen können; aber es ist auch möglich, er hat die Sache dumm angefangen, — und dann freilich wär's böse."

„Böse für Dich, compañero," knurrte der Andere, — „wenn uns die Schufte entgehen, so freu' Dich, denn ein Kopf ist mir sicher, und wenn er auch keine zwölf Unzen trägt, ist er doch des Mitnehmens werth."

„Paciencia, amigo," sagte der Alte trocken und mit unzerstörbarem Gleichmuth — „wenn der Tag dämmert, werden wir's sehen."

„Und glaubst Du, daß ich helles Tageslicht abwarten soll, mich von den Schuften nachher wie einen Hund todtschießen zu lassen, wenn ich mich nur in Kugelnähe auf dem Schnee blicken lasse?" tobte der Henker. „Jetzt, augenblicklich müssen wir den Angriff wagen, oder sie ziehen morgen früh aus und ab vor unseren Augen, ohne daß wir es hindern können. Die punta del vaca ist außerdem noch die einzige Hütte, an die ein Anschleichen möglich wäre, wenn ich überhaupt Lust hätte, mich weiter in die Schneeregion hinein zu wagen."

„Aber, amigo," sagte der Alte, „Du wirst Dir selber —"

„Fuego!" unterbrach ihn, ingrimmig den Boden stampfend, der Henker — „Du wirst reden, wenn ich Dich frage, und nun voran! Wohl verstanden, Du bleibst dicht an meiner Seite — es könnte sein, daß ich Dich brauchte."

Der Henker wandte sich von ihm ab, der alte Peon aber murmelte leise vor sich hin:

„Glaub's wohl, um irgendwo zur Scheibe zu dienen, während die Uebrigen von der andern Seite anschleichen — aber paciencia!" — und ruhig seinen Poncho etwas fester um sich ziehend, erwartete er den Entschluß des Anführers,

dem er sich, wie er recht gut wußte, offen doch nicht widersetzen durfte.

Der mashorquero rief jetzt seine Schaar rasch zusammen, und mit der Gegend hier, ja mit jedem Stein und Felsenvorsprung seit langen Jahren vertraut, bedurfte es auch weiter keiner Berathung. Klar und deutlich wies er Jedem den von ihm bestimmten Platz an, um im entscheidenden Moment hervorzubrechen, und zu diesem bestimmte er den Augenblick, wo die Flüchtigen die Hütte selber wieder verlassen würden, um ihren Weg fortzusetzen.

Die casucha der punta del vaca besteht aus einer Doppelhütte von Steinen, und nur wenige Schritte von ihr entfernt läuft die Bank des Tucunjado in steilem Hang schräg nieder zu dem unten vorbeischäumenden Strom, den selbst der eisige Winter hier oben nicht unter der starren Decke fesseln konnte. Diesen Weg schlug er selber mit dem alten Peon und noch Einem von den Seinen ein, bis sie sich dahin durch den Schnee arbeiteten, wo sie durch den Ausbau der Hütte selber geschützt waren und leicht bis dicht hinankommen konnten. Der mashorquero hatte außer zwei kleinen Terzerolen auch noch einen leichten Lasso, ohne den ein Gaucho selten auf einen Kriegszug ausgeht, an seinem Gürtel hängen, und den Uebrigen noch einmal einprägend, so nahe als möglich an die Hütte hinanzurücken, begann er selber seinen weniger gefährlichen als mühseligen Pfad zu verfolgen.

Dem alten Peon war indessen die ganze Jagd von Grund aus verleidet worden. Weiteren Mühseligkeiten und Gefahren zu entgehen, hatte er sich den Treubruch gegen die Fremden zu Schulden kommen lassen, und jetzt mußte er in stockdunkler Nacht, zitternd vor Frost, dem nämlichen Ort durch den tiefen eisigen Schnee wieder entgegenkriechen, eine Kugel sein Lohn, wenn er von dort gesehen wurde, während der mashorquero hinter ihm wenig Umstände gemacht haben würde, ihn sein Messer fühlen zu lassen, so er sich nur im Mindesten dessen Befehlen widersetzte. Er wäre auch mit dem größten Vergnügen zum zweiten Mal desertirt, aber wie erst hier fortkommen? Und gelang ihm das wirklich, hatten die Fremden dann nicht volle Ursache, seinen

guten Absichten jetzt nicht zu glauben und ihn als einen Feind zu behandeln? — Was war überhaupt aus seinem Kameraden geworden?

Nur unendlich langsam rückten sie indessen vorwärts, denn der Schnee gab oft nach unter ihren Füßen, und wenn auch der Abhang im Ganzen nicht so steil war, daß er unpassirbar gewesen wäre, kamen doch hier und da einzelne Stellen, an denen es schroff und tief hinabging, und die sie zur äußersten Vorsicht zwangen, der dünnen Schneeschicht nicht zu viel zu vertrauen. Endlich erreichten sie den Theil des Ufers, der von dem Eingang der Hütte aus nicht mehr gesehen werden konnte, und der Peon mußte dem Anführer der Bande jetzt genau beschreiben, in welcher der beiden Hütten die Flüchtlinge ihr Lager aufgeschlagen, wie viel Gewehre und Pistolen sie bei sich hätten, und von welchem Körperbau die beiden jüngeren Männer wären.

Felipe hatte bis jetzt gehofft, daß er selber zum Recognosciren ausgesandt werden würde, und schon allerlei Pläne darauf gebaut. Der mashorquero schien ihm aber keineswegs zu trauen, und dem mitgenommenen jungen Burschen eins seiner Terzerole und die nöthigen Befehle gebend, sandte er diesen nach dem Rücken der Hütte hinauf, um dort das Terzerol auf den ersten der Männer, der sich zeigen würde, aus seinem Versteck heraus abzufeuern, und sich nachher auf seine Beine zu verlassen, um wieder zu entkommen.

Der Peon verlangte jetzt von seinem Begleiter wenigstens sein Messer zurück, um sich, im Fall es zu einem Handgemenge käme, vertheidigen zu können; der mashorquero verweigerte ihm dasselbe aber mit einem kräftigen Fluch und schwur, die einzige Art, wie er je wieder ein Messer von ihm bekommen solle, sei zwischen die Rippen oder in die Kehle.

Die Nacht war indessen mehr und mehr vorgerückt, und hinter ihnen stieg schon der Morgenstern über die schroffen Kuppen des mächtigen Gebirges. — Der Tag konnte nicht mehr fern sein, aber noch immer ließ sich nicht das mindeste Zeichen irgend eines lebenden Wesens von der Hütte heraus hören oder erkennen. Der Henker wurde ungeduldig. — So

lagen sie wohl noch eine halbe Stunde, die Glieder fast zu Eis erstarrt, und über dem Schnee dämmerte indessen der junge Tag. Während die Schlucht unter ihnen noch in tiefem Dunkel lag, schoß über die schneeigen Kuppen, die schroff und starr in den sternbesäeten Nachthimmel hinaufragten, ein lichter bläulicher Schein; die Hänge und Kanten gewannen Ausdruck in Form und Farbe, und es war fast, als ob weiße gigantische Körper aus dämmernden Nebelschleiern emporstiegen und höher wüchsen, indeß das steigende Licht ihnen Kraft gab und ihre Glieder reckte.

„Ich halt's nicht mehr aus," flüsterte der Peon endlich, der, von dem scharfen Südostwind abgekehrt, vergebens die letzte Stunde schon gesucht hatte seine Glieder zu erwärmen – „mir ist das Blut in den Adern geronnen."

„Daß ich's nicht flüssig mache!" drohte der mashorquero, „aber, beim Teufel! mir wird die Zeit hier auch lang, und ich begreife nicht, was die Canaillen so lange im Baue hält. — Dein Kamerad, der Schuft von Unitarier, hat jedenfalls geplaudert, und mir zuckt's ordentlich in den Armen, mein Messer da an ihm — und an Dir zu versuchen. — Ruhe! — was helfen mir Deine Betheuerungen, mach' Dich fertig, wir wollen den Spuren unseres vorangegangenen Spions folgen und der Bande zu Leibe rücken, die Uebrigen werden jetzt auf ihren Posten sein. — Ich will, beim Teufel! nicht Wochen lang im Sattel gehangen haben, um jetzt unverrichteter Sache wieder abzuziehen. Da, compañero – krieche einmal zurück bis zu jenem kleinen Vorsprung – von da mußt Du die Thür der Hütte in Sicht haben — und versuch', ob Du nichts von dort erkennen kannst."

Felipe ließ sich das nicht zweimal sagen — irgend ein Grund, aus der Nähe des blutdürstigen mashorquero zu kommen, schien ihm erwünscht, noch dazu da es ihm zugleich Gelegenheit bot, seine Glieder wieder zu gebrauchen. Rasch deshalb in seiner eigenen Fährte zurückspringend, erreichte er bald den bezeichneten Platz und hob leise und vorsichtig den Kopf. — Ein einziger Blick verrieth dem Peon den ganzen Stand der Dinge, und wie ihm die

Gedanken das Hirn durchkreuzten, welchen Weg er jetzt, da ihm ein günstiger Zufall auf kurze Zeit freie Bahn gegeben, am besten verfolgen könne, hatte sich im Nu sein Plan gebildet.

Rasch überzeugte er sich nämlich, daß die Flüchtlinge die Gefahr kannten, in der sie sich befanden, und ihre Annäherung ruhig erwarteten. Er konnte die beiden Gestalten der jungen Männer erkennen, die mit ihren Gewehren in der Thür, aber noch weit genug im Innern standen, um von einem auswärts lauernden Feinde nicht gefährdet zu sein. Der abgesandte mashorquero dagegen lehnte an der einen Ecke der Hütte, wie der Tiger, der auf die Beute lauert, während die übrigen Feinde in kleinen Abtheilungen, theilweise schon in Schußnähe, aber immer noch durch schneebedeckte Felsstücke den Feinden verborgen, im Hinterhalt lagen. Hätten sie Feuerwaffen gehabt, die kleine Besatzung wäre der ersten Salve erlegen.

Nahm er jetzt einen Anlauf, so konnte er sicher die casucha erreichen, ehe die mashorqueros im Stande waren ihn daran zu verhindern; aber wie dann, wenn ihn die Belagerten nicht hinanließen, vielleicht gar auf ihn feuerten? — „Pest und Tod!" murmelte er vor sich hin, „ich glaube die Bestien schössen auf ihren eigenen Bruder." – Im offenen Kampf mit ihnen war er der Gefahr aber noch weit mehr ausgesetzt, während seine Kehle juckte, wenn er nur an das Messer des blutdürstigen mashorquero-Führers dachte. Er sah sich nach diesem um, und die ungeduldige drohende Geberde desselben machte im Augenblick all' seinen Zweifeln ein Ende. Noch einmal das Terrain überschauend und mit den Augen messend, blieb ihm ein Raum von circa hundertzwanzig Fuß Breite, um zwischen der nächsten Abtheilung der Feinde zur Rechten und seinem jetzigen Tyrannen zur Linken durchzubrechen; die Entfernung bis zur casucha betrug überdies kaum mehr als dreihundert Schritt, und wenn ihn auch der Schnee im raschen Laufen hinderte, rechnete er doch im Anfang auf die Ueberraschung der im Hinterhalt Liegenden und später auf den Schutz, den ihm die Gewehre der Europäer bieten mußten. So also sich rasch und entschlossen auf den

Kamm der Bank schwingend, hinter der vor er bis dahin recognoscirt hatte, floh er, hier von dem hartgefrorenen Schnee begünstigt, rasch über die Fläche hin. Wohl sah er, daß sich die Gewehre der Fremden, so wie er sich aus dem Schnee emporhob, gegen ihn wandten; aber nur ein flüchtiger Blick war es, den er dorthin warf, denn links von ihm sprang der mashorquero, jetzt ebenfalls jeden Versteck verschmähend, auf die Bank, und suchte augenscheinlich ihm den Weg abzuschneiden. Was half auch jetzt noch hinter dem Berg halten — ihr Hinterhalt war verrathen, und der mashorquero hätte in diesem Augenblick der Wuth und Rache sicherlich gern die Europäer entfliehen lassen, wäre ihm nur dadurch die Wiederergreifung des verrätherischen Peons gesichert gewesen.

In tollkühnem Grimm jede andere Gefahr dabei hintansetzend, lief er deshalb dem flüchtigen Alten nach; das Terrain schien ihn auch zu begünstigen, denn jener gerieth in eine Schneewehe, durch die er sich nur weit langsamer Bahn brechen konnte. Ein Blick auf die casucha überzeugte ihn aber auch, daß er sich fast schon in Schußnähe befand, und dem Flüchtigen jetzt auf etwa dreißig Schritt nahe gekommen, riß er das Terzerol aus dem Gürtel, um auf ihn zu schießen. Da sprangen von drüben herüber die anderen Gauchos vor, und diesen nicht in die Hände zu laufen, mußte der Peon noch näher nach dem Führer der mashorqueros hinüberhalten. Dieser drückte die Waffe auf ihn ab, aber ohne Erfolg, und ingrimmig das Terzerol in den Schnee schleudernd, ergriff er den Lasso, den er lose in der linken Hand trug, und die Schlinge zweimal rasch um den Kopf schwingend, flog sie in furchtbarer Sicherheit über ihr Opfer.

Felipe wäre verloren gewesen, hätte ihn der Schnee, der ihn am raschen Laufen hinderte, nicht auch eben wieder vor der gefährlicheren Lassoschlinge gerettet; denn kaum sah er die furchtbare Waffe, deren Sicherheit er nur zu gut aus eigener Erfahrung kannte, gegen sich gerichtet, als er auch blitzschnell in den hier weichen Schnee sank, und schon im nächsten Moment fühlte er, wie die drohende Schnur, durch den weichen Schnee emporgehalten, wie eine Schlange, aber harmlos, über

ihn hinglitt. Die Gefahr war vorüber, und emporschnellend floh er der Hütte zu.

Ellington und Don José standen dort Beide, die Gewehre im Anschlag, in der Thür, des sonderbaren Schauspiels Zeuge, und im Anfang in der That nicht sicher, ob das Ganze nicht eine schlau ausgesonnene Kriegslist sei, an sie heranzukommen. Das Abfeuern des Terzerols bestärkte sie darin fast noch mehr, denn an drei verschiedenen Stellen tauchten nach dem Schuß plötzlich dunkle, drohende Gestalten empor. Der Lassowurf schien aber wirklich ernst gemeint, und das bleiche, erregte Gesicht des Peons, der zu gleicher Zeit ängstliche Blicke nach dem entfernteren Theil ihrer eigenen Hütte warf, schien eher ihre Hülfe anzuflehen, als Verrath zu sinnen. Was konnte der einzige Unbewaffnete ihnen auch schaden? — Ungehindert ließen sie ihn deshalb heran, als ein Schuß, dicht neben ihnen abgefeuert, ja fast wie aus der Hütte selber kommend, sie auf's Neue erschreckte.

In der nächsten Minute war Felipe an ihrer Seite, ohne sich aber auf eine Entschuldigung oder Erklärung seines Betragens einzulassen, die, wie er recht gut wußte, einen irgend gegen ihn erhobenen Verdacht in diesem Augenblick nur vermehren mußte; er zeigte jedoch auf den sich jetzt wieder zurückziehenden Führer der mashorqueros und rief, kaum im Stande von der furchtbaren Anstrengung Luft zu schöpfen:

„Dort — Den — macht Den unschädlich — es ist der Hauptmann der Henker — er kann Euch — er kann Euch nicht mehr entfliehen."

„Wir dürfen die Hütte nicht verlassen!" rief warnend Don José, als er sah, daß Ellington unwillkürlich hinaussprang, um den gefährlichen Feind zu erreichen; aber seines Schwagers grenzenlose Wuth gegen die Helfershelfer und Henkersknechte seines grimmigsten Feindes ließ denselben im tollen Uebermuth der Gefahr trotzen.

„Wir müssen Luft haben!" schrie er, indem er den Hahn der Büchse spannte und in's Freie sprang — „Pest und Blut über jene Schufte, und jetzt, da uns Gott sein Sonnen-

licht gesandt, mögen sie's wagen, unseren Büchsen entgegen zu treten!"

Mit wenigen Sätzen den freien Plan vor der Hütte erreichend, von wo er das Thal überschauen konnte, sah er eben, kaum zwanzig Schritt von sich entfernt, die flüchtige Gestalt des jungen Spions. Hatte dieser doch gerade vor der Hütte selber aus auf den Peon gefeuert, und jetzt floh er der Schlucht wieder zu. Fast unwillkürlich hob Ellington die Büchse, diesem den Todesboten nachzusenden; allein der Führer der Bande war edleres Wild. — Aber wo war der mashorquero geblieben? — wie in den Boden gesunken, schien er verschwunden. — Ellington sprang noch einige Schritte vor, und nicht viel Zeit hatte er zu verlieren, denn die Helfershelfer eilten von zwei verschiedenen Seiten herzu — da hob sich die dunkle Gestalt wieder aus dem Schnee heraus - die Schlinge wirbelte um seinen Kopf, und während der Engländer überrascht im Anschlag blieb, fühlte er sich plötzlich von einer unwiderstehlichen Gewalt gefaßt und zu Boden gerissen. Das Triumphgeschrei des Henkers tönte in sein Ohr, und das blanke, haarscharfe Messer in der Faust, stürmte dieser heran. Ellington wäre verloren gewesen, hätte Felipe nicht, wie er den mashorquero in den Schnee niederkauern sah, und leicht die Absicht desselben errieth, den jungen Spanier vermocht, dem Freund zu Hülfe zu eilen. — Fiel Ellington, das wußte er jetzt recht gut, so war er selber verloren, und Don José, die Vertheidigung der Hütte so lange dem alten Herrn überlassend, kam mit der Doppelflinte eben noch zeitig genug, um das rechte Rohr auf den heranstürmenden Henker abzufeuern und sich dann rasch gegen zwei der anderen Feinde zu wenden, die indessen den Eingang der Hütte zu erreichen suchten.

Hier aber empfing sie der Bleigruß des alten Briten, der trotz seiner vorgerückten Jahre die Tage in Moor und Haide noch lange nicht vergessen hatte und mit zwei wohlgezielten Schüssen auf kaum fünfzehn Schritt Entfernung beide Henker zu Boden streckte.

Es bedurfte keines weitern Schusses — wie ein Volk zerstreute Hühner stoben die übrigen der Verfolger, um der

furchtbaren Wirkung der Feuerwaffen zu entgehen, nach allen Seiten auseinander. Ellington aber, der sich rasch wieder von der ersten Betäubung des Sturzes erholt und von dem Lasso befreit hatte, sah eben noch die Flucht der Feinde und den herbeieilenden Felipe, der, das in der casucha gefundene Messer seines früheren Kameraden in der Hand, jetzt ebenfalls herbeieilte und dem Engländer winkte, der Fährte des angeschossenen mashorquero nachzugehen. Am steilen Rand der Uferbank war dieser im Schnee verschwunden, aber das strömende Blut verrieth die Todeswunde des Unglücklichen, und als sie den Hang erreichten, von wo aus sie das ganze Thal übersehen konnten, taumelte der Henker seinem Grabe entgegen. Ellington hob noch einmal die Büchse, aber senkte sie wieder.

„Schießt!" schrie der Peon, und ein wildes, unheimliches Feuer blitzte aus seinen Augen.

Bei dem Klang des Wortes drehte sich der zum Tod getroffene Henker nach ihm um und that, die Hand krampfhaft auf die Wunde pressend, noch einen Schritt nach vorn — es war sein letzter — der Fuß glitt auf einem der Steine aus — er wollte sich halten, rechts von ihm wich der Schnee, eine steile Kluft hinab schmetterte er in die Tiefe, und in der nächsten Minute spielte die stürmische Fluth des Tucunjado mit der Leiche des Henkers.

Felipe war jetzt schlau genug, die Gefahr, in der er geschwebt, um seinen neuen Herren treu zu dienen, gegen die Flüchtigen herauszuheben, und da ihm nun selber der Rückzug abgeschnitten worden, führte er die kleine Schaar ihren mühseligen und auch gefährlichen Weg treulich durch den Schnee nach Chile hinüber. Wohl drohte ihnen noch ein grimmer Feind in aufsteigenden Wolken, die den Horizont umzogen und sich in dicken Schwaden über die Höhen legten, aber was ihren Pfad hier bedrohte, schützte sie auch auf der andern Seite wieder um so viel sicherer gegen jeden weitern Verfolger, von denen sich keiner in die Gebirge gewagt hätte,

so lange solche Wolkennebel einen jener entsetzlichen Schneestürme befürchten ließen.

Zwar mit Hunger und Kälte kämpfend, gewannen sie aber doch drei Tage nach den vorbeschriebenen Scenen die Schneegrenze Chiles — und Rosas' Arm reichte nicht so weit, sie hier mehr zu gefährden.

Der todte Zimmermann.

I.

Im Westen von Yorkshire, tief im Innern des Landes und von der großen Heerstraße selbst ziemlich abgelegen — denn Eisenbahnen gab es damals noch nicht in dem jetzt von ihnen nach allen Richtungen hin durchschnittenen England — lag ein altes, wohl nicht gerade schon verfallenes, jedoch baufällig genug aussehendes Gebäude. Vor der Reformation hatte es zu einem Kloster gedient, von den Rundköpfen aber genommen und eine Zeit lang zu einer Art Kaserne benutzt, war es später durch Kauf an eine alte katholische Familie übergegangen, die allerdings kein Kloster wieder daraus machen konnte und wollte, aber doch auch soviel als möglich das alte Schloß von den Entweihungen zu befreien suchte, die ein fanatischer Pöbel damals, in der festen Ueberzeugung, dem lieben Gott damit einen ungemein großen Gefallen zu thun, ausgeübt hatte.

Die Klosterkirche oder Kapelle, von der die wüthenden Reformatoren wenig mehr als die Gewölbe hatten stehen lassen — und diese ebenfalls nur aus dem Grunde, weil sie sie nicht einreißen konnten —, wurde wieder so weit hergestellt, daß sie den Namen eines „anständigen Gotteshauses" verdiente — wie es die Pastoren und Priester gewöhnlich nennen, wenn die Kirche ländlich und die Pfarrwohnung behaglich eingerichtet ist. Die hohen gewölbten Fenster, aus denen die wilden Soldaten all' die zierlichen Steinhauereien, die gothischen Arabesken, Kreuze und Heiligenbilder, mit

größter Sorgfalt herausgeschlagen hatten, wurden frisch, aber einfach umgemauert und mit neuen Fenstern versehen — die Zellen der Mönche dagegen, die eben den Haupttheil der Kaserne gebildet hatten, ließ der Eigenthümer niederreißen und den Platz zu Wirthschaftsgebäuden benutzen. Er war bis auf das Refectorium mit der innern Einrichtung fertig geworden, als er plötzlich starb und sein ganzes Vermögen und Grundeigenthum, was sich meist auf dies alte Kloster und die dazu gehörigen Ländereien beschränkte, seiner einzigen Erbin, einer Stiefschwester und alten Jungfer, hinterließ, die ihm bis dahin, mit Hülfe ihrer fast eben so alten Dienstmagd, die Wirthschaft geführt hatte.

Diese verpachtete bald darauf das Gut an einen Fremden, einen Protestanten, der die Felder und sonstigen Wirthschaftsgebäude in vortrefflichen Stand brachte, sich aber dafür den Henker um die neu eingerichtete Kapelle kümmerte, und lieber zwei volle englische Meilen zu der dort errichteten protestantischen Kirche ritt, als daß er sich der kleinen Gemeinde in der alten Klosterkapelle angeschlossen hätte.

Die Dienstleute, fast lauter Katholiken, die mit dem früheren Besitzer gekommen oder sich später, aus protestantischen Umgebungen, hierher gezogen hatten, schüttelten darüber freilich mit dem Kopf und meinten, der alte Herr müsse sich im Grabe umdrehen, wenn er sähe, wie all' seine Mühe und Arbeit nun so vergebens gewesen wäre und protestantische — und man könnte eben so gut sagen h e i d n i s c h e — Hände auf seinem Grund und Boden wirthschafteten. Die Schwester aber war ein viel zu vernünftiges Frauenzimmer, sich an solche Reden und Ideen zu kehren. Sie wußte recht gut daß sie l e b e n mußte, und da sie natürlich nicht selber mehr Landwirthschaft treiben und Felder bebauen konnte, so verstand es sich von selbst, daß sie einen Pächter dazu nahm. Ob der nun später, wenn er einmal starb, in den Himmel und Abraham's Schooß, oder an einen Ort kam, dessen eine gute Christin nur mit innerem Schauder gedenken konnte, ging sie auf der Welt nichts an. Sobald der Mann nur, so lange er ihr Gut bewirthschaftete, seinen Zins ordentlich bezahlte, hätte er ihretwegen einen Wegweiser

statt eines Crucifix anbeten können. Das konnte ihr gleichgültig sein.

Ich erwähne dies aber nur hier deshalb, um eben zu rechtfertigen, daß sie von den noch streng katholischen Untersassen des kleinen Gebiets mit nichts weniger als günstigen Augen betrachtet wurde. Diese schüttelten auch sehr häufig die Köpfe und meinten, das könne nun und nimmermehr zu einem guten Ende führen.

„Das Fräulein", wie sie übrigens allgemein von der Nachbarschaft zum Unterschied von anderen Fräulein genannt wurde, die gewöhnlich noch ihren Geschlechtsnamen dabei gesetzt bekamen, bewohnte mit ihrer alten Dorothea die Zimmer des früheren Abtes, die danach von einigen Officieren der Rundköpfe benutzt, später, nachdem sie anständig hergerichtet worden, von ihrem Bruder in Besitz genommen, und dadurch die noch am besten erhaltenen Gemächer des ganzen Hauses waren.

Gleich an diese stieß das alte Refectorium des Klosters, und dieses hatte ihr Bruder wollen mit mehreren Abtheilungen durchschneiden und dadurch in kleinere Gemächer, die zu verschiedenen Zwecken benutzt werden konnten, verwandeln lassen. Hierbei aber vom unerbittlichen Tod überrascht, war Alles in dem großen Saale, wie es die Arbeiter eben verlassen, stehen und liegen geblieben, und es sah fast unheimlich aus, wenn man, aus dem Wohnzimmer tretend, die Thür öffnete und dann in den weiten, alten, grau düstern Saal hineinschaute, wo die Mauersteine neben den noch halb vergoldeten und mit Zierrathen geschmückten, halb von profanen Händen abgekratzten und beklexten Wänden aufgeschichtet oder unordentlich umhergestreut lagen; wo hier ein Balken über einem Heiligenbild, dem die Rundköpfe das früher glorienumstrahlte Angesicht schwarz übermalt hatten, in der Ecke lehnte, dort eine Leiter aus der Kreuzigung Christi an der Hinterwand ordentlich herausgefallen schien, während die Bilder selbst, beschmutzt und mit groben Pinselstrichen überschmiert, gar traurig und betrübt nur hier und da noch einen Arm oder ein Bein vorstreckten.

Der alte Herr hatte diese Kleinigkeiten eben gelassen,

weil er einen Totalumbau des ganzen Saales beabsichtigte, und dann wären die Wände ja doch von Neuem wieder mit Kalk beworfen und übermalt worden.

Dies Alles beschloß „das Fräulein" abändern zu lassen, und zwar nicht allein des Saales und des dadurch verlorenen Raumes wegen, — lieber Gott, sie brauchte mit ihrer alten Magd sehr wenig Platz, und hätte den recht gut entbehren können, ohne sich auch nur im Mindesten einzuschränken, — aber es war schon ein häßliches, ich möchte fast sagen unheimliches Gefühl, wenn sie in ihrem Zimmer, das dicht daran stieß, saß und sich nur durch die schwere eichene Thür von dem wüsten Bauplatz mit seinen entweihten und geschändeten Bildern und dunkeln Ecken und Schutthaufen getrennt wußte. Und Abends hätte sie manchmal darauf schwören wollen — wenn sie das überhaupt je gethan —, daß sie Schritte und Geflüster in dem Saale gehört habe. Dorothea war leider halb taub und konnte nicht gut zum Zeugen aufgerufen werden; aber selbst die Köchin, ein junges leichtfertiges Ding zwar, und sonst gerade in keiner großen Achtung bei ihrer Herrin, wurde, als man sie später danach fragte, ganz verlegen und versicherte dem Fräulein, sie wolle es nur gestehen, sie hätte etwas ganz Aehnliches in dem alten Saale auch schon gehört, und sie möchte ihm nicht, mit seinen verunstalteten und mißhandelten Heiligenbildern, Abends nach Dunkelwerden zu nahe kommen — nicht um alles Geld in Yorkshire.

Arbeiter mußten deshalb her, um den Theil des Saales, der ihrer Zimmerthür zunächst lag, aufzuräumen und eine Mauer quer durch die obere Abtheilung zu führen. Hierdurch wurde nicht allein die weite Räumlichkeit gebrochen, sondern auch noch eine prächtige und luftige Speisekammer gewonnen, die nur noch einer Decke bedurfte, um benutzt werden zu können und das Wohnzimmer des Fräuleins von ihrer früheren unheimlichen Nachbarschaft vollkommen abzuschneiden.

Diese Decke, die aus etwa zehn Fuß von der Erde eingemauerten Balken bestand, und nur einzig und allein noch mit Planken übernagelt zu werden brauchte, hatte ein unten

im Ort wohnender Zimmermann, ein Irländer, zu vollenden übernommen, und mit einigem Fleiß würde er auch im Stande gewesen sein, in nur wenigen Tagen seinen Accord zu erfüllen. Patrick O'Flannagan hatte aber, obgleich sonst eine seelensgute Haut, einen einzigen Fehler, der aber manche seiner guten Eigenschaften wieder nicht allein verdunkelte, sondern total in den Schatten drängte. — Er trank nämlich, und wenn ich sage trinken, so meine ich nicht etwa unschuldiges Quellwasser, sondern ächten irischen Whisky, schon aus Nationalgefühl, und von diesem solche Quantitäten, daß man es recht gut trinken nennen konnte.

Die Beendigung der Speisekammer verzögerte sich deshalb von Tag zu Tag, und obgleich das Fräulein Patrick O'Flannagan immer drängte sie zu beendigen, oder ihr wenigstens einen Tag zu sagen, an dem er sie fest und bestimmt beendigt haben würde, — denn wenn Patrick erst einmal sein Wort gegeben hatte, konnte man Häuser darauf bauen, wie vielmehr denn Speisekammern — wich Patrick dem doch immer so geschickt aus, wie es wirklich nur ein Irländer unter solchen Umständen im Stande ist. Er versprach allerdings, sie „in den nächsten Tagen" fertig zu machen, hing aber so viele Wenn und Aber und Bedingungen von „mit des Herrn Gnade das Leben behalten" und „gesund bleiben" rc. rc. an, daß man schon von vornherein wissen konnte, der liebe Gott würde gar nicht im Stande sein, all' die Bedingungen, die Patrick stellte, zu erfüllen, und der Erfolg lehrte auch, daß es gewöhnlich so herauskam.

Nun muß ich den Leser aber vorher noch mit Patrick's Privatverhältnissen etwas näher, und sei es nur durch wenige Worte, bekannt machen.

Patrick O'Flannagan wohnte am äußersten Ende des kleinen Ortes, wohl zweihundert Schritt von den letzten Häusern entfernt, auf einem kleinen Stück „Bog" oder Sumpf, das er sich zum Andenken an seine traute „Smaragden-Insel", wie ja das alte grüne Irland von seinen poetischen Söhnen genannt wird, ganz besonders ausgesucht und von dem früheren Eigenthümer des Grundstücks, der viel auf ihn hielt, noch kurz vor dessen Tode erb- und eigenthümlich bekommen

hatte. Dort hauste er ganz allein mit seiner alten Mutter und einem jüngeren Bruder, und mied nicht allein die übrigen Dorfbewohner, sondern wurde auch von ihnen gemieden, denn Patrick gehörte zu jener Partei der irischen Nation, die sich dem Protestantismus zugewandt und die wunderliche Idee gefaßt hatte, daß sie auch ohne die Gebete ihrer bisherigen Patres einen Eingang in den Himmel finden könnten.

Es thut mir aber leid, hier gleich bemerken zu müssen, daß sich Patrick in der That eben so wenig um den Protestantismus bekümmerte, wie er sich früher um den Katholicismus bekümmert hatte. — Alles, woran ihm hier auf Erden gelegen schien, war, seinen eigenen Leichnam, so viel das nur irgend in seinen Kräften stand, zu pflegen und sich so lange als möglich „im Leben zu erhalten". Da er nun, wie er häufig äußerte, „mit sehr wenig Arbeit auskommen konnte", hütete er sich wohl, seine Kräfte übermäßig anzustrengen, und waren Kartoffeln und Whisky genug im Haus, dann hätte ich den Christenmenschen sehen mögen, der Patrick aus seinen eigenen vier Pfählen gebracht hätte. So lange noch eine dieser „irischen Citronen" (wie die Kartoffeln dort auch häufig scherzhafter Weise genannt werden) oder ein Tropfen des „Bergthaues" (der edlere Name für Whisky) im Hause waren, rührte und regte er sich nicht, und erst wenn diese Vorräthe zur Neige gingen, dachte er auf neue Arbeit und damit neue „Provisionen".

Patrick war übrigens außerdem ein ungemein drolliger Kauz und wußte die komischsten Geschichten von der Welt mit einem Humor zu erzählen, in dem er von wenigen anderen Menschen und von keinem auf zehn Meilen in der Runde übertroffen wurde. Da er sich auch noch außerdem als ein vortrefflicher und wackerer Sohn bewies und es seiner alten Mutter, die er zu sich genommen hatte, an nichts fehlen ließ, so war ihm das Fräulein und besonders Dorothea, was fast noch mehr sagen wollte, sehr gewogen. Sie wollten es ihm deshalb auch nicht gern zu Leide thun, einen andern Arbeiter zur Beendigung der Speisekammer anzunehmen, obgleich ein nüchterner und rechtschaffener Zimmermann — noch dazu ein Katholik — nur wenige Meilen von dem Gut entfernt wohnte,

und seine Dienste auch schon mehrmals selber angeboten und durch Andere hatte anbieten lassen.

Endlich aber konnte es das Fräulein nicht länger aushalten; sie war es müde geworden, immer und immer nur anzutreiben und sich die Vollendung der Arbeit auf's Ungewisse hinaus versprechen zu lassen. Sie schickte also an einem Dienstag-Morgen — denn Montags war es immer nur eine höchst ungewisse Sache mit Patrick — den Kutscher, einen jungen rüstigen Burschen, der die zwei Pferde zu besorgen, die alte Kutsche in Stand zu halten und nebenbei noch den kleinen Garten zu bestellen hatte, nach Patrick O'Flannagan's Wohnung hinüber und ließ ihm sagen, er möchte augenblicklich einmal auf's „Kloster" (wie das Herrenhaus immer noch aus alter Gewohnheit genannt wurde) heraufkommen, weil das Fräulein etwas sehr Wichtiges mit ihm zu besprechen habe.

Solchen Ruf versäumte Patrick nie, denn er bekam dort nicht allein stets eine ganze Portion gute Ermahnungen, sondern zuletzt, wenn man ihn zu Worte kommen ließ und er ein paar von seinen Schwänken einschieben konnte, auch stets einen ausgezeichneten „Bittern", wie ihn wirklich nur das Fräulein gegen Magenweh und andere häusliche Unfälle aufzusetzen wußte.

Diesmal sollte er aber nicht mit bloßen Ermahnungen und weitläufigen Versprechungen davonkommen; das Fräulein blieb selbst gegen seine Betheuerungen unempfindlich und erklärte ihm rundheraus, daß es heute das letzte Mal sei, wo sie über die Beendigung dieser Arbeit spräche.

„Schämt Euch, Patrick!" sagte sie zuletzt, „schämt Euch in Eure Seele hinein, mich hier, die ich es immer so gut mit Euch gemeint habe, um ein klein Stück Arbeit, das Ihr, wenn Ihr nur wolltet, in einem einzigen Tage vollenden könntet, so viel zu quälen und zu ärgern, und so lange warten zu lassen, obgleich Ihr wißt, daß ich die ganze Arbeit, wo es mich nur ein Wort kostete, um denselben Preis bis morgen Abend gethan kriegen könnte. Ich habe Euch also nun zum letzten Mal rufen lassen und verlange von Euch zu wissen, ob Ihr die Arbeit bis spätestens heute über acht Tage wollt gethan haben oder nicht, und ich gebe Euch mein Wort,

daß, falls Ihr es nicht thut, morgen über acht Tage Meister Sharpsaw, den ich nicht zweimal dazu aufzufordern brauche, dabei ist, und dann sind wir Beide geschiedene Leute."

So ernsthaft hatte das Fräulein noch nie mit ihm gesprochen, und da nun gar noch Dorothea gerade mit dem bewußten Bittern dazukam, konnte Patrick zwei solchen, von so verschiedenen Seiten und mit so verschiedenen Angriffswaffen geführten Beweisgründen nicht länger widerstehen. Er acceptirte Ermahnungen wie Bittern und versprach, unter einem ganz besondern Grad von Rührung, dem Fräulein feierlich, daß bis heute über acht Tage Abends mit Sonnenuntergang — er behielt sich wohlweislich den letzten Termin offen — ihre Speisekammer gemacht sein solle, und Patrick O'Flannagan wäre der Mann, der sein Versprechen todt oder lebendig hielte.

„Pfui, Patrick," sagte aber, während Dorothea mit der linken Hand ein andächtiges und zugleich abwehrendes Kreuz schlug, das durch des Mannes endlich gegebenes Wort schon wieder bedeutend milder gestimmte Fräulein, — „Pfui, Patrick, wie könnt Ihr nur so häßliche gotteslästerliche Reden führen. Trinkt nicht so viel, und Ihr könnt noch lange leben und manche Arbeit beginnen und fertig machen. Ihr seid aber Euer ärgster Feind mit der Flasche, und wenn Ihr das so fort treibt, möcht' ich Euch allerdings nicht für ein langes Leben gutstehen. — Unmäßigkeit tödtet die stärksten Naturen und wird auch die Eurige untergraben. Ja, ich weiß schon," sagte sie lächelnd, als Patrick eine betheuernde Bewegung machte, „Eure Vorsätze sind immer gut genug, aber ich will nun auch sehen, ob es wahr ist, daß Ihr Euer fest gegebenes Wort wirklich haltet, und bedenkt, daß es sonst das letzte Mal gewesen ist, daß ich Euch geglaubt habe."

„Fräulein," rief Patrick, nachdem er sein bisher still in der Hand gehaltenes Glas auf einen Zug geleert und auf den Tisch geschoben hatte — zugleich wohl darauf achtend, daß es wieder in Dorotheens Nähe und den Bereich der vollen, unter ihren Händen stehenden Flasche kam; — „Fräulein, wenn ich diesmal mein Wort nicht halte, dann sollen die Jungen unten im Dorfe mit Fingern auf mich

weisen und mich den Lügner Patrick nennen, nein, noch schlimmer, ich will nicht eher wieder einen Bissen von Ihrem Brod, oder einen" — er hielt hier erst einen Augenblick inne, den ihm von Dorothea freundlichst zum zweiten Mal eingeschenkten Bittern zu sich herüber zu ziehen und, wie es schien, nur mit einer geschickten Handbewegung zu leeren — „oder einen Tropfen von Ihrem Schnaps trinken," fuhr er dann betheuernd und sich den Mund wischend fort, „bis ich Ihre Speisekammer fertig gemacht habe, schlechter, elendiger Kerl, der ich bin. Und todt oder lebendig, Fräulein, Sie haben einmal mein Wort, und Patrick O'Flannagan mag sonst sein, wie er will, aber sein Wort hält er, darauf können Sie sich verlassen."

Und damit drückte Patrick seinen alten Hut, den er bis jetzt unter den linken Arm gequetscht gehalten, wieder soviel als möglich in eine halbwege Façon zurück, machte erst gegen das Fräulein und dann gegen Dorothea (Patrick war viel zu sehr Irländer, diese Letztere zu versäumen) seine Abschiedsverbeugung und war im nächsten Augenblick durch die nächste Thür verschwunden.

Dorothea aber, als sie Patrick's Glas weggenommen und ein etwas kleineres, zierlich geschnittenes dafür auf den Tisch gesetzt hatte, denn das Fräulein mußte nach solcher Aufregung jedenfalls ihren Lebensgeistern ein klein wenig zu Hülfe kommen, schüttelte gar ängstlich und bedenklich mit dem Kopf und meinte, solche gotteslästerliche Reden wie „lebendig oder todt" gefielen ihr nun und nimmermehr. Damit käme nie etwas Gutes zuwege, und es sei ein altes aber gutes Sprüchwort, man solle den Teufel nicht an die Wand malen. Der Patrick wäre ein ganz guter Mensch, aber er glaubte an keinen Gott, denn ob er nun Protestant sei oder „gar nichts", das käme doch auf Eins heraus, und sie fürchte, sie fürchte — es passire noch einmal etwas.

Das Fräulein lächelte aber darüber und versicherte Dorothea, Patrick sei ein ganz guter Mensch und ein noch besserer Sohn, wenn er nur das fatale Trinken wollte sein lassen, und so eine Rede sei, wenn auch gerade nicht in der Ordnung, doch nur so leicht hingeworfen, und der liebe Gott würde

es schon nicht so genau damit nehmen. Und damit war die Sache für diesmal abgethan.

II.

Dienstag, Mittwoch und Donnerstag vergingen, ohne daß sich Patrick im Kloster blicken ließ. Das Fräulein schüttelte schon bedenklich den Kopf und machte sich allerlei arge Gedanken über den liederlichen Zimmermann; Dorothea hatte aber von Einem der Dorfleute gehört, daß er krank sei, und kam ordentlich ängstlich mit dieser Nachricht zu ihrer Herrin. Das änderte freilich die Sache, und Patrick O'Flannagan war also diesmal außer Schuld.

„Das wußte ich wohl," sagte Dorothea auch, ihn vertheidigend, „wenn Patrick nicht unwohl geworden wäre, hätte er gewiß schon jetzt sein Wort gehalten; er ist wohl ein bischen ein leichtsinniger junger Mensch" — Patrick war, beiläufig gesagt, achtunddreißig Jahre alt — „aber kein schlechter, und Sie sollen einmal sehen, Fräulein, so wie er nur wieder besser ist, kommt er mit Hobel und Säge angerückt. Dann ist er auch wie der Blitz mit der Arbeit fertig, denn ungemein schnell arbeiten kann der Patrick."

Die beiden guten alten Seelen beschlossen denn auch, es nicht allein dabei bewenden zu lassen, sondern den Mittag noch wurde eine gute, kräftige Suppe gekocht, und der Kutscher damit betraut, diese dem Kranken hinauszutragen und sich zugleich nach seinem Befinden zu erkundigen.

„Das kommt aber von seinem leichtfertigen, unregelmäßigen Leben," sagte das Fräulein, als Tommy, der Kutscher, mit dem großen steinernen Henkeltopf, den er vorsichtig in eine Pferdedecke eingeschlagen trug, befördert war, „wenn Patrick das böse, häßliche Trinken lassen wollte, wäre er ein ganz guter, brauchbarer Mensch. Das Trinken wird auch noch sein Tod sein, und er verdiente eigentlich gar nicht, daß

man sich so viel Sorge um ihn machte und so viel Mühe mit ihm gebe; was sollte aber nachher aus der armen alten Frau, seiner Mutter, werden? Patrick ist doch ein guter Bursche."

Es ist sonderbar, daß sich die Frauen so oft für liederliche Menschen interessiren. — Ist Einer ordentlich und anständig, nun so versteht sich das von selbst, daß er so ist, und es bekümmert sich Niemand um ihn; er thut ja nicht mehr als seine Pflicht und Schuldigkeit, und wer soll ihm das danken? — Die liederlichsten Subjecte dagegen finden beim schönen Geschlecht gerade die regste Theilnahme — an ihnen ist noch etwas zu retten, hier ist noch ein Körper und eine Seele dem zeitlichen und ewigen Verderben zu entreißen, und das milde und weiche Frauenherz fühlt sich besonders dazu hingezogen, ja einen ordentlichen Beruf in dergleichen Aufopferung und Hingebung. Man möchte wahrhaftig manchmal recht aus freien Stücken auch ein liederliches Subject werden, nur um schöne, liebe Frauenaugen in zarter Sorgfalt um uns betrübt und bemüht zu sehen.

Vor allen Dingen wollen wir aber jetzt erst einmal mit dem Kutscher nach Patrick's kleinem Haus gehen und sehen, wie sich unser vermeintlicher Kranker dort befindet.

Patrick O'Flannagan war nämlich nichts weniger als krank, sondern hatte nur ganz unverhofft an demselben Tag, wo er im Schlosse gewesen, von einem der benachbarten Dörfer ein paar Särge bestellt bekommen, die augenblicklich fertig gemacht werden mußten, und dabei so viel Geld verdient, daß er wieder recht gut eine Zeit lang auch ohne Arbeit auskommen konnte. Der nächste Dienstag war noch lange hin, und mit ein paar Bekannten fing Patrick, der sich wieder einen guten Vorrath von Whisky eingelegt hatte, an zu zechen und jubilirte Tag und Nacht fort, daß es eine Freude war. Das Gerücht, daß er krank sei, war auch auf sehr natürliche Art und Weise entstanden. Ein Mann aus dem Dorfe wünschte eine Säge zu borgen, — denn wenn sie nicht etwas von Patrick haben wollten, kam Keiner zu ihm hinaus: die alte Mrs. O'Flannagan aber, eine sechsundsiebzigjährige Frau, die nicht gern die Nachbarn wissen lassen wollte, daß ihr

Sohn wieder einmal tüchtig angetrunken sei, fertigte ihn an der Thür mit der Antwort ab, Patrick O'Flannagan sei krank und sie könne keins von seinen Handwerkszeugen hergeben.

Als Tommy deshalb mit der Suppe vor dem Haus erschien und Einlaß begehrte, kam die alte Dame zuerst in nicht geringe Verlegenheit. Tommy aber war ein guter Freund Patrick's, und besonders was er in der Hand trug und was ihr so süß wie kräftige Fleischbrühe entgegenduftete, keineswegs so vor der Thür abzuweisen, wie Jemand, der eine Säge borgen wollte, und Tommy durfte eintreten.

„Bei Jesus, Tommy, acushla!“ war das Erste, was dem erstaunten Tommy der sterbenskrank geglaubte Patrick entgegenjubelte, das Zweite aber ein volles Glas kochend heißer und vortrefflich gebrannter Whiskypunsch, den er zu Hause im Kloster nicht einmal zu riechen, viel weniger zu kosten bekam, und Tommy, außerdem kein Kostverächter und ein zu pfiffiger Bursche, um nicht zu wissen daß Festtag wäre, wenn die Leute in die Kirche gingen, blinzelte mit dem rechten zugekniffenen Auge nach Patrick hinüber, und lieferte mit der einen Hand seine Suppe ab, während er mit der andern das dargereichte Glas annahm und auf einen Zug ausleerte.

„Und die Alte glaubt, Ihr seid sterbenskrank, Patrick,“ schmunzelte Tommy, als er nach wirklich nur sehr kurzer Nöthigung seinen Platz an dem kleinen Tisch neben den vier anderen schon vorhandenen Zechbrüdern eingenommen.

„Bin ich auch, Tommy — hick!“ lallte Patrick, der heute einen fürchterlichen Schluckauf (außer seinem gewöhnlichen Schlucknieder) hatte — „bin ich auch, Tommy, ich habe das — hick — ich habe das hitzige Fieber, Tommy, hick — hick — und ich vertreibe es mir jetzt — hick — homöopathisch, wie die Doctoren sagen — hick — mein Junge!“

„Curioses Fieber das, Paddy,“ sagte Tommy, der schon seinen Hut ablegte und es sich anfing bequem zu machen — „curioses Fieber — kommt mir vor wie Kalklöschen, Paddy, — je mehr man dazugießt, desto hitziger wird's, Paddy!“

„Und wie geht's denn der Alten im Kloster — hick?" frug Patrick jetzt, die Beine unter und die Arme auf den Tisch gerade vor sich ausstreckend und den Kopf ein ganz klein wenig mit einem recht schlauen Ausdruck in den rothen, aufgedunsenen Zügen zur Seite beugend und nach Tom hinüberwinkend. — „He, Tommy! hick — was macht die — hick — hick — was macht die gute alte Seele?"

Patrick entblödete sich nicht, das ehrwürdige alte Fräulein eine „gute alte Seele" zu nennen, und was das Schlimmste dabei war, Tom, der sonst einen unbeschreiblichen Respect vor seiner Herrin zu haben schien, entsetzte sich nicht im Mindesten darüber, sondern ließ sich sogar noch einmal einschenken und trank mit Patrick auf das Wohl dieser „guten alten Seele".

Das alte Fräulein im Schloß und Dorothea, ja selbst die Köchin, geriethen zuletzt, als der abgesandte Tom gar nicht wiederkam, in nicht geringe Besorgniß und wollten schon, wie es gegen Abend ging und selbst mit einbrechender Dämmerung der Bote noch nicht zurück war, einen andern Mann nach Patrick's Hütte hinübersenden. Gerade als die Drei oben zu solchem Kriegsrath beisammen waren, läutete es unten an der Thür. Das war Tom; Rosy sprang augenblicklich fort, ihm zu öffnen, und stieß ordentlich einen Schrei aus, als sie sein rothes Gesicht und seine starren Augen sah. Tom hatte aber noch gerade Besinnung genug, sich auf keine Erläuterungen einzulassen, ja Rosy wäre vielleicht sogar böse auf ihn geworden, denn er bot ihr nicht einmal auf seine gewöhnliche Art und Weise „Guten Abend", hätte er ihr nicht, das Tuch fest vor das Gesicht pressend, zugeflüstert, er fühle sich unwohl und glaube, Patrick's Krankheit sei ansteckend gewesen. Dann glitt er ihr unter den Händen weg, in sein Kämmerchen hinein und zu Bett, und als die alte Dorothea nach einiger Zeit unter Zittern und Zagen zu ihm ging und ihm eine Tasse Thee, den sie schnell bereitet hatte, brachte, lag er tief unter seine Bettdecke gedrückt und ließ sie sein Ge=

sicht nicht einmal sehen, so fror ihn — das Bett schüttelte ordentlich.

Glücklicher Weise sollten die armen Frauen aber diesmal mit dem bloßen Schreck davonkommen, denn am andern Morgen fühlte sich Tom schon wieder bedeutend besser und konnte sogar gegen zehn Uhr aufstehen und an seine gewöhnlichen Geschäfte gehen.

Das war Freitag — von Patrick hörten sie den ganzen Tag nichts, aber am nächsten Mittag brachte eine Magd von dem Gute mit der gewöhnlichen Butter auch die Nachricht, daß Patrick O'Flannagan vor einer Stunde etwa vom Schlag gerührt und gestorben sei, und daß sie draußen im „Irischen Haus", wie seine kleine Hütte von den Dorfbewohnern gewöhnlich genannt wurde, schon ihre gebräuchlichen Weh- und Leichenklagen hielten.

In der Nachricht lag übrigens nichts Außerordentliches; Patrick war überall als ein starker, ja unmäßiger Trinker bekannt, und daß solche Leute sehr häufig der Schlag rührt, ist nichts Neues. Tom erschrak am meisten darüber, er hatte noch so kürzlich mit dem jetzt Todten einen so fröhlichen Nachmittag verlebt, und wenn er sich auch nicht verhehlen konnte, wie sehr er selber damals über die riesigen Mengen des starken Getränkes, die Patrick in sich hineingeschüttet, erstaunt gewesen sei, so war doch jetzt der Tod gar zu schnell und plötzlich in die Thür getreten, um sein ihm freilich schon längst verfallenes Opfer zu holen.

Für den Todten konnte nun freilich das Fräulein nichts mehr thun, er war Protestant und sie Katholikin — er durfte nicht einmal auf ihrem Kirchhof begraben werden, obgleich sie selber viel zu vernünftig darüber dachte, dagegen irgend eine persönliche Abneigung zu haben. Kaum eine halbe Meile auf der andern Seite des Irischen Hauses war aber eine kleine protestantische Kirche, wohin die alte Mrs. O'Flannagan regelmäßig zur Andacht ging, und dorthin mußte er also auch jedenfalls beigesetzt werden.

Von ihrem Fenster aus konnte sie eben noch das kleine, einsam gelegene Häuschen, gerade an der andern Seite eines niedern Weidendickichts, das zwischen dem Gut und dem

Hause lag, sehen, und Sonntag Nachmittag wurde der Sarg vom andern Dorfe herübergebracht, die Leiche hineingelegt und noch an demselben Abend zu ihrer letzten, stillen Ruhestätte hinausgetragen.

Das Fräulein und Dorothea standen am Fenster, als die kleine Procession sichtbar wurde, und Dorothea faltete die Hände und sagte, während eine stille Thräne dem guten alten Mädchen in die Augen trat: — „Da tragen sie nun den armen, sonst immer so lustigen und muntern Patrick O'Flannagan auch in die kühle Erde; wie viele Särge hat er für andere Leute gezimmert, und jetzt liegt er selber in solch' einem kleinen Bretterhäuschen. — Es ist doch eine schlimme Sache um das Sterben — und seine arme alte Mutter nun —"

„Der soll es, so lange sie lebt, an nichts fehlen," sagte das gute alte Fräulein rasch — „laß nur die ersten Trauertage vorüber sein, Dorothea, nachher magst Du selber zu ihr hinübergehen und sie beruhigen, daß sie sich nicht etwa auch noch auf die paar Tage, die sie hier auf Erden zu wandeln hat, Nahrungssorgen macht."

„Ach, Fräulein!" sagte da plötzlich die alte Dorothea und trocknete sich die Augen, wobei sie sich wohl absichtlich etwas von ihrer Herrin abwandte — „ich bin vielleicht recht kindisch, aber ich wollte doch, Patrick hätte das letzte Mal, als er hier in diesem gesegneten Zimmer war, nicht gesagt, er würde die Speisekammer da drin lebendig oder todt bis Dienstag fertig machen, das war doch eigentlich recht sündhaft gesprochen, und wenn ihn der Himmel nur nicht dafür gestraft hat."

Aufrichtig gesagt, hatte das Fräulein schon denselben Gedanken gehabt, natürlich wollte sie sich aber von ihrer Magd nicht auf einer solchen Schwachheit ertappen lassen, und sagte kopfschüttelnd:

„Bah, bah, bah, Dorothea! was sind das für Redensarten für ein vernünftiges Frauenzimmer. Das war allerdings eine alberne Rede von Patrick, und ich wollte jetzt selber, er hätte nicht gesagt, was er gerade gesagt hat, nicht etwa weil ich fürchte, sein Geist könne deshalb keine Ruhe

haben," setzte sie lächelnd hinzu, fuhr aber gleich wieder ernster fort: „sondern weil es ihm möglicher Weise vor seinem Tode eine trübe Stunde gemacht hat, sein Wort nicht lösen zu können, denn Patrick O'Flannagan mochte in manchen Stücken wirklich so leichtsinnig sein wie er wollte, aber sein Wort, sobald er das einmal gegeben, hielt er. — Ich entbinde ihn aber hiermit feierlich davon!" sagte sie plötzlich etwas lauter, als das für Dorothea, die dicht neben ihr stand, gerade nöthig gewesen wäre, ja sie warf sogar einen etwas scheuen Seitenblick nach der Thür hinüber, die zu der noch unvollendeten Speisekammer hinausführte, und setzte dann hinzu: „Es ist also nicht nöthig, die Sache auch nur mit einem Wort weiter zu erwähnen. Ja ich weiß nicht, ob ich nicht sogar besser thue, gleich hinüber nach dem nächsten Dorf zu schicken, um mir den andern Zimmermann, der sich mir angeboten hat, holen zu lassen, damit dieser die Arbeit vollende."

„Das ist wahr, Fräulein, ach das thun Sie!" rief Dorothea rasch; „dann haben wir hier unser Wort gebrochen und nicht die gehörige Zeit gewartet, und dann ist er vor Gott und der Welt davon entbunden."

Das Fräulein wollte aber die Sache von dieser Seite nicht aufgefaßt haben. Dorothea sollte nicht etwa glauben, daß sie selber so abergläubisch wäre, auch nur auf eine solche Idee scheinbar einzugehen, und sie sagte deshalb kurz abbrechend:

„Nein, es ist auch wahr — ich habe Patrick O'Flannagan versprochen, bis Dienstag Abend zu warten, und keine Entschuldigung, weshalb ich mein Wort nicht halten sollte; also bleibt es dabei. Den Mittwoch Morgen soll Tom hinübergehen und den andern Zimmermann herüberholen."

III.

Ein irisches wake (Begräbnißfeier) ist wirklich in seiner Art eine Merkwürdigkeit und muß einmal mit angesehen sein, wenn man sich einen rechten, richtigen Begriff davon machen will. Die Leute kommen bei einem solchen „Wake“, wie sie's nennen, allerdings zusammen, um über den Todten zu trauern, aber wenn das nicht besonders dabei gesagt wird, daß sie wirklich trauern, würde es aus ihrem ganzen Benehmen und Singen und Jubiliren wahrhaftig nicht zu schließen sein. Die Frauen, ja, wehklagen wohl um den Hingeschiedenen, und Mutter, Frau oder Schwester sitzen in der einen Ecke mit verhüllten Häuptern und ihr schriller Noth- und Schmerzensschrei dringt oft fast durch das Getobe der Zechenden. Die Männer aber thun gerade das Gegentheil von dem, was man bei einer Begräbnißfeier etwa von ihnen erwarten könnte, bei keinem andern Fest sind sie toller und ausgelassener, und ebenso wie bei anderen endet auch dieses gewöhnlich mit einer Schlägerei.

Die katholische Nachbarschaft kam deshalb auch dem Irischen Haus, so lange das Wake dauerte, und das war bis ziemlich spät in die Nacht, am Montag nicht zu nahe. Als Dorothea aber an dem Abend in ihr Kämmerchen ging, von dem sie ebenfalls über das Weidendickicht hinüber nach dem Irischen Haus sehen konnte, lag dies in Nacht und Dunkelheit verborgen, und Dorothea ging, sich heute andächtiger als je bekreuzigend, in ihr Bett und betete noch manches, manches Ave für die arme Seele Patrick O'Flannagan's.

Lange konnte sie auch nicht einschlafen; es war ihr heut Abend so merkwürdig ängstlich und beklemmt zu Muthe, und wohl drei- oder viermal fuhr sie, fast aufschreiend, im Bett in die Höhe, denn sie hätte drauf schwören wollen, sie höre den schweren, langsamen Schritt Patrick's auf der Treppe, wie er sonst gewöhnlich mit seinem Werkzeug anzukommen pflegte. Aber das war natürlich nur Täuschung ihrer überdies etwas erregten Phantasie, und sie mußte sich zuletzt

immer selber gestehen, sie habe sich geirrt. Es hätte auch in der That Niemand die Treppe heraufkommen können; die Thür unten war fest verschlossen und verriegelt, der Kutscher Tom schlief im Stallgebäude, und von den drei Frauen, inclusive Rosy, wollte sich wohl Jede hüten, die Nacht irgend Jemandem die Thür aufzumachen.

Endlich schlief sie ein, aber dadurch war sie nur um Weniges gebessert, denn die ganze Nacht hörte sie fortwährend im Traum Hammer und Säge gehen und sah ein furchtbares Skelet auf einem der offenen Balken in der Speisekammer sitzen, und sägen und Nägel einschlagen, als ob das so seine natürliche und ganz altgewohnte Beschäftigung gewesen wäre. Die Aufregung mochte sie aber doch ermüdet haben, denn sie wachte über dem Traum nicht auf, sondern schlief, bis am nächsten Morgen die aufsteigende Sonne ihre ersten goldenen Strahlen gegen die Fenster warf.

„Jesus, Maria und Joseph!" schrie sie aber, als sie kaum die Augen geöffnet und gewissermaßen munter geworden war, und fuhr wie ein Blitz und mit einem Schreck, daß ihr die Glieder wie im Fieberfrost flogen, unter die Decke zurück. — Die hintere Wand ihres Zimmers ging nämlich ebenfalls nach dem alten Saal zu und stieß dicht an den zur Speisekammer bestimmten Platz, und sie hätte das heilige Abendmahl darauf nehmen wollen, daß sie gerade da drüben, als sie nur den Kopf aus der Decke steckte, die schrillen, regelmäßigen Töne einer hin- und hergezogenen Säge gehört habe.

Erst unter der Decke fiel ihr nun wieder ein, was sie die Nacht eigentlich für entsetzliche Geschichten geträumt hatte und ihre Phantasie müsse ihr also noch so eine Art Nachspiel des Traumes im Halbwachen vorgespiegelt haben — aber es war so deutlich gewesen. Das Herz schlug ihr wie ein Schmiedehammer in der Brust, aber, lieber Gott, die helle Sonne stand ja am Himmel, und heraus mußte sie doch einmal. – Vorher indessen faltete sie — immer noch unter der Decke, unter der sie spurlos verschwunden blieb, — die Hände und betete ein frommes Ave Maria und „alle guten Geister" — dann noch eins, und dann ein drittes, und nun

ein frommes „Mit Gott!" murmelnd, warf sie entschlossen die Decke von sich und richtete sich auf.

Sie wäre aber eben so gern wieder hinuntergefahren, hätte sie nur die Furcht gelassen, denn deutlich, unbezweifelbar tönten von der Speisekammer her: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs regelmäßige Hammerschläge, als ob Jemand ein Brett auf einen der Balken festnagele. Sie horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, und der kalte Schweiß trat ihr dabei auf die Stirn, denn sie gedachte in diesem Augenblick wieder ihres Traumes und des entsetzlichen Ekelers, und es blieb kein Zweifel — in der Speisekammer wurde gearbeitet, sei das nun von einem lebendigen oder todten Zimmermann.

Hier aber allein auszuharren — das Furchtbare allein zu ertragen, vermochte sie nicht — mit einem Satz war sie aus dem Bett und an der Thür ihrer Herrin — Dorothea hatte in ihrem ganzen Leben keinen solchen Sprung gemacht, — dort aber in's Zimmer und auf deren Bett zu stürzen, die ebenfalls schon wach und leichenblaß darin saß, war das Werk eines zweiten Augenblicks, und sie rief jetzt mit durch die Angst erstickter Stimme:

„Oh Du lieber gütiger Heiland — er ist da — er ist gekommen — er hat Wort gehalten!"

Dieser Ausbruch von Verzweiflung, und vielleicht auch die Nähe eines menschlichen Wesens, gab aber dem Fräulein viel von ihrer Geistesgegenwart zurück. Sie faßte Dorotheen bei der Schulter, schüttelte sie sanft und sagte beruhigend und beinahe mit fester Stimme:

„Komm, komm, Dorothea, sei kein Kind — wer wird denn gleich das Schlimmste denken. Wir stehen in Gottes Hand und kein böser Geist könnte uns etwas anhaben — wir wissen aber noch gar nicht einmal ob das ein Geist ist, und mir fällt jetzt ein, daß die Leiter im Hofe ja immer noch angelehnt steht, durch welche die Maurer ihre Backsteine heraufschafften. — Wer weiß, ob nicht Tom gestern zu dem andern Zimmermann gegangen ist und ihn bestellt hat. Er mag vielleicht geglaubt haben, daß die Speisekammer doch jetzt von dem andern Arbeiter fertig gemacht werden müßte,

und hat ihn dann wahrscheinlich, ohne mich vorher noch einmal darum zu fragen, auf heute Morgen herbestellt. Der Mann nun, der uns nicht aus dem Schlafe stören und gern pünktlich sein wollte, ist durch's Fenster in den alten Saal hineingestiegen."

Das Fräulein hatte sich, während sie sprach, so in diese Idee hineingedacht, daß sie ihr selber wahrscheinlich erschien. Sie klopfte Dorotheen auf die Schulter und fuhr freundlich fort: „Komm, komm, Kind, sei nicht so närrisch, zieh Dich an und mach' Rosy die Thür auf; die pocht schon seit fünf Minuten draußen, als ob sie die Gefache einschlagen wollte. Schämst Du Dich nicht, so furchtsam zu sein?"

Dorothea fühlte sich durch diese fast unbefangene Aufmunterung wirklich so ermuthigt, daß sie aufstehen, schnell ihren Morgenrock überwerfen und die der Treppe zuführende äußere Thür aufschließen und aufriegeln konnte. Kaum war das aber geschehen, so wurde sie von der leichenbleich hereinstürmenden Rosy auch fast umgerannt, und die Köchin konnte nur mit zitternden Lippen, als sie zum Fräulein in's Zimmer stürzte, die Worte herausbringen:

„Haben Sie ihn gehört — er ist da — er ist gekommen!"

Das ominöse Sägen und Hämmern dauerte indessen ununterbrochen fort; Bretter wurden herüber- und hinübergeschoben, Nägel eingeschlagen, Planken abgesägt — und sie konnten deutlich die Stücke hinunter auf den Estrich fallen hören. Es war gar kein Zweifel mehr, daß irgend Jemand in dem alten Saale arbeitete, und das Fräulein suchte auch Rosy mit ihren schon oben angeführten Gründen zu beschwichtigen. Dafür sprach auch das, daß Patrick sonst immer, wenn er an der Arbeit war, ununterbrochen pfiff und sang und den Tact dazu hämmerte, daß es sich ordentlich gut anhörte, heute aber ging Alles still da drin her und das Geräusch des Handwerkszeugs war das einzige, was laut wurde.

Dazu aber — daß Tom nämlich einen andern Zimmermann bestellt haben sollte, schüttelte Rosy auf das Aengstlichste wie auf das Entschiedenste mit dem Kopf, und behauptete so bestimmt, dies wäre nicht geschehen, daß ihr

Fräulein sich gar nicht erklären konnte, woher sie das wissen wollte. Rosy versicherte aber, Tom habe sich noch gestern Abend heißes Wasser bei ihr in der Küche geholt — und sie habe ihn gefragt, ob er an Geister glaube und ob ein Mensch, wenn er einmal ordentlich gestorben und begraben wäre und sechs Fuß unter der Erde läge, wieder heraufkommen und eine Speisekammer machen könne — und da habe ihr Tom auch gesagt, das wäre Unsinn und ein todter Mensch sei und bliebe todt, und sie — Rosy — solle einmal sehen, morgen früh, als wie heute, werde ihn das Fräulein nach dem andern Zimmermann schicken, und der nachher kommen und die Speisekammer fertig machen, und das wäre dann das Ende vom Geist. Das bewies doch jedenfalls, daß er bis jetzt noch nicht den andern gerufen hatte, und dieser unmöglich von selber kommen könne.

Das Fräulein machte jetzt, hierdurch selber wieder etwas außer Fassung gebracht, den sehr vernünftigen, aber deshalb nicht weniger unausführbaren Vorschlag, ehe man sich weiter ängstige, nachzusehen, wer eigentlich im Saale arbeite. Wer sollte aber nachsehen?

Dorothea weigerte sich hartnäckig, der Thür selbst auch auf nur fünf Schritt nahe zu kommen, und erklärte feierlich, lieber aus dem Fenster springen zu wollen, als im Zimmer zu bleiben, wenn Jemand nur Miene machen wolle, sie zu öffnen; ja Rosy verwarf selbst den Vorschlag, durch's Schlüsselloch zu sehen, als unmöglich.

„Heilige Mutter Gottes!" sagte sie und hielt sich schaudernd die Schürze vor's Gesicht — „wenn ich da so auf einer Seite in's Schlüsselloch hineinsehe und das Gespenst auf der andern — oh Du mein Heiland, es könnte das größte Unglück geben, und mir ist es schon bei dem bloßen Gedanken wie Blei in die Glieder geschlagen."

Das war auch eine schreckliche Idee, und dem Fräulein schauderte selber dabei — sie hätte es keinem andern Christenmenschen zumuthen mögen — was aber nun um des Himmels willen thun?

Rosy machte hier den ersten vernünftigen Vorschlag, sie wollte zu Tom hinuntergehen und den an das äußerste Ende

des Hofs schicken — die Fenster im Saal waren noch alle offen, denn selbst die Rahmen standen, herausgenommen, in der einen Ecke desselben — und von dort aus konnte er jedenfalls die Stelle, wo „das Ding" arbeitete, übersehen und dann Nachricht bringen, was es sei und wie es aussähe.

Die Sache hatte weiter keine Schwierigkeit, als daß dann das Fräulein mit Dorothea allein hätte im Zimmer bleiben müssen, und nachdem die alte Dame bestimmt wußte, daß es kein anderer Zimmermann möglicher Weise sein konnte, wurde ihr selber, so ganz in der Nähe eines überirdischen Wesens und nur durch die dünne Thür von ihm getrennt, unheimlich und bange zu Muthe.

Dorothea schien, bei Rosy's Vorschlag, große Lust zu haben, diese zu begleiten — lieber Gott, wie das sägte und arbeitete in der Kammer, es ging Einem ja wie mit glühenden Messern durch die Seele, nein, man mußte Gott auch nicht durch zu große Dreistigkeit versuchen und es war besser, einer solchen Sache friedlich aus dem Weg, als ihr gerade entgegen zu gehen. Das Fräulein beschloß also ebenfalls sich Rosy anzuschließen, in deren Kammer unten zu gehen und dort mit Dorothea zu warten, bis Rosy Tom gerufen habe und dieser Nachricht bringen würde. Nachher konnten sie noch immer thun, was sie für gut fanden.

Das war ein Vorschlag zur Güte und so schnell ausgeführt als gefaßt. Das Fräulein und Dorothea setzten sich in Rosy's kleinem freundlichen Kämmerchen, die Erste auf den einzigen Stuhl, der darin stand, die Andere auf's Bett, und beteten mit angsterfülltem Herzen zu ihrem Heiland, daß er den schweren Kelch an ihnen glücklich vorüberführen und Alles noch zum Besten kehren möge. Rosy blieb etwas lange aus, endlich kam sie aber zurück und brachte die Nachricht, Tom sei augenblicklich hinübergegangen, wohin sie ihn beschieden habe, und werde, sobald er nur irgend etwas deutlich sehen und erkennen könne, direct hierher kommen und ihnen Nachricht bringen.

„Und was sagte Tom?" frug das Fräulein etwas ängstlich, denn sie hoffte noch immer in Tom's totalem Unglauben einigermaßen Trost zu finden. Hierin sollte sie aber voll=

kommen getäuscht werden, denn Tom war, nach Rosy's Aussage, als sie ihm erzählt, was oben im alten Saale vorgehe, todtenbleich geworden und hatte nur schwer bewogen werden können, die schwierige Mission zu unternehmen. Was für Mittel Rosy angewandt, ihn doch endlich dahin zu bringen, sagte sie nicht, aber er war gegangen und konnte jetzt jeden Augenblick mit der Botschaft zurück sein.

Tom kam endlich, aber er sah selber zu viel wie ein Geist aus, als daß er den geängstigten Frauen hätte können tröstliche Nachrichten bringen. Er zitterte am ganzen Leibe, sein Gesicht war erdfahl und die Augen traten ihm stier aus dem Kopfe.

Er hatte ihn gesehen — es war Patrick O'Flannagan, wie er leibte und lebte, schneeweiß angezogen, wie sie die Leichen in's Grab legen — und mit einem weißen Tuch um die untere Kinnlade, um diese vor dem Niederfallen zu bewahren. Im Gesicht sah er dabei aus, nicht als ob er erst vor wenigen Tagen gestorben wäre, sondern als ob er schon eben so viele Monate im Grabe gelegen hätte — die Augenhöhlen leer und schwarz und der übrige Theil des Gesichts eher wie ein leerer Schädel als ein Leichenantlitz.

„Oh mein Traum, mein Traum," jammerte Dorothea, „ich wußte ja daß es so kommen würde!"

„Und was macht er?" frug das Fräulein endlich nach einer ziemlich langen Pause, in der sie sich die größtmöglichste Mühe gegeben hatte, ihr eigenes Entsetzen zu bezwingen — „was macht er aber?"

„Was er macht?" wiederholte Tom erstaunt — „er arbeitet, daß Einem die Haare zu Berge stehen. Die Planken fliegen nur so, wenn er sie kaum anrührt, und legen sich selber auf ihre Plätze — mit dem Hammer geht's, als ob er hundert Hände dazu hätte, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn er bis zum Frühstück mit der ganzen Bescheerung fertig wäre."

Das Fräulein hatte Tom noch nie so zerknirscht gesehen, und der arme Mensch dabei so tiefliegende Augen und bleiche Backen — wenn er nur nicht selber krank war.

„Tom," sagte sie plötzlich, einen neuen Gedanken erfassend

— „das Fieber neulich hat Euch doch auch recht angegriffen — Jesus Maria, wie bleich Ihr aussieht — legt Euch lieber zu Bett und ich will aus dem nächsten Städtchen den Doctor holen lassen."

Tom wurde noch bleicher als vorher, so daß Rosy jetzt selber vor Angst die Hände faltete und ihr die großen hellen Thränen in die Augen traten. Einen Augenblick stand er stumm und sprachlos, ein Bild trostloser Angst und Sorge da, dann aber plötzlich, als gerade von oben das Klopfen und Hämmern deutlich zu ihm heruntertönte, daß Alle unwillkürlich einen scheuen Blick nach oben warfen, konnte er sich nicht länger halten. In diesem Augenblick konnte er nicht lügen und fiel auf einmal mit gefalteten Händen vor dem auf's Aeußerste erstaunten Fräulein nieder, ihr seine ganze Sünde von neulich und die Unwahrheit, mit der er sich der verdienten Strafe zu entziehen gesucht, zu bekennen. Er erzählte jetzt auch dem Fräulein — denn nun er erst einmal im Zug war, ging's ihm wie gedruckt von den Lippen, — wie entsetzlich Patrick an dem Tage getrunken habe und daß er fast glaube, der Schlag habe ihn nur in Folge jener unmäßigen Quantität des heißen, scharfen Getränkes getroffen.

Tom hätte übrigens zu einem solchen Bekenntniß keinen besseren Augenblick wählen können, denn das Fräulein war selber viel zu aufgeregt, um bei dem strafbaren Verfahren ihres Kutschers auch nur mit einem Gedanken weilen zu können. Sie schüttelte zwar bei der Erzählung des Geängstigten mißbilligend mit dem Kopfe, während Dorothea mit einem frommen Blick und Seufzer zum Himmel schaute und Rosy, ein Bild — aber ein liebliches — sprachlosen Staunens daneben stand — das war jedoch auch Alles, und sie frug den Zerknirschten jetzt noch einmal ernsthaft, ob er sich auch wirklich nicht in der Person geirrt habe und ob das — Wesen, das da oben im alten Saale schaffe und arbeite, dem seligen Patrick wirklich ähnlich sähe.

Tom, froh, diesmal so gut davongekommen zu sein und jetzt mit erleichtertem Herzen, bestätigte das aber auf das Ernsthafteste und Beharrlichste, und fügte auch zum Beweis der Wahrheit hinzu, daß er zwei von den Gutsknechten her-

übergerufen und ihnen das — das Ding gezeigt habe, und Beide hätten nicht allein augenblicklich Patrick erkannt, sondern wären auch in demselben Moment, von plötzlicher Angst ergriffen, wie Spreu vor dem Wind auseinander gestoben.

Tom hatte aber ganz wahr erzählt. Als die Leute vom Gut die schauerliche Gestalt oben in dem überdies halbdunkeln Saale so allein und einsam bei der Arbeit sahen — eine Gestalt, die allem Rechte nach auf dem stillen Friedhof ruhig ausgestreckt liegen und der Ewigkeit entgegenharren sollte, faßte sie ein panischer Schrecken, und sie stoben, so schnell sie ihre Füße trugen, auseinander, um die schreckliche Kunde, je rascher, desto besser, auf dem Gut und im Dorfe zu verbreiten.

Es dauerte auch gar nicht lange, so sammelte sich das ganze Dorf unter der alten Linde, die an dieser Seite des innern Hofes stand, und von wo aus sie gerade in die Fenster des früheren Klostersaales hinaufsehen konnten. Männer, Frauen und Kinder standen in lautloser Angst dichtgedrängt um den knorrigen Stamm des Baumes herum, ja einige der muthigsten und auch wohl nichtsnutzigsten Jungen waren selbst in den Baum hinauf geklettert und hatten sich dort einen besseren Ueberblick über das gefährliche Terrain zu verschaffen gesucht. Hals über Kopf stürzten sie aber von dort wieder herunter, als das Gespenst nur zum ersten Mal das entsetzliche Leichengesicht nach ihnen hinüberdrehte und sie mit den leeren Augenhöhlen, in denen noch ein unheimlicher Schein zu glühen schien, anstierte.

Es hatte sich solcher Art auf dem Hof wirklich eine ganz wunderliche Gruppe gebildet — die Männer vorn, aber auch soviel als möglich zurückgedrängt, als ob sie gerade keinen besondern Stolz darein setzten, dem, was ihnen vielleicht entgegentreten konnte, die Stirn zu bieten; einige sogar mit Mistgabeln und anderen häuslichen Geräthschaften bewaffnet, sich irgend einer unbestimmten Gefahr zu erwehren oder fatale Gegenstände vom Leibe abzuhalten. Dicht dahinter gedrängt standen die Frauen; und wie Mandeln in einem Kuchen stak, zwischen die ziemlich feste Masse hingestreut, die ganze liebe Dorfjugend, da die Schule erstlich noch nicht an-

gegangen war und auch sechs Schullehrer sie heute nicht von einem wirklichen Gespenst weg- und in die kleine Schulstube hineingebracht hätten.

„Da ist es," flüsterte jetzt einer der Männer und zeigte vorsichtig mit dem Finger — sich wohl dabei hütend, den Arm nicht weit vom Körper weg zu strecken — nach einem der Fenster hinauf — „gerade da oben neben der einen Planke — mein Heiland, ich glaube es sitzt ganz in der Luft!"

„Und warum soll es denn nicht in der Luft sitzen können?" sagte ein Anderer eben so leise, mit ängstlich gedämpfter, aber eifriger Stimme — „ein Schatten kann ja auch an der Wand und unter der Decke kleben, und braucht nicht immer oben auf einem Balken draufzusitzen."

„Ich begreife nur nicht, wie es dann die Bretter so werfen kann," wisperte der Erste dagegen.

„Jetzt fängt's gleich wieder an zu hämmern," unterbrach ihn hier ein Anderer und richtete sich, so weit er das irgend möglich machen konnte, auf den Zehen in die Höhe. Keiner wagte zu athmen und es herrschte eine lautlose Stille, bis endlich das Niederfallen des Hammers das prophezeite Geräusch verkündigte und es sich die draußen Harrenden leise untereinander bestätigten.

„Seht Ihr's? — da klopft's wieder, wie mit einem ordentlichen Hammer."

„In dem Haus möcht' ich nicht wohnen," sagte eine junge Bauerfrau schaudernd, „und wenn sie mir den Fußboden mit Gold und Edelsteinen belegten und ich weiter nichts als Wein und Chocolade trinken sollte. Da müßte man ja keine ruhige Stunde mehr darin haben —"

„Ich auch nicht," sagte eine Andere, „und auf solchen Häusern, wo einmal der Gottseibeiuns gewirthschaftet, liegt kein Segen mehr. Das kommt aber davon, wenn man Protestanten in's Haus nimmt und guten Christen damit die Arbeit entzieht — mein Schwager hätte die ganze Arbeit da oben schon in —"

„Bst — bst!" unterbrach es sie hier von mehreren Seiten — „jetzt sägt's wieder — oh Jesus Maria! jetzt dreht es sich um — Ha!" kreischten ein paar Frauen auf und fuhren

zurück; eine wurde sogar ohnmächtig und mußte weggetragen werden. Der Raum vor der Linde war im Nu frei geworden, und Alles drängte sich in jähem Schreck nach hinten.

Das Gespenst hatte sich umgesehen und sie mit der entsetzlichen Todtenlarve so wild angestiert, daß es den Beherztesten unter ihnen wunderlich zu Muthe wurde, und die Männer, die fast sämmtlich dem lebendigen und noch kräftigen Patrick furchtlos im Einzelkampfe entgegengetreten wären, bebten und zitterten jetzt wie die Kinder vor dem Schatten desselben, der nur ihrer Menge die bleichen Züge entgegenwandte.

Das Gespenst oben im Saal hatte sie bis jetzt augenscheinlich gar nicht gesehen, oder, wenn gesehen, wie das von einem Gespenst kaum anders möglich sein konnte, doch nicht beachtet; ebenfalls nur sehr selten den Kopf nach ihnen hingewandt — und selbst dann immer um irgend ein Handwerkszeug zu suchen und aufzunehmen, ohne auch nur im Mindesten das, was außer dem Saal vorging, eines Blickes zu würdigen.

„Es leidet ihn nicht draußen, er will machen, daß er wieder in sein Grab zurückkommt," hatten die Männer geflüstert — „seht nur, wie er arbeitet, um das frevelhafte Gelübde zu erfüllen — und wer weiß, ob er nicht so bis zum jüngsten Tag fortarbeiten muß." Und die Frauen hatten dann immer ein leises Gebet für die arme gepeinigte Seele gemurmelt. — Wenn es auch ein Ketzer gewesen, lieber Gott, er war ja jetzt todt, und aus Frauenherzen keimt ja die schönste Blume unseres armen irdischen Lebens — das Mitleiden.

Jetzt schien es mit dem Gespenst da oben aber anders zu werden — es setzte sich auf das stumpfe Ende des einen Balkens, das Gesicht gerade nach außen gewandt, und stierte mit den bleichen, ausdruckslosen Zügen gerade auf sie, eine ganze Weile lang, hinunter. Dann schüttelte es mit dem Kopf, als ob es hätte sagen wollen: „Nein, nein! ich gehöre nicht mehr zu Euch, Ihr leichtsinnigen, gedankenlosen Menschenkinder — meine Zeit ist vorbei — meine Zeit ist vorbei!" — und ging dann wieder, wie von einer innern unbestimmten Gewalt getrieben, an die Arbeit.

Einige machten jetzt den Vorschlag, den Geistlichen zu holen, daß er das Gespenst bannen möge, ein Anderer aber behauptete, das wäre nicht nöthig, Patrick hätte sich verpflichtet diese Arbeit fertig zu machen, und wenn das geschehen sei, was gar nicht mehr lange dauern könne, dann kehre er von selber wieder unter seinen Hügel zurück.

Dem widersprach aber einer der früheren Sprecher entschieden und rief, auf das Eifrigste flüsternd:

„Glaubt Ihr denn, daß der je mit seiner Arbeit da oben fertig wird? — wie ist es denn dem Maurer an der schottischen Grenze gegangen, der sich auch an seinem Heiland versündigte und ein frevelhaftes Gelübde that, was er Alles mit seiner eigenen Kraft und ohne des Himmels Beistand zu leisten vermöge, und der mußte Nacht für Tag an dem Thurm bauen, den er angefangen, und wenn er nur noch ein paar Steine vielleicht einzusetzen hatte, um fertig zu sein, dann rissen es ihm die Geister wieder nieder, daß es polternd zusammenstürzte. Immer von Neuem mußte er deshalb an der trostlosen, nimmer endenden Arbeit beginnen, und so wird es hier auch gehen," setzte der Mann mit düsterer Stimme hinzu, während sich die Umstehenden segneten und bekreuzten. „Wenn er das letzte Brett auflegen, den letzten Nagel einschlagen will, dann bricht ihm das Ganze unter den Händen zusammen und er kann wieder von vorn beginnen, aber Ruhe kriegt er hier auf Erden nicht, bis seine Schuld gebüßt ist oder ein frommer Mann vielleicht die gehörige Zahl Seelenmessen für seine arme Seele liest."

„Was macht es denn jetzt?" frugen hier Einzelne, denen eine Fenstereinfassung vielleicht die Gestalt entzog, „ich kann nichts mehr davon sehen."

„Es sitzt in der einen Ecke dort," zischelten Andere, ganz zusammengedrückt, „aber es ist zu dunkel dort hinten, man kann nicht sehen was es treibt."

„Es bekreuzigt sich," flüsterten Einige — „es fährt immer mit der einen Hand hinauf nach der Stirn."

„Es ißt, bei der Mutter Gottes!" rief jetzt ein junger Bursch lauter als bisher, und zwar so laut, daß die neben

ihm Stehenden seine Nähe nicht mehr für ganz sicher hielten und sich weiter von ihm fortdrängten.

„Essen!" riefen aber Andere wieder verächtlich — „essen! — wer hat schon davon gehört, daß ein Gespenst ißt? — Jesus Maria, da kommt es!" Und als ob ein Kanonenschlag zwischen sie gefahren wäre, so stoben sie Alle plötzlich auseinander, denn jenes unheimliche Wesen oben, was bis jetzt ihre Aufmerksamkeit so in Anspruch genommen, glitt wirklich plötzlich von einem der Balken herab und trat an eins der offenen, vom Sonnenlicht beschienenen Fenster. Einige der Herzhaftesten wagten es sich umzusehen, und es stand eine kurze Zeit an der Oeffnung, bog sich heraus, als ob es auf's Dach schauen wollte, schüttelte wieder wie wehmüthig mit dem Kopf und verschwand dann im Dunkel des Saales.

Im Kloster oben waren aber die Frauen auch nicht müßig gewesen. Als sie wiederholt durch Tom die Versicherung erhalten, es sei wirklich Patrick O'Flannagan's Geist, der keine Ruhe im Grabe habe, bis er auf Erden sein Wort gelöst, hatten sie nämlich denselben Gedanken ausgeführt, der auch unten bei den Leuten angeregt worden, und zwar zu dem Geistlichen geschickt, um dessen Hülfe und Beistand anzurufen.

Das Gerücht dieses Wunders war indessen schon lange zu dem ehrwürdigen Mann gedrungen und fand ihn nicht mehr unvorbereitet. Mit allem Nöthigen versehen, von dem Knaben, der die Räucherpfanne trug, begleitet, und vollständig gerüstet dem Teufel in jeder sich ihm zeigenden Gestalt mit dem Zeichen des Herrn bewaffnet entgegenzutreten, begab sich der Geistliche, von Tom schon angemeldet, nach dem Kloster, betete erst mit seinen Beichtkindern um Kraft zu dem bevorstehenden Kampf, und stieg dann mit festen Schritten, von den Frauen ängstlich und in weiter Entfernung gefolgt, nach oben.

Er mußte durch des Fräuleins Zimmer, wo es allerdings noch ein wenig unordentlich aussah, denn heute Morgen hatte natürlich nicht an Aufräumen gedacht werden können. Es war jetzt aber auch keine Zeit, auf so etwas Rücksicht zu

nehmen, und der Priester trat mit schnellen, entschlossenen Schritten auf die Kammerthür zu.

Das Geräusch der Säge und des Hammers im Saal hatte indessen aufgehört; sie horchten einen Augenblick — nicht ein Athemzug ließ sich hören. Sollte die ketzerische Seele schon vor der Annäherung des ehrwürdigen Mannes geflohen sein? Der Geistliche mochte wohl etwas Derartiges glauben, denn mit einer laut ausgesprochenen Gebet- und Bannformel ergriff er den Schlüssel, drehte diesen zweimal rasch um, drückte auf das Schloß und stieß die Thür weit auf.

Der Priester war ein beherzter, unerschrockener Mann und auf etwas Uebernatürliches, schon als er die Schwelle des Hauses betrat, gefaßt gewesen; er fuhr aber doch fast unwillkürlich einen Schritt zurück, und die Zunge klebte ihm am Gaumen fest, als er sich plötzlich der wunderlichsten, geisterhaftesten Gestalt gegenüber sah, die ihm in seinem ganzen Leben — und der Mann war zweiundachtzig Jahre alt — vorgekommen.

Oben auf einem der Querbalken, die gerade durch den Saal befestigt waren, um die Decke der verhängnißvollen Speisekammer zu tragen, und auf denen die hierzu bestimmten Bretter schon theilweise festgenagelt, theilweise noch aufgeschichtet lagen, saß eine menschliche Gestalt in weißer grober baumwollener Hose und ebensolcher Jacke, mit einem weißen breiten Tuch um die untere Kinnlade gebunden, wie das Tom ganz richtig beschrieben hatte. Bei Leichen ist es ja auch gebräuchlich ihnen die Unterkiefer aufzubinden, bis sie erstarrt sind, damit sie auch nach dem Tode noch ein eher menschenähnliches Aussehen behalten und nicht so graß und abschreckend aussehen. — Das Gesicht leichenblaß, die Augen aber nicht aus düsteren Höhlen herausstarrend, wie den Leuten das von unten vorgekommen war, sondern allerdings schwarz, aber eher, wie es schien, angeschwollen, saß das „Ding" dort oben und hielt ein Papier, mit irgend etwas darin eingeschlagen, vor sich auf den Knieen.

Der Geistliche behielt jedoch gar nicht Zeit, das Alles so genau zu beobachten, wie ich es hier beschrieben habe; seine

innere Aufregung ließ ihn schon nicht dazu kommen. Er sah nur die geisterhafte Gestalt, die allerdings Patrick O'Flannagan, wenn auch im Gesicht auf eigenthümliche Weise entstellt, auf ein Haar glich — was jedenfalls durch das im Grabe Liegen herkommen mußte, und er rief mit laut beschwörender Stimme, das Kreuz gegen das Gespenst emporhaltend:

„Gehe ein zum Frieden, gemarterter Geist eines Unglücklichen, und entweihe nicht diese heilige Stärte hier mit Deiner unreinen Gegenwart. Weiche im Namen des Vaters, weiche im Namen des Sohnes, weiche im Namen des Heiligen Geistes — hebe Dich weg von hier, Satanas!"

„Guten Morgen, Ew. Ehrwürden! Bin es ich etwa, mit dem Sie sprechen?" sagte aber Patrick O'Flannagan's Geist mit der größten Gemüthsruhe und seinem breitesten irischen Dialekt — nahm zu gleicher Zeit aus dem vor ihm liegenden Papier ein großes Stück Brod und Käse heraus, das wenigstens an und für sich nicht das mindeste Geisterhafte an sich trug — und schob es in den Mund. Patrick O'Flannagan hatte sich während seiner Lebenszeit nicht viel aus katholischen Geistlichen gemacht, und es war kaum zu erwarten, daß er sich darin nach dem Tode geändert haben sollte.

Der Priester, als er sah, daß seine Bannrede nicht den mindesten Eindruck auf das entsetzliche Wesen zu machen schien, hatte schon hinter sich gegriffen, um die Räucherpfanne zu fassen und einen förmlichen Exorcismus zu beginnen. Da sah er zu seinem unbegrenzten Erstaunen, daß der Geist mit vollen Backen zu kauen anfing und ihm dabei zu gleicher Zeit auf das Unbefangenste und Freundlichste zunickte. Etwas Derartiges war ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen.

„Patrick O'Flannagan!" rief er erstaunt aus — „haben sie denn nicht vor drei Tagen Deine sterbliche Hülle zu Grabe getragen, und ist dies nicht Dein Geist, der am hellen Tage in Gottes Sonnenlicht umgeht und keine Ruhe finden kann?"

„Meine sterbliche Hülle haben sie noch viel schlimmer be-

handelt als blos zu Grabe getragen, Ew. Ehrwürden," sagte der Geist da mit einem unheimlichen Zug um den Mund. „O'Brian, der Schuft, und wenig genug dank' ich's ihm — hat ihr die Paar schönsten blauen Augen gegeben, die sie in ihrem ganzen Leben gehabt hat; der Geist ist übrigens noch im Körper drin, wenn drei Gallonen vom besten irischen Whisky, der nur je Bergluft gekostet, überhaupt nämlich Geist genannt werden können."

„Und bist Du denn nicht gestorben, Unglücklicher?" rief der Priester, dessen Erstaunen bei den räthselhaften Worten des merkwürdigen Wesens, das ihm aber schon anfing gar nicht mehr wie ein wirklicher Geist vorzukommen, mit jedem Augenblick wuchs.

„Gestorben? — ich?" sagte Patrick und schob sich auf's Neue ein Stück Brod in den Mund, das einen Thomas von seiner Identität hätte überzeugen können, „noch nicht — wenigstens nicht so viel ich weiß" — setzte er vorsichtiger Weise hinzu; „denn in den letzten sechs Tagen ist mehr mit mir vorgegangen, worüber ich eigentlich gern genaue Rechenschaft haben möchte. Doch können Sie das bei mir zu Hause erfahren."

Der Priester sah ihn starr und verwundert an, und wußte natürlich gar nicht, wie er sich das Ganze zusammenreimen sollte. Er hatte selber vor einigen Tagen die bestimmte Nachricht erhalten, daß Patrick O'Flannagan vom Schlag gerührt und gestorben, nachher von dem protestantischen Geistlichen beerdigt sei. Ja noch mehr, er war gerade an demselben Nachmittag die Straße heruntergekommen und noch, einem kleinen Beipfad folgend, aus dem Weg geritten, als er den Begräbnißzug — und das mit eigenen Augen — aus dem Irischen Hause herauskommen sah.

Die Frauen auf der Treppe, mit Tom im Nachzug, wußten nun gar nicht, was sie aus der wunderlichen Unterredung zwischen dem Geist und ihrem Vater schließen sollten — sie hatten sich natürlich nicht nahe genug hinan gewagt, um das fürchterliche Wesen „von Angesicht zu Angesicht" zu sehen. Patrick's nur zu wohl bekannte Stimme erfüllte sie schon mit

Furcht und Grausen, und sie erwarteten fast mit jedem Augenblick einen Kampf auf Leben und Tod zwischen dem hartnäckigen Geist und seinem Beschwörer.

Die Nachricht, daß der Pater im Hause sei und den Teufel austreiben werde, war indessen auch zu den Leuten draußen gedrungen, und die gespannteste Neugier hielt alle in der Nähe des Gebäudes, und so, daß sie die Fenster übersehen konnten, versammelt. Alle schienen ein unbestimmtes Gefühl zu haben, daß sie über kurz oder lang eine blaue Schwefelflamme zu einem der altgothischen Fenster würden herausfahren sehen — und darauf warteten sie.

„Und hat Euch — Patrick O'Flannagan — nicht wahr und wahrhaftig der Schlag gerührt?“ frug der Priester, der wenigstens hierin seinen Zweifel wollte gehoben wissen.

„Der Schlag?“ entgegnete ihm Patrick, mit wieder etwas von seinem früheren Humor in den schrecklichen Zügen; „der Schlag, Ew. Hochwürden? — ja wenn sie eine Quantität von Püffen rechts und links von einem der besten Boxer im ganzen süßen Irland einen Schlag nennen, so hat mich der allerdings gerührt, ich möchte aber nicht gerne von der Art zwei haben.“

„Wie bist Du denn aber in die Leichenkleider gekommen, Unglücklicher?“ rief der Pater, der jetzt natürlich nicht mehr umhin konnte, zu sehen daß er es mit einem wirklichen körperlichen Wesen und mit nichts weniger als einem Geist zu thun habe — „und wer ist aus Deinem Hause begraben worden?“

„Leichenkleider?“ wiederholte Patrick erstaunt und besah seine beiden Aermel und Hosenbeine; „Leichenkleider? wo so Leichenkleider? — wenn mir O'Brian — bad luk to him — einen Fetzen von meinen gewöhnlichen Sachen am andern gelassen hätte, so brauchte ich allerdings nicht meines Bruders Sonntagsjacke und Unterhosen anzuziehen, und wenn Euer Ehrwürden nur einmal zwei Minuten unter O'Brian's Fäusten gewesen wären, würden Sie wohl auch ein Tuch um's Gesicht binden — und vielleicht zwei. — Wer aber begraben ist,“ sagte er auf einmal ganz traurig und ernst werdend,

„das ist eine andere und recht schmerzliche Geschichte, und Patrick O'Flannagan bringt von nun an in seinem Leben keinen Tropfen Whisky mehr über die Lippen. — Aber please, Yer honour," setzte er dann wieder mit etwas von dem alt Drolligen in seinen Zügen hinzu und deutete dabei auf die Räucherpfanne, mit der und offenem Maule sich indessen der Chorknabe herbeigedrängt hatte, um dem merkwürdigen Gespräch zu lauschen — „ist es wirklich ein Geist, für den Sie mich gehalten haben, daß Sie mich vielleicht zum Fenster hinausräuchern wollen? Und darum haben auch wohl die guten Leute da unten den ganzen Morgen auf dem Hof gestanden, und sind ausgekniffen, als ich an's Fenster trat (denn ich glaubte sie hätten oben etwas auf dem Dache), als ob der Gottseibeiuns hinter ihnen wäre. Das ist gut."

Patrick lachte still in sich hinein, legte aber dann sein Frühstück bei Seite, griff Hammer und Säge wieder auf und sagte: „Nein, das thut's nicht — bis heut Abend muß ich fertig sein und ich habe noch viel zu thun, Yer honour — wenn Sie mich aber nach Feierabend ausräuchern wollen," setzte er mit seinem trockensten Gesicht hinzu, „so stell' ich mich Ihnen ganz zur Verfügung."

Der Geistliche zog sich etwas verlegen zurück, die Frauen wollten es aber erst gar nicht glauben, daß es Patrick O'Flannagan selber, und nicht Patrick O'Flannagan's Geist gewesen sei, der den ganzen Morgen im alten Saale gehämmert und gesägt habe, und das „Fräulein" schämte sich jetzt allerdings ein wenig, der allgemeinen Furcht so nachgegeben und sich nicht fester gezeigt zu haben. Es war aber doch so immer besser, daß es kein Geist gewesen, sie wären in dem alten Hause sonst wohl nie ihres Lebens froh geworden. Dorothea jedoch, als sie sich endlich zu Patrick hingetraut oder dieser vielmehr zu ihnen herübergerufen wurde, schlug die Hände zusammen über die Jammergestalt und meinte gutmüthig, es wäre kein Wunder, daß man ihn für einen Geist gehalten hätte, denn er sähe ja gar nicht mehr aus wie ein menschliches Wesen. Zu ihrem wirklich unbegrenzten Erstaunen verschmähte aber Patrick selbst den Bittern, den sie ihm brachte, und zwar nicht nur aus dem Grunde, daß er

seine Arbeit noch nicht vollendet habe, sondern weil er überhaupt keinen mehr trinke, und der Grund, den er dafür angab — wenn überhaupt noch einer, außer seinem Gesicht, nöthig gewesen wäre — rechtfertigte ihn vollkommen.

In das Trinken hineingerathen, hätte er sich fast die ganze Woche nicht wieder herausreißen können, da sei seine Mutter, eine überhaupt altersschwache und sieche Frau, plötzlich ernstlich krank geworden und endlich — während er noch besinnungslos fortgezecht habe, gestorben. Was während seines trunkenen Zustandes vorgegangen, wußte er gar nicht, selbst nicht, weshalb er sich mit O'Brian geschlagen. Als er aber wieder zu sich kam, lag seine alte Mutter, von der er gar viel hielt — kalt und starr auf dem Stroh — sie war gestorben, ohne daß er, der Sohn, ihre letzten Worte gehört und ihr die Augen zugedrückt hatte, ja mehr, sie war gestorben, während er in dem nächsten Zimmer, vom übermäßigen Genuß des Whisky fast rasend gemacht, sang, schrie und jubelte, und ihre sterbliche Hülle selbst hatten sie aus dem Hause getragen, ohne daß er im Stande gewesen wäre, ihr die letzte Ehre zu erweisen.

Das war zu viel — als er wieder zur Besinnung kam, machte er sich die bittersten Vorwürfe; dabei aber blieb's nicht allein, er gab sich sein Wort, daß, so lange er athme, kein Tropfen geistiger Getränke wieder über seine Lippen solle, denn er fühlte sich zu schwach, ohne ein solches Gelübde der Versuchung widerstehen zu können, und war jetzt, wie er hoffte, ein anderer Mensch geworden.

Was das Uebrige betrifft, wird es sich der Leser leicht denken können. Patrick hatte das dem Fräulein gegebene Wort nicht brechen wollen und war deshalb früh auf der schon früher erwähnten Leiter in's Fenster des alten Saales gestiegen, um seine Arbeit zu vollenden. Die Uebrigen schämten sich allerdings noch ein wenig vor einander, einem so tollen Gedanken Raum gegeben zu haben, am meisten aber Tom, dem in seiner Herzensangst das Bekenntniß seiner begangenen Sünde entfahren war — und Tom gerade hatte deshalb später nicht wenig von Rosy zu leiden. In der all=

gemeinen Verlegenheit schlüpfte er jedoch glücklich mit durch, und es wurde auch, wie sich das wohl denken läßt, so wenig als möglich von der Sache gesprochen.

Im Dorfe aber hieß Patrick von dem Tag an nur „der todte Zimmermann“.

Der Bekehrte.

I.

Patrick O'Kearney war ein wackerer junger Bursch, und seinem Geschäft nach ein Schiffszimmermann. Die fleißigste Hand bei der Arbeit, der kräftigste Schillelagh bei einer Schlägerei, und außerdem von gutem, ehrlichem Herzen, gewann er sich besonders die Liebe und Achtung der Nachbarn durch die Zärtlichkeit, mit der er seine alte kranke Mutter pflegte, bis sie in seinen Armen starb. Er hätte auch sicherlich in Inveran ein so ruhiges und stillzufriedenes Leben geführt und sich eine wackere Hausfrau genommen, wie andere junge Burschen, wenn — ja wenn die Sache nicht einen Haken gehabt.

Patrick liebte nämlich — wie sich das von selbst versteht, denn ein Irländer ohne Liebe, Prügel und Whisky ist nicht denkbar — ein junges, hübsches, aber armes Mädchen in Inveran, und da er selber ebenfalls kein Vermögen besaß, schloß er, der Himmel müsse sie Beide sicherlich für einander bestimmt haben. War das nun wirklich der Fall, so hatten die Menschen desto mehr dagegen. Judith Mac Neale mochte den wackern jungen Burschen freilich wohl eben so gern leiden wie er sie, und ein hübscheres, passenderes Paar gab es sicher an der ganzen Galwaybai nicht mehr, aber Judith hatte eine alte Tante. Denen nun, die schon aus Erfahrung wissen, was alte Tanten bei jungen Braut- oder Liebesleuten zu bedeuten haben, brauchte ich eigentlich gar nichts weiter zu sagen. Denen aber, die es noch nicht wissen, bin ich doch eine nähere Erklärung schuldig. Diese alte Tante gedachte nämlich

Judith einmal — wenn sie starb — ein paar hundert Pfund zu hinterlassen, und glaubte dafür gerechte Ansprüche zu haben, ihr künftiges Lebensglück zu regeln, wie sie es für gut finden würde. In einer Verbindung ihrer in der rechtgläubigen Lehre erzogenen Nichte mit dem Ketzer Patrick O'Kearney konnte sie keinen Segen erblicken oder hoffen, und nur als sich Judith ihren Machtspruch gar so zu Herzen nahm, beschloß sie aus übergroßer Milde, selber einmal den abtrünnigen Patrick in's Gebet zu nehmen und ihm anzuempfehlen, wieder zur alten rechtgläubigen Kirche zurückzukehren! — nachher ließ sich vielleicht noch Alles reguliren. Daß seine Eltern und Großeltern schon Protestanten gewesen waren und ihn in diesem Glauben hatten taufen und erziehen lassen, kümmerte sie nicht.

Patrick kam, und Judith erwartete mit Herzklopfen das Resultat der Verhandlung, das aber keineswegs ihren Wünschen nach ausfiel. Die alte Dame, anstatt dem jungen trotzigen Burschen mit Milde und Sanftmuth zuzureden, goß gleich von Anfang an das Kind mit dem Bade aus, nannte ihn einen blinden Heiden und schmählichen, gottvergessenen Ketzer, der von einer ebensolchen Bande von Ketzern abstamme, und verlangte von ihm ohne Weiteres, daß er sich noch an demselben Tage bekehren und dem reinen, einzig wahren Glauben zuwenden solle. Zu ihrer Unterstützung hatte sie dabei noch einen dicken, wohlgenährten Geistlichen — ihren Beichtvater — zugezogen, und dieser ging für den erhofften Bekehrungsversuch gleich so in's Feuer, daß Patrick O'Kearney erst ärgerlich und nachher böse wurde, dem Pater einige bitterböse Sachen, sehr zum Entsetzen der Tante, unter die Nase rieb und zuletzt erklärte, wenn Einer von ihnen Beiden zur andern Religion absolut übertreten solle, so könne das auch eben so gut Judith thun wie er. In der Bibel stehe überhaupt geschrieben: Die Frau solle dem Manne folgen, nicht der Mann der Frau, und Jemanden zu seiner Religion zu gewinnen, müsse man nicht damit anfangen, die seiner Vorfahren vor die Hunde zu werfen.

Kurz und gut, Patrick O'Kearney arbeitete sich dermaßen in Zorn und Galle hinein, daß er noch alles Mögliche weiter

sagte und auf das Lebendigste dabei gesticulirte. Pater Anselm behauptete sogar später, er habe ihn prügeln wollen. Die Tante endlich, ebenfalls keine von den Sanftmüthigsten und jetzt auf's Aeußerste gereizt, schloß damit, zu erklären, daß sie Judith enterben würde, falls diese es wagen sollte, ihrem Glauben abtrünnig zu werden, und Patrick O'Kearney zu bitten, sich aus dem Hause zu scheren und dessen Schwelle nie im Leben wieder, wenigstens nicht als Protestant und Ketzer, zu überschreiten.

Damit war dem Faß der Boden ausgestoßen. Patrick hatte allerdings noch eine heimliche Zusammenkunft mit Judith, in der er sie einfach aufforderte, mit ihm durch und nach Amerika zu gehen; Judith konnte sich aber, so sehr sie den jungen Mann liebte, nicht dazu entschließen, und Patrick, als auch sie ihn endlich aufforderte, den Wunsch ihrer Tante zu erfüllen und Katholik zu werden, faßte in Verzweiflung seinen Hut und lief fort.

Dabei that er etwas, was junge tollköpfige Burschen nur zu leicht und thörichter Weise thun, wenn ihnen etwas der Quere geht und sie ihr bischen Verstand gerade erst recht zusammennehmen sollten, um es zu besiegen; er trank sich an dem Abend auch noch um das Letzte, was ihm an Verstand wie Geld geblieben war, und ließ sich in diesem Zustand von einem englischen Werber in das Garn locken.

Wie das Alles kam, wußte er eigentlich selber nicht recht; als er aber am andern Morgen erwachte, fand er sich, sehr zu seiner Ueberraschung, in einer Hängematte schaukeln, hatte furchtbare Kopfschmerzen und erfuhr von einem Landsmann, der eben das Frühstück für die Leute in den untern Raum brachte, daß er sich an Bord Ihrer Majestät Fregatte, der Thetis, befinde, die gerade die Anker gelichtet habe und hinaus in See gehe — wohin wisse natürlich Niemand als der Capitain.

Patrick schloß die Augen und fiel wieder in seine Hängematte zurück, als ob er todtgeschossen wäre. An Bord wurde ihm aber nicht viel Zeit zum Ueberlegen oder Nachdenken gelassen; sie brauchten ihre Leute nothwendiger. Patrick wollte nun allerdings gegen ein so gewaltsames Verfahren, das

Menschen wider ihren Willen hinaus in See schleppe, protestiren; das half ihm aber weiter nichts, als daß man ihm bedeutete, er würde die neungeschwänzte Katze zu kosten bekommen, sobald er den Mund noch einmal aufthue. Was wollte er machen? — Die Seekrankheit bekam er auch; daß die Officiere an Bord die Macht und Gewalt hatten, ihre Drohung vollkommen ungestraft auszuführen, wußte er ebenfalls, und er that, was er doch am Ende hätte thun müssen — er fügte sich sehr vernünftig dem Unabänderlichen.

Die Thetis kreuzte indessen eine ganze Weile im Atlantischen Ocean umher, lief erst New-York, dann Rio de Janeiro an, und Patrick O'Kearney hatte wenigstens die Genugthuung, einen Brief an Land zu schicken, in dem er Judith seine gewaltsame Entführung meldete und zugleich ein paar Zeilen an die Tante beilegte, in denen er seinen ganzen Grimm gegen diese ausließ — die verwünschte Tante war ja an seiner ganzen Seefahrt schuld. In dem Briefe erklärte er ihr nochmals feierlich, seinen Glauben nie abschwören zu wollen, jedenfalls kehre er aber einst nach Irland zurück, und dann heirathe er Judith, ihr und allen Tanten der Welt zum Trotz.

Daß der Brief die Tante nur noch ärger gegen ihn stimmen und seine Hoffnungen eigentlich völlig untergraben müsse, wußte er allerdings, schon als er ihn absandte, aber die ganze Welt fing an ihm gleichgültig zu werden. Aus seiner Arbeit, aus seinem ganzen Leben war er überdies herausgerissen und zwischen den Abschaum der Gesellschaft hier an Bord eines Kriegsschiffes geworfen worden: auf wen brauchte er also Rücksicht zu nehmen? Wie sie Land sichteten, stieg in ihm allerdings eine schwache Hoffnung auf, und der Gedanke kam ihm, zu desertiren. Es wäre ihm auch in New-York wirklich geglückt — wenn er es eben gescheidter angefangen hätte. So aber wurde er auf frischer That ertappt, bekam Fünfundzwanzig mit der Katze und mußte unten im dunkeln Raum in Eisen sitzen, bis das Schiff wieder unterwegs war.

Es kam ihm freilich sonderbar vor, daß er, ein freier Unterthan Ihrer britischen Majestät, gerade so behandelt wurde, als ob er auf Raub und Mord irgendwo eingebrochen und

dabei erwischt worden wäre. Jede darüber geäußerte Bemerkung hätte aber ebenfalls wieder Strafe nach sich gezogen, und er trug sein Leiden geduldig — bis zu einer nächsten passenden Gelegenheit. Patrick O'Kearney war nämlich nicht der Mann, aus Mangel an Energie irgend ein Unternehmen aufzugeben, weil es beim ersten Mal mißglückte. Deshalb, als die Thetis Valparaiso anlief, dort vor Anker ging und das Gerücht das Schiff durchlief, sie seien vor der Hand hierher stationirt worden und würden eine Zeit lang im Hafen liegen bleiben, beschloß er fest, was es auch koste, bei der ersten passenden Gelegenheit einen neuen Fluchtversuch zu machen.

II.

Die Gelegenheit sollte sich ihm bald bieten. Außer der Thetis lag noch ein englischer Kriegsdampfer dort vor Anker, den sie, wie es schien, jetzt abzulösen hatten. Er machte sich wenigstens nach den Depeschen, die ihm der Capitain der Thetis übergab, schleunig zur Abfahrt bereit, und mußte, um diese zu beeilen, so schnell als möglich eine Quantität Kohlen an Bord nehmen. Die Thetis borgte ihm dazu ihre Mannschaft, und die Boote fuhren an Land, das Material, so rasch das gehen wollte, einzuladen.

Wie bald sie damit fertig wurden, hat aber Patrick O'Kearney nie erfahren. Denn noch war das erste Boot nicht halb gefüllt, und er eben wieder die Landung hinaufgeschickt, mit dem Rest seiner Wache die oben schon gefüllten Säcke herunter zu tragen, als er seine Zeit vortrefflich gut abpaßte, dem wachtthuenden Sergeanten der Marine, der dort hinbeordert war, um ein Desertiren der Matrosen zu verhindern, mit einem kunstgerechten Schlag zu Boden warf, und wie der Blitz in die engen und winkligen Straßen und Schluchten Valparaisos hineinsprang, in denen er gleich darauf spurlas verschwand.

Von Seiten des englischen Consuls wurde allerdings ohne Zögern die vortreffliche chilenische Polizei aufgeboten, um des Flüchtigen wieder habhaft zu werden, doch umsonst. Durch früheren Schaden klug gemacht, brachte er die Stadt und ein gut Stück Land bald zwischen sich und seine Verfolger, und hielt sich in einem kleinen Städtchen am Fuße der Cordilleren tief im Innern des Landes versteckt, um dort so ruhig wie möglich das Segeln seines Schiffes abzuwarten.

Kriegsschiffe aber, die in irgend einem Hafen stationirt sind, verlassen diesen nicht so bald wieder, sondern halten sich dort oft viele Monate auf. So war auch weit über ein halbes Jahr verflossen, ehe Patrick O'Kearney die willkommene Kunde von dem Segeln seines Schiffes erhielt, und endlich einmal wieder freier aufathmen durfte.

Patrick O'Kearney hatte sich indessen trotz der halben Gefangenschaft vortrefflich amüsirt, und in einer chilenischen Familie, die ihn auf das Freundlichste aufgenommen, so vollkommen gut und häuslich eingerichtet, daß er schon fast wie mit zu ihnen gehörte. Von offenem Kopf und einem großen Theil Mutterwitz, war es ihm auch in der Zeit schon so ziemlich gelungen, der spanischen oder der castilanischen Sprache vielmehr, wie die Chilenen sagen, mächtig zu werden. Er begriff wenigstens genug davon, um Alles zu verstehen, was zu ihm gesprochen wurde, und war im Stande, das, was er den Leuten sagen wollte, so ziemlich deutlich herauszubringen. Die oft drollige Aussprache des Fremden mit seinen eigenen gesunden Einfällen machte ihn dabei noch beliebter. Die guten Menschen lachten ihn wohl auch manchmal aus, halfen ihm jedoch auch jedesmal zurecht, und Patrick, der dabei seinen Wirthen mit eisernem Fleiß zur Hand ging, war bald der allgemeine Liebling im ganzen Städtchen.

Daraus würde er sich nun allerdings nicht so sehr viel gemacht haben, aber — was mehr sagen wollte — er war auch der Liebling der Tochter des Hauses, der reizenden Beatriz, geworden, die ihn vor allen anderen jungen Leuten auszeichnete und dadurch den armen Teufel der Gefahr aussetzte, den Messern von ein paar heißblütigen Nebenbuhlern

zum Opfer zu fallen. Den kecken Iren kümmerte das aber entsetzlich wenig.

„Arrach Honey“, hatte er gesagt, als ihn einer der jungen Chilenen mit der Hand am Dolch zu Rede stellen wollte, „hab' auf Deine eigene Nase Acht“, und dabei gab er dem hitzigen jungen Burschen einen solchen Schlag zwischen die Augen, daß er eine volle Stunde lang bewußtlos liegen blieb und mit kalten Umschlägen und Augenbädern erst wieder zur Besinnung gebracht werden mußte. Das schien den Fremden bei den Uebrigen in Respect gesetzt zu haben, und wenn ihn Beatrizens verschiedene Anbeter deshalb auch nicht mit freundlicheren Augen ansahen, ließen sie ihn doch zufrieden. Der Chilene ist überhaupt lange nicht so blutgieriger Natur wie sein östlicher Nachbar.

Und Judith? — Ja lieber Gott! von Chile nach Irland war ein weiter, weiter Weg. Wäre er aber selbst zurückgekehrt, hätte er denn nach dem der Tante geschriebenen, wirklich groben Brief deren Haus je wieder betreten dürfen? Und dann Beatriz! — Die dunkelglühenden Augen des wunderschönen Mädchens hatten sich tief in sein Herz gebohrt, und Patrick gehörte leider Gottes zu jenen heißblütigen, flatterhaften Gesellen, die einem schönen Gesicht nun einmal nicht in die Augen schauen können, ohne Feuer zu fangen. Hier, bei der bildhübschen, schwarzhaarigen Tochter des Südens, brannte er schon lichterloh.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf ihn da auch hier eines Abends die Erklärung der alten Dame, Beatrizens Mutter, daß sie — nie einem Protestanten die Hand ihrer Tochter geben dürfe. Die Gesetze litten das überhaupt nicht, und ein solcher Bund würde von gar keinem Geistlichen eingesegnet werden. Und wie herzlich und herzbrechend hatte Beatriz dazu geweint, als sie erfuhr, daß er ein Protestant sei, und wie innig ihn gebeten, das Heil seiner Seele zu bedenken, jetzt da es noch Zeit sei, und in den Armen der Alleinseligmachenden Kirche Schutz gegen des Teufels Macht zu suchen.

„Es ist doch eine höchst auffallende Sache,“ dachte Patrick bei sich, „daß ich gar nicht im Stande bin, mich in ein

protestantisches Mädchen zu verlieben. Immer kommt mir das verzweifelte Glaubensbekenntniß quer über den Weg, und — ich werde wahrhaftig noch am Ende Katholik werden müssen — es ist ordentlich, als — ob's so sein sollte."

„Als ob's so sein sollte!" — ja wohl, das ist so unser gewöhnliches Sprichwort, wenn uns das Schicksal, wie wir meinen, aus dem befahrenen Gleis hinaus und auf einen fremden Acker wirft — all' unseren früheren Berechnungen zum Spott und Trotz — „als ob's so sein sollte" — es ist die beste Ausrede, die wir dann meistens bei der Hand haben. Patrick ging übrigens auch noch etwas Anderes im Kopf herum. Beatriz war erstens ein bildhübsches und sogar sehr wohlhabendes Mädchen, denn ihr Vater hatte in und um Santa-Rosa ziemlich bedeutende Besitzungen, und dann, — wie freundlich, wie herzlich hatte ihm die alte Dame zugesprochen, ihrem Glauben sich zuzuwenden. Keine Drohung, kein Zorneswort gegen seinen Glauben, gegen den Glauben seiner Vorfahren war dabei über ihre Lippen gekommen; und selbst der alte würdige Geistliche, der das Haus jetzt öfter als je besuchte, wie gutmüthig, wie zutraulich hatte er mit ihm, dem Ketzer, stets gesprochen, und wie hochfahrend und grimmig war dagegen Vater Anselm zu Hause gewesen, wenn er nur in dessen Nähe kam.

Aber Judith — es ist wahr, die Erinnerung an das wackere, rothbäckige, frische Kind trat ihm, wenn er allein war, wie ein mahnender, zürnender Engel vor die Seele. Sobald er aber wieder die tiefdunkeln Sterne Beatrizens auf sich gerichtet fühlte, und in den magischen Zauberkreis kam, mit dem die Nähe des wunderschönen Mädchens ihn jedesmal umstrickte, so war Judith mit allen seinen Gewissensbissen auf einmal rein vergessen. Nur der alten bösen Tante dachte er dann noch und des Pater Anselm — als ob Judith damals nicht gerade so viel gelitten hätte, wie er selbst — und er suchte es sich dabei selber weiszumachen, daß er mit seiner Liebe für die junge Chilenin eigentlich nur die Tante und den Pater ärgern wollte.

— ———————

III.

So vergingen wieder einige Monate. Ein junger Mann war in der Zeit oft in das Haus gekommen, und Patrick hatte ihn im Anfang mit etwas eifersüchtigen Blicken betrachtet, wie er aber bald fand, von ihm in seiner Liebe nichts zu fürchten. Carlos, wie der junge Mann hieß, schien ein naher Verwandter der alten Dame zu sein und stand mit ihr auf sehr vertrautem Fuße, machte der Tochter auch nicht im Mindesten den Hof, ja hatte kaum von seinen — Patrick's — Absichten auf ihre Hand gehört, als er dem Iren selber auf das Freundlichste zuredete, zu ihrem Glauben überzutreten und dadurch auch das letzte Hinderniß zu entfernen.

Es thut mir leid um Patrick; aber ich kann dem Leser das endliche Resultat nicht verschweigen — er war wirklich schwach genug, das hier in Chile zu thun, was er in Irland mit Entrüstung von sich gewiesen. An einem schönen Nachmittage hielt er, der arme, pfenniglose fremde Ire, förmlich um die Hand der reichen, wunderreizenden Farmerstochter bei der Mutter an, und wurde nicht zur Thür hinausgeworfen, sondern die alte Dame erklärte ihm ganz freundlich, daß sie ihn lieb, lieb wie einen Sohn hätte, aber seiner Seele Heil liege ihr mehr am Herzen, als sein leibliches Wohl. Sie wolle auch deshalb jetzt auf seinen Antrag gar nichts erwidern, der bleibe der Zeit anheimgestellt, aber vorher würde es sie und — Beatriz glücklich machen, ihn in die Arme ihrer Kirche aufgenommen zu sehen.

Patrick ging an dem Nachmittag wie in einem Traum umher, aber am nächsten Morgen schloß er sich mit dem Pater Antonius den ganzen Vormittag ein, und Mittags hatte er diesem die feste Erklärung abgegeben, daß er, wie er meinte, ein Katholik, wie der Pater aber sagte, ein Christ werden wolle.

Er ging selber hinüber, um der künftigen Schwiegermutter seinen Entschluß mitzutheilen, und diese sprang, wie sie die frohe Kunde vernahm, von ihrem Stuhl auf, warf ihre

Papiercigarre fort und fiel dem etwas überraschten jungen Mann freudevoll um den Hals. Aber noch schönerer Lohn erwartete ihn, denn Beatriz, die mit Carlos gerade das Zimmer betrat, hörte kaum von der Mutter Lippen die frohe Botschaft, als sie mit einem gar so lieben, zauberischen Lächeln auf ihn zuging, ihm die Hand zum Danke bot, und es still und erröthend duldete, daß er sie — er glaubte sich diese kleine Vorausbezahlung verdient zu haben — ohne Weiteres umfaßte und herzhaft abküßte. Carlos ging leer aus.

Patrick wäre nun auch mit dem größten Vergnügen diesen ganzen Abend noch Ketzer geblieben, um sich immer mehr und freundlicher für seine guten Vorsätze belohnen zu lassen. Damit war aber die alte Dame nicht einverstanden, und drängte und trieb zu dem guten Werk. Auch Pater Antonius kam bald darauf, um sein neues Beichtkind abzuholen, und Patrick sah sich, allerdings gegen seinen Wunsch, aus dem traulichen Kreis fortgerissen, seinen Geist — Pater Antonius hielt das für unbedingt nöthig — heut Abend auf die morgen stattfindende Ceremonie gehörig vorbereiten zu können.

Die ganze Sache hatte sich Patrick übrigens viel leichter gedacht, und in seiner Unschuld geglaubt, daß es nur einer einfachen Erklärung von seiner Seite bedürfe, die alte Religion aus- und die neue anzuziehen, wie man etwa einen unbequemen Rock wechselt. Hierüber belehrte ihn Pater Antonius bald eines Besseren.

Seine Erklärung, zur Alleinseligmachenden Kirche überzutreten, war nur eben der Anfang gewesen, das Andere mußte jetzt nachfolgen. Vor allen Dingen wußte er wahrhaft Entsetzen erregend wenig von irgend einer Religion überhaupt, besonders aber von der katholischen. Die einfachsten Glaubenssätze waren ihm vollkommen fremd, und alle die vielen Formeln und Gebete kannte er nicht einmal dem Namen nach. Die jetzt auswendig zu lernen, war die erste ihm gestellte Aufgabe, und Patrick fing schon im Stillen an seinen Entschluß zu bereuen.

„Hätt' ich das vorher gewußt," brummte er leise vor sich hin, „würd' ich mich doch am Ende noch einmal besonnen

haben. Alle Wetter, Pater Anselmus hätte die ganze Geschichte ja gar nicht strenger nehmen können!" — Aber der Kuß von Beatriz — der eine Kuß — und es waren eigentlich doch mehr wie einer gewesen — übte größere Kraft auf das keineswegs dem Himmel erschlossene Herz des jungen, lebenskräftigen und frohen Iren, als alle Ueberzeugungsgründe und Gebetsformeln des es sonst gewiß recht gut und aufrichtig meinenden frommen Paters. Wenn er in seinem Eifer aushielt und sich Allem wacker unterwarf, was von ihm gefordert wurde — der Kuß bildete die Basis seiner Religion, und die Belohnung, die er für seinen Fleiß verlangte, lag ihm näher als die einstige Seligkeit.

Aber der Pater Antonius nahm es doch entsetzlich schwer. — Am nächsten Morgen wollte sich Patrick nämlich einige Erholung gönnen, die aber wurde ihm auf das Entschiedenste und Unnachsichtigste verweigert. Jede Zerstreuung, die ihn jetzt von seinem heiligen Werke abzog, konnte und mußte nach des Paters Meinung die verderblichsten Folgen für ihn haben und seine wirkliche Bekehrung nur verzögern, wenn nicht gänzlich unmöglich machen. Auch strenges Fasten wurde ihm auferlegt. Keine Fleischspeisen, keine geistigen Getränke durfte er zu sich nehmen, und drei volle Tage dauerte allein die Vorbereitung zu dem „Schritt".

Am vierten Tage endlich, an einem Sonntag und in offener Kirche sollte der Uebertritt des jungen Mannes stattfinden. Die ganze Gemeinde war zu der feierlichen und freudigen Handlung eingeladen worden, und Patrick schlug das Herz, wenn er daran dachte, daß auch Beatriz Zeugin seiner „Bekehrung" sein würde. Sonst hatte das Oeffentliche dieser Ceremonie etwas Unbehagliches für ihn, und er auch schon versucht, den Pater davon abzubringen, ja ihm sogar erklärt, daß er sich einer solchen öffentlichen Ausstellung unter keiner Bedingung unterwerfen würde. Dieser aber beharrte auf der getroffenen Bestimmung, und Patrick war schon zu weit gegangen, um jetzt noch zurück zu können. Er wollte das Alles auch nicht umsonst auswendig gelernt haben.

Sein Auge suchte nach Beatriz und ihrer Mutter in der Kirche. Aber einer sehr löblichen und vernünftigen chilenischen

Sitte gemäß, nach der die Frauen in Gottes Haus nur in einfach schwarzen, Gestalt und Antlitz dichtverhüllenden Gewändern erscheinen und ihrer Putzsucht an so heiliger Stätte nicht fröhnen dürfen, konnte er sie nicht aus den übrigen zahlreichen Frauensgestalten herauserkennen. Den jungen Carlos entdeckte er allerdings in der Schaar der Beter, aber nur eine schwarzverhüllte Frau mit ihm. Das war jedenfalls die Mutter, und Beatriz hatte es doch nicht über's Herz bringen können, der feierlichen Handlung beizuwohnen. Die Angst um den Geliebten ließ das vielleicht nicht zu.

Angst hatte Patrick übrigens selber genug. Als der Zug in die Kirche ging, kam ihm unwillkürlich der Gedanke, das Ganze sähe gerade so aus, als ob er zum Hochgericht geführt werden sollte — und es war ihm auch ungefähr so zu Muthe. Erst einmal ordentlich im Gange, biß er aber die Zähne fest zusammen, warf einen mehr trotzigen als demütigen Blick über die ganze Versammlung, gerade als ob er hätte sagen wollen: Wer etwa lacht, hat es mit Patrick O'Kearney zu thun, — und überstand die Ceremonie in aller Form und Genüge.

„Gott sei Dank," — murmelte er leise vor sich hin, als er endlich aufstand — und zu seiner Schande muß ich gestehen, das dies das erste wirklich brünstige Gebet war, was er an diesem feierlichen Tage dem Höchsten brachte — „daß die Sache endlich überstanden ist! Und nun nach Hause."

Aber auch hierin hatte er geirrt, und die schwerste Zeit sollte jetzt erst für ihn beginnen. Der Pater erklärte ihm nämlich, daß seine ganze Bekehrung so gut wie null und nichtig sein würde, wenn er sich jetzt nicht die nöthige Zeit und Buße auferlege, über den gethanen Schritt auch ungestört und reiflich nachzudenken. Es sei keine Kleinigkeit, keine alltägliche Handlung, wie das Wechseln etwa eines Wohnortes, sondern das Wichtigste und Heiligste, was der Mensch in diesem Leben vornehmen könne, sich auf den Himmel vorzubereiten, und dazu, von dem Geistlichen geführt, die richtige Straße zu betreten, die allein nach oben führe.

Das war Alles vernünftig genug gesprochen; nach dem

Schritte, den er eben wirklich gethan, konnte er nichts dagegen inwenden, und Patrick wurde jetzt zu seiner nicht geringen Bestürzung noch einmal in ein weitläufiges, ziemlich ödes Gebäude geführt, das viele Aehnlichkeit mit einem Kloster atte, um dort auf fünf Tage bei „Wasser und Brod", oder ielmehr den einfachsten Lebensbedürfnissen, abgeschlossen zu eten. Nach den fünf Tagen, erklärte ihm dabei der Pater Intonius, der ihn auf das Freundlichste unterstützte und freiwillig seine Fasten theilte, könne er gehen, wohin er wolle; r sei nun in den Bund der katholischen Christen als ein ürdiges Mitglied aufgenommen, und habe allen Anforerungen, die von den Menschen an ihn gestellt werden önnten, genügt. Mit dem Himmel freilich müsse er sich in einem eigenen Herzen abfinden.

IV.

Die Welt ist einem steten Wechsel unterworfen. Wie acht und Tag, so kreisen Freud' und Schmerz, Sorge nd Wonne, Lust und Traurigkeit die ewige Bahn. Wenn ns das aber die glückliche Zeit nicht trüben soll, mag es uns ch vorsichtig und aufmerksam auf uns selber machen, uns lchem Taumel nicht zu sorglos hinzugeben, während es uns n Trost im Unglück oder schwerer Zeit wird, aus der wir rtrauend glücklicheren Tagen entgegensehen dürfen.

So auch Patrick O'Kearney. Die fünf Tage, auf die er ır nicht gerechnet hatte, und die ihm deshalb allerdings was unerwartet kamen, wurden ihm zwar blutsauer, aber sie rgingen doch auch nach und nach, und Bruder Antonius ug mit seinem freundlichen, vernünftigen Gespräch, in der n Gebeten nicht gewidmeten Zwischenzeit, viel dazu bei, seine ngeduld zu zügeln. Diese, die ihn nach Beatrizens Wohnung g, war allerdings in etwas zu entschuldigen, und als die

letzte Stunde schlug, als sein frommer Beichtvater ihn noch in einem langen, innigen Gebete entlassen hatte — das er aber eigentlich nicht recht verstand, da es nur vom Entsagen und göttlichen Glauben als Ersatz für alles Andere handelte, lief er mehr, als er ging, dem kleinen freundlichen Santa-Rosa wieder zu.

„Entsagung und Beten?" — darin hatte er jetzt, seiner Meinung nach, genug geleistet für ein Lebensalter, und Glück und Freude lag für ihn auf dem „schmalen, dornenvollen Pfad", den er von nun an nach des Geistlichen Meinung betreten, in vollen, reichen Gaben ausgebreitet. Er nahm sich kaum Zeit, zuerst in seine eigene Wohnung zu eilen, um dort sein Bußgewand abzuwerfen und in seinen besten Sonntagsstaat zu fahren. Dann setzte er seinen Hut auf und wollte eben das Innere verlassen, als sein Blick auf einen bis dahin nicht bemerkten und mitten auf dem Tisch liegenden Brief fiel.

„Eine Gratulation," murmelte er stillvergnügt vor sich hin, nahm sich aber jetzt natürlich nicht die Zeit, die spanischen Zeilen — was ihm immer noch etwas schwer wurde — durchzustudiren. Er steckte den Brief nur in die Tasche, um ihn bei gelegener Muße zu lesen, war mit drei Sätzen die kurze Treppe hinunter, unten auf der Straße, und lief mehr als er ging dem Hause der Geliebten zu.

An der Thür trat ihm der indeß zu Pferd herübergekommene Pater Antonius entgegen, und Beatrizens Mutter saß in der Ecke auf einem schmalen Bambus-Sopha und trank ihren Matee — aber die Geliebte sah er nicht.

„Wo ist Beatriz?" rief er, fast ohne die alte Dame zu begrüßen, ungeduldig aus. — „Lieber Gott, wenn sie nur halb die Sehnsucht nach mir hätte, wie ich nach ihr, sie würde mich nicht einmal eine Minute länger auf ihren lieben Anblick warten lassen. Ach, Señora Santilla, Ihr Anblick thut kranken Augen wohl, und Pater Antonius hier mag mir gleich bezeugen, was ich Alles gethan habe, um in Ihren und Beatrizens Augen Gnade zu finden."

„In Gottes Augen, mein Sohn," sagte der Geistliche mit leiser, halb vorwurfsvoller Stimme. „Nicht der Men-

schen wegen hast Du doch den Schritt gethan, der Dich zum ewigen Leben führen soll."

Die alte Dame war indessen etwas verlegen von ihrem Sitz aufgestanden. Seinen Gruß aber freundlich erwidernd, frug sie ihn rasch und etwas ängstlich, ob er den Brief nicht erhalten hätte, der in seinem Zimmer für ihn gelegen.

„Den Brief?" rief Patrick, und ein eigenes, unheimliches Gefühl beschlich sein Herz — was hatte er jetzt mit dem Brief zu thun. Er sehnte sich nach Beatriz, und die Frage nach ihr schien alles Andere, was es auch sei, beseitigen zu wollen.

„Mein lieber Sohn," nahm da der Geistliche das Wort, und die alte Dame zog sich zu gleicher Zeit wie Schutz suchend hinter ihn zurück — „es hat dem Herrn gefallen —"

„Allmächtiger Gott!" rief Patrick, dem ein jäher Schreck das zagende Herz durchzuckte — „sie ist todt?"

„Beatriz, nein — der Himmel sei dafür gepriesen!" erwiderte mit einem dankenden Blick nach oben der Geistliche — und fuhr dann in halb segnender Stellung gegen den jungen Iren fort: „Es hat dem Herrn gefallen, Dich durch unsere Hülfe den Weg des Heils zu führen. Was Dir dort als hohes, göttliches Ziel vorleuchtet, kann nicht dem irdischen Schein und Tand verglichen werden."

„Aber Beatriz, mein frommer Herr," rief Patrick in kaum mehr zu zähmender Ungeduld, „wir haben jetzt neun volle Tage nichts auf der Gottes Welt gethan, als gefastet und gebetet; gebt mir jetzt wenigstens nur so viel Stunden einmal für mich selbst. Wo ist Beatriz, Señora?"

„Beatriz —" stotterte die alte Dame in nicht mehr zu verkennender Verlegenheit — „Beatriz ist —"

„Mit ihrem Gatten nach Mendoza gegangen," erwiderte ruhig und mild der Geistliche.

„Mit ihrem —" schrie Patrick mit stieren Augen und getrennten Lippen, und vermochte das Wort gar nicht zu wiederholen — „mit ihrem —"

„Gatten Don Carlos San Juan nach Mendoza gegangen, wo er ansässig und Polizeidirector ist —" sagte der Geist-

liche ruhig. „Die herzlichsten Grüße und Glückwünsche hat sie mir noch —"

„Heiland der Welt!" schrie aber der Ire plötzlich, mit der Faust dabei auf den Tisch schlagend, daß die Mateekanne hoch emporfuhr und in Scherben auf den Boden rollte. — „Betrug! schändlicher, nichtswürdiger Betrug! Ich bin verrathen und verkauft — heimtückisch, bübisch hintergangen, und die Gerichte selber sollen mir jetzt gegen Eure Ränke und Schliche Gerechtigkeit und Recht verschaffen!"

Wie ein Besessener rannte und tobte er in der Stube herum und schien nur einen würdigen Gegenstand zu suchen, an dem er seine Wuth, seinen Grimm auslassen konnte. An der Frau und dem Priester durfte er sich natürlich nicht vergreifen. Endlich aber war er nicht mehr im Stande, es im Zimmer auszuhalten; seiner Sinne kaum mehr mächtig, trat er mit einem kräftigen Stoß die Thür auf und stürmte, mit gotteslästerlichen Verwünschungen auf den Lippen, hinaus in's Freie — hinauf in die Berge.

Wo er dort gewesen, welche Klippen und Abhänge er erklommen, wie oft er in dem bröcklichen, unsichern Gestein gestürzt, er wußte es selber nicht. Müde und zum Tod erschöpft, an Gesicht und Händen blutend, in Schweiß gebadet, aber immer noch mit keinem klaren Bewußtsein, was jetzt zu thun, wie zu handeln, kehrte er spät Abends in seine eigene Wohnung zurück, wo er zu seinem Erstaunen den Pater Antonius seiner harrend fand. Patrick war aber noch keineswegs in der Stimmung, ihm ruhig Gehör zu geben, und in der ersten Aufregung, als das Bild des frommen Mannes wieder all' die Scenen der vergangenen Tage in sein Gedächtniß zurückrief, überhäufte er ihn mit bitteren Vorwürfen.

Pater Antonius war aber nicht der Mann, böse oder ärgerlich darüber zu werden. Er nahm den Fremden wie er war, aufbrausend im Anfang, aber dann doch auch seinen Verstand, seine Ueberlegung gebrauchend. So, als Patrick endlich, mehr aus Mangel an Luft als Argumenten, einen Augenblick schwieg, um wieder Athem zu schöpfen, begann er mit ruhiger Stimme seine Vertheidigung.

Was hatte er mit den weltlichen Absichten seines Beicht-

kindes zu thun oder zu schaffen, wo seine Aufgabe nur gewesen war, ihn auf den Himmel und die einstige Seligkeit vorzubereiten. Ja, war er je von dem Bekehrten selber zum Vertrauten seiner Herzensangelegenheit gemacht worden? Nie, Patrick mußte ihm das selber zugestehen, und weshalb ihn also mit Vorwürfen überschütten, die er nicht verdient?

Der ehrliche Patrick, der dem gewandten Pater überdies nicht in seiner Anwendung von Argumenten gewachsen, und wohl mit den Fäusten, nie aber mit Worten und Spitzfindigkeiten zu kämpfen gewohnt war, fühlte bald, wie ihm hier der Boden unter den Füßen schwand. Sein Zorn kehrte sich aber desto heftiger gegen die betrügerische Alte, gegen die falsche Geliebte, die ihr schändliches, sündhaftes Spiel mit ihm getrieben, und Rache und Genugthuung schwor er an Beiden zu nehmen, und sollte er darüber zu Grunde gehen.

Auch hierbei ließ ihn der Geistliche erst vollkommen austoben, und zeigte ihm dann mit einfachen, klaren Worten nicht allein das Thörichte und Wahnsinnige, nein auch das vollkommen Nutzlose solcher Vorsätze.

Sie lebten hier in einem streng katholischen Lande, wo schon der Protestant bei einem ganz gewöhnlichen Streit oder einer Rechtsfrage im Nachtheil gegen den Katholiken war. Hier aber handelte es sich gerade um einen Glaubenspunkt. Ihm, dem Fremden, war ein H e i l widerfahren, daß er Freunde gefunden hatte, die sich seiner und seiner Seele annahmen, und die vermeintliche Bosheit der Señora Santilla weiter nichts gewesen, als wahre und wirkliche Zuneigung, mit der sie sich zu dem Fremden hingezogen fühlte und dem sie, selbst wider seinen Willen vielleicht, eine b l e i b e n d e Wohlthat zu erzeigen wünschte. Der Geistliche verwies ihn dabei auf den Brief, den Patrick noch immer uneröffnet in der Tasche trug, und der Inhalt sollte bald vollkommen Zeugniß für seine eigene aufgestellte Meinung ablegen.

Señora Santilla setzte ihn darin mit klaren, dürren Worten von der Vermählung ihrer Tochter Beatriz mit Don Carlos San Juan, zweitem Polizeidirector der Argentinischen Republik zu Mendoza, in Kenntniß, und bat ihn, sich die Sache, wenn er wirklich ihre Tochter geliebt habe, nicht zu Herzen

zu nehmen, denn die jungen Leute seien schon seit zwei Jahren mit einander verlobt. Dabei entschuldigte sie sich der List wegen, die sie wie Beatriz gebraucht, um den fremden Ketzer dem allein wahren Glauben zuzuwenden. Sie hätten ihn aber Beide seines ehrlichen, wackern Wesens wegen in der Zeit seines Aufenthaltes zu Santa-Rosa liebgewonnen, und mit der Furcht für sein einstiges Seelenheil bald eingesehen, daß er auf keine andere Weise ihrem Glauben zu gewinnen wäre. Seine unsterbliche Seele sei jetzt gerettet, und Señora Santilla fest überzeugt, er werde ihr wohl die „kleine unschuldige List“ verzeihen und in seinem Herzen ihr ewig die wohlthätige Verwandlung danken.

Der Brief erging sich dann noch eines Breiteren über den Fall; der ganze Sinn war aber doch nur einfach der oben angedeutete: daß sie nämlich kein anderes Mittel gewußt hätten, um ihn für ihren Glauben zu gewinnen, und sich im Gebrauche desselben nicht allein vollkommen gerechtfertigt hielten, nein auch sogar noch Dank erwarteten.

Patrick war in einer höchst fatalen Lage, und so bös und ärgerlich er im Anfang gewesen, so schmerzlich ihn der Verlust des schönen Mädchens später berührt hatte, so deutlich fühlte er doch auch, als er am andern Morgen die Sache ruhig überlegte, daß ihm hier nicht das Geringste zu thun übrig bliebe, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Dem betrügerischen Bräutigam, der sich natürlich noch über seine Leichtgläubigkeit in's Fäustchen gelacht, zu folgen und ihn windelweich zu schlagen, war allerdings sein erster Gedanke. Dann überlegte er aber, daß die Sache zwei nicht unbedeutende Schwierigkeiten habe. Erstlich wohnte der Mann jetzt an der entgegengesetzten Seite der Cordilleren, und dann war er Polizeidirector in der Argentinischen Republik. Vor der Polizei hatte er allen möglichen Respect, und mit Rosas' Regierung war es doppelt gefährlich anzubinden.

Ueberhaupt wollte es ihn beinahe bedünken, als ob er doch eigentlich hier recht ordentlich zum Narren gehabt und angeführt sei, und wie auch das Resultat ausfalle, die andere Partei würde jedenfalls, sobald er die Sache noch weiter aufrühre, die Lacher auf *ihrer* Seite haben. Ganz Chile

brannte ihm bald unter den Füßen — und wenn seine Landsleute erst erfuhren, was hier geschehen sei — er durfte nicht daran denken.

Jetzt war er nun Katholik, und was hatte es ihm geholfen? Ja, wenn er — ein Lichtstrahl schoß durch seine Seele.

„Ich hab's!" rief er und sprang von dem Felsblock, auf dem er draußen am Fuß der Berge gesessen, um ungestört seine Pläne fassen und überdenken zu können, empor — „ich hab's, und die — Bande hier soll nicht länger über Patrick lachen dürfen."

V.

Am nächsten Morgen war Patrick aus Santa-Rosa mit Sack und Pack verschwunden. Boten wurden allerdings gleich nach Mendoza hinübergeschickt, um die jungen Eheleute zu warnen, denn man fürchtete von dem tollen Iren, der keine Vernunft schien annehmen zu wollen, das Schlimmste. Nirgends aber konnte man eine Spur von ihm entdecken, und dies fatale Gefühl der Unsicherheit, das Don Carlos San Juan besonders in der nächsten Zeit empfand, mochte ihn wenigstens in etwas für die an dem Fremden geübte List bestrafen.

Patrick dachte aber gar nicht daran, sich erst von den Chilenen auslachen zu lassen und dann auch noch sein Leben den Messern der Argentiner preiszugeben. An der Sache selber ließ sich doch nichts mehr ändern, Beatriz war verheirathet und er Katholik, und jetzt den größmöglichsten Nutzen für sich selber daraus zu ziehen, sein einziges Ziel. Und das lag in Irland.

Im Hafen von Valparaiso ankerte ein nach Liverpool bestimmtes deutsches Schiff. Der Capitain brauchte glücklicher Weise Matrosen, da ihm einige entsprungen waren, um ihr Glück in den californischen Minen zu suchen, und wenige Tage später segelte Patrick O'Kearney unter einem angenommenen Namen der alten Heimath wieder zu.

Und was wollte er dort? — Wunderbare Frage: seine Judith natürlich heirathen! — War er nicht ihretwegen Katholik geworden? — hatte er die Trennung von ihr denn ertragen können? Die alte Tante war dann auch schon zu versöhnen, wenn sie ihm des Briefes wegen im Anfang auch noch ein wenig gezürnt hätte. Das Haupthinderniß — die Religionsverschiedenheit, hatte er überwunden, alles Andere sollte ihm jetzt keine Sorge machen.

Das Schiff lief nach einer raschen und glücklichen Fahrt im Liverpooler Hafen ein. Patrick, der sich nur für die Reise verpflichtet hatte, wurde ausbezahlt, ging dort gleich wieder an Bord eines kleinen Schooners, der, für die Galwaybai bestimmt, vor Anker lag, und landete vier Monate nach seiner Abfahrt von Valparaiso glücklich und das Herz voll froher Hoffnungen in Iveran.

Es war ihm aber doch ein eigenes Gefühl, mit dem er an dem Abend nach Dunkelwerden — er wollte sich vorher vor keinem Bekannten auf der Straße sehen lassen — das Haus von Judith's Tante wieder betrat. Ein fremdes Mädchen öffnete ihm hier auf sein Klopfen die Thür.

„Ist Mrs. O'Flannagan daheim?"

„Mrs. O'Flannagan? — Gott segne Euch!" schrie das Mädchen, entsetzt einen Schritt zurückprallend — „davor bewahre uns die Jungfrau Maria! Mrs. O'Flannagan liegt schon seit neun Monaten im Grabe."

„Im Grabe?" rief Patrick bestürzt — „und Judith Mac Neale?"

Ein Freudenschrei antwortete ihm von der andern Seite der Hausflur, eine Thür flog auf, und Judith, das brave, treue, redliche Herz, lag weinend und jauchzend an der Brust des Geliebten.

Und verdiente Patrick solch ein Glück? — Das Herz schlug ihm allerdings vor Scham und Reue in der Brust, und es war gut für ihn, daß der düstere Vorsaal sein Rothwerden wie das Verlegene seiner Züge mit wohlthätigem Schatten deckte. Judith dachte aber an kein Arges: der Freund war ihr zurückgekehrt, jedes Hinderniß, das ihrer Liebe entgegenstehen konnte, entfernt, und sie jetzt glücklich —

selig in dem Gedanken, ihm in sich selber die Mittel bringen zu können, mit Fleiß und Arbeit zwar, aber doch sonst ein sorgenfreies Leben zu beginnen.

In jubelnder Hast zog sie jetzt den seinem Glück noch immer nicht trauenden Patrick in das vordere Zimmer, wo er Judith's älteste verheirathete Schwester mit ihrem Gatten traf. Herzlich begrüßten ihn diese, und so unbehaglich und fremd sich der arme Teufel im Anfang gefühlt, so wohl und heimisch wurde ihm bald unter den guten Menschen. Und was hatte er gethan, all' diese Liebe zu verdienen? — sein eigenes Herz gab ihm die Antwort darauf: „verwünscht wenig" — und das eigene böse Gewissen trieb ihn endlich an, um sich wenigstens in etwas vor der Geliebten zu rechtfertigen, dieser seinen Uebertritt zur katholischen Kirche mitzutheilen. Weshalb das geschehen war, brauchte er ja nicht dazu zu setzen, und Judith konnte und mußte den Schritt als nur ihr zu Liebe geschehen betrachten.

„Liebe, beste Judith," begann er endlich, etwas verlegen, eine passende Einleitung zu finden — „wie ich draußen in fernen Landen an Dich und unsere Liebe dachte, und wie das Bild da vor mir aufstieg, daß nur der verschiedene Glaube an Gott uns trennen sollte, der doch uns Allen Vater ist, da —"

„Du hast Recht, Patrick," unterbrach ihn rasch das Mädchen, „hattest schon Recht, als Du mit meiner guten seligen Tante darüber sprachst. Das Weib soll dem Mann folgen, sagtest Du damals, und als Du fort warst und keine Botschaft mehr zu uns herüberkam, ja als ich in Schmerz und Weh nicht wußte, was angeben, um Dich zurückzubringen: da mag auch wohl die gute Tante eingesehen haben, wie hart sie gegen uns gehandelt. Sie sprach mit Liebe von Dir, und in dem Testament, in dem sie mich zu ihrer Universalerbin einsetzte, war keine Clausel des Glaubens wegen mehr enthalten."

„Und mein Brief?" sagte Patrick zögernd.

„Kam an demselben Tag, an dem wir sie begruben," erwiderte Judith — „er liegt noch uneröffnet in meinem Schrein."

Patrick fiel eine Centnerlast vom Herzen.

„Die gute Tante," sagte er seufzend — „doppelt freut es mich dann, ihrem hier auf Erden gehegten Lieblingswunsch begegnet zu sein. Die Religion soll uns kein Hinderniß mehr in den Weg legen, Judith —"

„So weißt Du schon?" rief diese rasch, und barg, verschämt erröthend, ihre Stirn dabei an Patrick's Schulter.

„Weiß ich? was?" rief Patrick erschreckt, und eine eigene Ahnung zuckte ihm durch's Herz.

„Patrick," nahm hier Judith's Schwester das Wort, indem sie freundlich des jungen Mannes Arm ergriff, — „Patrick, Judith hat Euch ein großes Opfer gebracht. Unsere Priester trauen keine gemischten Ehen, selbst die protestantischen Geistlichen machen darin große Schwierigkeiten. Pater Anselm war sehr böse darüber und hat seit der Zeit ihr Haus nicht mehr betreten."

„Und Judith ist —" rief Patrick in Schreck und Entsetzen.

„Zur protestantischen Kirche feierlich übergetreten," erwiderte freundlich die Schwester, während Judith, in dem Bekenntniß ihrer Liebe, ihr Antlitz nur tiefer an des theuern Mannes Schulter barg. — „So nehmt sie denn hin," fuhr die Frau gerührt fort, des jungen Mannes Hand in die der Schwester legend — „nehmt sie hin und seid gut mit ihr. Denkt dabei stets ihrer Liebe, und Ihr werdet in jedem Glauben glücklich mit einander sein."

Patrick stand da wie in einem halben Traum. Das Geständniß seines eigenen Uebertritts schwebte ihm auf den Lippen, und wieder schrak er vor der Kluft zurück, die sich dadurch ihrer Verbindung auf's Neue entgegenstellte. Sein Schwager ließ ihn aber gar nicht zu Worte kommen, und die Sache gleich beim praktischen Ende fassend, fing er ohne Weiteres an mit Patrick zu überlegen, wie ihr Hausstand am besten zu ordnen sei und auf welche Art Patrick sein Geschäft als Schiffszimmermann, jetzt mit den nöthigen Mitteln ausgestattet, am vortheilhaftesten beginnen könne. — Patrick saß, Judith's Hand in der seinen, dabei und hörte ihm zu, aber die Worte schwammen ihm unbegriffen vor den Ohren.

Als er an dem Abend das Haus verließ, um für die Nacht sein eigenes Absteigequartier aufzusuchen, kam es ihm fast so vor, als ob ihn ein böser Zauber umfangen hätte und irgend ein neckischer Geist ihn verlocke, herüber und hinüber über einen tiefen Graben zu springen, in vergeblicher Verfolgung seines Ziels.

„Und jetzt — soll ich auf dieser Seite bleibèn und warten, bis sie wieder zu mir herüber kommt? Bah!" rief er plötzlich entschlossen aus. „Patrick, sei kein Esel und wirf die Gelegenheit, die sich Dir hier ja bietet, nicht mit beiden Händen zum Fenster hinaus. Katholik geworden? — wer weiß hier etwas davon? wer wird je von Chile herüberkommen und mich verrathen? — So viel für Pater Antonius!" und er schnalzte dabei mit den Fingern.

„Und ist die Sache denn überhaupt geschehen?" setzte er nach einer Weile ruhig überlegend und halblaut mit sich selber dabei redend hinzu — „bist Du denn überhaupt in Chile gewesen, Patrick, um Dich dort von einer Bande nichtsnutzigen Gesindels zum Besten haben zu lassen? Und hast Du das nicht Alles bei irgend einem häßlichen und unnatürlichen Alpdrücken geträumt? — Es ist merkwürdig, wie lebendig wir das manchmal zu Stande bringen — man bildet sich am Ende nicht selten ein, es wäre wirklich geschehen. Nur den Leuten darf man's nicht sagen, sie lachen Einen sonst am Ende gar noch aus, und man hat nur Schande und Spott davon."

Patrick war viel zu praktisch, von solchem Einfall nicht den möglichst größten Nutzen zu ziehen. Er beschloß und führte es durch, Judith von seinem chilenischen Abenteuer nicht ein einziges Wort zu sagen. Von seinem Glaubenswechsel konnte überhaupt in Irland Niemand die geringste Ahnung haben. Vierzehn Tage später legte denn auch ein protestantischer Geistlicher die Hände der beiden Liebenden in einander; Patrick O'Kearney übernahm zu gleicher Zeit ein Schiffswerft und bekam bald vollauf gute und einträgliche Arbeit, bei der er sich an der Seite seines liebenswürdigen Weibchens wohl und glücklich fühlte.

Mrs. Judith O'Kearney weiß auch wirklich bis auf diese

Stunde noch nicht, was für transatlantische Abenteuer ihr Gatte im fernen Süden erlebt. Deshalb wird auch der deutsche Leser, falls er einmal zufällig nach Inveran an der Galwaybai kommen sollte, hoffentlich discret genug sein, dort kein Wort von der Geschichte zu erwähnen. Wäre es nur des fatalen Pater Anselmus wegen, der seine ganz besondere Freude daran haben würde.

John Wells.

I.

Am Fourche la fave, einem kleinen klaren Fluß, der sich, von Nordwesten herunterkommend, in den Arkansas ergießt, lag ein geräumiges, gut behauenes Blockhaus, das von einem Amerikaner mit seiner Frau und zwei Knaben, der eine sieben, der andere neun Jahre alt, bewohnt wurde.

Der Mann hieß John Wells und wurde in einem Lande, wo jeder Ansiedler sich mit der Jagd beschäftigt, ja der dritte Theil der Bewohner in jener Zeit fast nichts that, als mit der Büchse auf der Schulter im Wald umherzuziehen, nichtsdestoweniger mit besonderer Auszeichnung der Jäger genannt; und wenn irgend Jemand in der Welt auf den Namen Anspruch machen konnte, so war er es.

Schon in seinem ganzen Aeußern hatte er einige Aehnlichkeit mit dem rothen Sohn der Wälder, dem Indianer, mit dem er jedoch jede Verwandtschaft ableugnete. Er ging am liebsten im bloßen Kopfe, das lange, schwarze, straffe Haar von einem dünnen Tuch oder noch häufiger einem Streifen Bast zusammengebunden, den Hals bloß, und Jagdhemd, Leggins und Moccasins, in deren Verfertigung er Meister war, von selbstgegerbtem Leder.

Niemand übertraf ihn im Folgen einer Fährte oder im Auffinden eines Honigbaums, im Anschleichen eines Wildes oder in der nicht leichten Kunst, das Erlangte oder Gefundene „einzupacken". In unglaublich kurzer Zeit wußte er mit seinem kleinen „Scalpirmesser" — wie diese Art Waffe oder Jagdmesser auch bei den weißen Ansiedlern heißt —

den Hirsch kunstgerecht abzustreifen, zu rasiren, die verschiedenen Oeffnungen zu unterbinden und einen vortrefflichen Sack herzustellen, um Bärenfett oder Honig oder was sonst darin zu transportiren. Der Wolf, das scheueste und schlimmste Thier des Waldes, fand in ihm seinen gefährlichsten Gegner, und Fischotter und Biber konnten der Lockung, die er ihnen stellte, nicht widerstehen, wenn sie auch bei allen anderen gleichgültig blieben. Und wo es nun erst galt, den Winterplatz eines Bären aufzufinden und an der rauhen Rinde der Bäume die Spur des Hinaufgestiegenen zu entdecken, da gab es kein besseres Auge als das seine in der range. Und so mit der langen Büchse, die fünfzig Kugeln auf's Pfund schoß, auf der linken Schulter, die linke Hand nachlässig darüber hingeworfen, glitt er mit seinem halb schwebenden, aber unbehülflich aussehenden Gang, durch Instinct fast mehr als Aufmerksamkeit auch das geringste, unbedeutendste Geräusch vermeidend, von einem grauen kurzhaarigen Hund eben so vorsichtig gefolgt, rasch und wie ein Schatten durch den Wald, und die meist auf dem Boden haftenden Augen, denen nicht eines Blattes gestörte Lage entging, schweiften dabei ohne Unterlaß auch nach rechts und links hinüber, um jeden herbstrothen Busch, jeden sich im Winde regenden Zweig flüchtig, aber genau zu mustern.

Seine Gestalt war schlank und sogar schmächtig zu nennen, aber sie war auch biegsam und gewandt, und im Laufen, Springen und Klettern suchte er seinen Meister; jedoch prahlte er nie mit diesen Dingen und hielt sie für etwas Natürliches, wie das Gehen. Jeder Hund konnte ja noch rascher laufen als er, jeder Hirsch weitere Sätze machen, jeder Panther besser und schneller auf einen Baum hinaufkommen. Wie durfte er sich da solcher Sachen rühmen?

Sonst war er still und abgeschlossen für sich selbst, wortkarg, und selbst wenn er sprach, redete er fast niemals laut, als ob er immer fürchte, irgend ein Stück Wild dadurch zu verscheuchen. Wirklich lachen aber that er nie, und nur wenn er sich über irgend etwas recht freute, hoben sich seine Augenbrauen in die Höhe und seine Augen glühten wie ein paar Kohlen darunter hervor.

Die Nachbarn hatten ihn übrigens gern, obgleich sie ihn auch wieder fürchteten, denn sie wußten, wie weit er ihnen in Allem überlegen war, was ihr wildes Leben betraf. Ja ein Gerücht brachte ihn einmal selbst mit jener Rotte von Pferdedieben in Verbindung, die in früherer Zeit Arkansas heimgesucht hatte und erst von den rasch gebildeten Regulatoren zerstreut oder aufgerieben wurde. Man gab ihm damals in der That zu verstehen, er würde besser thun, den Staat zu verlassen, um unangenehmen Erörterungen auszuweichen. Wells aber ging nicht. Konnte ihm wirklich etwas vorgeworfen werden? Niemand erfuhr es, Beweise tauchten nicht gegen ihn auf, keiner der eingefangenen und bestraften Verbrecher sagte gegen ihn aus, und der Jäger baute nach wie vor sein kleines Maisfeld und jagte in den Bergen nach allen Richtungen hin, bald zu Fuß, bald zu Pferd, oft Wochen lang umher, ohne sich an irgend Jemand von seinen Nachbarn weiter zu kehren.

Seine Frau blieb in solcher Zeit mit den Knaben allein im Wald; aber die Frauen der Backwoods sind daran gewöhnt. Wenn auch einmal der Panther Nachts in der Nähe der Hütte schreit oder die Wölfe den Platz umheulen, in Schußnähe getrauen sich die klugen Bestien doch nicht. Und selbst in solchem Falle würde das im Wald aufgezogene Weib den über dem Kamin auf zwei Klammern liegenden Reifel sicher genug zu führen wissen, um die allzu kecken Schweineräuber zu treffen, und dabei an Gefahr nicht denken.

Es war eine nicht mehr ganz blühende, aber noch recht hübsche Frau von einigen dreißig Jahren, mit dunklem vollen Haar, recht klaren braunen Augen und so lebendigem Temperament, daß sie einmal sogar daran dachte, ihren Mann zu bewegen, aus dem Wald hinaus in die Stadt zu ziehen, wo sie mehr Umgang mit ihres Gleichen haben konnte. Das aber fiel Wells natürlich nicht ein. Für ihn gab es nichts Fataleres auf der Welt, als auf eine Fenz zu treffen und Leuten zu begegnen, und wenn er nur eine menschliche Fußspur draußen im Wald traf, theilte nicht selten ein halblaut gemurmelter Fluch seine Lippen. Wie sie nun länger verheirathet waren und die Knaben heranwuchsen, gab Betsey,

wie die Frau hieß, den früher gefaßten Gedanken auch leicht wieder auf. Der Wald war ja doch einmal ihre Heimath, und in der mußte sie nun schon bleiben. —

Wells war den Tag über auf der Jagd gewesen, und vor der Thür hing ein stattlicher Bock, den er auf seinem kleinen Pony mit nach Haus gebracht. Er selber saß in der Hütte und schnitzte seinem ältesten Jungen aus einem Ende des Geweihs ein neues Lademaß für seine kleine Büchse, die der Knabe schon recht wacker führen konnte. Die Frau stand an dem großen Baumwoll-Spinnrad und spann.

„Hallo the house!“ rief da eine Stimme von draußen den bekannten Anruf von der nächsten Fenz, an der ein schmaler Pfad vorbeiführte, herüber.

„Hallo, Fremder!“ rief Wells zurück, mit seiner Arbeit aufstehend und in die Thür tretend, wo er draußen einen Reiter erkennen konnte, „steigt ab und kommt herein.“

„Dank Euch!“ sagte der Mann; „kann ich hier die Nacht bleiben?“

„Ich denke so; kommt in's Haus.“

Weiter war nichts nöthig; der Fremde stieg vom Pferd, nahm seinen Sattel ab, den er auf die Fenz legte, warf den Zügel seines Thieres über die äußersten Enden der oberen Fenzriegel, stellte seine Büchse dann über die Fenz hinüber und kletterte nach, wo er, seinen Reifel auf der Schulter, den nächsten Weg zur Hausthür einschlug.

„Wie geht's, Fremder?“ fragte Wells, ihm zum Gruß die Hand reichend; „nehmt einen Stuhl und setzt Euch zum Feuer, gebt mir Eure Büchse, ich will sie dort mit über'n Kamin legen — hm, ist ein gutes Gewehr — liegt vortrefflich!“ — Wells hatte sein Messer und das Stück Hirschhorn aus der Hand gelegt und zielte mit der Büchse aus der Thür hinaus nach einem Blatt.

„Schießt auch auf den Fleck,“ sagte der Fremde, „guten Abend, M'am.“

„Kommt Ihr weit her?“ fragte Wells.

„Texas.“

„Texas? — hell!“ sprach Wells, den Fremden erstaunt betrachtend, „muß famose Jagd da sein.“

„Ausgezeichnet," entgegnete der Fremde, indem er ohne weitere Umstände am Feuer Platz nahm, seine wollenen Reitgamaschen (zwei braune Streifen Wolldecke) von dem untern Theil der Beine band und zum Trocknen an den Kamin hing.

Es war ein schlanker, stattlicher Mann von vielleicht achtunddreißig bis vierzig Jahren, aber mit wettergebräunten, etwas dunkeln Zügen und einer breiten Narbe über der linken Backe, die sein Gesicht indessen mehr zierte als entstellte. Außerdem ging er in der gewöhnlichen Tracht der Backwoods, einem wollenen dunkelblauen Jagdhemd, welches nach seinem besondern Geschmack mit Orangefranzen verziert war, trug aber keine Moccasins, sondern derbe, rindslederne Schuhe und am linken Fuß einen großen mexikanischen Sporn mit etwa zweizölligem Rad und einem Stückchen Metall daran, damit es beim Gehen und Reiten einen klingenden Laut gäbe.

„Viel Bären da?" fragte Wells nach einer Pause, in der er den Fremden aufmerksam betrachtet hatte, ohne daß dieser weiter große Notiz von ihm selber nahm.

„Ziemlich viel an manchen Stellen," sagte der Fremde, seinen Sporn abschnallend und auf den Kaminsims legend, „werden aber auch schon dünn."

„Ja, wohl wie überall!" seufzte Wells; „'s giebt zu viel Vieh im Wald, das Wild hat nirgends mehr Ruh' vor dem ewigen Gebimmel."

„Und jede Meile eine Fenz!" brummte der Fremde.

„Das weiß Gott!" stimmte der Jäger ein; „wär' ich ein Bär, ich wanderte auch aus. — Wie ist's mit den Indianern in Texas?"

„Bah, so viel für die Rothfelle!" versetzte der Fremde, den Kopf verächtlich auf die Schulter werfend; „wer fragt nach denen?"

„Hm — ja — braucht nicht viel nach ihnen zu fragen. Aber wo's ihrer viele giebt, treiben sie das Wild vor sich her und aus der range."

„Bleibt noch genug übrig, — können's nicht todtmachen," lautete die ermuthigende Antwort.

„Wollte schon lange einmal nach Texas hinüber," sagte

Wells endlich wieder, nachdem beide Männer eine lange Zeit mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt in die Flamme gesehen hatten; „bin nur immer noch nicht dazu gekommen. Wie ist's mit dem Land?"

„Für Unsereinen gut," meinte der Fremde. „Eine Menge Militärgrants, und Niemand weiß, wem's gehört. Wer sich drauf setzt, hat's."

„Und gutes Land?"

„Vortrefflich."

„Gute Pferdezucht?" fragte Wells wieder nach einer langen Pause. Der Fremde warf einen flüchtigen, aber scharfen Blick nach ihm hinüber, schwieg einen Augenblick und sagte dann ruhig:

„Man könnte sich's nicht besser wünschen."

„Ihr werdet hungrig sein," mischte sich die Frau jetzt in das etwas einsilbig geführte Gespräch, indem sie ihr Rad in die Ecke schob, die große blecherne Kaffeekanne vom Brett nahm und sie aus dem dicht vor der Thür stehenden Eimer füllte, in dem ein Flaschenkürbis als Schöpfer lag. „Du könntest noch ein paar Stecken Holz hereinholen, John, daß wir Kohlen kriegen zum Brodbacken."

Wells stand auf, ging vor die Thür und kam mit drei mächtigen Stücken Hickoryholz zurück, die er langsam auf den Boden gleiten ließ und dann kunstgerecht in den Kamin legte, damit sie nicht allein Gluth geben, sondern auch so liegen möchten, daß die Frau ihre Kanne und Töpfe sicher oben darauf stellen konnte. Das Abendbrod wurde indessen bereitet, ohne daß ein weiteres Gespräch zwischen den Dreien fortgeführt wäre, einzelne Fragen abgerechnet, die der Fremde nach der hiesigen range, nach Wild und Viehstand, nach Maispreisen und Schweinen und deren Mast that, und die sämmtlich befriedigend beantwortet wurden.

„Dreht Eure Stühle herum und setzt Euch zum Tisch," sagte die Frau endlich, als das frischgebackene Maisbrod und der Kaffee auf dem Tisch dampften und große Scheiben Speck und Wildpret in der Pfanne noch spritzten und zischten, während eingekochter Kürbis, Honig, Butter und Milch das Mahl vervollständigten. Der Fremde stand auf, und einen

Blick im Haus umherwerfend, an dessen Wänden Harpunen, Stelleisen, Fellsäcke und gegerbte Häute die Thätigkeit des Besitzers bekundeten, sagte er, indem er dabei der Einladung Folge leistete und seinen Stuhl zum Tisch rückte:

„Ihr seid ein Jäger, wie ich sehe; Euch würd' es in Texas schon gefallen, und Arbeit bekämt Ihr da auch."

„Vielleicht!" meinte Wells; „welchen Weg seid Ihr gekommen?"

„Gerade durch."

„Vom rothen Lande her?"

„Noch 'was weiter drunten."

„Hm, — wo habt Ihr die letzte Nacht campirt?"

„Am Washita."

„Und seid früher in der Gegend hier noch nicht gewesen?"

Der Fremde schüttelte mit dem Kopf, hatte anscheinend jedoch über Tisch keine große Lust, Fragen zu beantworten, sondern bei Weitem größeren Hunger, und die Mahlzeit ging still vorüber. Die Knaben hatten indessen das Pferd des Fremden draußen besorgt und kamen dann in's Haus, um, nachdem die beiden Männer abgegessen hatten, mit der Mutter ihr Nachtmahl zu halten. Der Fremde schien übrigens müde, und wie es dunkel geworden war, holte er sich seinen Sattel und seine Decke herein, machte sich neben dem Feuer sein Lager zurecht, wickelte sich ein, sagte „gute Nacht", und war einige Minuten später, wie sein lautes und regelmäßiges Athmen bewies, sanft und süß eingeschlafen.

Als er am andern Morgen wieder aufwachte, war Wells' Frau am Feuer beschäftigt, das Frühstück zu bereiten. Er stand auf, wusch sich, sah nach seinem Pferd und kam dann zurück zum Haus, wo das Frühmahl wieder auf dem Tisch dampfte; Wells selber aber war nicht da, sondern schon seit Tagesanbruch mit seiner Büchse und seinem Hund in den Wald gegangen, wie er das manchmal that. Der Fremde mußte allein frühstücken, und die Frau setzte sich zu ihm und schenkte ihm den Kaffee ein. Er sah sie dabei ein paar Mal von der Seite an, begann auch nach einer Weile ein gleichgültiges Gespräch, es blieb aber doch sehr einsilbig, und nach dem Essen sattelte er sein Pferd wieder auf und ging in's

Haus, um seinen Sporn anzuschnallen, seine Gamaschen umzubinden und die Büchse zu holen.

„Lebt wohl,“ sagte er dann, der Frau die Hand reichend und herzhaft drückend, „ich dank’ Euch für alles Gegebene; vielleicht komm’ ich einmal wieder. Die Gegend hier gefällt mir, muß nur erst nach dem Ozarkgebirge hinauf, um einige Geschäfte zu besorgen. Kann man hier durch den Fluß reiten, oder muß man schwimmen?“

„Nun, hier gegenüber würdet Ihr wohl schwimmen müssen,“ erwiderte die Frau; „wenn Ihr aber ein Stück weiter hinauf reitet, findet Ihr eine Furth.“

„Danke,“ sprach der Fremde.

„Ist nicht nöthig.“

Und über die Fenz kletternd und in den Sattel springend, trabte er, indem er unbekümmert um alle Hindernisse geraden Cours beibehielt, mitten in den Wald hinein.

Erst ziemlich spät gegen Abend kehrte Wells aus dem Walde zurück und hatte sein Pferd schwer mit einem tüchtigen Schwein beladen, das er im Walde geschossen und in vier Theile zerschnitten. Wilde Schweine giebt es übrigens in Nordamerika gar nicht, und es war das auch nur eins seiner eigenen zahmen, aber draußen im Wald wild gewordenen Thiere, dessen er eben nicht anders hatte habhaft werden können, als indem er ihm eine Kugel vor den Kopf schoß. Wie gewöhnlich ging er im bloßen Kopf, die Büchse auf der linken Schulter, nebenher, und Schneider, sein Hund — er hatte das Thier nach einer eigenthümlichen Gewohnheit desselben, die Hinterbeine beim Sitzen übereinander zu legen, so genannt — folgte dicht hinter dem Pferde.

„Hallo, Vater, hast Du das Schwein endlich erwischt?“ rief ihm John, sein ältester Junge, entgegen, als er zum Haus kam. Jim, der jüngste, saß auf der Fenz und sah zu, wie der Vater das Fleisch ablud.

„Ja, John,“ sagte Wells, „aber es hat Mühe gekostet; die Racker sind so wild geworden wie die Hirsche und denken gar nicht dran, sich treiben zu lassen. Wenn’s kalt wird, magst Du hinausgehen und noch ein paar davon schießen. Jimmy kann Dir helfen. Gerad’ unter pine knot hollow

haben sie jetzt ihren besten Brechplatz, und dort bleiben sie auch, denn die Weißeichen und Overcup hängen unmenschlich voll; es giebt ein gutes Mastjahr heuer."

„Jimmy soll mir helfen einpacken?" fragte John erstaunt; „thust denn Du das nicht?"

„Wirst's jetzt auch einmal machen müssen," sagte Wells, „bist doch alt genug dazu! — Hier, Schneider, paß auf, daß mir die anderen Hunde nicht an's Fleisch gehen."

Und damit hob er sich ein Viertel des Schweins auf die Schulter und trug es in's Rauchhaus — eine kleine Blockhütte, die etwa fünfzig Schritt von seiner Wohnung entfernt lag, ging dann zurück, um das andere zu holen, und arbeitete so lange, bis er Alles untergebracht hatte. Die Jungen besorgten indessen sein Pferd, das er ihnen empfahl heute ganz besonders gut zu füttern, und als er Alles beendet hatte, ging er in's Haus hinein und aß sein Abendbrod.

„Wohinaus ist der Fremde?" sagte er, als er sein Mahl, zu dem ihm die Frau etwas von dem frischen Schweinefleisch braten mußte, beendet hatte und nun vom Tisch aufstand.

„Wenn er den Cours beibehalten hat, den er hier vom Haus aus ritt, nach Nordwesten," erwiderte die Frau. „Er sprach auch vom Ozarkgebirge, daß er dort zu thun hätte. Aber was suchst Du da in der Ecke?"

„Den Kaffee; hast Du ihn fortgestellt?"

„Ich habe heute Nachmittag eine Partie gebrannt."

„Das ist gut," sagte der Mann; „gieb ihn einmal her, daß ich mir etwas mahlen kann."

„Willst Du denn *wieder* fort?" fragte die Frau; „lieber Gott, Du bist ja die ganze Woche erst zwei Tage zu Haus gewesen."

„Ich will nach Texas," sprach Wells ruhig.

„Nach Texas?" rief die Frau, und hätte vor Schrecken fast die Kaffeekanne fallen lassen, die sie eben aufgenommen hatte, um sie vom Tisch in die Ecke zu stellen, „und allein? — nach Texas?"

„Willst Du mit?" fragte John.

Die Frau schüttelte mit dem Kopf. Daß er sie doch

nicht mitnähme, wenn sie auch Ja gesagt hätte, wußte sie recht gut. „Aber wann kommst Du denn wieder zurück?"

„Bis zum Frühjahr bin ich wieder da," sagte Wells. „Dies Texas hat mir schon lange im Kopf gelegen und der Fremde gestern die Geschichte endlich umgestoßen. Ich muß einmal selber sehen, wie's drüben ist; auf Beschreibungen kann man nichts geben, und die Jungen sind groß genug, den Winter durch Alles zu besorgen, was Du hier beim Hause brauchst. Tom mag jagen und Jim Feuerholz einbringen. Der Mais ist eingefahren und im Feld bis zum Frühjahr auch nicht viel mehr zu thun. Die paar Bäume, die den Winter durch im Felde vielleicht umfallen — und einer liegt schon — hau' ich zusammen, wenn ich wiederkomme, oder wenn das später sein sollte als ich jetzt glaube, besorgen Dir das die Nachbarn."

Die Frau wollte ihm den Gedanken ausreden, sie und die Kinder fünf oder sechs Monate allein im Wald sitzen zu lassen, Wells sah aber nichts Besonderes darin. So gut wie sie eine Woche allein geblieben war — und das kam alle Augenblicke vor —, so gut konnte sie auch einmal einen Winter durch allein haushalten. Zu leben hatten sie, Feuerholz gab's ebenfalls genug, was wollte sie mehr?

An dem Abend machte er denn auch noch seine Vorbereitungen zu dem Marsch durch eine viele hundert Meilen lange Wildniß, denn auf der Richtung, die er zu nehmen hatte, traf er, gleich vom Fourche la fave ab, der hier ziemlich die Grenze der Ansiedlungen bildet, nur noch einzelne Blockhäuser, und mußte Wochen lang, nur auf sich und seine Büchse angewiesen, durch den Wald ziehen. Aber in dem war er zu Hause. Was er zu der Reise brauchte, war ein Säckchen mit gemahlenem Kaffee, das einzige und Hauptlabsal des Jägers im Wald, ein Säckchen mit Salz, ein paar Pfund gesalzenen Speck und etwas getrocknetes Wildpret für den nächsten Tag, außerdem seine wollene Decke, die Kugelform, ein paar Pfund Kugeln und sein Horn voll Pulver. Damit konnte er ein Jahr draußen aushalten.

Die beiden Knaben hatten gehört, daß der Vater nach Texas wolle, und Texas war bei ihnen etwa derselbe Be-

griff, den wir hier in Europa mit Amerika verbinden. Texas lag für sie nicht mehr in Amerika — es gehörte damals noch den Mexikanern — und die meisten indianischen Greuelthaten, von denen Nachricht zu ihnen gedrungen, waren in Texas verübt. Sie saßen still und schüchtern am Kamin und warfen nur dann und wann einmal einen scheuen Seitenblick zu dem Vater hinüber, der in der andern Ecke an der dort an einem Balken befestigten Kaffeemühle stand und seinen Kaffee mahlte.

„Wells, es ist nicht recht, daß Du auf so lange fortgehst," sagte die Frau endlich, als die Knaben im Bett waren und Wells noch vor dem Kamin kauerte, um Kugeln zu gießen. „Wenn Dir nun 'was zustößt?"

„Unsinn!" brummte Wells; „was soll mir denn zustoßen?"

„Die Indianer — die Creeks und Pawnees sind böse Nationen."

„Bah — hast Du nicht gehört, was der Fremde sagte? — soviel für die Rothhäute!" lachte Wells. „Was die können, kann ich auch, und Schneider und ich werden uns schon unsere Bahn frei halten."

„Mir ist recht weh um's Herz," fuhr die Frau nach einer Weile fort; „ich fürchte, Du kommst nicht wieder, und ich kann mich dann hier grämen und härmen und erfahre nicht einmal, was aus Dir geworden. Laß Texas Texas sein und bleibe hier, John. Hier weißt Du, was Du hast, und wir leben glücklich und zufrieden."

„Zufrieden nicht, so lange mir das Texas in den Ohren liegt," sagte aber John; „erst muß ich einmal wissen, wie's dort aussieht, denn die Burschen, die von dort herüber kommen, — und wo die gewesen sind, dahin kann ich auch, — nehmen das Maul immer so furchtbar voll von ihrem Texas, daß man am Ende meinen sollte, es wär' etwas Besonderes."

„Und wenn Dich nun die Indianer überfallen und scalpiren?"

„Schwatz' keinen Unsinn," brummte Wells; „wenn ich mich von denen überfallen lasse, verdiene ich's nicht besser und Du hast nichts an mir verloren."

Er ließ sich den einmal gefaßten Plan nicht wieder aus-

reden, und als ihm die Frau am andern Morgen mit Thränen im Auge sein letztes Frühstück bereitete, sattelte er sich sein Pferd, packte seine kleinen Vorräthe darauf, nahm von Frau und Kindern Abschied, was er sonst nie that, wenn er nur auf acht Tage in den Wald ging, rief seinen Hund — (denn der amerikanische Jäger pfeift seinem Hund nur, wenn er ihn hetzt,) — und trabte gleich hinter seinem Hund fort — durch das niedere Thalland den Hügeln zu, die den Fourche la fave von den Wassern der großen Mamelle trennen. Dort ritt er schräg hinüber nach Süden.

II.

Betsey Wells führte den Winter durch ein einsames Leben, aber sie litt an nichts Mangel. John wußte schon recht gut mit der Büchse umzugehen, denn er war in einer guten Schule gewesen, und Jim sorgte für Holz. Die Nachbarinnen kamen auch manchmal, Betsey zu besuchen und vielleicht Nachricht von Wells zu hören, ob er bald wiederkäme und wie es ihm ginge. Wie hätte der aber Nachricht von sich geben sollen? Er konnte nicht einmal schreiben, und mündliche Botschaft zu senden — lieber Gott, wie selten traf es sich, daß von dort Jemand nach dieser Richtung zu gezogen wäre, aus einer Wildniß in die andere! Nein, sie mußte nun schon warten, bis er selbst zurückkehrte, und das hatte er fest bis zum Frühjahr versprochen.

Der armen Betsey war aber noch kein Winter so lang geworden wie dieser; die Tage schlichen nur so dahin, und es schien ihr eine Ewigkeit zu dauern von einem Sonntag zum andern, daß sie wieder eine Woche abzählen konnte. Weihnacht kam endlich und Neujahr; der Januar ging vorüber und der Februar; die Bäume fingen an auszuschlagen, die wilden Truthühner im Wald an zu balzen. Sie konnte den sichern Frühlingslaut Morgens selbst in ihrem Bett

hören, und wie sich die Bäume endlich mit frischem Grün deckten und Alles sproßte und keimte und neues Leben trieb, am kein Reiter mehr die Straße herab, ohne daß sie nicht n die Thür gesprungen wäre, den endlich Heimkehrenden u begrüßen. — Umsonst! — Der Dogwood blühte und die Weiden sandten ihren würzigen Duft weit vom Ufer ab in as Land hinein; der Mais mußte gepflanzt werden, wobei hr die Nachbarn freundlich halfen das Feld zu reinigen und u ackern; die jungen Pflanzen wuchsen, trieben Blätter und erlangten in Hügel geworfen zu werden, die Kolben bildeten ich, die Seide setzte an — die jungen Truthühner wurden lügge, der Mais reifte — die Blätter fielen wieder von den Bäumen, der Schnee deckte das weite Land — und John var noch nicht zurückgekehrt.

Wie das so einsam im Wald wurde den zweiten Winter, vie die dürren frostigen Aeste so unheimlich an einander chlugen und klapperten, und der Wind so toll und schauerlich urch die dürren Wipfel heulte, und was für böse, böse Träume ihr da beikamen, Nächte lang! — Sie hatte sich och nie im Wald allein gefürchtet, jetzt aber überlief sie's nanchmal mit Fieberfrost, wenn sie ihr einsames Lager suchte; nd die bleiche, blutige Gestalt, die ihr so oft erschien, jagte hr den kalten Schweiß auf Stirn und Schläfe und ließ sie icht selten mit lautem Angstgeschrei aus ihrem Schlummer mporfahren.

Die Knaben wuchsen indeß heran, John war zehn, Jim cht Jahre geworden, und beides kräftige Jungen, die ordentlich ufassen konnten; die Mutter brauchte nicht in Sorge zu sein, aß sie Mangel litt. Nichtsdestoweniger fehlte der Mann im Hause, denn die beiden jungen Burschen, die sich solcher Art ortwährend allein überlassen und als Kinder selbstständig varen, wurden zuletzt natürlich wild und unbändig und vollten nur thun, was ihnen selber Freude machte. Auf die Jagd gehen — ja, das gefiel ihnen, aber arbeiten mochten e nicht, und die Mutter bekam von Tag zu Tag mehr Noth, e nur zu den nothwendigsten Beschäftigungen anzuhalten.

Auch dieser Winter verging und der nächste Sommer — der Wells kam nicht. In der Ansiedlung ging ein dumpfes

Gerücht, er sei von den Indianern scalpirt worden, währen Andere wieder behaupteten, die Mexikaner hätten ihn gefange und in eins ihrer Bergwerke als Sclaven geschickt. Gewisse aber wußte Niemand anzugeben, und der Frau selber hütet man sich wohl, etwas Derartiges zu erzählen.

Das dauerte eine Weile; auf die Länge der Zeit konnt es ihr aber auch nicht verborgen bleiben. Wie wären di Nachbarinnen im Stande gewesen, das so lange auf den Herzen zu behalten, und einzelne Fragen klärten auch sie endlid darüber auf, was die Ansiedlung selber über ihres Manne Schicksal dachte. Aber sie ließ den Muth noch nicht sinken Wells, wenn irgend Jemand in der weiten Gotteswelt, wa den Gefahren, denen er mit vollem Bewußtsein entgegen gegangen, auch gewachsen; doch konnte er krank geworden sei und in irgend einer Ansiedlung darniederliegen. — Er braucht Zeit sich zu erholen, und würde dann den Rückmarsch gewiß nicht vor dem nächsten Frühjahr antreten. Mit d e m kan er gewiß. — Aber er kam auch da nicht.

Wieder blühten die Bäume, wieder balzten die Truthühne draußen im Wald, und keine Spur von dem Gatten ließ sid entdecken. Befreundete Cherokesen-Indianer, die von den indianischen Territorium aus nach Arkansas und selbst Texa hinein handelten, brachten endlich gewisse Nachricht mit, da Wells von einer Streifpartie marodirender junger Pawnees die auf ihren ersten Scalpzug ausgegangen wären, im Wald zufällig überrascht und gefangen genommen und nachher, ihre Sitte gemäß, zu Tode gemartert wäre. Das zerstörte dem freilich auch den letzten Zweifel, wenn Jemand, außer de Frau, bis dahin noch gezweifelt hätte. — Aber Betsey hoff immer noch.

Einen näheren Nachbar bekam sie indessen in demselbe Fremden, dessen Erzählung damals John eigentlich bewoge hatte, selber nach Texas zu gehen. Der Mann war damal nach den Ozarkgebirgen gezogen, dort anderthalb Jahre ge blieben und jetzt an den Fourche la fave zurückgekehrt, desse Land ihm schon damals gefallen, wo er sich, etwa eine Meil von Wells entfernt, am andern Ufer des Flusses niederlie und ein kleines Improvement begann. Im Anfang schlu

r sich dort freilich nur ein Lager auf und lebte von der
Jagd, verkehrte auch mit keinem der Nachbarn und war schon
ier Monate in der Gegend, ehe er einmal nach Wells' Platz
erüberkam, um eine fro zu borgen, wie die Amerikaner das
Instrument zum Bretterspalten nennen; er hatte die seinige
ei der Arbeit abgebrochen.

Betsey Wells freute sich, als sie ihn sah, denn er
or Allen konnte ihr sagen, welche Hoffnung er selber für
Wells' Rückkehr habe. Der Mann war aber entsetzlich ein=
lbig, schien nicht gern davon zu sprechen, und meinte nur,
s wäre noch recht gut möglich, daß er doch zurückkäme. Man
ätte einzelne Beispiele, daß Weiße selbst den Indianern ent=
mmen wären und ihren Weg wieder nach Hause gefunden
ätten. Damit ging er fort und kam auch nicht wieder zum
aus, denn er schickte das geborgte Werkzeug später durch
nen von Wells' Knaben zurück, die bei ihm vorüberkamen.

So vergingen noch zwei Jahre, und selbst Betsey gab jede
offnung auf, den Gatten wieder zu sehen. Der Fremde,
r Mawler hieß, war aber jetzt einigemal in ihre Gegend
kommen, um nach einzelnen von seinen Schweinen zu sehen,
e sich dorthin verlaufen hatten. John und Jim halfen ihm
suchen, und er übernachtete auch einmal wieder in Wells'
aus, weil gegen Abend, als er auf dem Rückweg von dort
rüberkam, ein furchtbares Unwetter einsetzte und der kleine
luß an dem Nachmittag gewaltig gestiegen war.

Von da an kam er öfter, half Mrs. Wells hier und da
ihrer Farm, wo die Jungen nicht allein fertig werden
nnten, trieb ihr fortgelaufenes Vieh, das er draußen ge=
nden, in die Range zurück, und baute für ihren zerfallenen
ebstuhl einen neuen, denn er wußte mit Art und Schnitz=
esser außerordentlich gut umzugehen. Auch die Knaben
terrichtete er darin, und schenkte Tom einen vortrefflichen
angsamen" Schweißhund, eine Race, die selbst dort im
alde nicht häufig ist und die er mit von Texas herüber=
bracht hatte. Die beiden jungen Burschen mochten den
emden schon lange gern leiden.

Wells war seit vier und einem halben Jahr verschollen,
s Betsey Wells und Bill Mawler eines Morgens zum

Friedensrichter Houston nach der „Fork“ hinaufkamen und ihm erklärten, daß sie Beide einander zu Mann und Frau nehmen wollten.

Da die „Nachbarn“, also auch der Friedensrichter, das schon lange gewußt hatten, fand er so wenig wie jemand Anderes in der Range irgend etwas Außerordentliches darin. Wells war todt, so viel stand fest; Mr. Houston, der selbe einmal an der texanischen Grenze gewesen war und die Verhältnisse dort genau zu kennen vorgab, hatte schon nach dem ersten Jahr nicht daran gezweifelt; und Mr. Mawler und Betsey Mawler kehrten noch an dem nämlichen Nachmittag nach Mawler's Farm, wie der Platz jetzt hieß, zurück. Acht Tage später verkaufte Mawler sein an der andern Seite des Flusses angelegtes Improvement mit Vieh und Ackergeräth und Allem, was dazu gehörte, an einen erst ganz kürzlich eingewanderten Deutschen, der sich in jener Gegend niederzulassen wünschte, und ging von da an eifrig daran, seine neue, in den letzten Jahren doch ziemlich vernachlässigte Farm wieder ordentlich in Stand zu setzen.

Es war im Herbst. — Mawler saß den Nachmittag allein in der Hütte und schnitzte ein Ochsenjoch, um in der nächsten Woche Stämme zu einem neuen Rauchhaus zu fahren. John, jetzt ein derber, vierzehnjähriger Bursche, war schon am Morgen mit seiner Büchse einem Bären nachgegangen, den er mit Tagesanbruch nicht weit vom Haus gespürt; Jim war in der „Schreibstunde“, da sich vor kurzer Zeit ein Yankee hier in der Nachbarschaft niedergelassen, um Allen, die das Bedürfniß fühlten, den Winter hindurch Unterricht im Schreiben zu geben. Und Betsey endlich war zu ihrer nächsten Nachbarin, der Mrs. Wilson, hinübergeritten und brachte ihr Medicin für ein krankes Kind.

Da kam ein einzelner Reiter, mit einem alten grauen Hund hinter sich, langsam die Hügel herunter, die hinter dem Feld aufstiegen, ritt an dessen Fenz entlang und hielt vor dem Haus, ohne dieses jedoch anzurufen. Das Pferd wieherte, als es an die Fenz kam, und der Fremde stieg ab, nahm den Sattel herunter, legte ihn auf die Fenz und besah sich einen Augenblick die kleine, erst kürzlich dort eingeschnittene Thür

durch die er dann schritt und langsam dem Haus zuging. Der Hund, ohne sich um die ihn ankläffenden Rüden zu kümmern, lief voran in die Stube und legte sich rechts vom Kamin in die Ecke.

Mawler war, als er die Hunde anschlagen hörte, von seiner Arbeit aufgestanden und in die Thür getreten, wo der Hund, ohne weitere Notiz zu nehmen, an ihm vorübersprang.

„Guten Abend, Fremder!“ grüßte er dabei den Gast auf die ruhige, gewohnte Weise; „kommt herein und nehmt Euch einen Stuhl.“

„Danke,“ sagte der Fremde und trat in's Haus, in dem er sich umsah und, als er Niemand weiter darin erblickte, nach der Thür hinaufschaute, als ob er seine Büchse dort auflegen wollte. Da lag aber schon eine, er stellte die eigene deshalb in die Ecke an's Kamin, rückte sich einen Stuhl zum Feuer und sah, sein rechtes Bein auf das linke Knie legend, ruhig in die Flamme.

„Das ist ein alter Hund, den Ihr da bei Euch habt,“ sagte Mawler endlich.

„Sehr alt,“ erwiderte lakonisch der Fremde. Er sah selber nicht sehr jung oder doch arg verwildert aus, trug ein buntes zerrissenes Tuch um den Kopf gebunden, unter dem die langen schwarzen Haare vorhingen, aber ein noch neues ledernes Jagdhemd auf dem bloßen Leib, lederne Hosen, die an den Seiten, wie das Jagdhemd, ausgefranzt waren, und braun geräucherte, sehr zierlich gearbeitete Moccasins.

Mawler betrachtete ihn aufmerksam; das Gesicht kam ihm fast bekannt vor, er konnte sich aber doch nicht darauf besinnen, wo er es schon einmal gesehen haben mochte. Ueberdies waren in letzter Zeit viele Leute hier vorbeigekommen, um nach dem Indianischen Territorium zu ziehen, da ein Gerücht umlief, die Regierung der Vereinigten Staaten wolle den Chocktaws und Cherokesen das ihnen dort früher angewiesene Land wieder abkaufen. Da zogen sich denn die Pioniere und Squatter des Westens, die in diesem Fall einen Zusammenstoß mit den wilden Stämmen nicht für unmöglich, ja eher für sehr wahrscheinlich hielten, in Menge dort hinauf, um gleich bei der

Hand zu sein und irgend einen guten Platz im Vorkaufsrecht nehmen zu können. Was lag den Leuten an einem Kampf mit den Rothhäuten? Den hatten sie sich lange schon gewünscht, und überhaupt den Indianern seit Jahren das gute Land mißgönnt, das sie dort besaßen. Wie sich das Gerücht endlich als falsch erwies, zog die Mehrzahl wieder zurück in ihre alten Jagdgründe, meist eben solch' abenteuerliche Gestalten, wie diese hier, und auf ein Leben in der Wildniß nun schon einmal von Jugend auf angewiesen.

„Wessen Farm ist dies?" fragte der Fremde endlich nach einer langen Pause, indem er mit dem Fuß dabei eins der herausgefallenen Stücken Holz wieder in die Kohlen schob, daß es hell aufloderte.

„Meine," sagte Mawler, seine Arbeit an dem Ochsenjoch wieder aufnehmend.

„Und Euer Name?" fragte der Fremde wieder, ohne seinen Wirth jedoch dabei anzusehen.

„Mawler."

„Alte Lady todt?" forschte der Fremde.

„Nein," versetzte Mawler, hörte aber auf zu schnitzen und sah den Fremden plötzlich starr und aufmerksam an. Eine ganze Weile sprach wieder Niemand ein Wort. Endlich fragte Mawler:

„Wo kommt Ihr her?"

„Von Texas."

Mawler sprang von seinem Sitz auf und trat auf den regungslos in seiner Stellung bleibenden Fremden zu.

„Und heißt?"

„John Wells."

„Den Teufel auch!" rief Mawler, und das Schnitzmesser fiel ihm aus der Hand.

In diesem Augenblick schlugen die Hunde, die bis jetzt gegen den Fremden durch die Thür hineingeknurrt hatten, draußen an; Mrs. Mawler kam, von drei anderen, ihren eigenen Rüden begleitet, zurück, sprang aus dem Sattel, warf den Zügel über die Fenz und trat in's Haus.

„Guten Tag, Mawler," sagte sie dabei — „guten Tag, Fremder."

Der Fremde drehte sich langsam nach ihr um — sie sah ihn an, starr und sprachlos, mit weitaufgerissenen Augen, und eine Weile stand sie dem Mann gegenüber, ohne auch nur im Stande zu sein, einen Laut über die Lippen zu bringen. Endlich aber hob sie die Arme, aber immer noch fast willenlos, empor und rief mit angstvoll klagender Stimme:

„Heiland der Welt! -- John — John — oh, wo bist Du so lange, — so lange — so entsetzlich lange geblieben?"

„Guten Tag, Betsey," sagte John, der von seinem Stuhl langsam aufgestanden war und ihr die Hand reichte — „wie geht's?"

„Oh John, John, warum bist Du so lange fortgeblieben!" wiederholte die Frau, die sich ihm an die Brust warf und laut schluchzte — „und die langen, langen Jahre nichts von Dir hören zu lassen!"

„Das ist eine fatale Geschichte, Wells," sprach jetzt auch Mawler, der sich indessen von seiner ersten Ueberraschung erholt und gesammelt hatte — „wo habt Ihr die ganze Zeit gesteckt?"

„In Texas," sagte Wells, einen flüchtigen Blick nach dem Mann hinüber werfend. „Die Frau heißt Betsey Mawler, nicht wahr?"

„Oh John, John," wehklagte diese wieder — „was habe ich nicht Alles um Dich ausgestanden! — Sie sagten hier, die Indianer hätten Dich gefangen und scalpirt, Du wärest den Pawnees in die Hände gefallen."

Ein leichtes spöttisches Lächeln blitzte über John's Gesicht, aber es war im Nu wieder verschwunden und er erwiderte kein Wort.

„Was machen die Jungen?" fragte er endlich, die Frau dabei ansehend.

„Sie sind wohl. Jim muß gleich nach Haus kommen," schluchzte die Frau unter Thränen.

„Und wie lange wohnt Ihr hier im Haus, Mawler?"

„Ueber sechs Monate."

„Hm," sagte Wells und sah ein paar Secunden vor sich nieder. Dann machte er sich leise, aber nicht unfreundlich von der Frau los, ging in die Ecke, wo seine Büchse stand,

und sich dann zur Thür wendend, fuhr er langsam fort: „Was einmal geschehen ist, läßt sich nicht mehr ändern. Ich selbst trage auch viel Schuld dabei, wenn auch nicht so viel, wie Ihr vielleicht glaubt. Wenn ich hätte kommen können, wär' ich nicht so lange geblieben. Ueberlegt Euch nun heut Abend die Sache zusammen, und morgen komme ich wieder. Einer von uns kann nur im Haus bleiben, das werdet Ihr einsehen, Mawler. — So komm, Schneider!“ Und damit drehte er sich um und wollte das Haus verlassen.

„Wo willst Du hin, John?“ rief die Frau bestürzt.

„Wohin? — an den Fourche la fave, um dort zu lagern und mir die Sache selber zu überlegen; morgen zum Frühstück bin ich wieder da.“ Er drehte sich dabei ab und verließ das Haus, gefolgt von seinem, allem Anschein nach damit gar nicht zufriedenen Hund, der einen mürrischen Blick nach Mawler hinüberwarf. Draußen aber blieb er noch einmal stehen und sagte: „Habt Ihr Tabak hier?“

„Ja wohl, Wells,“ rief Mawler schnell, „hier ist ein ganzer Block.“

„Danke Euch, brauche nur ein Stück, — habe lange keinen gehabt. — Und vielleicht 'was gemahlenen Kaffee?“ — Die Frau lief zitternd vor Aufregung in die Ecke und kam mit einer kleinen Büchse gemahlenen Kaffees zurück. Wells nahm ein Säckchen aus seiner Kugeltasche und schüttete sich dort etwas hinein, schnitt sich ein Stück von dem Tabak herunter, und das Uebrige zurückgebend, verließ er, so ruhig wie er gekommen, die Fenz, legte den Sattel wieder auf sein Pferd, stieg auf und ritt langsam dem Fluß zu in den Wald hinein.

Am Fluß angekommen, sattelte er sein Pferd ab, hobbelte es aus, das heißt, band ihm die Vorderbeine so zusammen, daß es eben nur kleine Schritte machen konnte, und ließ es sich selber sein Futter im Wald suchen. Dann machte er sich ein Lager zurecht, wie es Jägersitte ist, schlug Zweige ab, um gegen den Nachtthau geschützt zu sein, nahm von einer umgestürzten dürren Kiefer die in Menge daran umherhängende Rinde, um auch nicht auf der bloßen Erde zu liegen, zündete sich ein ordentliches Feuer an und legte sich, nachdem er sich ein Stück trockenes Wildpret zum Wärmen auf die Kohlen

geworfen und seinem Hund ein anderes gegeben, ruhig zum Schlafen nieder.

Aber er schlief nicht, stand auch die Nacht drei- oder viermal auf und saß stundenlang, in die Kohlen stierend, am Feuer, bis er sich gegen Morgen noch einmal hinlegte, die Decke über den Kopf zog und fest schlief, bis die Sonne schon durch die dichten Zweige auf sein Rindenlager niederfiel. Jetzt stand er auf, wusch sich, zog seine Moccasins an, rollte seine Decke zusammen und ging aus, um sein Pferd zu suchen; wie er aber fand, daß dessen Spuren nach dem Haus zu liefen, kehrte er zum Lager zurück, nahm Sattel, Zaum und Decke auf die eigene Schulter und folgte langsam den Spuren des vorangegangenen Thieres.

Am Hause kamen ihm aber seine beiden Knaben entgegengesprungen, und er blieb stehen, schüttelte ihnen herzlich die Hände, gab ihnen dann Sattel und Decke zu tragen, und sah sich eine Weile mit freundlich zufriedenem Blick die beiden jungen kräftigen Burschen an. Auch Gelände und Fenz betrachtete er genau und forschend: es war Alles in gutem Stand erhalten; die Fenzen hatten neue Unterriegel bekommen, die Bäume im Feld schienen ziemlich fortgeräumt und ein paar kleine neue Gebäude in seiner Abwesenheit errichtet zu sein.

„Und Euch ist's gut gegangen die Zeit?" sprach er zu den Knaben, seine Hand dabei auf des Jüngsten Kopf legend; „hast Du viel geschossen, John?"

„Sehr viel, Vater, und im vorigen Herbst meinen ersten Bären erlegt."

„Alle Wetter, Du fängst früh an!"

„Und ich habe auch schon einen Hirsch geschossen," sagte Jim.

„So? hast Du denn eine Büchse?" fragte Wells, augenscheinlich innig vergnügt.

„Ich habe jetzt John's kleine Büchse," rief Jim mit leuchtenden Augen, „und Mr. Mawler hat John eine neue gekauft."

„Mr. Mawler scheint ein ordentlicher Mann zu sein?"

„Ganz brav," sagte John, „und dabei fleißig, und war gut mit uns und Mutter."

„Hm, hm, hm," machte Wells und schritt nachdenkend

dem Hause zu, an dem schon ein anderes Pferd mit aufgeschnallter Decke gesattelt stand. „Ist jemand Fremdes gekommen?" fragte er die Knaben, indem er wieder stehen blieb.

„Nein, das ist Mr. Mawler's Pferd; — bleibst Du jetzt wieder bei uns, Vater?" fragte Jim.

„Ich weiß noch nicht, Jim, wohl nicht lange."

„Und Mr. Mawler auch?"

„Es thäte Dir leid, wenn er fortginge?" fragte Wells.

„Der Mutter auch — sie hat viel geweint gestern Abend."

„Hm, hm, hm, hm," machte Wells wieder, richtete aber keine weitere Frage an die Kinder und ging mit ihnen geraden Wegs zum Haus hinauf, an dessen Thür ihn schon Betsey empfing, ihm die Hand reichte und herzlich schüttelte und mit Thränen im Auge sagte:

„Oh John, John, hättest Du doch damals meinen Bitten nachgegeben und wärest nicht nach Texas gegangen! Daß jetzt Alles so kommen mußte, daß Alles so kommen mußte!"

„Thut's Dir leid, daß ich zurückgekommen bin?" fragte Wells.

„Oh, wie kannst Du so reden!" klagte die Frau.

Mawler stand am Kamin, fertig angezogen und seine Gamaschen umgeschnallt; auch den Sporn hatte er wieder am Fuß, wie er damals zuerst in das Haus gekommen. Er reichte Wells die Hand und wollte dann zu reden anfangen, dieser aber unterbrach ihn und sagte:

„Halt, Mawler, erst wollen wir frühstücken, und es ist lange her, daß ich die Beine unter dem Tisch da stecken gehabt. Vergeht auch vielleicht noch lange Zeit, ehe es wieder geschieht; — laßt sein jetzt, davon sprechen wir nachher, jetzt gieb uns den Kaffee, Betsey; ist er fertig?"

Die Frau stellte das Essen mit dem Kaffee auf den Tisch und bediente die beiden Männer. Wells war dabei erst recht ernst, ja fast finster gewesen; während der Mahlzeit heiterte sich aber sein Gesicht wieder auf, er zog die Augenbrauen hoch in die Höhe und sprach:

„Wenn uns die Nachbarinnen jetzt hier so sitzen sähen, wie würden die staunen!"

„Das wird ein schönes Gerede in der Ansiedlung geben!" seufzte die Frau.

„Wenn Ihr schweigen könnt, braucht kein Mensch etwas davon zu erfahren," sagte Wells trocken.

„Wird nun doch wohl nicht mehr zu ändern sein," meinte Mawler.

„Vielleicht doch," versetzte Wells, seine Tasse noch einmal der Frau hinüberreichend, um sie wieder füllen zu lassen.

„Und haben Dich die Indianer denn wirklich gefangen gehalten?" fragte Betsey, mit ängstlichen Blicken sein Gesicht überfliegend, in dem sie drei oder vier frische Narben entdeckte.

„Nur die Creeks — feiges, verdammtes Volk," knurrte der Jäger halblaut vor sich hin, während sich die Knaben zu ihm drängten und ihm die Worte mit den Augen von den Lippen fingen. „Das erste Frühjahr wollt' ich noch nicht wieder zurück, ich mußte doch erst wissen, wie Texas im Sommer aussah, war ja doch einmal dort. Wild war auch genug da, und wie ich das Land dann nach allen Richtungen durchzogen und im Herbst wieder heimkehren wollte, fiel ich mit einer Bande der verfluchten Rothhäute zusammen, die mit einem einzelnen Jäger glaubten keine Umstände machen zu dürfen. Sie stahlen mir erst mein Pferd, und als sie mir selber zu Leib gingen, schoß ich vier von ihnen nieder, bis ich von ein paar Kugeln, die ich selber gekriegt hatte, ohnmächtig wurde. Als ich wieder zu mir kam, hatten sie mich gebunden und auf eins von ihren Maulthieren gepackt, und nahmen mich mit in ihr Lager. Dort durft' ich mich erst ganz ordentlich wieder erholen, und ich glaubte schon, die Canaillen wollten mich mit in das Territorium nehmen, wo ich leicht Gelegenheit gefunden hätte, zu entwischen. Eigentlich aber sparten sie mich nur zu einer Festlichkeit auf, die sie in nächster Zeit hatten, und bei der ich, wie ich nachher fand, „den Pfahl laufen sollte".

Man weiß, daß die nordamerikanischen Indianer ihre Kriegsgefangenen oft auf die ausgesuchtest grausame Weise marterten. Eine ziemlich häufige Art dabei war nun, den Gefangenen nackt auszuziehen und an einem fünf oder sechs Fuß langen Streifchen Büffelhaut an einen Pfahl zu binden, daß er um diesen herumlaufen konnte. Den Boden bestreuten sie dann mit glühenden Kohlen und trieben und stießen ihn

selbst, unter dem Jubelruf der Zuschauer, mit zugespitzten Bränden, bis er seinen Qualen erlag. Die Erbitterung der westlichen Amerikaner schreibt sich auch einestheils von diesen Martern, meist aber von den heimlichen Ueberfällen der Wilden her, die, wenn sie eine einsam liegende Hütte umzingelt hatten, weder Weiber noch Kinder schonten und Alles ermordeten. Wie sehr sie dazu von den Amerikanern selbst gereizt wurden, die sie weiter und immer weiter zurücktrieben von ihren Jagdgründen, von den Gräbern ihrer Väter, das kümmerte die Pioniere nicht. Seit den letzten zwanzig Jahren haben diese Ueberfälle in den Vereinigten Staaten aber aufgehört. Black Hawk war der letzte Häuptling, der seine Krieger gegen die Weißen führte, und nur noch in den Felsengebirgen und den weiten, wüsten Prairien — westlich vom indianischen Territorium, waren die einzelnen Jäger und Fallensteller den Schrecken und Gefahren solcher Kriegsführung ausgesetzt, der sie aber nicht selten auf gleiche Weise begegnen, ihre erschlagenen rothen Feinde wenigstens eben so gut scalpiren, wie die Indianer selber.

„Am Tage vor dem Fest,“ erzählte Wells weiter, „hielten sie eine Art Vorfeier, und ich wurde draußen vor dem Lager an einen Baum gebunden und“ — er biß die Zähne fest aufeinander, daß sie knirschten — „den Frauen und Kindern und alten Weibern des Stammes überliefert, die mich mit brennenden Stäben stießen und peinigten, indeß die verdammten rothhäutigen Schufte dabeistanden und sich ausschütten wollten vor Lachen. — Pest! — ich hab's ihnen aber vergolten. In der Nacht brach ich durch ihr Lager und lief ohne Gewehr, am ganzen Körper voll Brandwunden, nur von Schneider hier gefolgt, der mich nicht aus den Augen gelassen hatte, bis ich den Wald erreichte. Die rothen Höllenhunde waren hinter mir her, und sie hätten mich doch am Ende wieder erwischt, wäre mir nicht glücklicher Weise ein kleiner Zug weißer Jäger in den Weg gekommen, die nach Santa-Fé wollten. Vor denen zogen sich die Indianer zurück, ich aber schwor, keinen Bären wieder zu schießen mein Leben lang, bis ich den Scalp des Häuptlings, der mich den Weibern zum Spott überliefert, am Gürtel hängen hätte, und

als die Jäger erfuhren, wie ich von den Rothfellen behandelt worden sei — meine Haut erzählte die Geschichte dabei viel besser als ich es selber konnte — gaben sie mir Kleider und Büchse und Messer, und noch in derselben Nacht griffen wir das Lager an.

„Wie viel wir von den Hunden todtgeschossen, weiß ich selber nicht mehr, aber — der Häuptling war nicht darunter und nach Hause durft' ich nicht wieder, bis ich meinen Schwur gelöst. Die Jäger zogen weiter, ich aber ging in die nächste, vielleicht fünfzig Meilen von dort liegende Ansiedlung, um mich erst ordentlich wieder zu erholen, und nachher, wie es mein Unglück wollte, konnt' ich den Stamm nicht wieder finden. Drei Jahre bin ich so in den Steppen herumgezogen, den Schuften immer auf der Ferse; drei Jahre haben die Bären Ruhe vor mir gehabt, zu Schneider's Aerger, und jedesmal, daß ich in Schußnähe von einem der schwarzen Burschen kam, brannte mir der Schwur wieder wie Feuer auf der Seele. Was ich dabei ausgestanden, welchen Gefahren ich dabei entging und sie wieder und wieder aufsuchen mußte — das zu erzählen, brauchte ich einen ganzen Winter. Aber — ich ließ nicht nach, bis mir vor fünf Monaten etwa der rothe Bursche vor die Büchse lief."

„Und habt Ihr ihn erwischt?" rief Mawler, der mit dem gespanntesten Interesse der Erzählung gefolgt war. Wells erwiderte nichts darauf, sondern schlug nur sein Jagdhemd zurück, und die Frau barg schaudernd ihr Angesicht in den Händen, als sie an dem Gürtel, der das Messer trug, die dunkle, entsetzliche Trophäe erkannte.

„Und deshalb konntest Du Frau und Kinder so lang' allein zurücklassen?" stöhnte sie vorwurfsvoll.

„Ich glaube, an seiner Stelle hätt' ich das auch gethan," sagte Mawler finster. „Hol' der Teufel die rothen Bestien, einen Mann zu quälen, wie selbst ein nichtswürdiger Panther, ein Wolf seine Beute nicht martert! — Ich hab' auch noch eine alte Schuld an sie abzutragen."

„Das kann ich Euch vielleicht besorgen," sprach Wells jetzt, der seinen Teller zurückschob und vom Tisch aufstand. „Ich hab' mir die Sache überlegt, Mawler, hab' die Fenz und das

Feld angesehen, wie ich vom Fluß herüberkam, hab' die Kinder nach Euch gefragt, und — doch das gehört nicht hierher. Was ich aber erfahren, hat mir gezeigt, daß Ihr ein braver, rechtschaffener Mann seid, der auf Farm und Haus gesehen und für die Familie, in der Ihr Euch eingewohnt, auch gesorgt hat. Ich selber fühle recht gut, daß ich gegen mein Weib wenigstens nicht so gehandelt habe, wie ein Mann hätte handeln sollen, der ihr vor dem Friedensrichter nun einmal gelobt hat, daß er bei ihr aushalten wolle in Freud' und Leid. Sie fühlt sich wohl jetzt bei Euch, und die Kinder — sind auch mit Euch zufrieden. Ich selber — unterwegs hatte ich mir die Sache freilich anders ausgemalt, aber — 's ist auch so gut, — ich selber gehöre nicht mehr hierher — für die Leute vom Fourche la fave bin ich todt, für Euch will ich's ebenfalls sein. Bleibt, wo Ihr seid, behandelt mir die Betsey und die Kinder gut, und — aber was braucht's da langer Worte?" brach er kurz und rasch ab — „Gott behüte Dich, Betsey — good bye, John — good bye, Jim! Haltet Euch wacker und folgt Eurem neuen Vater so gut, wie Ihr früher dem alten gefolgt seid. — Komm, Schneider — wir Beide nehmen den alten Pfad noch einmal auf."

Sein Gesicht war, während er die Worte sprach, kalt und regungslos geblieben; keine Muskel zuckte dabei, keine Wimper, aber auch jeder Blutstropfen hatte es verlassen, und Mawler, der ihn scharf dabei beobachtete, sah, wie es in ihm arbeitete und wühlte. Als aber die Frau sich ihm an die Brust warf und ihn bat, sie nicht wieder zu verlassen, — nicht so von seinen Kindern zu gehen, und der Mann sie leise, aber fest von sich schob und nach seiner Büchse griff, trat Mawler in die Thür, und sich dem Jäger entgegenstellend, sagte er freundlich, aber fest:

„Halt, Wells, damit wird's nichts; auch ich habe mir in der letzten Nacht die Sache hin und her überlegt und bin zu einem festen Entschluß gekommen, von dem mich nichts abbringt. — Ich habe einen Schwur gethan, wie Ihr damals dem rothen Schurken gegenüber, und — ich will ihn ebenso halten.

„Die Sache hier," fuhr er nach einer langen Pause, wäh-

rend der ihn die Uebrigen erwartungsvoll ansahen, langsam fort, und seine Stimme war schwer und heiser geworden, er that sich Gewalt an zu reden, was sich aber, während er sprach, mehr und mehr gab, bis sein Antlitz einen zwar fest entschlossenen, doch selbst freundlichen Ausdruck annahm — „die Sache hier kann nicht bleiben wie sie ist, das sehen wir Alle miteinander ein, und — so wohl und glücklich ich mich bis jetzt mit Eurer Betsey und den Knaben hier gefühlt habe, wo wir nicht anders glauben konnten, als daß Euch wirklich ein Unglück betroffen habe, so elend müßte mir von nun an zu Muthe sein, wenn ich Euch gesund und wohl, aber durch meine Schuld fern von dem Platz wüßte, der von Gottes und Rechts wegen Eure Heimath ist und sie — so weit ich dabei betheiligt bin — bleiben soll."

„Ihr habt Unrecht, Mawler," unterbrach ihn Wells.

„Laßt mich ausreden," sagte aber dieser fest und bestimmt. „Ihr, Wells, habt das älteste Anrecht auf Farm und Frau. Ob Ihr recht daran gethan, so lange auszubleiben, mögt Ihr mit Eurem eigenen Gewissen und Eurer Frau abmachen. Ich aber will nicht länger zwischen Euch stehen; verhüte Gott noch weniger, daß ich Euch wieder hinaus in die Welt triebe. Was müßten die Knaben später einmal von mir denken, wenn sie erst zu Verstand kämen? So gehabt Euch wohl, good bye, Betsey!" sagte er, der Frau Hand ergreifend und sie derb und herzlich schüttelnd, und es war fast, als ob dem rauhen Mann dabei eine Thräne in's Auge trat — „ich danke Euch für die kurze glückliche Zeit, die ich hier verlebte. Good bye, Jungen!" fuhr er dann, sich rasch an diese wendend, fort, „werdet brave Kerle und macht Eurer Mutter Freude. Lebt wohl, Wells — kein Wort weiter. Ihr könnt mich nicht halten und müßt anderer Leute Schwur ebenso achten, wie Euren eigenen, und nun — mit Gott!" Und seine Axt, die mit festverwahrter Schneide in der Ecke dicht an der Thür lehnte, aufgreifend und umhängend, die Büchse über die Schulter werfend, wandte er sich rasch ab und verließ das Haus, eilte über den schmalen Vorhof, warf sein Pferd los, sprang in den Sattel, und seine Hunde rufend, galoppirte er wenige Secunden später mit klappernden Hufen die Straße hinauf.

Noch einmal wandte er den Kopf und schaute zurück — Betsey stand in der Thür, aber vor Thränen konnte sie ihn schon lange nicht mehr sehen, und in demselben Augenblick war er auch in einer Biegung der Straße hinter den dichten Bäumen verschwunden.

Und Wells? —

Als Mawler das Haus verlassen hatte, stand er eine Weile still und regungslos an derselben Stelle, das Auge fest und nachdenkend auf die weinende Frau geheftet; dann nahm er seine Büchse, die noch in der Ecke lehnte, und legte sie auf den alten Platz, auf die Pflöcke, die zu dem Zweck über der Thür befestigt waren — hing seine Kugeltasche mit dem daran befestigten Pulverhorn daneben, nahm dann eine Ahle und ein paar dünngeschnittene Streifen Leder aus derselben, zog seinen linken Moccasin aus und setzte sich, ohne das Vergangene weiter mit einem Wort zu erwähnen, an den Kamin, um etwas an dem Leder auszubessern; ging überhaupt von da an seinen gewohnten Beschäftigungen wieder nach, als ob er seine Farm eben nur, wie er das oft zu thun pflegte, auf ein paar Tage verlassen und bei seiner Rückkehr Alles so wiedergefunden habe, wie immer. — Er wäre auch mit der nämlichen Ruhe nach Texas zurückgeritten.

Und die Nachbarn? — Vierzehn Tage wurde in dem ganzen County von weiter nichts gesprochen, als von Wells' Wiedererscheinen und Mawler's Verschwinden. Einmal hieß es sogar, Wells habe ihn erschossen und hinter seinem Haus im Garten vergraben, aber Leute aus der Ansiedlung waren dem Davonreitenden an dem nämlichen Morgen oben an der Fork begegnet und widerlegten die Beschuldigung. — Wells selber fragte Niemand darum; er hätte auch Niemandem darauf geantwortet.

Ein Jahr später kam einer seiner Nachbarn zu ihm, sagte ihm, daß er selber im Sinn habe nach Texas auszuwandern, und bat Wells um seine Meinung. Das Einzige, was dieser darauf erwiderte, war:

„Texas soll verdammt sein!“

Ein Name.

Was liegt an einem Namen? — Ein Mensch kann Schultze oder Meier, oder Pfannkuchen oder Schweinebraten heißen, und doch ein ganz braver, rechtschaffener, angesehener und geachteter Mann sein. Der Name ist nichts, oder eigentlich nur, wie bei der Wallnuß, die Schale, das todte Holz, das die Frucht umschließt; das Kleid, die Hülle, meinetwegen auch der Handgriff zum ganzen selbstständigen Individuum. Auf den Menschen selber kommt es aber an, was er lernt, was er ist, was er treibt, wie er handelt, wie er sich beträgt, was er gelernt hat, und wie er das Gelernte dann verwerthet. Der Name ist „Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgluth", wie schon Göthe gesagt hat.

Aber — „das ist Alles recht schön und gut", wie damals auch Gretchen bemerkte — und doch nicht wahr. — „Auf den Namen kommt es nicht an, sondern auf den Mann", ist eine von jenen humanen Phrasen, die recht gut und liberal klingt, die eigentlich, wenn man darüber abstimmen sollte, von der ganzen Welt einstimmig angenommen würde, und der es im wirklichen Leben doch geht, wie allen den übrigen gleichen Gelichters.

„Auf den Namen kommt es nicht an!" „Alle Menschen sind gleich vor dem Gesetz!" „Arbeit schändet nicht!" „Der Adel giebt keinen Vorzug!" und wie derartige Redensarten alle heißen. „Sie sind aber nicht wahr," sage ich noch einmal, und brauche es nicht einmal zu beweisen, denn Jeder weiß selber aus seinem eigenen Leben, aus seiner Umgebung Beispiele für meine Behauptung. Einzelne Umstände, ein-

zelne Fälle kommen immer dazwischen, die die ganze Geschich über den Haufen werfen, und das alte gemüthliche „Kein Regel ohne Ausnahme!“ steht als verkehrter Portier hinte am Haus und hält dem unruhigen Menschenvolk mit größt Bereitwilligkeit die Hofthür offen.

„Was liegt an einem Namen!“ — Ja, schaut einmal i die wunderbare Welt hinaus und seht, was darin liegt. – „Gieb einem Hund einen bösen Namen und häng ihn lieb gleich!“ sagen die Engländer, und sie haben wahrhaftig Rech Nichtsdestoweniger verträgt das ein Mensch immer noch eh als ein Hund, und in allen Schichten der menschlichen G sellschaft laufen Individuen mit einem Namen herum, m dem sie als Hund schon lange gesteinigt wären.

Schon der Vorname ist nicht gleichgültig, und Elter die ein Kind taufen lassen, sollten wohl dabei bedenken, da dasselbe mit einem hochtrabenden Namen, den man sich b dem Kind noch allenfalls gefallen läßt, als erwachsen Mann oder als erwachsene Frau später durch die menschlic Gesellschaft im wahren Sinn des Wortes Spießruthen lauf muß. Wenn die Kinder heranwachsen, ihr volles Maß in de Schuhen stehen und in der Tretmühle unseres menschlich Lebens ihren gehörigen Platz eingenommen haben, dann ihnen ein solcher hochpoetischer und gewiß in einem Roma sehr verführerisch klingender, im wirklichen hausbackenen Leb aber höchst unpassender Name oft von größtem Schaden, u thut viel mehr, als sie um ihren guten Ruf zu bringen – er macht sie lächerlich.

Welch Vergnügen bringt es den Eltern, wenn sie e kleines niedliches, oder niedlich geglaubtes Kind bis zu sechsten oder siebenten Jahr ungestraft mit dem süßen Nam Ambrosius, Fridolin, Narciß, Elfried oder Blandine, Euphr sine, Aurora oder Eulalia 2c. rufen dürfen? Und was f Fridolins und Euphrosinen laufen nachher zum Skandal i Leben draußen herum!

So kannte ich einen jungen liebenswürdigen Mann, d mit dem Namen Gertrud gegen des Lebens Wellen a kämpfte. Seine Eltern hatten es sich nämlich vorgenomm gehabt, ihr erstgeborenes Kind „Gertrud“ zu nennen. D

das zufällig ein Knabe war, änderte nichts an der Sache, und der arme Teufel wurde dieses absurden Namens wegen, und trotz eines absichtlich stehen gelassenen großen Bartes, permanent ausgelacht.

Andere Menschen haben viele Vornamen und mögen doch nicht damit herausgehen. So wurde der bekannte demokratische Schriftsteller Held, der sich nie anders als eben nur Held unterschrieb, in Leipzig von seinen Collegen geneckt und gequält, er solle seinen Vornamen nennen — aber er wollte nicht. Er sagte nicht weshalb, unterzeichnete jedoch nach wie vor nur seinen Familiennamen. Die Literaten peinigten ihn aber zuletzt so arg — denn wenn die einmal etwas haben, auf das sie hacken dürfen, so „lassen sie nicht locker" — bis er zuletzt nicht mehr ausweichen konnte. Da kam er denn ganz schüchtern damit an die Oeffentlichkeit und gestand, daß er „Friedrich Wilhelm Alexander" heiße.

Und was für curiose Familiennamen giebt es auf der Welt! Man braucht eben nur die Fremden- und Sterbelisten irgend einer Zeitung durchzulesen, um sich zu überzeugen, daß wirklich etwas an einem Namen ist, und daß der Mann nicht immer den Namen, sondern der Name auch oft den Mann, wenigstens in unserer Einbildungskraft, macht. Wir entwerfen uns jedenfalls sehr häufig nur nach dem Namen ein Bild von dem noch unbekannten Menschen, und fassen dadurch von vornherein ein Vorurtheil für oder gegen ihn.

Ich will das mit einem Beispiel beweisen, ohne ein Wort zur Erklärung hinzuzufügen, und dazu bedarf ich nur eines Stückchens Fremdenliste aus dem ersten besten Blatt:

In der Traube: Karl Bohnert, Fabrikant aus Glauchau. — Graf von Falkenhorst aus Tyrol. — L. Hirsch, Rentier aus Warschau. — J. Hirsch, Rittergutsbesitzer aus Sachsen. — Jean Kappel, commis voyageur aus Rüdesheim.

Ich bin fest überzeugt, daß die wenigen Zeilen meine vorige Behauptung vollständig bewiesen haben.

Sage Niemand: „Was liegt an einem Namen?" — Was hilft einer armen Frau, die mit zerrissenem, blutendem Herzen den Tod ihres geliebten Mannes anzeigt, der

eine halbe Spalte lange Ausbruch ihrer Schmerzen, wenn sie sich zuletzt — sie mag welchen Eindruck immer auf uns gemacht haben — „Louise Mantel, geb. Mütze," unterschreiben muß? Und welche Aussicht zu einem ordentlichen Fortkommen in der Welt würde zum Beispiel ein junger Arzt, und wäre er der Geschickteste, haben, wenn er Tod hieße?

Sonderbar ist es dabei mit den Namen überhaupt auf der Welt. Einige scheinen — um hier von einem speciellen Lande zu sprechen — über ganz Deutschland ziemlich gleich vertheilt und wie Flocken bei einem allgemeinen Schneegestöber ausgestreut zu sein — ich meine die Namen Müller und Schmidt. Andere sind wieder gewissen Ländern hauptsächlich eigen, wie den Baiern zum Beispiel Huber, mit seinen endlosen Prädicaten, den Preußen Schultze, den Sachsen Lehmann, dem nördlichen Deutschland Meier. „Gott tröste, wer Meier heet" (heißt), läßt der Volksmund dort die alte Frau vor Gericht sagen, die nur ihres Namens wegen für einen von einer andern Meier begangenen Fehler büßen mußte. Eine Unzahl von Meiers werden dort täglich geboren, sterben, brennen durch, stecken in Zuchthäusern, bekleiden die höchsten Ehrenstellen, werden steckbrieflich verfolgt, und bringen Jeden, der einen Bestimmten darunter herausfinden will oder muß, zur Verzweiflung.

Die Frauen sind noch besser daran als die Männer. Ein junges Mädchen, das einen unangenehmen Namen trägt, darf doch wenigstens hoffen ihn mit der Zeit gegen einen besseren zu vertauschen. Ein Mann dagegen bleibt rettungslos damit behaftet, und muß noch froh sein, wenn ihn nicht ein Geschäft oder öffentliche Wirksamkeit zwingen, denselben über seiner Hausthür an den Pranger zu stellen, oder ihn in den Zeitungen aus einer Ecke in die andere geworfen zu sehen.

Nur die Resignation eines deutschen Staatsbürgers wäre zum Beispiel im Stande, an einem Sonntagsnachmittag mit Cigarre oder Pfeife über einem Schild aus dem Fenster zu sehen, auf dem die Worte stehen:

Materialwaaren-Handlung

von

Adolf Leibweh

und das heimliche Gespött der Vorübergehenden, die vergnügt heraufsehenden Gesichter und geflüsterten faden Witze zu ertragen.

Sage um Gottes willen Niemand, dem das Schicksal auf diese Welt in solcher Hinsicht eine erträgliche Empfehlungskarte mitgegeben hat: „was liegt an einem Namen!" Fragt einmal die Unglücklichen, die Sauerkraut, Schweinigel, Pfannkuchen, Krautwurst rc. rc. heißen, ob sie nicht lieber ihre Namen selber in Meier, Schultze oder Lehmann verwandelt haben möchten. In manchen Lebensverhältnissen würde ein solcher Name sogar die Existenz des Trägers gefährden, und eine gewaltsame Aenderung wird oft — zum Beispiel beim Theater — zur Nothwendigkeit.

Welchen Eindruck würde ebenso ein Gedicht, mit allen Farben glühender Phantasie übergossen, und wenn es der Nachtigall ihren Klang, der Rose ihren Duft abgelauscht hätte, mit „Julius Schweinebraten" unterschrieben, auf den Leser machen? Er würde jedenfalls lachen, das Buch bei Seite legen und sagen: „Wie kann ein Mensch um Gottes willen Schweinebraten heißen!" — Aber warum tauft er sich nicht um? —

Ja, das ist leicht gesagt, aber nicht immer auch eben so leicht gethan. Mit der Polizei wäre allenfalls noch fertig zu werden, und deren Erlaubniß dazu wohl zu bekommen. Wenn man ihr nur den Handgriff läßt, kommt es ihr auf die Form desselben nicht an. Gewöhnlich treten aber Familienverhältnisse störend dazwischen: Erbschaften, noch lebende alte Anverwandte, die den Namen ihr Lebelang geschleppt haben und nun nicht einsehen, weshalb ihn die jüngere Generation nicht eben so gut tragen könne; oft auch schwer abzuschüttelnde Anhänglichkeit an das einmal Ueberkommene, kurz solch ein Name klebt gewöhnlich wie Pech und ist nicht los zu werden.

Höchst interessant wäre es zu wissen, wie die verschiedenen Namen wohl eigentlich entstanden sind, und der Ursprung von Tausenden läßt sich allerdings leicht vermuthen. In unserer Zeit haben wir übrigens gar nichts Aehnliches mehr

aufzuweisen. Es scheint fast, als ob jetzt alle Namen fertig wären, und in der civilisirten Welt sind auch wirklich nur noch die Findelhäuser die Stellen, an denen neue Namen ausgegeben und in der Welt draußen dann als baare, gangbare Münze angenommen werden.

Wäre es früher nicht Sitte gewesen, den Vornamen der Kinder als Familiennamen gelten zu lassen, so müßten wir jetzt auf der ganzen Welt — der Bibel nach, die nur ein einziges Menschenpaar als Stamm annimmt — auch nur die Familie Adam haben. Kain hätte natürlich Kain Adam, und Abel Abel Adam geheißen, und ihre Kinder so fort, was in jetziger Zeit, bei den Millionen Geschlechtern, eine Heidenverwirrung gegeben hätte. Es wäre noch schlimmer als bei Meier und Huber geworden. — Das hat man deshalb sehr vernünftiger Weise anders angefangen, und anstatt bloßer „Adams" und „von Adams" giebt es jetzt Namen auf der Welt, wie Sand am Meer. —

Den Sprachforschern würde es allerdings nicht schwer fallen, Meier zum Beispiel von Adam abzuleiten; hierbei haben wir jedoch feste historische Grundlagen, die eine solche künstliche Arbeit unnöthig machen.

Trotz der Vermischung der Racen und Stämme untereinander, ist es doch eigenthümlich, wie gewisse Namen rein und unverfälscht bei ihrem Stamm geblieben sind. Besonders deutlich ist dieses zwischen Juden und Christen der Fall.

Obgleich die ersteren außer Esau, Nimrod und Simson — welcher Letztere sich besonders mit dem Fuchsfang beschäftigte — eigentlich keine großen Jäger gewesen sind, und jetzt nur ausnahmsweise mit einem Gewehr betroffen werden, so sind doch die Thiernamen: Wolf, Hirsch, Bär, Kuh und Katz, wie die Zusammensetzungen: Löwenhaupt, Katzenstein &c. entschieden und fast ausschließlich jüdischer, Schaf, Ochse und Stier dagegen rein christlicher Natur. Adler, Habicht sind ebenfalls jüdisch, ebenso Gans und Nachtigall; Fink, Ente und Storch gehören dagegen dem christlichen Stamm. Sauer ist ein rein christlicher, Süß dagegen ein

jüdischer Name. Grob ist christlich; Fein jüdisch. Die meisten Blumennamen sind jüdisch, Rose ausgenommen; alle Zusammensetzungen derselben aber wieder, wie Rosenbaum, Rosenzweig rc., jüdisch. Die Farbennamen sind entschieden christlich, die Metallnamen dagegen wieder, mit allen ihren Zusammensetzungen, entschieden jüdisch. Alle Körpertheile, mit Ausnahme des Herzens, sind christlich, ebenso alle Handwerker- und Arbeiternamen, wie: Bäcker, Müller, Schmidt, Schneider, Schuster, Gärtner, Glaser rc. rc. Kaufmann ist dagegen wieder jüdisch. Nur in Meier vereinigen sich die beiden Racen und schmelzen zu einem wilden Chaos zusammen, aus dem sich weder Jude noch Christ mehr herausfindet.

Aber wo gerath' ich hin? — Von den Leiden eines armen, unglückseligen Menschenkindes wollte ich sprechen, das seinen Namen, heimlich wie ein Verbrechen, durch das Leben schleppte, und der hat mit den anderen Namen nichts zu thun.

Die Amerikaner sagen zwar: „Es ist mir einerlei, wie ich gerufen werde, nur nicht zu spät zum Mittagessen!" Die Amerikaner sind aber auch entsetzlich materielle Menschen und würden sich eben so gut glücklich und zufrieden fühlen, wenn sie Bratwurst hießen — doch zur Sache.

In einer eben nicht ganz kleinen, aber von dem Hauptverkehr der Welt ziemlich abgeschnittenen Stadt hatte sich seit einiger Zeit ein junger Schriftsteller und Dichter niedergelassen, der nicht allein sehr zartsinnige, duftige Erzählungen für das dort erscheinende Wochenblatt schrieb, sondern auch die benachbarte ziemlich freundliche Gegend in zierlichen Versen besang und sich dadurch die Herzen der Bewohner von Ystadt im Sturm gewann.

Die Bürger von Ystadt waren bis dahin durch Schmeicheleien noch nicht verwöhnt worden, und zum Vergnügen hatte sich ebenfalls noch nie Jemand dort aufgehalten. Der älteste Mann im Ort — der übrigens nur dann erwähnt wird, wenn er sich auf etwas nicht besinnen kann — konnte sich wenigstens keines Solchen erinnern, und den Ystädtern imponirte auch überhaupt das Wort Schrift-

steller, mit dem sich der Fremde schon die erste Nac[ht]
hinter dem Namen „Wunibald“ in das Fremdenbuch ei[n]getragen.

Ihr Wochenblatt schrieb und setzte sonst gewöhnlich nu[r]
der Buchdrucker, der außerdem noch jährlich einen Kalende[r]
und einige andere für Vieh und Menschen gemeinnützig[e]
Schriften verlegte. Was er sonst zur Füllung seines Blatte[s]
bedurfte, druckte er einfach, dem gewöhnlichen Brauche folgend
nach; einen wirklichen lebendigen Schriftsteller hatte er noc[h]
nie dazu verwandt. Da ließ sich „Herr Wunibald“ ode[r]
schlichtweg Doctor Wunibald, wie ihn die Leute nannten, i[n]
Ystadt nieder, und dem Ystädter Wochenblatt blühte ein[e]
neue Aera.

Bei dem Ystädter Wochenblatt war nämlich für irgend
einen Beitrag, welcher Länge auch immer, Honorar nie z[u]
fürchten, und Doctor Wunibald hatte die höchst lobenswerth[e]
und nicht genug zu empfehlende Angewohnheit, daß er keine[s]
beanspruchte. Er war, wie er dem Besitzer des Wochenblatts
freimüthig gestand, der Sohn eines bemittelten schlesischen
Gutsbesitzers und ritt den Pegasus nicht zur Miethe für so
und so viel die Stunde, wie es andere Sterbliche sehr häufig
zu thun gezwungen sind, sondern nur „zu seinem Vergnügen“.

Darin schien er übrigens zu bescheiden, denn das Vergnügen war auch mit auf Seiten des Redacteurs zu Ystadt,
und das Publikum selber las mit Befriedigung die sinnigen
Gedichte allsonnabendlich gleich unter den Marktberichten und
erwartete jedesmal mit immer wieder getäuschter Erwartung
eines günstigen Resultats die Fortsetzungen haarsträubender
Novellen, die ihnen jede Nummer brachte.

Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß
Doctor Wunibald nach sehr kurzem Aufenthalt schon in einige
der besten Familien der Stadt eingeführt wurde. Der Redacteur oder Buchdrucker, ein gewisser Herr Müller, hatte
bald in Umlauf gebracht, Doctor Wunibald sei ein steinreicher
Mensch. Wider Erwarten bezahlte er sogar regelmäßig seine
Rechnung im Wirthshaus, und zwar allwöchentlich, und be-

ım demnach schon eine Einladung zum Casino, der besten
eschlossenen Gesellschaft der Stadt.

Doctor Wunibald war noch ein junger Mann mit sehr
londen Haaren und sehr blauen Augen, dabei ging er stets
ußerst geschmackvoll im blauen Frack und gelber Weste,
ug natürlich eine Brille und betrug sich still und be-
heiden. Es versteht sich von selbst, daß ihm dies, besonders
nter den Frauen, bald Freunde gewann. Ein ästhetischer
hee ohne Doctor Wunibald war in Ystadt schon nicht mehr
enkbar. Selbst zu den geheimen Kaffeeunterhaltungen bekam
indirecte Einladungen, las dort seine Gedichte vor, ließ
h anbeten, und erklärte dann in verschiedenen Correspon-
nzen eben so verschiedener ausländischer Blätter, daß Ystadt
ne der gebildetsten Städte Deutschlands sei.

Eine der wichtigsten Personen in Ystadt war der Steuer-
th Wullenweber, ein in seinem Beruf außerordentlich
ätiger und tüchtiger Mann. Seine Frau stammte dabei,
ie sie keineswegs verheimlichte, aus einer literarischen deut-
hen Familie, und die Tochter Rosalinde, ein blühendes
bes Kind von kaum neunzehn Jahren, sollte selbst schon
nz niedliche Gedichte gemacht haben. Wenigstens behauptete
s die Mutter, Rosalinde selber war aber viel zu schüchtern,
n damit an's Tageslicht zu kommen, schwärmte jedoch desto
ehr für alles Poetische und las in schönen Stunden mit
octor Wunibald den Byron.

Wunibald war bald täglicher Gast im Hause des Steuer-
ths, der ihn selber auf das Freundlichste protegirte, und
ır damit alltäglich, oder vielmehr allabendlich ärgerte, daß
beim Vorlesen oft der sinnigsten Gedichte regelmäßig ein-
lief. Desto aufmerksamer hörten ihm aber die Frauen zu,
d als er ihnen eines Abends Shakespeare's Othello vor-
lesen, fühlte Rosalinde, daß ihr Herz nicht mehr das ihre
. Wenn auch Wunibald kein Mohr war, hatte er doch in
r seine Desdemona gefunden, und ein so zartes Verhältniß
gann zwischen den Beiden, wie es noch je zwischen Dichter
d Dichterin gekeimt, und endlich zur schönsten, herrlichsten
lüthe aufgegangen.

Im Anfang schienen sich die jungen Leute übrigens nicht

einmal der Stärke dieser Leidenschaft bewußt, und alle Mädchen in ganz Ystadt erfuhren es eigentlich früher als Rosalinde selber. Keinenfalls aber war die Mutter blind dagegen geblieben, und als Wunibald eines Nachmittags zur gewöhnlichen Zeit kam, um mit Rosalinde, wie gewöhnlich, Literaturgeschichte zu treiben, empfing ihn statt ihrer die Frau Steuerräthin Wullenweber, nöthigte den jungen, darüber etwas verdutzten Mann in das Heiligthum ihres eigenen Gemachs, das er bis dahin noch mit keinem Fuß betreten hatte, und bat ihn, ihr eine kleine Unterhaltung zu gönnen.

Wunibald zitterte am ganzen Leibe, denn eine Art von Instinct ließ ihn ahnen, welch' wichtigen Einfluß diese Stunde auf sein Leben ausüben würde. Er war sich allerdings der edelsten Absichten bewußt und hatte auch nicht leichtsinnig das Herz des holden Mädchens zu gewinnen gesucht — seine Gefühle ruhten auf dem festen und soliden Boden eines stattlichen Rittergutes, dessen glücklicher Besitzer er als der einzige Sohn seines Vaters einst werden mußte, aber — er zitterte doch. Die Frau Steuerräthin ließ ihm jedoch keine lange Zeit zum Nachdenken. „Mein lieber Herr Doctor," begann sie, und wäre Wunibald unbefangener gewesen, so hätte es ihm nicht entgehen können, wie die wackere Frau selber in peinlicher Verlegenheit bei der Anrede war, — „Sie — Sie haben uns — besonders in der letzten Zeit so oft mit Ihrem schätzbaren Besuch erfreut —"

„Beste Frau Steuerräthin —!"

„Bitte, mißverstehen Sie mich nicht," unterbrach ihn rasch die würdige Dame; „Sie — Sie müssen gefühlt haben, wie angenehm uns Allen, meinem Mann, mir und — meiner Tochter Rosalinde Ihre Besuche waren und sind — aber — die böse Welt — Sie glauben nicht, Herr Doctor —"

„Aber beste Frau Steuerräthin, ich will doch nicht hoffen, daß —"

„Nein!" rief die Steuerräthin rasch, ohne ihn ausreden zu lassen, „Gott bewahre! Aber Sie werden auch einsehen —"

Wunibald hatte indessen seine ganze Fassung wieder erhalten. Er stand auf, ergriff die Hand der besorgten Mutter und sagte feierlich: „Hochgeehrte Frau, — ich verstehe, was Sie sagen wollen. Ja mehr noch als das, ich fühle, daß ich Ihnen eine Erklärung meines Betragens schuldig bin, und ich kann das mit um so freierem Herzen, da ich in meinen Absichten rein und ehrenhaft vor Ihnen stehe."

„Bester Herr Doctor —!"

„Ich liebe Ihre Tochter," fuhr Wunibald, von der Wucht des Augenblicks hingerissen, fort, „liebe sie wie das Licht meiner Augen, wie den göttlichen Funken Poesie, den Gott in meine Seele gelegt — liebe sie mehr als mich selbst! Sie ist mir, was der Sonnenschein der Pflanze, was der Thau der Blüthe, was das Licht der Rose — sie ist mir Luft und Leben, und ohne sie versänke mein Dasein in des Chaos Nacht."

„Ich habe dies nicht anders von Ihnen erwartet" sagte die Steuerräthin — „und ich — fürchte, daß auch Rosalinde —"

„Oh fürchten Sie das nicht!" unterbrach sie aber mit bittendem Ton der junge Mann, „lassen Sie mich hoffen, daß Rosalinde nur den kleinsten Theil dieser Gefühle für mich hegt, und seien Sie versichert, daß mich schon der Gedanke zum Glücklichsten der Sterblichen machen würde."

„Und Ihre Absicht ist in der That?"

„Mein Geschick in Ihre Hände zu legen!" rief der junge Mann begeistert. „Ich bin nicht arm. Meine Eltern haben nur den einzigen Sohn und verfügen über ein bedeutendes Vermögen, und ich weiß, daß es ihr sehnlichster Wunsch ist, mich an ein Wesen gefesselt zu sehen, das — ich darf nicht sagen meiner würdig wäre — dessen ich selber hoffen darf mich einst würdig zu zeigen. Mein — mein Name ist freilich noch unbekannt, aber — was liegt an einem Namen, wenn das Herz —

„Oh Ihr Name ist nicht mehr unbekannt!" unterbrach ihn aber die würdige Frau, der das Herz in der Beruhigung über das Gehörte bis zum Zerspringen voll war, und der

die aufquellende Rührung fast die Stimme erstickte. „Ihr Name hat einen guten Klang, und ich selber lege meines Kindes Schicksal in Ihre Hände."

„Hochverehrte Frau —!" sagte Wunibald gerührt.

„Auch mein Mann wird, wie ich sicher hoffe, nichts gegen eine für uns so ehrenvolle Verbindung haben — und — Rosalindens Herz sind Sie, wie ich fürchte, schon zu gewiß."

„Theuerste Mutter —!"

„Aber da kommt mein Mann gerade nach Haus," unterbrach sie sich selber rasch. „Sprechen Sie gleich mit ihm, sein Herz ist gut und offen, und ich — will indessen zu Rosalinde hinüber gehen. Das arme Kind wird nicht wissen, was wir hier so lange allein zusammen gehabt. — Heut Abend erwarten wir Sie zum Thee." Und ehe der wie in einer Verzückung dastehende Wunibald etwas darauf erwidern konnte, verließ sie rasch das Zimmer.

Wunibald blieb, wie sie ihn verlassen, auch noch eine ganze Weile stehen und dachte gar nicht daran sich zu bewegen. Endlich hörte er die Schritte des nahenden Steuerraths, dem die Frau Steuerräthin indessen schon, ehe sie zu Rosalinden ging, alles Wissenswerthe in der Geschwindigkeit mitgetheilt, und sah sich im nächsten Augenblick dem Vater der Geliebten gegenüber.

Der Steuerrath war, wie schon vorerwähnt, ein ganz einfacher praktischer Mann mit einer sehr geringen Hinneigung zum Aesthetischen. Er ließ das Letztere aber nie die Oberhand bei sich gewinnen, selbst nicht in den unvermeidlichen Thees, und faßte deshalb auch jetzt die Sache gleich beim rechten Zipfel an. Gegen den Doctor Wunibald hatte er, selbst als Schwiegersohn, allerdings nicht das Geringste einzuwenden. So lange er ihn kannte — und das begriff doch immer schon einen längeren Zeitraum — war Wunibald in seinem Betragen stets musterhaft gewesen; gegen seine Fähigkeiten ließ sich auch nicht gut etwas einwenden — das Ystädter Wochenblatt hatte ihm gewissermaßen ein Monument gestiftet — nur über seine Vermögensumstände, über seine Familie

mußte er noch Näheres erfahren, ehe er ihm sein Kind, seine einzige Tochter anvertrauen konnte. Das war er überhaupt seinem Kinde schuldig, in dieser Hinsicht für sie zu sorgen, denn junge liebende Herzen fragen einmal den Henker nach allen den Nothwendigkeiten des Lebens, die sie später nun doch einmal zum Leben nothwenig brauchen, und deren Besitz nit dazu dienen muß, nicht allein ihren Pfad zu ebnen, 'ondern auch eben ihre Liebe dauernd und haltbar zu nachen.

Er selber besaß allerdings einiges Vermögen, aber doch ticht so viel, um jetzt schon einen großen Theil davon herjeben zu können. Es kam deshalb ganz darauf an, was Bunibald's Vater für ihn thun konnte oder wollte, denn wenn eine Poesie auch einen blumigen Boden haben mochte, inen goldenen hatte sie nicht. In etwas beunruhigte es hn dabei, daß er, trotz der eifrigsten Erkundigungen, eine familie Wunibald bis jetzt in Schlesien noch nicht hatte erragen können, und daß ihm der junge Mann darüber eine Inwahrheit erzählte, glaubte er nicht. Dafür gab es nun in ganz einfaches Mittel — er brauchte ihn nur darum zu ragen, und beschloß auch ganz ehrlich, Mann gegen Mann, iit ihm zu handeln.

In welcher Aufregung sich der junge Dichter befand, sah :, so wie er nur in's Zimmer trat. Um ihn deshalb nicht inger als nöthig auf die Folter zu spannen, ging er auf m zu, drückte ihm herzlich die Hand und sagte:

„Lieber Wunibald, ich will Ihnen alle weiteren Erklämgen ersparen. Meine Frau hat mir Ihr Gespräch schon itgetheilt; und das mag Ihnen zur Beruhigung dienen, ß ich Ihnen offen sagen kann: ich freue mich, daß Rosande die Aussicht hat, einen so wackern Mann zu bemmen."

„Bester Herr Steuerrath!" rief Wunibald, die ihm getene Hand scherzlich schüttelnd. Beide bemerkten dabei nicht, ß die Frau Steuerräthin wieder durch eine Seitenthür, vor r eine spanische Wand stand, in's Zimmer getreten war d mit einem glücklichen Gesicht und zwei großen hellen

Freudenthränen im Auge dem Gespräch der Beiden lauschte. Galt es doch das Glück ihrer einzigen Tochter, die in der Nebenstube mit bebenden Gliedern und schamgerötheten Wangen den Geliebten erwartete.

„Schon gut — schon gut," sagte der Steuerrath, selber gerührt. „Nun aber, mein lieber junger Freund, den ich bald Sohn zu nennen hoffe, müssen Sie mir auch eine Frage gestatten, die Sie dem Vater des Mädchens, das Sie lieben und zur Frau begehren, zu Gute halten mögen, und es betrifft dieselbe zwar Ihre eigenen Eltern, deren Einwilligung zu der Verbindung vor allen Dingen nöthig ist. Ich will Ihnen dabei nicht verhehlen," fuhr der Steuerrath fort, als Wunibald schwieg, „daß ich Ihre Werbung um meine Tochter schon vorausgesehen habe. Ich wußte, wie gut Ihnen das Mädchen sei, und glaubte Sie nicht zu den leichtsinnigen und gefährlichen Menschen zählen zu dürfen, die solchen jungen Dingern nur mit schönen Redensarten den Kopf verrücken, und weiter keine Absicht dabei haben, als sich zu amüsiren. Ich habe mich auch deshalb durch mehrere wackere Freunde, die mir in Schlesien leben, nach Ihrer Familie erkundigen lassen, muß Ihnen aber gestehen, daß das bis jetzt noch zu keinem Resultat geführt. Eine Familie Wunibald war ihnen weder bekannt, noch unter den Rittergutsbesitzern zu erfragen, und ich ersuche Sie jetzt selber offen und ehrlich darum, mir Auskunft darüber zu geben."

„Ich fühle, daß das meine Pflicht ist," entgegnete Doctor Wunibald, aber weit ernster, als es die so einfache Sache zu erfordern schien, ja dem Steuerrath kam es fast so vor, als ob dabei das Blut seine Wangen verlassen hätte. Er sah wenigstens plötzlich ungewöhnlich bleich aus. Er schwieg auch einen Augenblick, wie um sich zu sammeln, und sagte dann mit fester, entschlossener Stimme: „Daß Sie den Namen Wunibald nicht in Schlesien erfragen konnten, verehrter Herr, ist leicht erklärt, denn es ist nicht mein Familien-, sondern mein Vor- und Dichtername."

„Also Sie heißen nicht Wunibald?" rief der Steuerrath erstaunt.

„Nein," erwiderte Wunibald gefaßt. „Mein Vater gehört

einem ziemlich alten, wenn auch bürgerlichen Geschlecht an, und besitzt eins der besten und einträglichsten Rittergüter in der Nähe von Oels bei Breslau."

„Wir brauchen nicht adelig zu sein, lieber Freund," lächelte der Steuerrath. „Ich selber stamme aus einem alt bürgerlichen Geschlecht und bin stolz darauf. Der Name Wullenweber hat einen guten Klang im Norden, und vor alten Zeiten war mein Ahn, von dem ich in directer Linie abstamme, im nordischen Reich sogar berühmt, wie ich Ihnen nicht weiter zu erklären brauche. Ich halte dafür auch etwas auf einen wackern bürgerlichen Namen, und werde stolz darauf sein, in meinen Enkeln ein altes würdiges Geschlecht fortgepflanzt zu sehen. Wie heißen Ihre Eltern?"

„Geben Sie etwas auf einen Namen?" lächelte Wunibald, der Frage ausweichend, und dem Steuerrath konnte es nicht entgehen, daß der junge Mann todtenbleich dabei geworden war.

„Ich? — allerdings!" versetzte der Steuerrath erstaunt. „Soll ihn doch meine Tochter — sollen ihn meine Enkel einst führen. Aber — Sie haben mir den Ihrigen noch nicht genannt."

„Er gehört einem der loyalsten Männer Schlesiens," sprach Wunibald, „einem Ehrenmanne, der nicht nur durch seinen Reichthum, nein, der auch durch sein biederes, wackeres Herz geachtet und geehrt bei seinen Nachbarn steht."

„Das freut mich herzlich zu hören," sagte der Steuerrath, „und wie heißt der wackere Mann?"

Wunibald zögerte noch einen Augenblick, dann fuhr er langsam fort:

„Das Herz des Mannes, sein Wirken und Handeln muß auch seinen Werth bestimmen — nicht wahr, so denken Sie doch auch? — Den Namen gab uns oft ein blindes Ungefähr, ein Zufall, irgend eine tolle, übermüthige Laune vielleicht des Ahnen, vielleicht der Neid der Nachbarn, vor uralten Zeiten, denn schlechte, klein denkende Menschen können nichts weniger ertragen, als den Erfolg des Nächsten, der sich durch die eigene Kraft aus ihrer Sphäre aufgeschwungen hat."

„Aber Sie spannen mich wirklich auf die Folter,“ meinte der Steuerrath. „Und welchen Namen trägt Ihre Familie, daß Sie einer solchen Vorbereitung dazu bedürfen?“

Doctor Wunibald sah dem Steuerrath fest in's Auge, bog sich dann zu ihm über und flüsterte ihm etwas in's Ohr. — Der Steuerrath fuhr zurück, schaute den jungen Mann einen Moment von der Seite an und sagte dann lächelnd: „Oh — Sie scherzen!“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort!“ versicherte Wunibald ernst.

Die Frau Steuerräthin, für welche diese Wendung des Gesprächs etwas außerordentlich Ueberraschendes hatte, gab sich die äußerste Mühe, das geflüsterte Wort zu verstehen, war es aber nicht im Stande.

„Aber Sie wollen doch nicht behaupten — ich muß Sie mißverstanden haben!“ rief jetzt der Steuerrath erschreckt. „Sie wollen doch nicht behaupten, daß Ihr Vater —“

„Das ist unser Familienname,“ erwiderte Wunibald resignirt.

„Derselbe Name, den einmal Ihre Frau führen soll?“ rief der Steuerrath. —

„Ich habe keinen andern,“ stöhnte Wunibald.

Der Steuerrath hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab. Die Frau Steuerräthin stand wie auf Kohlen, wagte aber doch nicht, ihr Versteck zu verlassen, und sah nur durch eine Ritze in der spanischen Wand, daß Doctor Wunibald — und wie hieß nur der Unglückliche? — die Hand auf das Fensterbrett gestützt hatte und still und stumm vor sich hin starrte.

„Das geht nicht,“ sagte da der Steuerrath plötzlich und blieb vor dem jungen Mann stehen, „das geht wahrhaftig nicht. — Hier in Ystadt — nein, es ist unmöglich!“ unterbrach er sich selber. „Lieber Herr — lieber Herr Wunibald, ich will Ihnen gern glauben, daß Ihre Vermögensumstände — daß Ihre Stellung im bürgerlichen Leben Sie vollständig berechtigen, um die Hand der wackersten Bürgerstochter zu

werden. Ich versichere Sie, daß ich unter anderen Umständen stolz darauf gewesen sein würde, Sie meinen Schwiegersohn zu nennen, aber — es geht wahrhaftig nicht. Den Namen darf und soll mein Kind nicht führen, und wenn Sie Ihren Vater nicht vermögen können ihn zu ändern —"

„Mein Vater würde mich enterben — würde mir fluchen," sprach Wunibald düster, „wenn ich nur die Andeutung eines solchen Wunsches bei ihm laut werden ließe. Er wie seine Vorfahren haben ihn mit Ehren geführt, und mit ordentlich krankhafter Hartnäckigkeit hängt er daran."

„Sie thun mir leid, junger Mann," sagte der Steuerrath gerührt. „Sie erliegen einem Verhängniß, das Sie, wie ich recht gut fühle, unverschuldet trifft, aber unter diesen Umständen ist Rosalinde für Sie verloren."

„Und wollen Sie zwei Herzen brechen eines Namens wegen?" rief der Unglückliche.

„Ich thue, was ich für meine Pflicht halte," entgegnete der Steuerrath ernst, „und Rosalinde ist eine zu gute Tochter, gegen den Willen ihres Vaters eine Verbindung einzugehen — selbst wenn sie dabei das Bild eines geliebten Mannes aus dem Herzen reißen müßte. Sie selber werden aber einsehen, daß Sie unter solchen Umständen unser Haus nicht wieder betreten können, und so leid mir —"

„Genug — genug!" unterbrach ihn Wunibald in nicht mehr zu bezwingendem Schmerz. „Ich fühle, daß Sie Recht haben; ich fühle den Fluch, der auf mir liegt, und darf mich nicht einmal beklagen. Leben Sie wohl, und mag Rosalinde einen Unglücklichen vergessen, der fortan nur noch die eine Seligkeit kennen wird, an sie zurückzudenken."

„Vater — um Gottes willen, was geht hier vor?" rief da die Frau, die es nicht länger hinter dem Schirm ertragen konnte. Aber Wunibald hörte sie schon nicht mehr. Er hatte seinen Hut aufgegriffen und in wildem Schmerz das Zimmer verlassen, und als ihm die Mutter in ihrer Todesangst folgen wollte, ergriff ihr Gatte sie am Arm und führte sie langsam in das Zimmer zurück.

„Es ist gut so," sagte er ernst und fast schmerzlich dabei, „er und ich konnten nicht anders handeln."

„Aber wie heißt der Unglückliche?" rief die Frau unter vorquellenden Thränen.

„Tröste Rosalinde," sprach der Vater weich, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und verließ rasch das Zimmer und das Haus.

Am nächsten Tag lief ein dumpfes Gerücht durch alle Kaffeegesellschaften von Ystadt, daß bei Steuerraths irgend etwas vorgefallen sei. Was es wäre, darüber war man noch im Zweifel, wenigstens tauchten so viel einander widersprechende Auslegungen auf, daß die guten Frauen von Ystadt wirklich in Verlegenheit kamen, welche Nachricht wohl die schrecklichste und außergewöhnlichste sei, um diese dann kräftig mit verbreiten zu helfen. Darüber schien man einig, daß sich der Doctor Wunibald unter einem falschen Namen in die Familie geschlichen und jetzt polizeilich und steckbrieflich verfolgt werde — denn seit gestern Abend war er aus Ystadt verschwunden. Was er aber kürzlich verbrochen hatte, war bis jetzt unmöglich gewesen zu ermitteln.

Die Frau Steuerräthin wie Rosalinde hatten übrigens an dem Nachmittag für drei verschiedene Kaffeeeinladungen danken lassen, und zwar unter dem Vorwand von Unwohlsein, und der weibliche Theil von Ystadt war in Verzweiflung.

Darin hatte denselben aber der in solchen Sachen wirklich fabelhafte Instinct, vielleicht auch eine Andeutung von Steuerraths Dienstmädchen, doch richtig geleitet, daß sie vor allen Dingen den wirklichen Namen des Flüchtlings herausbekommen wollten; das Uebrige mußte dann von selber an's Tageslicht. Das aber glaubte man am besten durch die Polizei erfahren zu können. Die Frau Polizeiräthin bot ihre Vermittlung an — leider jedoch ohne wesentlichen Erfolg. —

In Ystadt herrschte noch ein gegen anständige Fremde

ziemlich liberales System, nach dem man sich besonders bei solchen, die sich nicht bleibend dort niederließen, mit einfacher Namens- und Standesangabe begnügte. Es war Niemand bis jetzt eingefallen, daß Doctor Wunibald eben anders heißen könne als Wunibald, und da von nirgend her Klage gegen ihn einlief, ja im Gegentheil Jeder, der mit ihm in Berührung kam, sein bescheidenes, anspruchloses und loyales Wesen rühmte, so hatte man ihn unter dem Namen gelten lassen. Jetzt aber, da man wirklich nachfragen wollte, war er verschwunden.

Mit der Post hatte er jedenfalls schon lange die Eisenbahn erreicht, und wohin er sich dort gewendet, blieb ungewiß. Eine Ursache zu steckbrieflicher Verfolgung, wie die Frau Polizeiräthin vorschlug, lag aber nicht vor. Er hinterließ in Ystadt nicht einen Pfennig Schulden; Niemand beklagte sich über ihn, als nur die Damen von Ystadt, daß er ihnen eben ein solches Geheimniß zurückgelassen, und deren einzige Hoffnung blieb jetzt noch die Frau Steuerräthin.

Daß diese gerade in solcher Zeit, und zwar schon am nächsten Tag, mit ihrer Tochter Rosalinde eine Reise in ein nordisches Bad unternahm, war daher wahrhaft boshaft, und hätte nur durch ein aufrichtiges Geständniß bei ihrer Rückkehr gesühnt werden können — denn aus dem Steuerrath war indessen kein Wort heraus zu bekommen. Aber auch dann verharrte sie still und stumm, und die Frauen von Ystadt nannten sie „eine wahre Sphinx". Wenn sie das übrigens war, so war sie es wider ihren Willen, denn vergebens hatte sie sich ebenfalls oft und hartnäckig genug bemüht, von ihrem darin ordentlich eisernen Mann den verhängnißvollen Namen zu erfahren. Der Steuerrath ließ sich nicht erweichen, und ich bin fest überzeugt, daß ihm nicht einmal Daumschrauben das Wort über die Lippen gepreßt hätten.

Doctor Wunibald blieb deshalb auch in der Erinnerung in Ystadt, Doctor Wunibald nach wie vor. Keine Zeitung brachte einen Bericht über einen verfolgten oder entdeckten Verbrecher, der sich unter diesem Namen in die Häuser und Familien — man wollte nicht Herzen sagen — Leichtgläubiger eingeschlichen, und die Alles mildernde Zeit trocknete endlich selbst

die Thränen Rosalindens und brachte die Farbe auf ihr gramgebleichten Wangen zurück.

Und Doctor Wunibald? — Frage mich nicht, Leser. De Unglückliche sitzt daheim auf dem Erbe seiner Väter und träg eine Atlaslast an seinem Namen.

Höhlenjagd in den westlichen Gebirgen.

An einem klaren, bitterkalten Nachmittag des Monats Februar, als die Sonne, von dünnen Nebelschleiern umzogen, nicht Kraft genug hatte, die aus den nordwestlichen Prairien herüberwehende schneidende Luft zu mildern, und selbst an den fließenden Wassern ein starker Eisrand hing — etwas in Arkansas sehr Ungewöhnliches, kletterten an den steilen Abhängen, welche die Quellen des „Spirit creeks“ einschließen, drei Männer über die rauhesten und unwegsamsten Stellen hinweg, die in der ganzen Gegend nur gefunden werden konnten. Obgleich oft kurze Strecken offenen, ebenen Bodens vor ihnen lagen, umgingen sie doch stets diese, und suchten wieder die schroffsten, wildesten Wände aus, an denen abgebrochene Felsblöcke und toll und bunt durcheinander geworfene Steinmassen ihr Fortschreiten fast zu einer Unmöglichkeit machten.

Die drei Jäger — denn andere Leute konnten in solchem Felschaos nichts zu suchen haben — hielten sich einige hundert Schritt von einander entfernt, aufmerksam dabei den Boden und die Pflanzen, über dem und an denen sie hingingen, untersuchend, und nur sehr langsam bewegten sie sich vorwärts. Da lenkte plötzlich der Ruf des am tiefsten Dahinkletternden — eines Indianers — (die anderen beiden Jäger waren Weiße) — die Aufmerksamkeit seiner Gefährten dorthin, und sie stiegen, auf sein Winken und seine Bewegungen, die ihnen zeigen sollten, daß er etwas gefunden habe, zu ihm hinab, um seine Entdeckung zu untersuchen.

Der Indianer war noch ein junger, rüstiger Mann, etwa dreißig Jahre alt und schlank, aber kräftig gebaut, wenigstens verrieth der nackte Arm, den er aus seiner wollenen Decke hervorstreckte, um den Anderen das Zeichen zu geben, außerordentlich starke Sehnen und Muskeln. Seine Beine waren mit ledernen Leggins, seine Füße mit Moccasins aus eben dem Stoff bekleidet, sein Jagdhemd aber, aus dünnem buntfarbigen Kattun leicht zusammengeheftet, wurde eigentlich nur noch durch den Gürtel gehalten, denn in Streifen hing es ihm von den Schultern herunter. Sein Kopf war bloß, und die schwarzen langen Haare flatterten ihm über Stirn und Schläfe herab, auch zeigte sein Gesicht keine der sonst bei seinem Volk so gebräuchlichen entstellenden Farben, sondern nur seinen eigenen dunkeln, kupferfarbenen Teint, aus dem ein Paar feurige Augen kühn hervorblitzten. Auf der linken Schulter lag ihm die lange Büchse, und sein Gürtel hielt unter der Decke Messer, Tomahawk und einen Blechbecher.

Seine beiden Gefährten waren auf ähnliche Art wie er gekleidet, nur trugen sie lederne Jagdhemden, die Decken fest zusammengerollt auf dem Rücken, und der Eine von ihnen, ein schlanker, hochgewachsener Mann, dessen blondes Haar den Nordländer verrieth, hatte eine rauhhaarige, aus dem Fell eines Waschbären roh zusammengeheftete Mütze tief in die Stirn gedrückt, während sein Kamerad, dem eine kurze deutsche Büchse an einem Riemen über die Schultern hing, eine wollene gewebte Mütze als Kopfbedeckung führte.

An den rauhen Weg gewöhnt, sprangen sie mit Leichtigkeit den steilen Abhang, von Fels zu Fels, hinunter, und waren bald an des Indianers Seite, der, als er sah, daß seinem Ruf Folge geleistet wurde, sich fest in seine Decke einhüllend sie erwartete. Als sie aber den Platz, wo er stand, erreichten, streckte er wieder seine eine Hand aus der Umhüllung hervor und rief, auf den Boden um sich herum und viele abgebissene kleine Büsche zeigend: „Der Bär liebt den Sassafras, denn er macht ein weiches Lager — wenn das Wetter warm wird, führt eine Fährte von hier nach dem Bach hinunter.“

„Wenn wir's nicht unter der Zeit vereiteln, Tessakeh!" rief der schlanke Jäger, indem er aufmerksam die Zeichen, die den nahen Aufenthaltsort eines Bären verriethen, musterte. „Wo steckt aber der schwarze Bursche? er muß seinen Eingang hier irgendwo in der Nähe haben, und doch sehe ich keine Höhle."

„Wah!" sagte der Indianer, als er auf ein Loch zeigte, das gerade da, wo er stand, senkrecht in den Boden hineinlief und kaum groß genug war, einem starken Mann den Eingang zu verstatten.

„Und wie kämen wir da hinunter?" fragte der Deutsche, indem er seinen Kopf dicht an die Oeffnung hielt und hinabzuschauen versuchte. „Hol's der Henker, es scheint tief zu sein und ist stockfinster drunten." — Mit diesen Worten warf er einen kleinen Stein hinein, und dessen hohles Klatschen und Plätschern verrieth, daß er in Wasser gefallen sei.

„Wasser unten?" rief der Engländer, indem er sich vorbeugte und lauschte — „wahrhaftig, und etwa zwanzig Fuß tief? — hol' mich der Böse, wenn ich da einsteige, und läge das fetteste Bärenfleisch dorten, das je in den Wäldern von Arkansas sich von Eicheln nährte. Da wird aber auch kein Bär sein, denn so dumm sind die alten Burschen doch nicht, sich ein nasses Lager zu wählen, wo es so viele trockene im Ueberfluß giebt."

„Der Bär ist schlau," erwiderte Tessakeh, indem er nochmals einen Stein hinabwarf, und dabei dem Laut horchte — „sehr schlau; er weiß den Platz zu finden, wo er sicher und trocken liegt, aber der weiße Mann hängt mit seinen Augen an den Wolken, wenn er seine Füße betrachten sollte — hat er den Zweig abgetreten, auf dem er steht?"

„Wahrhaftig!" rief Redham, indem er einen kleinen verdorrten Sassafraszweig, der dicht am Rand der Oeffnung lag, aufhob und betrachtete — „den muß der Bär hergeschleppt haben, und das ist ein ziemlich sicherer Beweis, daß er darin steckt; aber wir werden ihn da unten schwerlich belästigen — Stück für Stück könnten wir ihn auch nur, wenn

wirklich erlegt, heraufschaffen, und ich glaube, wir müßten uns selber ebenso hinunterschicken."

Ohne weiter etwas zu erwidern, schaute Tessakeh einen Augenblick scharf umher, und stieg dann zu einem jungen, schlanken Hickorystamm hinauf, der, einige fünfzig Schritt über ihnen am Berge, gerade und schlank, wohl vierzig Fuß hoch und nur einige Zoll stark, in die Höhe stieg, fällte denselben mit wenigen Schlägen seines Tomahawks, daß er dicht neben den zwei anderen Jägern niederschlug, befreite ihn von den Aesten, die er jedoch noch einige Zoll vom Stamm daran ließ, um einen Haltpunkt für die Füße zu bilden, und hob dann mit des Deutschen Hülfe, der bald begriff, zu welchem Zweck der junge Stamm benutzt werden sollte, die schnell fabricirte Leiter in die Höhle hinab.

Da der Stamm länger als nöthig war, nahmen sie ihn noch einmal heraus, schlugen etwa acht Fuß von dem untern glatten und astlosen Ende ab, und hatten sich nun, wenigstens in diesen Schacht, einen Eingang gebildet.

„Nun, Redham, wollt Ihr nicht mit hinunter?" fragte der Deutsche, als er seine Decke und Kugeltasche abwarf, und das Pulverhorn mit einem kleinen Riemen dicht an seinem Körper befestigte — „wir werden vielen Spaß haben, und es wäre wirklich schade, wenn Ihr hier so ganz allein —"

„Ich gönne Euch all' den Spaß, Werner, den Ihr Euch da unten machen könnt, ich gönne ihn Euch von ganzem Herzen!" unterbrach ihn Redham, indem er Feuer anschlug. — „Geht nur hinab und bringt mir wenigstens noch vor Abend ein Stück von dem Bären herauf, denn ich bin wirklich hungrig, und wir haben unser letztes Fleisch schon heute Morgen verzehrt. Ich will indessen ein gutes Feuer unterhalten und den Eingang bewachen."

Tessakeh hatte ebenfalls seine Decke abgeworfen und ein kurzes, dickes Stück Wachslicht, roh aus den gelben Zellen eines wilden Bienenstocks zusammengeknetet, aus seiner Kugeltasche genommen, während Werner ein ähnliches, aber bedeutend längeres, aus seiner Decke herauswickelte. Der

Indianer gürtete dann sein langes Jagdmesser fester und legte die Büchse nahe beim Feuer nieder, das schon, von Redham's geschickter Hand erweckt, hoch emporloderte.

„So soll ich allein meine Büchse mitnehmen?" sprach Werner, als er sah, wie sich Tessakeh bereit machte, ohne die seinige den Weg anzutreten.

„Tessakeh hat ein langes Rohr, und wenn der Ladestock herausgezogen wird, ist sie vier Fuß länger," erwiderte der Indianer.

„Nun, wenn diese Höhle so eng ist als die vorige, in die wir zusammen hineinkrochen," lachte Werner, „so möchte die meinige zum Wiederladen ebenfalls zu lang sein; aber vorwärts, Tessakeh, vorwärts! Wir wollen diesem guten Mann hier oben zeigen, daß wir uns nicht vor einem tiefen Loch und Wasser im Grunde fürchten — ist ein Bär darin, so haben wir heut Abend Fleisch, und das ist ein Gegenstand, den wir höchst nöthig brauchen."

Mit diesen Worten wollte er, die Büchse auf den Rücken gehangen, zuerst hinab. Tessakeh hielt ihn aber zurück und sagte, als er auf die Mündung der Waffe zeigte, mit dem Kopf schüttelnd: „Weiße Mann hat das sichere Ende — Tessakeh wird voransteigen, und hat mein Bruder dann unten noch Lust, so mag er sein Wachslicht dem Bären zuerst zeigen."

Ohne weiter eine Antwort abzuwarten, ließ er sich dann in die Oeffnung hinab und war in wenigen Augenblicken verschwunden, während Werner schnell seinem Beispiel folgte. Redham hatte nur noch Zeit ihm zuzurufen:

„Habt Acht, Werner, habt Acht! Schießt nicht, wenn Ihr nicht Eurer Sache gewiß seid, und bedenkt, daß die Kugel in solcher Höhle außerordentlich leicht und schnell aus dem Lauf fährt, verdammt schwer aber wieder mit einer gehörigen Ladung hineinzubringen ist, besonders wenn man dabei eine verwundete Bestie abzuwehren hat."

Werner nickte ihm noch einmal zu, rief ihm ein fröhliches „viel Vergnügen" zurück, und verschwand ebenfalls in der

engen Höhlung, aufmerksam auf seine Büchse achtend, daß diese nicht, unvorsichtig getragen, sich von selbst entladen möchte.

Mit Leichtigkeit kletterten die beiden Männer an dem Stamme nieder, und bald stand Tessakeh am Fuße desselben im Wasser, das er vorher untersuchte und nicht tiefer als sechs bis sieben Zoll fand. Werner war an seiner Seite, und ihre Lichter emporhaltend, die einen matten Schein umherwarfen, beschauten sie forschend den Raum, in dem sie sich befanden. Es war eine Art Gewölbe, etwa neun Fuß hoch und sechzehn bis achtzehn Fuß weit, nach den Seiten zu abgedacht, wo sowohl oben, etwa fünf Fuß vom Boden, als unten im Wasser ein Seitenzweig der Höhle in den Berg hineinlief.

Tessakeh erklomm mit Hülfe Werner's die obere Oeffnung, und dort Spuren von Bären und anderen wilden Thieren findend, kroch er darin weiter, um zu erfahren, ob der Bewohner der Höhle sich in dem trockenen oder nassen Gange einquartiert habe. Werner mußte zurückbleiben, da er ohne andere Hülfe den engen, hoch vom Boden gelegenen Eingang nicht mit der Büchse erreicht haben würde, und stand, bis über die Knöchel im kalten Wasser, in einer keineswegs angenehmen Stellung. Endlich, nach langem Harren, als ihn der Frost schon zu schütteln anfing, erschien Tessakeh wieder am Eingang des obern Ganges und versicherte, derselbe liefe so eng und spitz aus, daß unmöglich ein großer Bär sich darin aufhalten könne; der alte Bursche müsse deshalb auf jeden Fall den tiefer liegenden nassen Weg gewählt haben, um zu irgend einem andern trockenen Platze zu gelangen.

Höchst unbehaglich aber sah der Eingang zu der zweiten muthmaßlichen Höhle aus, denn wenn auch der Gang etwa zwanzig Zoll hoch sein mochte und einen Menschen bequem hindurchgelassen hätte, so war er doch fünf bis sieben Zoll tief mit Wasser gefüllt, und dunkel gähnte die schwarze Oeffnung den beiden Jägern entgegen.

„Ein Bär ist darin," brach endlich Tessakeh das Schweigen, nachdem Beide bedenklich den Eingang einige Minuten

lang betrachtet hatten, — „ein Bär ist darin, will aber mein Bruder sein Leben daran setzen, das Thier in seiner wohlverwahrten Festung anzugreifen? Es ist kalt, der Hirsch sucht die Eicheln, die an der Südseite der Berge liegen, und Nedham ist ein großer Jäger, — er wird Fleisch haben, ehe die Sonne wieder im Mittag steht."

„Es ist wahr, Tessakeh," sagte Werner, nachdenkend den gefährlichen, unbequemen Eingang betrachtend, — „wir sind aber einmal hier, und aller Wahrscheinlichkeit nach können wir auch, mit ein wenig Ausdauer, die Bestie finden und erlegen; willst Du mir also folgen, wenn ich vorangehe und Bahn breche, oder hier warten? — denn versuchen muß und werde ich es!"

„Mein Bruder ist brav und mag den Versuch wagen; wenn er aber seinen Kopf wendet, wird er, wo er auch sei, in die Augen Tessakeh's sehen," antwortete der Indianer, und ohne weiter ein Wort zu verlieren, kniete Werner im Wasser dicht an der Oeffnung der Höhle nieder und leuchtete hinein. Kein besonderes Hinderniß schien ihm entgegen zu stehen, und die Büchse, den Lauf nach vorn, auf der linken Schulter mit der linken Hand, in der er das Licht trug, haltend, legte er sich auf den rechten Ellbogen nieder und kroch langsam in die schmale Mündung, von Tessakeh gefolgt, der sich, da er seine Flinte zurückgelassen hatte, leichter fortbewegen konnte. Wohl ragte nur Werner's Kopf und der linke Arm mit der Schulter aus dem Wasser hervor, und er war genöthigt, die Schnüre des Pulverhorns zwischen die Zähne zu nehmen, um dieses trocken zu halten; doch verfolgte er muthig und unerschrocken seinen gefährlichen dunkeln Weg und erreichte, nachdem er etwa dreißig bis vierzig Schritt auf solch' unbequeme Art fortgekrochen war, zwar ganz durchnäßt und vor Frost zitternd, aber doch wohlbehalten, den trocknen Theil der Höhle, die sich hier in die Höhe zog und in drei verschiedenen Mündungen auslief. Tessakeh war in demselben Augenblick, als er sich erhob und den offenen Raum betrat, an seiner Seite und schüttelte sich wie ein Hund, der eben dem Wasser entstiegen ist; dann vorsichtig mit seinem Lichte umherleuchtend, betrachtete er mit vieler Aufmerksamkeit den

weichen Boden, in dem eine Unmasse verschiedener Fährten eingedrückt waren, und wandte sich nun lächelnd zu dem weißen Freunde, der seinen Gürtel abgelegt hatte, sein Jagdhemd auszog und ausrang, und seine Büchse untersuchte, ob sie nicht, trotz aller Vorsicht, durch eine unbeachtete Bewegung feucht geworden wäre.

„Die Jäger haben oft die Höhle gefunden, aber mein Bruder und Tessakeh waren nie unter ihnen; sie haben ihre Feuer am Eingange angezündet, aber bis hierher hat keiner einen Funken getragen; sie sind wie der Wolf, der das Lager des schlafenden Jägers umschleicht — sie wittern das aufgehangene Wild, aber sie fürchten den Blick des Menschen."

„In welcher von den drei Höhlen mag die Bestie nur stecken?" frug Werner, indem er das ausgerungene Jagdhemd wieder anzog und den Gürtel mit dem Messer darin umschnallte — „sie sehen eine wie die andere aus und scheinen, hol's der Henker, alle drei gleich unbequem."

Tessakeh hatte unterdessen seine Beobachtungen fortgesetzt, und jetzt, auf eine breite Fährte zeigend, die in die linke Oeffnung hineinlief und wo die eingehenden Spuren in die der ausgehenden eingedrückt waren, rief er, indem er genau die Tapfen beleuchtete und die Knöchel seiner rechten Hand darauf hielt, um die Größe des Feindes danach zu erkennen:

„Hier!" und die gebogenen Finger der Rechten, nach dem Maß der Fährte gespreizt, seinem Kameraden entgegenhaltend, fuhr er fort: „Er ist groß und schwer, seine Ballen sind tief eingedrückt und er wird schlafen!"

„Nun, wenn er schläft, Tessakeh," entgegnete Werner, der jetzt mit seinen Zurüstungen fertig geworden war und eben ein neues Zündhütchen aufsetzte, um seines Schusses gewiß zu sein, „dann haben wir leichtes Spiel, und es wird mehr Mühe kosten, den alten Burschen an's Tageslicht zu schaffen, als ihn zu erlegen. Aber," fuhr er fort, indem er sein Licht vom Boden aufnahm, „wir dürfen keine Zeit mehr verlieren, Redham wird da oben schreckliche Langeweile haben, und ich hätte doch gern, daß wir noch zum Abendessen ein tüchtiges Stück Fleisch am Feuer braten sähen."

„Zum Abendessen?“ sagte Tessakeh lächelnd — „unser Bruder wird die Sonne wieder über die Gebirge kommen sehen und immer noch am Feuer liegen und auf uns warten. Die Höhle ist eng, und hart werden wir arbeiten müssen, ehe wir die Last hinaufschaffen können.“

„Das sind schlechte Aussichten,“ murmelte Werner vor sich hin, dem die nassen Kleidungsstücke, die Tessakeh gar nicht zu beachten schien, eben nicht behaglich am Körper saßen, „hier ist aber kein anderer Weg als vorwärts, frisch darauf zu denn — je länger wir hier zögern, desto später kommen wir zu Ende — und nun, Tessakeh, go ahead!“

„Will mein Bruder mir die kurze Büchse anvertrauen und meiner Fährte folgen?“ fragte der Indianer, stehen bleibend.

„Nein, nein, so war es nicht gemeint,“ entgegnete dieser, „ich krieche voran, und verdammt will ich sein, wenn Du Furcht bei mir spüren sollst; nein, wenn mir auch für einen Augenblick die Aussicht auf ein langes Fasten nicht recht behagen wollte, so war das keineswegs aus Furcht oder sonstiger Besorgniß! — Hab' Acht auf das Licht, daß wir im Hellen bleiben, und nun — mit Gott!“

Bei den letzten Worten hatte er sich dem Eingang der linken Höhle genähert und kroch, die Büchse vor sich herschiebend, das Licht in der linken Hand haltend, vorwärts, von Tessakeh gefolgt, der, als er Jenen entschlossen sah, den engen Raum zuerst zu betreten, kein Wort weiter erwiderte und ganz zufrieden damit schien, daß der junge Mann die größte Gefahr freiwillig und gern übernahm.

Die Höhle war im Anfang so geräumig, daß beide Männer wenigstens auf den Knieen fortkriechen konnten, nach etwa fünfzig Schritten aber wurde sie mit jedem Fuß, den sie vorrückten, niederer und der obere Theil senkte sich zuletzt bis auf zwölf Zoll herab, so daß Werner, der eine kräftige, starke Brust und breite Schultern hatte, kaum hindurch konnte; dennoch preßte er vorwärts, da er im weichen Grunde sah, daß der Bär ebenfalls durch diesen Engpaß gekommen war, und erreichte wieder einen, um einige Zoll höheren Theil. Hier

aber stellte sich ihnen eine neue Schwierigkeit entgegen, denn obgleich die Höhle geradeaus und weiter in den Berg hinein lief, öffnete sich doch dicht vor ihnen eine brunnenartige Kluft, die, wenn auch nicht breiter als der Gang, in dem sie fortgekrochen waren, doch wohl fünf Fuß lang und Gott weiß wie viele tief sein mochte, denn Werner, obgleich er auf Armeslänge sein Licht hinunterhielt, konnte nichts als dichte Finsterniß erkennen.

„Hört mein Bruder den Bär?" fragte Tessakeh leise, als er bemerkte, daß Jener sich nicht weiter bewegte.

„Nein, aber eine Schlucht ist hier," flüsterte der Deutsche, „von der ich gern erst wissen möchte, wie tief sie ist, ehe ich mich hinüber wage; ich weiß freilich nicht, auf welche Art, denn ich kann den Boden nicht sehen und habe auch keinen Stein hier zum Hinabwerfen."

„Auch keine Kugeln in der Tasche?" erwiderte lakonisch der Indianer.

„Recht, Tessakeh, an die dachte ich nicht, fünfe werde ich hier unten nicht verschießen," erwiderte Werner und nahm zu gleicher Zeit eine derselben aus einer kleinen, mit einer Klappe versehenen Tasche im Jagdhemd, die er in die Schlucht fallen ließ. Diese mußte aber wohl einige dreißig Fuß tief sein, denn lange dauerte es, ehe der dumpfe Fall in's Wasser heraufschallte. Durch den Erfolg keineswegs beruhigt, brummte er: „Hallo — das sind böse Aussichten, denn wenn ich auch wirklich durch Anklammern an beiden Seiten hinüberkomme, wie zum Henker wollen wir den Bären zurückbringen? Ich weiß in der That jetzt nicht, was ich thun soll."

„Vorwärts, wenn es irgend möglich ist," erwiderte Tessakeh; „es ist schwer, einen Vogel zu wiegen, wenn er in der Luft schwebt: wenn Tessakeh das Blut des erlegten Wildes sieht, wird er auch wissen, wie es an's Tageslicht gebracht werden kann!"

„Gut, wenn Du meinst," sagte Werner, „ich bin dabei, Du sollst es aber zu verantworten haben, wenn all' unsere Mühe und Arbeit umsonst war." Mit diesen Worten preßte er, die Büchse sich um den Hals hängend, beide Ellbogen und

Kniee gegen die rauhen Wände der Höhle, und fast in der Luft schwebend, den tiefen Abgrund unter sich, in den ihn das Nachlassen einer Sehne gestürzt haben würde, vorsichtig Zoll für Zoll fortrückend, erreichte er den andern abgerissenen Theil oder vielmehr die Fortsetzung des Ganges, die so eng war, daß er sich kaum umdrehen konnte, um den Weg zu besehen, den er zurückgelegt hatte. Ohne auf den Indianer zu warten, den er hinter sich glaubte, kroch er weiter und folgte der Fährte, die auch hier deutlich im nicht ganz harten Boden abgedrückt war, wohl auf hundert Schritt, als er plötzlich einen leisen, winselnden Laut vernahm, den der Bär, an seinen Tatzen saugend, im Winterschlafe hören läßt.

„Tessakeh," flüsterte er jetzt, den Kopf zurückwendend, da der Gang etwas geräumiger wurde — „Tessakeh, ich höre den Bären."

Keine Antwort ward ihm von seinem Begleiter — dichte Finsterniß lag hinter ihm.

„Tessakeh," rief er lauter, da er glaubte, daß der Indianer noch etwas weiter zurück sei, und wieder lauschte er, die antwortende Stimme seines Gefährten zu hören; — nur das ferne Winseln des Thieres unterbrach die todtenähnliche Stille, und mißmuthig warf er sich, für einen Augenblick ausruhend, auf die linke Seite, um zu überlegen, ob er seinen Weg allein fortsetzen und den Kampf wagen, oder wieder umkehren solle, um zu sehen, ob seinem Kameraden ein Unglück zugestoßen sei.

„Hm!" murmelte er zuletzt leise vor sich hin, „wär' er in die Schlucht gefallen, so hätte er um Hülfe gerufen, und ist er auf der andern Seite geblieben, um mir zu überlassen, allein mit dem schwarzen Burschen fertig zu werden, wohl, so will ich ihm doch zeigen, daß ich ihn nicht dazu brauche, eine Büchse abzudrücken; der Bär kann nicht mehr thun als mich fressen."

Mit diesem Troste, der etwas unleugbar Vernünftiges hatte, begann er sich wieder nach vorn zu bewegen und näherte sich mehr und mehr dem Winseln, das jetzt immer deutlicher wurde.

Die Höhle war zwar nicht mehr so eng, aber eine solch Masse Tropfstein hing überall an den Wänden herunter un ragte aus dem immer steiniger werdenden Boden hervor daß das Vorrücken ungeheuer erschwert wurde und Werner' Kniee und Ellbogen fürchterlich schmerzten.

In diesem Theil der Höhle hingen auch eine Menge Fle dermäuse an den Hinterbeinen von der Decke herab un hielten hier ihren Winterschlaf, oft durch das etwas zu nah unter ihnen weggehende Licht aufgestört und beunruhigt, wa sie durch einen schrillen, zischenden Laut kundthaten. Weni aber beachtete der kühne Jäger dieselben, und war eben in Begriff sich um eine kleine Biegung der Höhle zu drehen hinter der der Bär unfehlbar liegen mußte, als er dicht vo sich, etwas zu seiner Rechten und zwar so, daß wenn e vorbeikroch, er sie fast berühren mußte, eine aufgerollte un geheure Klapperschlange liegen sah, die, durch seine Näh gestört, die kleinen blitzenden Augen öffnete, aber, durch da Licht geblendet, augenblicklich wieder schloß und den Kopf zurück biegend, aus dessen zusammengepreßtem Rachen die spitzig doppelte Zunge dann und wann hervorzuckte, den Schwan erhob und die warnende Klapper ertönen ließ.

Werner fuhr unwillkürlich zurück, und war unschlüssi was er thun solle, denn obgleich er die Schlange nicht fürchtete war ihm doch ihre Nähe nichts weniger als erfreulich, noc dazu, da er nicht wagen durfte sie zu schießen, weil es i dem niedern Raum eine Unmöglichkeit gewesen sein würde wieder zu laden.

Als er noch unschlüssig dalag, sah er zu seiner unge meinen Beruhigung das Licht Tessakeh's sich langsam nähern und bald war der Indianer dicht bei ihm und frug warun er zögere. Werner machte ihn durch wenige Worte mi seiner Lage bekannt.

„Zeigt sie die Fänge?“ flüsterte leise der Indianer.

„Nein — aber sie hat gewarnt.“

„Sie ist wie ein hound auf der Fährte eines Bären Sie warnt, aber wenn der Feind naht, zieht sie sich zurüc - mein Bruder mag dreist an ihr vorbeikriechen, sie wir ihre Augen schließen und schlafen.“

Werner folgte, obgleich höchst ungern, dem gegebenen Rath, und vorsichtig die Büchse voranschiebend, war er bald an der Seite der Schlange, die mehrere Male die kleinen Augen zu öffnen versuchte und stärker und drohender klapperte. Jetzt lag er dicht neben ihr, und obgleich er sich fest an die entgegengesetzte Wand schmiegte, war doch der Raum so eng, daß sein rechter Arm fast die zusammengerollte Gestalt des Feindes berührte.

Langsam zog er die Kniee herauf und streckte sich weiter nach vorn, da öffnete die Schlange auf's Neue die Augen, und dicht vor sich die helle Flamme erblickend, sperrte sie weit, mit zum Sprunge zurückgebeugtem Kopf, den Rachen auf, in dem, weiß und glänzend, die giftgefüllten Fänge an beiden Seiten der spielenden Zunge lagen, während ihre Augen in grünem Feuer funkelten.

Entsetzt riß Werner das Messer aus der Scheide, in demselben Augenblick aber fühlte er Tessakeh's Arm auf seiner Hüfte, und dessen Tomahawk zischte, mit sicherer Hand geführt, zur Schlange hinüber, die sich in ihrem Blute wand.

Zwar wußte Werner, daß sie jetzt unschädlich war, dennoch schauderte er, als sie in ihren letzten Todeszuckungen sich in dem engen Raum umherschnellte und ihre kalten Schuppen seine heiße Wange berührten. Mit rascher Hand drückte er sie von sich, Tessakeh aber erfaßte den zuckenden Körper und schnitt ihm bedächtig die Klappern ab, die er an seinem Gürtel befestigte.

Das beendigt, wollte Werner seinen Weg fortsetzen, als er sich plötzlich durch die Hand Tessakeh's gehalten fühlte, der ihm leise zuflüsterte:

„Hab' Acht — ich höre kein Winseln mehr — der Bär ist erwacht und seine Augen sind offen. — Wenn er uns wittert, wird er sich hören lassen, aber der Rauch unserer Lichter zieht zurück."

„Wahrhaftig, Du hast Recht, Tessakeh," erwiderte Werner, „der alte Bursche muß aufgewacht sein und wird eben kein freundliches Gesicht schneiden, wenn er die Lichter sieht. Die

verwünschte Schlange hatte meine Aufmerksamkeit so in Anspruch genommen, daß ich gar nicht mehr an den Bären dachte – Du warst gerade –"

„Hst," rief der Wilde, die Hand erhebend, „ich höre den Bären — er wird unruhig!"

Beide Männer lauschten ein paar Minuten, aber Todtenstille herrschte und kein Laut war vernehmbar, Werner jedoch sah nach seiner Büchse, ob das Zündhütchen noch richtig saß und das Korn nicht verschoben und glänzend sei, reinigte das Visir von dem Lehm, der sich hineingesetzt hatte, und rückte, von seinem Gefährten gefolgt, leise vor.

Da tönte ein leises Brummen an sein Ohr, und gleich darauf trat aus der dichten Finsterniß der Höhle die dunkle Gestalt des Bären hervor, dessen Augen wie ein paar glühende Kohlen im Lichte funkelten. Brummend zog er die Luft ein und hob die Nase, um die Natur der neuen Ankömmlinge zu erforschen; obgleich aber der Luftzug zurückging und er nicht recht die Witterung von seinen Feinden bekommen konnte, waren sie ihm doch zu nahe, als daß er nicht hätte Unrath merken sollen, und schnaubend und blasend zog er sich wieder zurück, ehe Werner Zeit hatte, den immer beweglichen Kopf des schwarzen Gesellen auf's Korn zu nehmen.

Beide Jäger wußten, daß jetzt der Augenblick zum Handeln gekommen war, und schoben sich lautlos über den rauhen Boden hin, der zurückweichenden Bestie nach, die sie auch bald wieder erreichten, und zwar, wie Werner zu seinem Entsetzen bemerkte, am Ende der Höhle, die hier wohl so geräumig wurde, daß er sich auf seinen Knieen emporrichten konnte, aber auch nirgends mehr einen Ausweg als da bot, wo sie mit ihrem Körper dem zum Aeußersten getriebenen Bären jeden Weg zur Flucht abschnitten.

„Wah," sagte Tessakeh, als er sich neben Werner aufrichtete, der sich eben bemühte, das Korn seiner Büchse mit dem funkelnden Auge des unruhigen Thieres in eine Richtung zu bringen.

„Wah! ein bequemer Wigwam, aber ein schlechter Kampf=

platz," — und dann die Richtung von Werner's Büchse bemerkend, flüsterte er diesem zu:

„Schieß nicht nach dem Kopf; wenn Du fehlst, sind wir Beide verloren, die Bestie ist nicht einen Augenblick ruhig — ziel' auf den Brustknochen, wenn auch die Kugel das Herz nicht trifft, so wird sich der tödtlich Verwundete zusammenkauern und uns weniger gefährlich sein — aber warte! ich will den Schwarzen einen Augenblick ruhig halten, und möge mein weißer Bruder schnell zielen und gut treffen!"

Kaum hatte Tessakeh diese Worte beendet, als er täuschend den Ruf des Hirschkalbes nachahmte. Hochaufhorchend richtete sich der Bär, als er den schrillen, unerwarteten Laut hörte, empor, und in demselben Moment donnerte auch das massive Gewölbe den Krach der Büchse nach. Wie von einem elektrischen Schlag aber getroffen, und ehe noch der Rauch der Mündung des Rohres fortziehen konnte, stürzte sich der Bär auf den Schützen, dem nicht einmal Zeit blieb, die Büchse hinzuwerfen und sein breites Messer zu ziehen, sondern zurückgeschleudert durch die fürchterliche Gewalt und Kraft des Unthiers, traf er mit dem Kopf an die Felsenwand neben sich und brach bewußtlos zusammen.

Tessakeh jedoch, der, auf dem Bauche liegend, die scharfe Klinge in der Hand, unter dem Rauch hinweg das Anprallen des Verwundeten noch zur rechten Zeit bemerkte und wohl vermuthete, daß der Bär weniger eine feindliche Absicht, als den Wunsch das Freie zu erreichen habe, schmiegte sich dicht an den Boden, und stieß mit dem scharfen gezückten Stahl nach der über ihn hinwegsetzenden und gleich darauf im Dunkel der Höhle verschwindenden Bestie.

Werner war zwar durch den Schlag betäubt worden, erholte sich aber augenblicklich wieder; doch konnte er sich nicht gleich besinnen wo er war, denn rabenschwarze Nacht umgab ihn. Da hörte er das Anschlagen eines Messers an den Feuerstein, und das Bewußtsein seiner Lage kehrte ihm zurück.

„Tessakeh," rief er, „wo sind unsere Lichter?"

„Wenn sie der Bär nicht mitgenommen hat, müssen sie

neben uns liegen," antwortete lakonisch der Indianer; „ab
mein Gesicht ist naß und ich schmecke Blut. Tessakeh's St
ist sicher, und der Bär wird nicht zurückkehren, um zu seh
ob der Feind in seinem Lager ruhe."

Er hatte unterdessen etwas Schwamm entzündet, riß e
Stück von seinem Jagdhemd herunter und bald leuchtete ihn
wieder eine freundliche Flamme entgegen. Sie untersucht
nun den Platz, wo er gelegen hatte, und fanden dicke schwar
Blutstropfen bis zu der Stelle, wo ihn Tessakeh verwunde
und von dort aus das Blut überall in der Höhle umhe
gespritzt; der Indianer war ganz bedeckt davon. Wern
wollte jetzt erst die Büchse wieder laden, Tessakeh verhinde
ihn aber daran.

„Der Schuß war gut," sagte er, „und wenn das Bl
nicht gleich floß, öffnete ihm mein Messer den Weg; w
werden nicht weit zu suchen brauchen."

„Warum hattest Du aber Dein Licht ausgeblasen, Tess
keh? Die übermäßige Helle wird Dir doch wahrhaftig nic
die Augen geblendet haben!"

„Weiß mein Bruder, wie lange wir noch in der Höl
zubringen werden? Wenn der Bär in dem engen Gan
liegen geblieben ist, der sich zwischen hier und der Schlu
hindehnt, so wird der „schlanke Mann" am Feuer draußen d
Sonne auf- und untergehen sehen, ehe wir zu ihm zurü
kehren können."

„Verwünscht!" rief Werner, „an das habe ich gar nic
gedacht — wenn er dort steckt, so sind wir hier eingesperr
Ha! mir ist's jetzt schon, als ob die Luft dichter würde
komm, Tessakeh, laß uns eilen, mir ist nicht wohl, bis
weiß was wir zu fürchten haben."

Lautlos krochen die beiden Männer nun den Weg, d
sie gekommen waren, zurück und erreichten, ohne auf d
Bär gestoßen zu sein, die Schlucht; immer aber bewies d
dicke, geronnene Blut auf ihrem Wege, daß er, schwer ve
wundet, nicht mehr weit konnte geflohen sein.

„Es wäre doch schändlich," murmelte Werner, der je
hinter dem Indianer zurückkroch, wenn er unten in d

Schlucht läge, da hätten wir den ganzen Spaß umsonst gehabt, denn der Henker soll mich holen, wenn ich ihm freiwillig dahinunter folge!"

„Wah," rief Tessakeh, der mit Werner's Licht in der Hand, da er das seinige, als das kürzere, noch aufsparen wollte, einen Augenblick in die Schlucht hinunter geleuchtet hatte und jetzt gegenüber dahin sah, von wo sie mit Lebensgefahr herübergekommen waren, — „Wah!"

„Liegt er unten?" frug der Deutsche hastig.

„Ich wollte er läge," murmelte der Indianer vor sich hin, „unsere Lichter werden niederbrennen und wir werden hungern und dursten, aber nicht die andere Seite der Schlucht erreichen."

„Aber, Tessakeh, was ist denn im Weg? Warum sollen wir nicht die andere Seite erreichen?" frug Werner ängstlich, indem er sich bemühte, an des Indianers Seite heranzukriechen und die Ursache seiner Furcht zu sehen. Dieser schmiegte sich dicht an den Felsen an, und sein Licht über die Schlucht haltend, daß sich die Strahlen an der andern Seite brachen, rief er: „Hier ist die Schlucht, aber wo ist der Ausgang?"

Einen Schreckensruf stieß jetzt selbst der ruhigere Deutsche aus, als er den gegenüberliegenden Gang so mit dem Körper des wahrscheinlich verendeten Bären ausgefüllt sah, daß auch nicht die geringste Aussicht blieb hinüber zu kommen, ohne in die Schlucht zu stürzen, da nicht ein Zoll breit fester Boden dort war, auf den sich Hand oder Arm hätte stützen können.

„Tessakeh," brach endlich Werner das peinlich werdende Schweigen, „hier können wir nicht liegen bleiben, und von Redham dürfen wir auch keine Hülfe erwarten, da er kein Licht weiter hat und nie im Dunkeln den Weg durch das Wasser finden oder, wenn er ihn wirklich fände, antreten würde, wären auch sechs Menschenleben damit zu retten — und verdenken kann ich's ihm nicht, denn mir hat es mit dem Lichte gegraut. - Hier aber wird unsere Lage mit jedem Augenblick schwieriger, denn unsere Lichter brennen

nieder; so will ich denn mit Gott den Versuch wagen. Kann ich mich neben dem Bären nicht in die Höhle zwängen und stürze ich in die Schlucht, dann sieht es freilich traurig aus und wir sind ein paar Lebendigbegrabene, gelingt es mir aber, dann will ich den alten Burschen schon aus dem Weg rücken."

Der Indianer erwiderte kein Wort, und Werner legte seine Büchse und das Pulverhorn ab, zog die noch immer nassen schweren Leggins aus, um nichts zu haben, was seine Bewegung hindern konnte, und wieder wie früher Ellbogen und Kniee gegen beide Seitenwände der Höhle pressend, schwebte er über der dunkeln Schlucht und erreichte in wenigen Minuten die andere Seite. Vergebens aber suchte er hier den schweren, unbehülflichen Leichnam des erlegten Bären zu bewegen und sich Eingang zu verschaffen; regungslos lag das Ungethüm da, den ganzen Raum vollkommen ausfüllend und noch im Tode seinen Mördern schrecklich.

Mit aller Kraft, die ihm die Natur verliehen und die die Todesangst noch steigerte, machte er jetzt mit dem rechten Arm einen letzten Versuch, weil er den linken nicht von dem Felsen wegnehmen durfte, indem er fürchten mußte, den Anhaltepunkt zu verlieren. Da glitt sein rechter Fuß von einem der hervorstehenden Tropfsteinzacken ab; die Stütze vermissend rutschte der Körper nach, und unfehlbar wäre er in die Tiefe gestürzt, hätte er nicht noch zur rechten Zeit mit beiden Händen den Felsen gefaßt und sich am Rande der Höhle gehalten.

Wenig Trost bot ihm das freilich und schien nur den gewissen Sturz um wenige Minuten zu verzögern, denn lange hätte er es in der Lage, seine Kräfte schon von Hunger und Anstrengung erschöpft, nicht aushalten können, Tessakeh aber, seine Gefahr mit schnellem Blick übersehend, rief ihm zu, sich nur noch wenige Minuten zu halten, er hoffe ihn zu retten — und dann das Licht auf die Erde, an den Rand der Schlucht setzend, daß es nicht ausgehe und sie in völlige Finsterniß begrabe, begann er den Uebergang über die Kluft jedoch — durch Werner's Unfall gewarnt — rückwärts. Es gelang ihm auch, an der Seite des Bären seine beiden Beine

;ineinzupressen. Hierdurch war er wenigstens vor dem Hin-
interstürzen gesichert und arbeitete nun mit der Kraft der
Verzweiflung, seinen Körper, der bei Weitem schlanker und ge-
chmeidiger als der des Deutschen war, neben den des Bären
inzuzwängen.

Die Höhle war fürchterlich eng und die verendete Bestie
tark und dick, dennoch gelang es ihm nach mehreren Minuten
ait übermenschlicher Anstrengung, und bald fand er sich an
er andern Seite des Erlegten. Fast eben so schwierig jedoch
)ar es jetzt, diesen von der Stelle zu bewegen und nach sich
in zu ziehen, denn nicht ein Augenblick blieb ihm zum Aus-
uhen, wenn er seinen Gefährten retten wollte. Doch kam
)m jetzt der vorragende Tropfstein sehr zu Statten, gegen
en er seine Füße stemmte und das schwere Thier an
ch zog.

Der Schweiß floß in Strömen an ihm herab, und eben
ielt er, nur um Athem zu schöpfen, einen Augenblick inne,
a tönte die matte Stimme Werner's an sein Ohr, der ihm
ersicherte, daß er seine Lage keine halbe Minute mehr aus-
alten könne.

„Muth, Muth," rief Tessakeh, „das Thier bewegt sich und
ıein Bruder wird in kurzer Zeit frei athmen können, —
Nuth!" und mit erneuerter Kraft versuchte er den Koloß zu
ücken. Da gab er etwas nach — jetzt noch etwas — einen
:ischen Halt nahm er, und nun zog er die leblose Gestalt
es erlegten Feindes wohl einen Fuß lang zu sich hin. Mit
Blitzesschnelle preßte er sich jetzt wieder an dem Leichnam
orbei und erfaßte mit seiner Rechten das Handgelenk
Berner's.

„Schwing Dich herauf — nur einmal, daß ich den Gür-
el fasse," rief er ihm zu. Werner war es aber nicht ver-
ıögend und hauchte nur: „Ich kann nicht mehr — ich muß
slassen."

Seine Kräfte waren geschwunden — und Tessakeh sah
s; keine weitere Zeit deshalb mit Worten verlierend, ließ er
as Gelenk des Weißen fahren, schnitt mit schneller Hand ein
och in das Fell des Bären, in das er mit der Linken hin-

eingriff, um einen festen Anhalt zu haben, bog sich dann hinunter und faßte mit der Rechten in Werner's Gürtel. Dieser fühlte kaum seine Arme, die ihm zu erstarren drohten, durch die kräftige Hülfe erleichtert, als er zu einem letzten Versuch noch einmal die Sehnen anstrengte — er hob sich und lag bald, durch den Indianer unterstützt, mit dem Oberkörper in der Höhle.

Weiter konnte er nicht hinein, denn der Leichnam des Bären versperrte noch immer die Oeffnung; aber in dieser Stellung vermochte er wenigstens etwas auszuruhen und brauchte nicht mehr zu fürchten, in den Abgrund zu stürzen. Tessakeh begann unterdeß auf's Neue seine Versuche, den Bär zu einem geräumigeren Platze zu rücken.

Endlich gelang es ihm, und Werner schwang sich nun ganz hinauf. Beide Männer waren aber zum Tode erschöpft, und besonders der Deutsche lag, nicht allein durch körperliche Anstrengung, sondern auch durch Seelenangst abgespannt, fast besinnungslos wohl eine halbe Stunde lang neben dem Indianer.

Tessakeh, der zwar selbst, wenigstens für eine kurze Zeit, der Ruhe bedurfte, war der Erste, der sich wieder erholte, und seinen Gefährten ermunternd, warnte er ihn davor, sich dem Gefühl der Erschöpfung zu sehr hinzugeben.

„Unser Weg ist lang und beschwerlich," sagte er, „und mein Bruder wird nicht lange mehr den nagenden Hunger aushalten — möchte er das Fleisch roh essen? Vor der Höhle lodert ein Feuer, und ein warmes Lager ladet uns zu Ruhe und Erholung ein. Hier ist die Luft feucht, und Finsterniß wird uns in kurzer Zeit umgeben — unsere Lichter sind niedergebrannt!"

Werner, der selbst einsah wie wenig sie zaudern durften, wenn sie nicht ihren Weg in völliger Dunkelheit suchen wollten, wo er nur mit Grausen an die mit Wasser gefüllte Höhle dachte, ermannte sich, und durch die vereinten Anstrengungen Beider schafften sie jetzt die schwere, unbeholfene Fleischmasse, indem Werner schob und Tessakeh zog, mehr nach vorn, wo die Höhle sich eine kurze Strecke lang so erweiterte, daß sie doch aufrecht sitzen konnten.

Hier nun verließ der Indianer den Weißen, der mehr ls er der Ruhe bedurfte, und kroch zu der Schlucht zurück, m Jenes abgelegte Kleidungsstücke, die Büchse und die ichter von der andern Seite herüber zu schaffen. Das Licht ar fast niedergebrannt, doch hatte er selbst noch ein kurzes tück aufbewahrt, das ihnen bei ihrem weiteren Fortgange uchten sollte, und schnell kehrte er zu dem Deutschen zurück, m das schwierige Geschäft, den unbehülflichen Körper des ären in dem engen Raum fortzubewegen, zu beendigen.

Werner schlug nun zwar vor, ihn abzustreifen und blos ie Keulen und Rippen, in das Fell geschlagen, mit hinauf n's Tageslicht zu nehmen; davon wollte aber Tessakeh ichts wissen und behauptete, nicht ganz ohne Grund, daß e des niedern Platzes wegen den Bär in eben der Zeit n den Ausgang der Höhle schaffen, als abstreifen und zer-eilen könnten.

„Wie aber wollen wir ihn hinaufbringen?“ wandte Wer-er ein, „es wird uns nachher nichts übrig bleiben, als das tzt verschobene Geschäft mitten im Wasser vorzunehmen; lbst wir alle Drei könnten das schwere Unthier unzerlegt nmöglich zu Tage fördern.“

„Mein weißer Bruder soll sehen, wie leicht wir unsere eute in Sicherheit bringen, und er wird sagen: Tessakeh at Recht,“ erwiderte der Indianer; und ohne weiter ihre eit mit Unterhandlungen zu verlieren, begannen sie ihre rbeit, nachdem Werner erst wieder seine Leggins angezogen nd befestigt hatte.

Langsam, sehr langsam rückten sie vor, doch erreichten sie un den etwas geräumigeren Theil der Höhle und waren ald, ohne auch nur weiter ein Wort zu wechseln, dort wo as Wasser begann und wo sie, um wieder zum Tages-cht zu gelangen, erst ihren Weg durch dasselbe verfolgen ußten.

Bis hierher hatte ihnen auch ihr Wachslicht getreulich usgehalten, jetzt aber war es niedergebrannt, flackerte noch inmal hell auf und verlöschte. — Dichte Finsterniß umgab ie Jäger, und einige Minuten lang wagte Keiner ein Wort

zu sprechen; endlich brach Tessakeh das Schweigen und sagte: „Es ist gut! wir würden das Licht doch müssen zurückgelassen haben, denn mein Bruder hat nicht drei Hände, daß er mit zweien den Bären zieht und mit der dritten die Leuchte hält — wir wollen an die Arbeit gehen."

„Aber hol's der Teufel, Tessakeh, in das dunkle, mit Wasser gefüllte Loch hier, noch dazu bei gänzlicher Finsterniß einzutauchen, ist doch wahrhaftig keine Kleinigkeit," entgegnete etwas niedergeschlagen der Deutsche.

„Besann sich mein Bruder die Felswand zu erfassen, als er im Begriff war in die Schlucht zu stürzen?" fragte der Indianer.

„Besinnen? Da war auch Zeit zum Besinnen," lachte Werner, „was hätte ich Anderes thun wollen?"

Der Indianer ging auf keine weiteren Auseinandersetzungen ein.

„Die Höhle ist gerade," sagte er, „und es führt kein Seitenzweig ab, es wird meinem Bruder kein Raum gelassen sein, vom rechten Pfade abzuweichen, und bald wird uns das erwärmende Feuer des „schlanken Mannes" entgegenleuchten."

Werner war vorangekrochen, und seinen Weg fühlend, zog er mit Tessakeh's Hülfe den Bären in's Wasser.

Dunkle, rabenschwarze Nacht umgab die beiden Männer, und ihre Lage, in einer engen, nicht zwei Fuß hohen Höhle, zum dritten Theil mit Wasser gefüllt, gehörte keineswegs zu den beneidenswerthen; doch waren Beider Herzen in den freien Wäldern unter immerwährenden Gefahren und Entbehrungen gestählt, und ohne einen Klagelaut setzten sie langsam aber sicher ihren Weg fort.

So unangenehm übrigens der Aufenthalt im Wasser war, so viel leichter ließ sich auch die Last darin fortbewegen, die ihnen fast gar keine Schwierigkeit mehr machte, und nach kaum viertelstündiger Anstrengung glänzte ihnen, zum Lohne ihres kräftigen Ausharrens, das liebe Tageslicht von oben, durch die enge, schornsteinähnliche Oeffnung herab, entgegen, als sie am Fuße des als Leiter dienenden Stammes ankamen.

„Hallo!" schrie Werner aus voller Kehle und hielt die Hände trichterförmig an den Mund, daß der Schall so viel lauter emporstieg. „Hallo da oben!"

In demselben Augenblick fast verdunkelte sich auch der Eingang, und die fröhliche Stimme Redham's rief herunter: „Soll mich der Teufel holen, wenn ich nicht froh bin, daß Ihr endlich da seid — ich glaubte schon, Ihr wolltet da unten wohnen bleiben."

„Nicht einen Augenblick länger, als nöthig," rief Werner, indem er mit der Gewandtheit einer Katze an dem rauhen Stamm hinaufstieg und bald das heitere Sonnenlicht begrüßte — aber „Hallo!" rief er noch einmal aus, und zwar diesmal vor Erstaunen, denn um ein gewaltiges Feuer herum lagerten fünf kräftige backwoodsmen*) — Pferde wieherten, Hunde schlugen an und die Männer sprangen empor, ihn zu bewillkommnen.

Schnell kletterte er heraus aus dem finstern Loche und stand hochaufathmend wieder in Gottes freier, herrlicher Natur. Tessakeh war fast in demselben Augenblick an seiner Seite, und beide Männer sahen sich eben so schnell von allen Anderen umringt, die ihnen herzlich die Hand schüttelten und wissen wollten, wie die Jagd abgelaufen sei, denn der Indianer sowohl als der Deutsche waren mit Blut fast überzogen. Werner aber hob sich auf die Zehen, und über die Schultern der ihn Umgebenden nach dem Feuer hinschauend, wo er einige delicate Hirschrippen und gewaltige Stücken saftigen Truthahnfleisches braten sah, schob er die ihm im Wege Stehenden bei Seite, zog, sich am Feuer niederlassend, sein Messer heraus, und begann nun vor allen Dingen den Lebensmitteln zuzusprechen, indem er mit vollen Backen versicherte, daß er, bis er nicht seinen wüthenden Hunger gestillt habe, stumm wie ein Fisch sein würde.

Lachend folgten die Uebrigen seinem Beispiel, und erst nach einer vollen Viertelstunde, als alles am Feuer Bratende rein

*) Hinterwäldler, der gebräuchliche Name für die den fernen Westen bewohnenden Jäger und Landleute.

verzehrt war und frische Stücke wieder, auf frische Hölzer gespießt, eine zweite Mahlzeit versprachen, löste sich das Band seiner Zunge, und einen Becher heißen Kaffees leerend, den Redham für ihn gekocht hatte, begann er den hochaufhorchenden Männern ihre Mühseligkeiten und Gefahren zu schildern und ihnen zu erzählen, wie ihm Tessakeh zweimal das Leben gerettet habe. Dabei reichte er dem braunen Sohn der Wildniß, der an seiner Seite noch sehr behaglich an einem Truthahnknochen nagte, die Rechte hinüber und drückte die fettige Hand des Indianers, die dieser sich nicht erst Mühe gab abzuwischen, warm und herzlich, indem er sagte:

„Tessakeh, Du hast mich Dir auf ewig verpflichtet, und es soll nicht meine Schuld sein, wenn ich es nicht einmal mit einem gleichen Liebesdienst zu vergelten suche."

„Mein weißer Bruder spricht gut," antwortete der also Angeredete, indem er seine Hand wieder aus der des Deutschen nahm und in seiner Beschäftigung fortfuhr — „es ist aber nicht die erste Fährte, der wir zusammen gefolgt sind, und soll nicht die letzte sein. Wo Tessakeh am Abend sein Lager aufschlägt, wird das Rindendach immer zwei Männer vor dem Regen schützen. Tessakeh und sein weißer Bruder sind Eins."

„Und haben denn Eure Lichter ausgereicht?" frug Redham, „hol's der Henker, Ihr seid ja über achtzehn Stunden in dem Loche gewesen."

„Aus sind sie gegangen und in der Dunkelheit mußten wir uns durchquälen," entgegnete Werner; „ich sage Euch, Redham, die Finsterniß war so dicht da unten, daß man mit einem Messer kaum durchstoßen konnte, und dazu die Wasserpartie — brrr — mich schaudert's jetzt noch, wenn ich daran denke, daß ich noch einmal durch muß, um meine Büchse zu holen."

„Habt Ihr denn den Bär dicht unter dem Eingang?" fragte einer der Jäger.

„Er liegt an dem Stamme, der hinunterreicht."

„Was zum Henker lagern wir denn hier und schauen in's Blaue?" rief ein Anderer — „wenn kaum hundert Schritt

von uns entfernt so herrliche Bärenrippen zu finden sind! Give us a lift, my lads!“ fuhr er fort, indem er aufsprang und vom Halse seines Pferdes, das wenige Schritte davon ruhig graste, einen langen Strick losband, der um denselben befestigt war. „Werner mag noch einmal hinunter gehen und das Seil hier um den Leib des Bären befestigen — er ist doch einmal naß — und während er dann seine Büchse holt, fördern wir den alten Burschen zu Tage!“

„Gut,“ rief Werner, „ich bin's zufrieden; hat aber Keiner von Euch ein Licht mehr? Denn lieber mache ich doch die Partie im Hellen, da ich überdem nicht weiß, ob ich die Oeffnung im Dunkeln wiederfinden könnte.“

„Hier ist ein Licht!“ rief einer der hinzugekommenen Jäger, indem er eine starke Kerze aus seiner Decke herauswickelte — „und wenn Ihr Gesellschaft haben wollt, so begleite ich Euch.“

„Danke, danke,“ sagte Werner, als er das Licht anzündete und sich der Höhle näherte, „das wäre unnöthig und Ihr würdet Euch ganz zwecklos durchnässen; der Weg ist kurz und ich lege ihn schnell zurück — werft mir nur das Ende der Leine hinunter.“

Damit verschwand er wieder in dem engen Loch und gab bald darauf das Zeichen zum Aufziehen; Tessakeh jedoch, der fürchtete, daß das einfache Seil von dem bedeutenden Gewicht reißen möchte, ließ noch ein anderes hinab, das Werner auf seinen Ruf unter den Vordertatzen um den Leib der Bestie schlang, und mit vereinten Anstrengungen und unter dem Zuruf und dem fröhlichen Jauchzen der Jäger lag bald die so mühsam erworbene Beute neben dem Feuer, laut knurrend und bellend von der Meute Hunde begrüßt, die sich schnoppernd um den Erlegten herumdrängten und ihn beleckten. Bald darauf, nachdem die aus dem Stegreif verfertigte Leiter wieder hinabgelassen war, die sie, um den Bär bequemer zu Tage zu fördern, hatten herausnehmen müssen, erschien auch Werner mit seiner Büchse und fand in den schmorenden Bärenrippen den, wenn auch etwas schwachen, Lohn für die überstandenen

Gefahren; jedoch war er sowohl als Tessakeh der Meinung, daß sie, und wenn zwanzig Bären darin steckten, in die Höhle nicht mehr hineingingen, denn es wäre, wie der Indianer gar nicht unrichtig bemerkte: „Zu viel Mühe und zu wenig Fleisch“.

So Du mir, so ich Dir.

Salomo Schönbein war erster Commis bei Hanke und Blenkert, einer großen Ausschnittwaaren-Handlung in Xheim, und einen schmuckern jungen Mann gab es kaum unter den weiteren dreizehntausend Einwohnern der kleinen, aber äußerst lebendigen Stadt.

Mit der haute volée fortwährend in Verbindung — denn Hanke und Blenkert führten nun einmal die billigsten und besten Waaren im Orte — konnte es ihm nicht fehlen, daß er sich auch deren Sitten aneignete, so weit das nämlich den äußern Menschen betraf. Er ging stets à quatre épingles gekleidet, trug Sonntags wie Alltags den modernsten Frack, die brillanteste Weste, das größte Uhrgehänge, die engsten Beinkleider und das blaueste Halstuch, und die Art, wie er die Haare mitten über der etwas niedern Stirn scheitelte und an beiden Seiten in sorgfältig gebrannten Locken kräuselte, war nicht zu beschreiben.

Kein Wunder denn, daß es wenige junge Mädchen in Xheim gab, von denen Salomo Schönbein nicht fest überzeugt gewesen wäre, daß sie für ihn schwärmten, und wenn es seinen Verdiensten galt, hätte er die Wahl haben können bei Hoch und Niedrig. Aber Salomo Schönbein trug auch ein Herz in der Brust, und mit dem Herzen ist es ein gar wunderliches Ding; das läßt sich auf keine Vernunftgründe von Stand und Rang ein, das wiegt kein Gold und mißt keinen Grundbesitz, und was es einmal erfaßt hat, hält es fest — bis es wieder los läßt.

Salomo Schönbein liebte also, und zwar — dem Leser

nicht länger etwas vorzuenthalten, was er doch erfahren muß — die Tochter seines Wirths, des Schneidermeisters Ehrlich in der Essiggasse Nr. 17 zwei Treppen hoch.

Fanny war auch ein liebes, prächtiges Mädchen; aufgeweckt und heiter, mit regelmäßigen lebendigen Zügen und von schlanker reizender Gestalt, jedenfalls ein Mädchen, irgend einen jungen Mann, selbst von den Vorzügen wie sie Salomo Schönbein besaß, zu fesseln.

Fanny's Vater, Herr Ehrlich, war nicht reich, aber er besaß doch ein kleines Häuschen in einem belebten Theil der Stadt, hatte eine vortreffliche Kundschaft und — sollte auch Vermögen haben: eine Eigenschaft, die Salomo Schönbein fehlte. Der Meister besaß außerdem auch noch eine gute Portion gesunden Menschenverstand, und hatte schon mit dem jungen Mann darüber gesprochen, daß es bei seiner Bekanntschaft gar keine so üble Speculation sein würde, wenn er sich selber etablirte. Credit konnte ihm Herr Ehrlich schon verschaffen, und manche der Geschäftsfreunde von Hanke und Blenkert würden ihn ebenfalls mit Vergnügen unterstützt haben.

Salomo Schönbein wollte im Anfang nicht recht daran, denn sein gutes Herz sagte ihm, daß er seine früheren Principale, wenn er ihnen Concurrenz eröffnete, ruiniren würde; aber, lieber Gott, Jeder ist sich selbst der Nächste. Meister Ehrlich erbot sich, ein kleines Capital vorzuschießen, und die Trauung mit Fanny ward auf den nächsten Monat festgesetzt, die ganze Sache aber noch vor Hanke und Blenkert geheim gehalten, da er sie dicht vor der Messe nicht verlassen konnte, und nicht eher kündigen wollte, bis Alles in Ordnung war.

Arme Sterbliche die wir sind — die wir Pläne für den nächsten Morgen machen und nicht wissen, ob die Maschine, die wir unsern Körper nennen, noch bis zur Abenddämmerung zusammenhält, oder ob das Schicksal, jenes launische Ding, uns nicht jeden Augenblick ein Bein stellen und uns mit allen unseren Plänen über den Haufen werfen könnte!

Fanny saß daheim und nähte mit dem Fleiß einer Biene an ihrer Ausstattung, und Salomo hatte sich von seinen Principalen einen Tag Urlaub geben lassen, war hinaus vor

das Thor in das dort befindliche Lustwäldchen gegangen und lag, die Rechte krampfhaft geballt, mit der Linken in seinen Locken wühlend, unter einem Baum.

Das Unerwartete war geschehen. Salomo Schönbein, der schon seit fünf Jahren in der Lotterie spielte und noch nie höher als mit seinem Einsatz herausgekommen, hatte ein Achtel vom großen Loos gewonnen, und in acht Tagen sollte die Trauung mit der Schneiderstochter stattfinden. — Der Kopf schwindelte ihm, die Gedanken jagten ihm wirr durch's Hirn und er wußte nicht wo er beginnen, wo er enden sollte.

Aber was war geschehen, das auf einmal eine solche Veränderung in dem sonst so treuen Herzen unseres unglücklichen Freundes hervorgerufen? — Das Unerhörteste! und zwar gleich nach dem Achtel vom großen Loos — von dem Hanke und Blenkert jedenfalls Wind bekommen. Hanke und Blenkert nämlich, das renommirteste Ausschnittwaaren-Geschäft in Rheim, hatten Salomo Schönbein, ihrem ersten Commis, als er ihnen anzeigte daß er aus ihrem Geschäft treten wolle — ihre einzige Tochter mit dem Zusatz angeboten, dem „Hanke und Blenkert" noch ein „et Comp." hinzuzufügen.

Hanke und Blenkert's einzige Tochter konnte sie insofern sein, als Herr Hanke Junggesell, Blenkert aber der glückliche Vater war, und Rosalinde gewissermaßen als „die Tochter des Geschäfts" betrachtet wurde.

Salomo fühlte jetzt, daß er Rosalinden schon lange im Stillen geliebt; aber selbst er hatte bis dahin noch nicht gewagt, die Augen so hoch zu erheben, und als ihm jetzt mit dem Achtel vom großen Loos das Anerbieten durch Herrn Blenkert's Lippen, der keine Ahnung haben konnte, daß er schon mit einer Andern verlobt sei — selber wie vom Himmel fiel, da brach er in sich moralisch zusammen, und daß er damals Herrn Blenkert um den Hals gefallen und ihm gesagt hatte: er mache ihn zum Glücklichsten der Sterblichen, kam ihm jetzt nur noch wie ein Traum vor.

Was sollte er jetzt thun? — dem Schneider sein Wort halten und sein Schwiegersohn werden, während hier ein glänzendes Loos seiner harrte? Hätte er denn überhaupt den Männern eine Concurrenz eröffnen dürfen, die ihn mit

offenen Armen in ihr Haus und ihre Familie aufnehmen wollten? — ja die gewissermaßen schon seine Zusage hatten?

Die Tochter des Geschäfts sollte er heirathen? — er, Salomo Schönbein, der bis jetzt nichts als sein ärmliches Salair und drei Louisd'or zu Weihnachten gehabt? — Und jetzt — gerade jetzt, wo ihm das geboten wurde und er ein reicher Mann geworden, band ihn sein Versprechen an die Schneiderstochter.

Salomo stand auf, ordnete fast bewußtlos seine zerstörte Frisur wieder, und ging wie in einem Traum den Waldweg entlang, der nach der Stadt zurückführte. Der Kopf wirbelte ihm dabei — er wußte nicht, was er thun — was er nur denken sollte, der Wald — die ganze Welt drehte sich mit ihm, und ehe er eigentlich selber begriff, wie er dahin gekommen, fand er sich in der Essiggasse Nr. 17 in seiner eigenen Stube wieder, in deren Thür Herr Ehrlich in seinem Sonntagsstaat stand.

Der Mann hatte ihm auch schon eine ganz lange Rede gehalten, von der er nicht einmal die Worte gehört, noch viel weniger ihren Sinn begriffen. Mit starrem Blick nur sah er in das freundlich zu ihm auflächelnde Gesicht des Schneidermeisters, und folgte diesem dann, als er seine Hand ergriff und ihn wieder die Treppe hinunterführte, rein mechanisch vor die Hausthür, wo schon ein Wagen, auf sie wartend, stand.

Er stieg mit ein — wohin? — das war ihm ganz gleich. Unter anderen Umständen hätte er sich vielleicht darüber gewundert, daß sich Herr Ehrlich den ganz außergewöhnlichen Kosten eines Wagens zu einer Spazierfahrt nur unterziehen sollte, heute fiel es ihm aber gar nicht ein, auch nur mit einer Silbe darüber nachzudenken, oder gar nach der Ursache zu fragen. Das Einzige was ihm einfiel, war, die unverhoffte Gelegenheit mit Herrn Ehrlich eine kurze Zeit allein zu sein auch zu benutzen und mit einer Art von verzweifeltem Muth das Verhältniß mit seiner Tochter abzubrechen, aber — der verzweifelte Muth fehlte ihm eben. So oft er das Wort auf den Lippen spürte, blieb es auch zwischen den Zähnen stecken, er brachte es nicht heraus und gab indessen dem Schwieger=

vater in spe auf alle seine Fragen und Bemerkungen die verkehrtesten Antworten. Herr Ehrlich wußte wirklich gar nicht, was er heute aus seinem Schwiegersohn in spe machen sollte. Nichtsdestoweniger verdarb das keineswegs seine heute mehr als rosige Laune. Er lächelte oft still vor sich nieder, rieb sich ein paar Mal vergnügt die Hände, und wäre Salomo Schönbein nur ein klein wenig mehr für die Außenwelt zurechnungsfähig gewesen, so hätte er merken müssen, daß mit Herrn Ehrlich etwas ganz Absonderliches im Werke sei. Wie die Sachen aber standen, merkte er nicht das Geringste, und ehe er selber wußte wie er dahin gekommen, befand er sich auf dem Bahnhof, sah sich in einem Coupé zwischen einer Menge von anderen fremden Menschen, und hörte, wie die Leute um ihn her sagten, es sei die höchste Zeit, daß sie angekommen, sonst hätten sie zurückbleiben müssen. Erst das Rütteln des Eisenbahnwagens brachte ihn wieder in etwas zu sich selbst.

„Aber, bester Herr Ehrlich," sagte er zu dem neben ihm sitzenden kleinen Mann, „ich begreife gar nicht — wohin fahren wir eigentlich?"

Herr Ehrlich aber erwiderte kein Wort, ergriff nur seine Hand, drückte sie aus Leibeskräften und sah ihn mit einem unverkennbar gerührten Blick an. Salomo schwindelte es ordentlich — er wußte nicht, wachte oder träumte er? — War das wirklich, daß ihm heute — vor wenigen Stunden Hanke und Blenkert ihre Tochter angetragen? — Hatte er wirklich die Nummer 17,945 gesetzt und war mit dem großen Loos herausgekommen, und befand er sich jetzt seinem unausweichbaren Schwiegervater, dem Schneider, gegenüber, der im Begriff stand ihn nach irgend einem fremden Lande, vielleicht nach einer wüsten Insel zu entführen? — Vor den Ohren summte und hämmerte es dabei, das Rasseln der Wagen formte wunderliche, wie aus weiter Ferne zu ihm herüberklingende Melodien, und endlich fühlte er ordentlich, wie ihm die Luft ausging. — Er wollte schreien — er wollte um Hülfe rufen. — Da plötzlich hielt der Zug; Meister Ehrlich hatte seinen Hut ergriffen, faßte ihn selber jetzt unter den Arm, und aus dem geöffneten Coupé steigend, hielt wie-

der ein Wagen dort, der sie, ohne daß eine Weigerung irgend etwas genützt hätte, in die Stadt hinaufführte.

Salomo Schönbein war aber auch in der That willenlos wie ein kleines Kind, und jetzt ordentlich neugierig geworden, was aus dem Allen heute werden würde. Immer dabei mit sich kämpfend, dem Schneidermeister seine Gefühle zu entdecken, und doch nicht im Stande, Muth dazu zu fassen, hatte er wirklich mit sich machen lassen, was der Mann wollte. Als der Wagen aber endlich in einer engen Straße, dicht vor einer Kirche hielt, fing ihm das Herz an wie ein Schmiedehammer in der Brust zu pochen, denn hinter dem Fenster, den grünen Myrtenkranz in den Haaren, mit lieblich erröthendem Angesicht, stand seine Braut — und hinter ihr die unvermeidliche Schwiegermutter mit noch zwei anderen jungen fremden Damen.

Salomo wurde hineingeführt, und er fühlte, daß er dabei kaum im Stande war zu gehen, so zitterten ihm die Kniee. — Sein Schwiegervater in spe erzählte ihm dabei mit vor Freude strahlenden Augen, daß er und seine Frau sich diese Ueberraschung ausgedacht hätten, — daß Fanny schon lange gewünscht habe in ihrem Geburtsort getraut zu werden, — daß er seine Sehnsucht, die Verbindung zu beschleunigen, kenne, und die Tochter endlich den Bitten der Eltern nachgegeben habe, in diese Ueberraschung zu willigen.

Während er ihm das Alles gutmüthig lächelnd mittheilte, und Salomo Schönbein auch nicht eine Silbe davon verstand, führte er ihn in die Stube zu seiner Braut, und was nachher da drinnen geschah, wußte er ebenfalls nicht. Wie ein Nachtwandler fiel er seiner Braut um den Hals — oder wurde ihr vielmehr umgefallen — begrüßte die Uebrigen, deren Gesichter, wie es ihm vorkam, alle einen Regenbogenschein hatten, trank dann Kaffee und aß Backwerk dazu, und kam eigentlich erst wieder zu sich selber, als er mit seiner Braut am Arm in die gerade gegenüberliegende Kirche schritt.

Die frische Luft draußen, nach der etwas schwülen Stube, weckte ihn gewissermaßen aus seinem halbmagnetischen Schlaf. Er begann zu denken, und mit dem Denken überkam ihn auch auf einmal die Gewißheit seiner wahrhaft verzweifelten

Lage. Seine ganze Pyramide von Luftschlössern, auf deren äußerstem Gipfel Hanke und Blenkert, mit der Tochter des Geschäfts zwischen sich, in Vaterhuld lächelnd standen, hatte einen furchtbaren Riß bekommen und drohte im nächsten Augenblick prasselnd zusammenzubrechen, und in den dunkeln Gewitterwolken, die an seinem Zukunftshimmel aufstiegen, lachte ihm auch nicht ein einziger Zoll breit blauen, reinen Himmels.

Aber selbst der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird, und in Salomo Schönbein's Herzen begann in diesem Augenblick eine wunderbare, entsetzliche Veränderung. Er haßte den Schneidermeister Ehrlich, der seine Hand gefaßt und sie herzlich drückte, — er haßte die Schwiegermutter, die mit blumengeschmückter Haube und freudestrahlendem Antlitz hinter ihm drein schritt, — ja er haßte in diesem Augenblick selbst seine Braut, das liebe, holde Mädchen, das vertrauensvoll ihr ganzes Lebensglück in seine Hände legen wollte. Er vergaß, daß er selber es sei, der zuerst bittend an sie herangetreten und ihr vorgelogen hatte, wie unendlich glücklich sie ihn durch ihr Jawort mache. Er vergaß, daß der alte ehrliche Schneidermeister es zuerst gewesen, der dem armen, unbedeutenden Commis sein Kind anvertraute und ihm die erste Hand reichte, in der Welt ein selbstständiger Mann zu werden. — Er mußte das Alles vergessen, wenn er den schwarzen Undank beschönigen wollte, der jetzt sein ganzes Herz erfüllte; er mußte sein Gewissen damit betäuben, daß er sich selber als schlecht behandelt, als mißbraucht hinstellte, wo er zuerst der Bittende gewesen.

Aber was half ihm jetzt das Grübeln, was der finstere Haß? — Unrettbar riß ihn sein Schicksal dem Unvermeidlichen entgegen. Wie sich mechanisch ein Fuß nach dem andern hob und Schritt nach Schritt die Entfernung kürzte, die ihn noch von dem geglaubten Abgrund trennte, mußte auch jede, selbst die letzte Hoffnung schwinden. Schon umfingen ihn die düsteren, beengenden Räume der Sakristei — dort stand der Priester in dem schwarzen Rock, den sorgfältig gefalteten symbolischen Mühlsteinkragen um den Hals, und er kam sich in dem Augenblick vor wie Jemand, der in einen Strom ge-

fallen ist und mit reißender Schnelle einem donnernden Mühlwehr entgegengerissen wird.

Von den Uebrigen war indeß Jedes viel zu sehr mit sich selber beschäftigt, die furchtbare Aufregung des Bräutigams zu bemerken, und wenn sie den Brautjungfern auch vielleicht nicht entging, schrieben diese dieselbe doch natürlich einer ganz andern Ursache zu. Der Geistliche hatte indessen seine Rede begonnen, und wußte dabei nicht wie viel Unglück er mit dem langen, zähen Faden, den er spann, heraufbeschwor. Der fromme Mann hielt es für seine Schuldigkeit, den beiden jungen Leuten so recht mit Allgewalt in's Herz zu reden, und glaubte das nicht anders bewerkstelligen zu können, als wenn er lieber gleich von der Erschaffung der Welt seine Zuhörer allmälig bis zu dem Punkt führte, auf dem sie sich gegenwärtig befanden. Salomo Schönbein indessen hörte so wenig von der Rede, wie er vorher von der Erzählung des Schwiegervaters und von den gerührten Worten der Schwiegermutter gehört. Aber in der Rede sammelte er Kräfte, in der Rede kam er zu einem Bewußtsein seiner Lage, wenigstens von seinem Standpunkt aus. Ihm war es, als sei er ein armes hülfloses Opferthier, das von feindlichen Gestalten zum Altar geschleppt worden, abgeschlachtet zu werden; dort in weiter Ferne streckten Hanke und Blenkert mitleidig die Hände aus, ihn zu retten — mit aufgelösten Haaren und thränenschwimmenden Augen sah er die Tochter des Geschäfts, und wie mit einer Fluth von Eis durchgoß es ihn, als in diesem Augenblick der Geistliche, der gerade seine Rede zu einem glücklichen Ende gebracht, seine und der Braut Hand ergriff und die entscheidende Frage an ihn richtete:

„Wollen Sie diese Jungfrau, Fanny Sophie Barbara Ehrlich, zu Ihrer ehelichen Gattin wählen, wollen Sie in Freud' und Leid, in Krankheit und Trübsal treu bei ihr ausharren, und ihr hülfreich und liebend zur Seite stehen in Allem, was das Schicksal Ihnen auferlegen möge?" Wie in einem Traum war es ihm dabei, als ob er schon neben sich das leise flüsternde, schüchterne Ja der Braut gehört. Da faßte ihn der böse Geist — da raunte ihm ein schwarzer Unhold aus der Unterwelt in's Ohr: noch sei es möglich die

verhaßte Fessel zu brechen. Vor seinem wirren Blick hob sich bittend, flehend die Tochter des Geschäfts, und mit heiserer, angstgequälter Stimme rief er:

„Nein!"

Nach diesem Augenblicke hatte er ein unbestimmtes Gefühl, als ob Jemand an seiner Seite ohnmächtig würde, als ob zwei jugendliche Stimmen einen schwachen Schrei ausstießen und eine alte Dame mit einem großen Blumenbouquet auf der Mütze ihm die Augen auskratzen wolle. Im nächsten Moment aber fand er sich auf der Straße, flog mehr als er ging eine schmale Quergasse hinunter, kam gerade auf den Bahnhof, als der Zug anbrauste und — war gerettet.

Von dem Moment an, wo sich Salomo Schönbein, wie er es nannte, ermannt hatte, kam auch ein anderer Geist — ein Geist der finstern, hartnäckigen Entschlossenheit über ihn. Das Schlimmste, was überhaupt geschehen konnte, war geschehen — der Würfel gefallen, und noch dazu ohne seine eigene Schuld. Weshalb hatte der alte Schneidermeister die Trauung so übereilt, wenn er nicht Kunde von dem Lotteriegewinnst des Glücklichen bekommen und jetzt recht gut wußte, daß seine Tochter des reichen Eidams nicht mehr würdig war! Diese Gier nach schönem Gold hatte er bestraft; er hatte die Banden abgeschüttelt, die ihn noch an die unteren Schichten der Gesellschaft gefesselt, und mit kaltem Blut wollte er fortan seinen Weg verfolgen. Was jetzt noch kommen konnte und mußte, wußte er recht gut: herzbrechende Vorwürfe der abgeschüttelten Schwiegereltern, Thränen und Klagen der verschmähten Braut — bah, das war noch ein schlimmer Tag, und dann aber auch Alles glücklich überstanden. Morgen früh mit Tagesanbruch zog er aus, und heute — ei zum Henker, er brauchte ja nur seine Thür zuzuschließen und Niemanden herein zu lassen, dann hatte er von selber Ruhe!

Das geschah. Zu Hause angekommen, schloß er sich ein und gedachte erst spät Abends auszugehen, denn die Familie

Meister Ehrlich's zog sich immer sehr früh zurück. Nach etwa zwei Stunden hörte er einen Wagen rasseln und vor der Thür halten, aber er wagte nicht aus dem Fenster zu sehen. Jedenfalls war die Familie zurückgekehrt und er durfte nun auf den Besuch des Schneidermeisters rechnen — aber Niemand kam. Er hörte im Hause Thüren öffnen und schließen und Schritte auf der Treppe und dem Vorsaal, aber an seine Thür kam Niemand — Niemand bekümmerte sich um ihn, und Salomo Schönbein wurde zuletzt — so sehr ihm das falsche Herz auch im Anfang gepocht — ordentlich ärgerlich darüber.

Das aber half ihm nichts — der Abend kam, an dem er sonst regelmäßig zur bestimmten Zeit zum Nachtessen gerufen wurde. Heute erschien Niemand; selbst das Mädchen, das sein Zimmer zu besorgen hatte, kam nicht herauf. — Wollten sie ihn aushungern? — Unten im Hause schien Alles seinen regelmäßigen Gang zu haben; kein lautes Wort wurde gehört. Der Klang der Schritte drang deutlich zu ihm herauf, wie die Gesellen zu ihrer gewöhnlichen Zeit ihre Arbeitstische verließen. — Vorsichtig schaute er jetzt aus dem Fenster, aber Keiner der Leute sah zu ihm herauf. Unten gab der eine der Gesellen dem Lehrjungen eine Ohrfeige, weil er so lange auf einem Besorgungswege ausgeblieben war, dann gingen die Leute ruhig ihrer Wege — sie konnten keine Ahnung von dem haben, was heute in dem Hause ihres Meisters — oder wenigstens in dessen Familie — vorgegangen war.

Es dunkelte schon, ehe sich Salomo getraute sein Zimmer zu verlassen, denn sein böses Gewissen ließ ihn fürchten, irgend einem Familienmitglied, selbst dem Dienstmädchen, zu begegnen. Vorsichtig verließ er deshalb das Haus, um heut Abend in einer Restauration sein Souper zu verzehren, und kehrte erst nach elf Uhr zurück. Insofern aber hatte er seine Zeit vortrefflich dabei benutzt, daß er einen Contract über eine vorläufige neue Wohnung in der Nähe des Hanke und Blenkert'schen Geschäfts abgeschlossen. Er traf den Eigenthümer eines dort gelegenen Hauses beim Billard und erfuhr hier zu seiner Freude, daß derselbe ein kleines Logis für einen einzelnen soliden Herrn gerade frei und leer stehen habe.

Salomo Schönbein betrachtete das als einen Wink des Himmels, zahlte einen Thaler Draufgeld und meldete sich bei seinem neuen Wirth auf morgen früh an.

Der Morgen kam. Salomo hatte in seiner Aufregung am Abend vorher mehr wie gewöhnlich getrunken und deshalb auch heute länger wie gewöhnlich geschlafen. Sein Erwachen war ebenfalls höchst unangenehmer Art. Heute, mit kaltem Blut, wollte es ihm doch beinahe vorkommen, als ob er gegen die Leute, die ihn so herzlich aufgenommen, nicht ganz redlich gehandelt — als ob Fanny wohl Ursache habe, sich über ihn zu beklagen. Allerdings hatte er früher selber geglaubt, daß er sie liebe, das Gefühl aber, das jedenfalls nur Achtung gewesen, mißverstanden, und sollte er jetzt, da er das noch zur rechten Zeit entdeckt, sein ganzes Leben, seine ganze bürgerliche Existenz einem solchen Wahne opfern? — Nein — das ging unmöglich an. Hatte er gefehlt, so war es geschehen; er wollte dem Meister Ehrlich keine weiteren Vorwürfe machen. Das Alles lag aber jetzt auch hinter ihm, und er, Salomo Schönbein, ging einem neuen, glänzenden Leben entgegen. Mit diesen Gedanken war er aufgestanden, hatte sich gewaschen und angezogen, und befand sich, ohne Kaffee, eigentlich noch immer etwas unbehaglich. Aber er mochte nicht danach klingeln und wollte ihn lieber heute Morgen auswärts trinken. Ueberdies mußte er jetzt zu Hanke und Blenkert in das Geschäft, um sich dort noch für heute Morgen, seines Umzugs halber, zu entschuldigen, — dann hatte er nur noch die allerdings fatale Unterredung mit seinem Wirth und gewesenen Schwiegervater in spe in Aussicht, und mit der war auch das letzte Unangenehme überstanden — Fanny würde sich schon nicht dabei sehen lassen, und er hoffte, ihr gar nicht mehr zu begegnen. Ueberdies konnte ihm ja auch der alte Ehrlich gar nichts anhaben. Wollte er ihm Vorwürfe machen? — dazu hatte er kein Recht und er brauchte sich das nicht gefallen zu lassen, und wurde er — Salomo schrak zusammen, denn an seiner Thür klopfte leise ein Finger.

Unwillkürlich fast und ehe er wußte was er that, mehr nach alter Gewohnheit, rief er „herein“, und eine Hand drückte

draußen die Klinke nieder. — Aber die Thür war noch verschlossen, und Salomo konnte jetzt nicht anders als öffnen — jedenfalls war es die Rieke, die ihm den Kaffee brachte.

Er schob den Nachtriegel zurück und klinkte die Thür auf, fuhr aber unwillkürlich mit einem leisen Ausruf des Erstaunens zurück, als Fanny, die verrathene Fanny selber, fertig zum Ausgehen angezogen, vor ihm stand.

„Fanny!" rief er fast unwillkürlich aus, während das junge Mädchen, ihr Auge fest auf ihn geheftet, das Zimmer betrat und die Thür hinter sich wieder in das Schloß drückte.

„Herr Schönbein," sagte sie dabei ernst, nur mit einer abweisenden Bewegung, als ihr der verlegene Ungetreue einen Stuhl anbieten wollte, „ich finde Ihr Erstaunen gerechtfertigt, mich nach dem, was gestern vorgefallen, heute auf Ihrem Zimmer zu sehen."

„Beste Fanny!"

„Bitte, unterbrechen Sie mich nicht," sagte das Mädchen kalt, „und nennen Sie mich nicht mit einem Namen, zu dem Sie kein Recht mehr haben. Ich bin von jetzt an für Sie nur noch die Tochter des Schneidermeisters Ehrlich — eine Fremde. Doch zur Sache — Sie werden mir wohl glauben, daß mir dieser Schritt schwer genug geworden ist, und es hat einen langen Kampf gekostet, bis ich mich dazu entschlossen habe. Aber es mußte sein, denn mein ganzes künftiges Lebensglück stand dabei auf dem Spiel, und wenn Sie das auch kalt lassen würde, war ich es mir selber schuldig."

„Aber beste Fan — bestes Fräulein Ehrlich —"

„Ich will Sie nicht lange über die Absicht meines Besuches in Zweifel lassen," fuhr das Mädchen ernst fort, „Ihnen aber auch zugleich bekennen, daß ich weiß, weshalb Sie mich verschmäht. Daß es auf eine solche Weise geschehen, mögen Sie vor sich und Gott verantworten, mir sollen Sie darüber keine Rechenschaft schuldig sein. Aber der Welt gegenüber hatten Sie kein Recht, meinen guten Namen dem Spott und Hohn preiszugeben, und der Welt gegenüber müssen Sie mir Genugthuung geben."

„Ich gebe Ihnen mein Wort," stammelte Salomo, im höchsten Grade über die Worte, über das ganze Benehmen des Mädchens bestürzt, „daß mir der gestrige Vorfall selber unendlich leid und schmerzlich ist, und ich gern Alles thun werde, was in meinen Kräften steht —"

„Ich nehme Sie beim Wort," sagte das schöne Mädchen ernst. „So hören Sie denn, was ich von Ihnen verlange. Es ist ein Glück, daß unsere gestrige Kirchenscene Niemandem bis jetzt bekannt ist als dem Geistlichen, den mein Vater bis jetzt bewogen hat zu schweigen, und meinen beiden Freundinnen. Die letzteren haben, wie ich versichert zu sein glaube, bis jetzt noch nicht darüber gesprochen, aber daß sie auf die Länge der Zeit nicht im Stande sein werden das Geheimniß zu bewahren, davon sind Sie wohl, mein Herr, so fest überzeugt wie ich selber. Würde jene Scene aber hier in Xheim bekannt, so wäre mein Name damit an den Pranger geschlagen. Ich wäre das Stichblatt für alle erbärmlichen Witzbolde des ganzen Ortes, und was hat ein armes Mädchen weiter, als ihren guten Namen?"

„Aber was, um Gottes willen, kann ich thun? — Mein Herz —"

„Schweigen Sie von Ihrem Herzen," sagte die Jungfrau kalt, „das hat hierbei nichts mehr zu thun. Mein Herz haben Sie zertreten, und damit sind wir fertig. Für mich giebt es auch nur ein einziges Mittel, dem Hohn der Welt zu begegnen — wenn das auch ein verzweifeltes ist, und ich sehe keinen Grund dafür, es Ihnen nicht zu nennen. — Unser Altgesell — ein braver, wackerer Mensch — liebt mich schon seit längerer Zeit — ich habe seine Liebe nicht erwidert, weil ich — schwach genug war, den Schwüren eines Andern zu glauben. Das hat sich jetzt geändert, und heut Abend noch werde ich sein Weib. Mein Vater ist heute Morgen schon mit Tagesanbruch nach meinem Geburtsorte gefahren, die nöthigen Aufgebote mit Geld auszugleichen, und mein künftiger Mann übernimmt das Geschäft, von dem sich mein Vater zurückziehen — ihm wenigstens die Leitung überlassen wird. Vorher aber muß ich durch Sie selbst auch vor der Welt gerechtfertigt werden, damit böse Zungen

ferner nicht im Stande sind, mir die Schmach des gestrigen Tages vorzuwerfen. Mit Einem Wort, Sie müssen mir Genugthuung für das Erlittene geben."

„Aber Sie spannen mich auf die Folter, Fräulein," sagte Salomo bestürzt — „so sehr ich mich über Ihren Entschluß, was den wackern Altgesellen betrifft, freue, so begreife ich doch nicht, von welcher Art die Genugthuung sein kann, die ich Ihnen geben soll. Ich kann mich doch nicht — mit Ihnen —"

„Sie sollen es gleich hören," unterbrach ihn Fanny. „Von jetzt an ist natürlich jeder Verkehr zwischen uns abgebrochen und ich hoffe sogar, daß Sie mich künftig, wenn wir uns je zufällig auf der Straße treffen, nicht einmal mehr grüßen werden. Ich will selbst vergessen lernen, daß wir uns je gekannt haben, aber heute — müssen Sie mich noch einmal nach Ersheim in die Kirche begleiten, die gestern der Schauplatz meiner Schande war."

„Nach Ersheim in die Kirche?" rief Salomo wirklich erstaunt.

„Ja," sagte Fanny ruhig — „und zwar zum Altar wie gestern. Welchen Zwang ich meinem Herzen dabei anthun muß, mir noch einmal den gestrigen furchtbaren Anblick so lebhaft in's Gedächtniß zurückzurufen, können Sie sich wohl denken; die Erinnerung daran würde mich aber wahnsinnig machen, verweigerten Sie mir die Genugthuung, die ich von Ihnen fordere."

„Aber Sie sprechen in Räthseln!"

„Die leicht zu lösen sind," sagte die Jungfrau düster; „die größte Schmach, die einem unbescholtenen Mädchen widerfahren kann, haben Sie mir gestern angethan, und mein Vater wollte sie, trotz seinen Jahren, nur in Blut abgewaschen wissen. Meine Bitten haben vermocht, daß er der Vernunft Gehör gab; er hätte sein Kind sonst nur noch mehr dem Gespött der Leute preisgegeben. Andere Genugthuung sollen Sie mir geben. Gestern sprachen Sie ein Nein, als der Geistliche Sie zu Ihrer Antwort nach unserer christlichen Trauungsformel aufforderte — verschmähten die Braut, die vertrauensvoll an Ihre Seite getreten war — heute müssen Sie mir die Genugthuung geben, Sie zu verschmähen."

„Wir sollen noch einmal zusammen vor den Altar treten?“ rief Salomo Schönbein auf's Aeußerste erstaunt.

„Ja,“ sagte das Mädchen mit kalter Entschlossenheit in Blick und Ton. „Die Rache will und muß ich haben, daß ich Ihnen Gleiches mit Gleichem bezahlen kann. Sie sollen Ihr Ja auf die Frage heute klar und deutlich sprechen, und meine Ehrenrettung sei dann Ihr gestriges Nein.“

„Aber das geht ja unmöglich an!“ stammelte Herr Schönbein wirklich bestürzt.

„Geht unmöglich an?“ erwiderte das Mädchen mit kaltem Hohn. „Fürchten Sie sich, mein Herr, dem zu begegnen, was Sie gestern die Grausamkeit hatten mit durchdachter Bosheit auf mich, ein armes hülfloses Mädchen, zu häufen? — Geht das jetzt unmöglich an? — Gut; dann aber gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich in zehn Minuten auch bei Hanke und Blenkert bin — Sie werden roth wie Blut? — Hab' ich den richtigen Fleck getroffen? Aber beruhigen Sie sich — Sie können nichts mehr verrathen, ich weiß schon Alles.“

„Sie wissen? — “

„Ich weiß, weshalb ich verrathen bin, und gönne Ihnen Ihr Glück — wenn Sie meinen Willen vorher erfüllen. Weigern Sie sich aber, dann — was kann mir dann noch an der Achtung der Menschen liegen. — Mein Name wird dann in Spott und Uebermuth auf jedes Buben Lippe sein, und ich selber brauche nichts mehr zu verheimlichen. Weigern Sie sich also, mir die verlangte Genugthuung zu geben, dann will ich selbst mit Rosalinde Blenkert sprechen. Von meinen Lippen soll sie erfahren, welche Rolle Sie in unserem Hause gespielt — von meinen Lippen soll sie hören —“

„Lassen Sie mir nur eine Viertelstunde Zeit,“ unterbrach ihn Salomo mit flehendem Tone — „nur fünfzehn Minuten, mir Alles zu überlegen, was Sie von mir verlangen.“

„Die seien Ihnen gestattet,“ sagte Fanny ruhig — „längere Zeit haben wir überdies nicht; die nächste Viertelstunde muß es entscheiden, ob Sie mir helfen wollen — ob ich mir selber helfen soll. Ich lasse Sie für diese Zeit allein und werde indessen auf dem Vorsaal auf- und abgehen.“

„Aber, Fräulein Fanny —“

„Zurück, mein Herr!“ rief das Mädchen, den bittend nach ihr ausgestreckten Arm mit Entrüstung fortschleudernd — „wenn Sie noch einen Funken von Mitleid mit mir haben so erfüllen Sie meinen Wunsch, daß ich mit dem heutigen Tage Ihrer verhaßten Nähe enthoben werde — mehr verlang ich nicht. Erfüllen Sie ihn aber nicht, dann sollen Sie er fahren, was ein zum Tod beleidigtes Weib vermag,“ und eh er ihr nur eine Silbe erwidern konnte, verschwand sie durch die Thür und warf sie wieder hinter sich in's Schloß.

Salomo Schönbein blieb, wie sie ihn verlassen hatte, noch eine Weile in peinlicher Verlegenheit stehen. Seinem scharfen Oh entging aber nicht, daß das gereizte Mädchen wirklich drauße auf dem Vorsaal mit raschen Schritten auf- und abwandert — sie wartete, bis die ihm gestattete Frist abgelaufen war und er selbst befand sich jetzt in der peinlichsten Verlegenhei — Aber was sollte er thun? noch einmal die Trauungs ceremonie durchmachen, und sich dann durch die beleidigt schöne Furie mit einem Nein blamiren zu lassen? es wa zu entsetzlich, wenn er auch gut genug fühlte, wie gerecht da Verlangen war und wie sehr er es verdient hatte. Un weigerte er sich, — die erzürnte Schöne da draußen wäre z Allem fähig gewesen, und wenn sie jetzt zu Hanke un Blenkert ging, konnte Alles schief gehen. Noch wußte diese von nichts, und brachte er heute seine früheren Princi pale dahin, die Verlobung mit ihrer Tochter und Salom Schönbein nur zu declariren, so konnten sie dann nicht meh zurück, mochte geschehen sein was da wolle. Er selber wollt dann schon vorbauen und in günstiger Stunde seiner zu künftigen Braut die Sache so erzählen, wie sie für ihn am günstigsten lautete. Lief aber das gereizte Mädchen jet hinauf und erzählte Alles, was sie wußte, so brauchte sie das Ganze nur noch ein wenig auszuschmücken, und er war ver loren — seine Stellung zu Hanke und Blenkert und zu Tochter des Geschäfts für immer ruinirt.

Fügte er sich also der kleineren Unannehmlichkeit, und schwor ihm Fanny, daß sie die Sache als Geheimniß be wahren und ihre Freundinnen ebenfalls dazu verpflichten wolle, so durfte er doch wenigstens hoffen, daß sie nicht vor den

nächsten vierzehn Tagen ruchbar wurde, und bis dahin konnte er aufgeboten und getraut sein.

„Haben Sie sich entschlossen?“ fragte da plötzlich Fanny, die wieder mit eiserner Ruhe auf der Schwelle erschien.

„Ja,“ stöhnte Salomo, „ich fühle, daß ich Ihnen diese Genugthuung schuldig bin — Sie können es von mir verlangen.“

„Es ist gut — so kommen Sie —“

„Aber vorher müssen Sie mir schwören, daß Sie gegen Niemanden Gebrauch davon machen wollen!“

„Wie meinen Sie das?“ fragte die Jungfrau kalt.

„Daß sie — daß sie Niemandem das, was heute geschehen wird, erzählen,“ sagte Salomo etwas verlegen.

„Glauben Sie, daß ich mit meiner eigenen Schande prahlen werde?“ rief Fanny.

„Mißverstehen Sie mich um Gottes willen nicht,“ bat Salomo, dem jetzt nur vor allen Dingen daran lag, die Erzürnte nicht noch mehr zu reizen. „Ich meinte mit dem *sie* nicht *Sie*, mein Fräulein, sondern die beiden jungen Damen, die wahrscheinlich auch heute Zeugen sein werden. Wenn Sie *die* dazu verpflichten wollten —“

„*Gestern* stellten Sie die Bedingung *nicht*,“ sagte Fanny, mit bitterem Lächeln auf den früheren Bräutigam sehend, „aber es sei. Ich nehme das zugleich als ein Geständniß, daß Sie wenigstens in etwas Reue fühlen und jetzt empfinden, wie tief Sie mich eigentlich beleidigt. Ich verspreche Ihnen also dafür zu sorgen und glaube Ihnen deren Schweigen verbürgen zu können — sie sollen es mir schwören. Aber jetzt fort — die Zeit vergeht und wir dürfen den nächsten Zug nicht versäumen, denn mein Vater und der Geistliche warten schon in Ersheim auf uns.“

„Jetzt gleich?“ rief Salomo erschreckt — „ich hätte erst nothwendig einen Weg zu gehen.“

„*Reut* Sie Ihre Zusage schon?“ rief Fanny höhnisch — „Sie sind an nichts gebunden und können *ganz* hier bleiben — möglich dann, daß uns der *nothwendige* Weg, den Sie zu gehen haben, in *eine* Straße, in *ein* Haus führte.“

„Trauen Sie mir das nicht zu,“ bat Salomo erschreckt — „Sie haben übrigens Recht; es ist vielleicht besser, wir

machen etwas, das für uns Beide — für alle dabei Betheiligten peinlich sein muß, so rasch als möglich ab."

„Gut, dann brauchen wir auch weiter kein Wort darüber zu verlieren," sagte Fanny kalt. „Folgen Sie mir — der Wagen wartet unten."

Salomo Schönbein konnte nicht mehr zurück. Er nahm seinen Hut und fand sich wenige Minuten später mit Fanny in einem glücklicher Weise geschlossenen Wagen, der sie auf des Mädchens Angabe rasch zum Bahnhof brachte.

Unterwegs sprach Fanny kein Wort. Den Shawl um sich geschlagen, lehnte sie in der einen Wagenecke und preßte ihr Tuch gegen die Augen. Auf dem Bahnhof zahlte Salomo die Plätze, und war nur froh daß er dort keinen Bekannten traf, und in Ersheim angekommen, wurden sie an dem nämlichen Hause, vor dem sie gestern abgestiegen, von der schon dort ihrer harrenden Familie empfangen. — Aber Niemand begrüßte ihn oder nahm nur die geringste Notiz von ihm. Stillschweigend und mit kalter Höflichkeit deutete die Mutter auf den Kaffeetisch, und als sich Schönbein, mehr aus Verlegenheit, als weil er irgend ein Bedürfniß danach fühlte, eine Tasse eingeschenkt und sie getrunken hatte, meldete der alte Ehrlich schon, daß der Geistliche ihrer harre und die Ceremonie beginnen könne.

Salomo Schönbein war es, als ob er zum Hochgericht geführt werden solle; aber er biß die Zähne fest auf einander. In einer Stunde ging der Zug wieder nach Xheim zurück — dann war Alles vorüber, Alles überstanden, und die peinliche Viertelstunde, die ihm noch zu durchleben blieb, ging ja auch vorüber. Er bot sogar in aller Verlegenheit seiner Pseudo-Braut den Arm, diese wies ihn jedoch kalt, wenn auch nicht unfreundlich zurück, und der kleine Zug begab sich, quer über die schmale Straße, in die dicht vor dem Haus stehende Kirche.

Dort fanden sie den Geistlichen, wie gestern, in seinem Ornat; aber keine Blumen waren gestreut, wie gestern, kein freundliches Lächeln der Eltern begrüßte die jungen Leute an der heiligen Stätte. Alle nöthigen Vorbereitungen wurden wohl feierlich, wie sie der Ort mit sich brachte, aber

still und stumm und ernst beendet, und zitternden Herzens trat der Bräutigam zum Altar — er fühlte nicht einmal, daß die Hand der Braut, die sie ihm jetzt der Form wegen lassen mußte, noch stärker in der seinen bebte, als er selbst.

„Wollen Sie diese Jungfrau," frug ihn da der Geistliche wieder wie gestern, „Fanny Sophie Barbara Ehrlich, zu Ihrer ehelichen Gattin wählen, wollen Sie in Freud' und Leid, in Krankheit und Trübsal treu bei ihr ausharren, und ihr hülfreich und liebend zur Seite stehen, in Allem was das Schicksal Ihnen auferlegen möge?"

„Ja," sagte Salomo mit nicht sehr lauter, aber fester und deutlicher Stimme und zu Boden gesenktem Blick, denn er wußte, was jetzt folgen mußte.

„Und wollen Sie" — wandte sich der Geistliche an die todtenbleiche Braut, „diesen Junggesellen, Herrn Salomo Gotthelf Schönbein, zu Ihrem ehelichen Gatten wählen, ihm treu sein und gehorchen und bei ihm ausharren in Freud' und Leid, in Krankheit und Trübsal, und ihm hülfreich und liebend zur Seite stehen, in Allem was das Schicksal Ihnen auferlegen möge?"

„Ja," antwortete Fanny mit fester, entschlossener Stimme, und Salomo ließ erschreckt ihre Hand los und starrte sie mit weit aufgerissenen, stieren Augen an. Der Geistliche nahm den Ring von seinem Finger — er fühlte es nicht — er steckte ihm den andern an, ohne daß Salomo eine Ahnung davon hatte — er sprach die üblichen Formeln und den Segen — er hörte nichts davon, und nur erst als die Mutter die junge Frau in die Arme nahm und sie küßte, und Meister Ehrlich Salomo's Hand ergriff, fuhr dieser in blinder Wuth empor und schrie:

„Betrüg—!"

Aber er brachte das Wort nicht ganz über die Lippen. Meister Ehrlich hatte seine Hand wie in einem Schraubstock gefaßt, und ihn zu sich niederziehend, flüsterte er, dem jungen Mann dabei einen warnenden, aber auch zugleich drohenden Blick zuwerfend:

„Bst! Schwiegersohn, seien Sie gescheidt und fügen Sie sich geduldig in das Unabänderliche, daß Sie nicht auch am Ende noch ausgelacht werden. Was geschehen ist, ist ge-

schehen — das Wort des Geistlichen steht unauslöschbar fest, und — bedenken Sie vor Allem, wo Sie sich hier befinden."

„Aber Ihre Tochter —" rief Salomo.

„Hat gehandelt, wie sie mußte," sagte der alte Mann, ihn mit sich bei Seite führend. „Die Schmach, die Sie ihr angethan, durfte sie nicht auf sich sitzen lassen, sie wäre gebrandmarkt gewesen für ihr ganzen Leben, und das hat mein braves Kind nicht ihrer selbst willen — nicht um Sie verdient. Sie ist gestraft genug, daß Sie ihr Mann geworden sind."

„So bin ich verrathen worden."

„Nein, das nicht," lächelte der Meister, „aber verheirathet, und da es, trotz Ihrem eben nicht freundlichen Betragen, bei unserer früheren Verabredung bleibt, so hoffe ich noch einen tüchtigen braven Mann und ordentlichen Ausschnitt-Waarenhändler aus Ihnen zu machen."

„Und Hanke und Blenkert —"

„Was gehen uns Hanke und Blenkert an," sagte der Schneidermeister ruhig — „jetzt führen Sie Ihre Frau nach Haus. Lassen Sie sich doch um Gottes willen nichts vor den beiden Mädchen merken. Die Dinger können ja den Mund nicht halten, und wenn die nur eine Ahnung davon hätten, wie die Sache wirklich steht, wüßte es morgen früh ganz Xheim, und daran liegt Ihnen gewiß nicht viel."

Salomo Schönbein war wie vor den Kopf geschlagen. An dem Geschehenen ließ sich aber in der That — darin hatte der Meister Recht — nichts mehr ändern. Die Trauung war nach allen Regeln, Formen und Gesetzen vollzogen, und Salomo Schönbein — lieber Leser, — Salomo Schönbein fügte sich in das Unabänderliche und hat später diese Heirath nicht bereut.

Hanke und Blenkert, aus deren Geschäft er natürlich augenblicklich treten mußte, machten sechs Wochen später einen bösartigen Bankerott, und Salomo Schönbein stand schon in derselben Zeit einem Geschäft vor, das sich durch des alten Ehrlich Umsicht alljährlich vergrößerte.

Fanny hat übrigens ihrem Mann, als sie sich endlich verständigten, fest versprochen, nie wieder Ja zu sagen, wenn sie eigentlich Nein sagen sollte, und daß sie das jenes eine Mal gethan, hat Niemand weniger bereut als Salomo Schönbein.

Zur Naturgeschichte des Menschen.

Eine höchst flüchtige ethnographische Betrachtung.

Es giebt kein weiter verbreitetes, größeres und mannigfaltigeres Genus unter den Säugethieren, als das erste und — wie wir selber als Menschen nicht gut anders annehmen können — bildungsfähigste und gebildetste derselben — das genus homo.

Das am weitesten verbreitete ist es insofern, als nur der Mensch, ebenso wie die gemeine Hausfliege, überall auf der, von uns bescheiden die Welt genannten, Erde angetroffen wird. — In den Eisregionen, trotzdem daß dort das Quecksilber wie der Mensch friert, läßt er sich ganze Winter hindurch einschneien; unter der sengenden Zone des Aequators ist er zu Haus, in der gemäßigten aber wuchert er, wie das Geschlecht der Pilze, und außerdem bieten ihm Höhen oder Tiefen, wie gewöhnliche elementarische Hindernisse keineswegs hinreichenden Widerstand, daß er ihn nicht schließlich doch überwände. Während sich ein Theil in die Erde gräbt — tiefer als der misanthropischeste Maulwurf je daran dachte einzufahren, klettern Andere auf den Montblanc, die Jungfrau, den Chimborazo und Dwalagiri, nur um das Vergnügen zu haben wieder hinunter zu sehen. Aeronauten fliegen durch die Lüfte, und hier und da taucht sogar plötzlich, zum unbegrenzten Erstaunen zufälliger Augenzeugen, ein vollkommen athemloses Menschenkind aus irgend einem Theil des Meeres auf, wo es unten auf dem Grund nach verkümmerten Muschelthieren oder angefaulten Schiffen gesucht hatte.

Es ist in der That kein erreichbarer Winkel der Erde oder Elemente von ihnen frei — die Flamme ausgenommen, die sich, wie bekannt, Mephisto vorbehalten. Sei es mit Regenschirmen oder Botanisirtrommeln, mit Schneeschuhen oder barfuß, unverdrossen durchstreifen sie das Land, bauen sich Hütten auf Pfähle mitten in den Sumpf, um vor Wasserbestien — im Wald hoch in die Bäume, um vor wilden Thieren — tief in den Schnee, um vor Kälte — an felsige Abhänge hinauf, um vor Ueberschwemmungen — weit in Einöden, um vor Besuchen sicher zu sein, und schaffen und arbeiten, mühen und quälen sich ab, nur um — nach einem gewissen, ihnen zum Athmen gestatteten Zeitraume ihren Platz in der Erde, neben den Vorangegangenen, einzunehmen.

Körperlich unterscheidet sich der Mensch dabei nur wenig von den anderen Säugethieren, und wo das ja der Fall ist, stets zu seinem Nachtheil. Das Wild ist flüchtiger, Ochse und Pferd, wie tausend andere, sind stärker. Auch schärfere Sinne haben die Thiere, und keins von allen bleibt so lange hülflos wie der Mensch, wird im Alter wieder so hülfsbedürftig wie er. Findelhäuser, Kleinkinderbewahranstalten, Irren- und Besserungshäuser mit den verschiedenen Spitälern sind dafür die besten Beweise; Ammenzulpe und Fallhüte gar nicht gerechnet. — Sein Geist verleiht ihm dagegen in den von ihm erfundenen Maschinen die hundertfache Stärke des Ochsen, die Flüchtigkeit des edlen Pferdes, die Kunstfertigkeit des Fisches, die Kraft und Gefährlichkeit des Tigers, und durch den Geist eben wurde er der Herr der Thiere. Diese Thatsache steht fest, und wir brauchen dabei nicht einmal anzunehmen, wie es einige unserer „Mitbrüder" thun, daß Gott der Herr die ganze Erde, mit dem entsprechenden Planetensystem, nur des Menschen wegen geschaffen habe.

So ähnlich der Mensch aber auch, um noch einmal auf das Physische der Sache zurückzukommen, eben in seinem eigentlichen Körper dem Thiere sein mag, so finden sich doch auch hierin wieder auffallende Unterscheidungszeichen. Erstens — der Mensch geht aufrecht, d. h. er könnte es wenigstens thun, findet es aber nicht immer passend, denn es giebt nicht sowohl

einzelne Individuen als Ausnahmen, sondern ganze Species, die es für weit vortheilhafter und zweckdienlicher halten, gebückt durch das Leben zu gehen. Nur innerhalb ihrer eigenen Wohnungen nehmen solche Exemplare, besonders ihren Familien und Untergebenen gegenüber, die würdige und aufrechte Haltung des Menschen an, und tragen dann den Kopf mit den dazu gehörenden Gesichtstheilen um so viel höher, je tiefer sie ihn draußen bücken. — Zweitens ist dem Menschen die Sprache gegeben, d. h. er bringt anderen Menschen theils verständliche, theils unverständliche Laute über die Lippen, und wäre im Stande, das, was er denkt, immer frei und deutlich zu sagen — wenn ihn nicht oft directe oder indirecte Rücksichten daran verhinderten.

Ob aber die Sprache dem Menschen in der That einen so großen Vorzug vor dem Thiere giebt, wage ich wirklich nicht unbeschränkt zu behaupten. Hätten wir allerdings eine Sprache über die ganze Erde, und verständen entfernte Völker oder selbst nur unsere nächsten Nachbarn das, was wir ihnen gern sagen wollten, dann allerdings wäre die menschliche Sprache etwas, das den Menschen selber himmelhoch über das Thier erhöbe. Wie die Sache aber jetzt steht, dürfen nur ein paar Leute von verschiedenen Ländern zusammenkommen, und die Heidenconfusion ist fertig. — Auch die Thiere haben wie wir nicht ableugnen können, ausgenommen wir wollen blind sein — eine ihnen eigenthümliche Sprache untereinander, nach der sie sich vollkommen gut verstehen und ihre Bewegungen regeln. Das Wild, die Zugvögel, ja selbst die Hausthiere besitzen Laute und Zeichen, durch welche sie sich leicht und sicher verständigen können. Die nach Afrika ziehende Schwalbe, wenn sie mit anderen aus den verschiedensten Ländern zusammentrifft, zwitschert ihre Berichte leicht und geschwätzig hin; der Storch klappert seine Erzählungen dem von Schweden oder England gekommenen Verwandten eben so deutlich her, wie der Kranich im Vorüberstreichen die Kameraden aus Deutschland und Italien zusammenruft. Nur wo verschiedene Thiergattungen mitsammen leben müssen, kommt es zu Zänkereien, und das erklärt auch die ewige Streitsucht

zwischen Hunden und Katzen. Sie verstehen eben einander nicht.

Wie dem aber auch sei, der Mensch hat seine Sprache mit solcher Meisterschaft vervollkommnet, daß ihn das Thier auf dieser Höhe nicht erreichen kann, und wir mögen sie deshalb immer als einen Vorzug betrachten. Der Mensch ist nämlich im Stande, mit kunstvoll gefügten Worten Alles zu beweisen und zu rechtfertigen, was er für gut findet, ja er kann sogar — eine Fähigkeit, die dem Thiere vollständig abgeht — damit lügen. — Außerdem braucht der civilisirte Mensch, um sich von einer Stelle zur andern zu bewegen, einen Paß, — zu seiner Fortpflanzung eine polizeiliche Erlaubniß, und trägt — das sicherste Merkmal von allen — Kleider, deren Form von einer besondern Varietät des Genus — Schneider genannt — bestimmt wird. — Soweit seine physischen Unterscheidungszeichen von den übrigen Säugethieren.

Psychisch dagegen steht er hoch über dem ihm untergeordneten Thier, oder hat sich wenigstens eben durch seine geistigen Kräfte über dasselbe emporgeschwungen. Aelteren Uebertragungen und Bildern zufolge sollen nämlich Adam und Eva im Paradies mit den dort heimisch gewesenen Thieren auf einem sehr freundlichen, ja fast gleichen Fuß gelebt haben. Der Mensch hat aber, was dem Thiere — wie die Naturforscher behaupten — gänzlich fehlt — Verstand, und schwingt sich dadurch auf die höchste Stufe der geschaffenen Welt.

Der Mensch hat Verstand, und es ist das ein Satz, mit dem wir Alle, wenn wir nicht tiefer darauf eingehen, vollkommen einverstanden sein werden, und doch ist er im Ganzen viel zu allgemein gehalten. Der Mensch hat nämlich im Allgemeinen eigentlich keinen Verstand, denn er verbittert sich sein kurzes Leben von dem Augenblick an, wo er selbstständig handeln lernt, fast durchgängig mit höchst unnöthigen Sorgen, kleinlichen Rücksichten, großartigen Speculationen, lächerlichem Ehrgeiz und vollkommen nutzlosen Phantasien, und ist dann

– wie ein Thier auf dürrer Haide,
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und ringsumher liegt schöne grüne Weide.

In speciellen Fällen hat er aber trotzdem wirklich Verstand und giebt dies auch auf die unzweideutigste Weise zu erkennen. Er versteht nämlich — die erste und unentbehrlichste Bedingung zur Civilisation — sich Bedürfnisse zu erschaffen, nur um diese später befriedigen zu können — ein Sinn, der dem Thier vollkommen abgeht. Der Mensch bekümmert sich außerdem stets um Dinge, die ihn eigentlich gar nichts angehen, und hat dabei tausend angebliche Mittel, sein Leben zu verlängern, wie eben so viele, um es einzeln oder in Masse zu vernichten.

Dann hat der Mensch Religion — ein Wort mit einem sehr unbestimmten Begriff, das sich jeder Stamm nach seinen speciellen Bedürfnissen und Eigenthümlichkeiten regulirt. — Er hat ferner Gesetze, die von der Art sind, daß sich bei uns z. B. ganze Species des allgemeinen Genus volle Lebensalter hindurch nur damit beschäftigen, herauszubekommen, was sie bedeuten und wie sie angewendet werden müssen. — Er hat staatliche Einrichtungen, mit denen die eine Hälfte der Bevölkerung stets vollkommen einverstanden ist, während die andere das Gegentheil verlangt und für nothwendig hält. — Er hat Schulen, in welchen den jungen Menschen das gelehrt wird, was sie im Leben nicht brauchen, weil sie das Andere schon im Leben selber lernen. — Schließlich baut er noch Mühlen, Kirchen, Institute, Monumente, Irrenhäuser, Gefängnisse und unbequeme Wohnungen, entdeckt täglich neue Mittel und Wege, sich die Naturkräfte dienstbar zu machen, steht mit anderen Völkern in oft sehr unnöthiger Verbindung, und erschwert sich wie Andern das Leben soviel wie möglich — etwas, das er ohne Verstand keinenfalls bewerkstelligen könnte.

Das ganze genus homo wird nun, wie bekannt, gewöhnlich in fünf ziemlich deutlich von einander zu unterscheidende Species getheilt, bei denen Farbe, wie Gesicht und Schädelbildung den Ausschlag geben.

Ehe ich aber hierin weiter gehe, ist es doch wohl nöthig, die Begriffe von Genus, Species und Varietät näher festzustellen, oder sie vielmehr Dir, verehrter Leser, deutlicher klar zu machen. Ich thue das vielleicht am leichtesten und besten durch ein uns Allen naheliegendes Beispiel. Als ein solches Beispiel bildet das Wort Rath in unserem gesellschaftlichen Leben ein ganzes Genus oder ein Geschlecht der Räthe. Species dieses außerordentlich zahlreichen Genus, von dem ich annehmen darf, daß es den meisten Lesern bekannt ist, sind dann die verschiedenen Hof-, Finanz-, Staats-, Steuer-, Polizei-, Forst-, Land-, Bau-, Cabinets-, Kirchen-, Kammer-, Gemeinde-, Marine-, Schul-, Regierungs- und Commerzienräthe 2c. 2c. 2c., und Varietäten dieser wieder bilden die geheimen, wirklichen, ordentlichen und Titularräthe, mit Unterabtheilungen von Solchen, die schon einen Orden haben, und Solchen, die gern einen haben möchten.

Also bedeutet hier Genus das ganze Geschlecht der Räthe, mit Frauen und Kindern, denn die Frau ist, wie bekannt, Mitträgerin des Titels, ohne weitere Verbindlichkeiten, als ein ihrem Rang entsprechendes Haus zu machen. — Species sind die einzelnen genannten Abtheilungen des Genus — ebenfalls wieder mit Frauen und Kindern — und Varietäten wieder die Unterabtheilungen der Species — wie vorher, mit Familie, nur allein die Ordensvarietäten abgerechnet. Die Damen dürfen nämlich, bis jetzt wenigstens, die Orden ihrer Gatten noch nicht mittragen — eigentlich eine ungerechtfertigte Härte der Gesetze.

Damit also im Reinen, komme ich wieder darauf zurück, daß die Schädelbildung und Hautfarbe, zugleich mit der Farbe der Haare, früheren Naturforschern hinreichende Anhaltungspunkte gegeben hat, die verschiedenen Species des genus homo zu sortiren, und hierbei gab besonders die Hautfarbe den diversen Nationen den entscheidenden Ausschlag. Achten wir deshalb auf die Farbe, so finden wir in weiß, schwarz, braun roth und gelb fast alle nur erdenklichen Schattirungen in den verschiedenen Welttheilen — ausgenommen gestreifte oder gefleckte Menschen, bis zu welcher Varietät wir es noch nich

gebracht haben. Von geschwänzten Menschen berichtet allerdings die Sage aus dem Innern Afrikas; da wir aber diese Berichte nur einzelnen, vielleicht nicht einmal ganz zuverlässigen Weinreisenden verdanken, und auch noch kein Exemplar — weder lebendig noch ausgestopft — eingeliefert wurde, so müssen wir die Thatsache dahingestellt sein lassen.

Was die eigentliche Urfarbe des Menschen betrifft, so sind die Ansichten darüber noch getheilt und bewegen sich gegenwärtig auf dem Gebiete zwischen schwarz und weiß. Die kaukasische oder weiße Race nimmt nämlich an, daß Adam und Eva weiß gewesen seien, und Sonne wie Klima der verschiedenen Länder später auf die einzelnen abzweigenden Stämme ihren Einfluß ausgeübt hätten. Dies scheint uns am wahrscheinlichsten. Die Neger dagegen haben eine andere Tradition und behaupten, daß Adam und Eva mit Kain und Abel die schönste Ebenholzfarbe gehabt hätten. Mit Kain aber erlitt — eben jener Sage nach — die Sache eine Veränderung.

Als Kain nämlich zu jener Zeit in seinem Bruder Abel den vierten Theil der damaligen Bevölkerung erschlug, rief ihn nach diesem ersten Mord Gott Vater an und sagte: „Kain, wo ist Dein Bruder Abel?" — Darüber nun soll Kain so erschrocken sein, daß er vor lauter Angst kreideweiß wurde. Diese Farbe behielt er auch von da an bei und ging später — den etwas dunkeln Worten der Bibel nach, „in ein anderes Land und nahm sich eine Frau". — Die Weißen sind deshalb, dem äthiopischen Glauben nach, die Abkömmlinge von Kain, die Schwarzen die von dem erschlagenen Abel, und die Aethiopier haben das in ihrer Sage allerdings für sich, daß ein Mensch vor Angst weit eher weiß als schwarz werden kann.

Aber ich glaube, wir können uns darüber hinwegsetzen. Die Farbe gehört doch nur zur äußern Hülle des Menschen und steht mit seinem innern Werth in keiner Verbindung. Nur stolz dürfen wir nicht auf die Farbe werden, denn selbst ein sehr weißer und schöner Teint beweist eigentlich wenig mehr, als daß Träger und

Trägerin desselben — vollkommen Zeit hatten darauf Acht zu geben.

Da wir es hier aber nur mit der Eintheilung zu thun haben, kann uns das Alles vollkommen gleichgültig sein, und ob Adam und Eva einst schwarz, weiß, braun, gelb oder kupferroth gewesen sind, berührt uns nicht im Geringsten. Die Eintheilung nach der Farbe hat jedoch durch die vielen Schattirungen außerordentliche Schwierigkeiten. Noch unzuverlässiger ist die nach den Haaren, besonders in unseren Zeiten, wo sich — von falschen Locken gar nicht zu reden — oft noch ganz junge Leute schon eine Glatze stehen lassen, oder gar Perrüken tragen, die jedes nähere Studium unmöglich machen. Weit besser bringen wir deshalb das Menschengeschlecht in zwei Hauptabtheilungen, und diese Eintheilung entspricht auch unserer jetzigen Situation am besten. Ich meine nämlich die Eintheilung in civilisirte und uncivilisirte Stämme. Zu den ersteren rechnen wir also die civilisirten Völker Europas mit ihren Nachkommen und Colonien in den übrigen Welttheilen. Zu den zweiten die noch nicht oder doch nur wenig von der Cultur „beleckten" Indianer oder wilden Stämme.

Verschiedene Naturforscher haben vorgeschlagen, das ganze Menschengeschlecht — weit passender als nach Farbe und Schädelbildung — nach dem einzutheilen, was sie vorzugsweise verzehren — also nach ihrem Leibgericht, und das läßt sich zum Theil selbst bei den civilisirten Völkern durchführen. Wissen wir ja doch auch, daß die Nahrung einen sehr entschiedenen Einfluß auf den Charakter des Menschen ausübt. Wir haben demnach auch in Europa: 1. die Carnivoren oder fleischessende Menschen — Roastbeef: England — Froschkeulen: Frankreich; 2. Die Ichthyophagen oder Fischesser — Skandinavien: Stockfisch — Holland: Häringe, wie im Sommer sämmtliche Seebadegäste; 3. die Frugivoren oder Frucht- und Getreideesser — Deutschland: Klöße; 4. Geophagen oder Erdesser: das Heer der Staubkriecher und Schmarotzer; 5. Anthropophagen oder Menschenfresser: die Recensenten und Wucherer, und 6. Omniphagen: Allesverzehrer oder Solche, die sich von den

verschiedensten Lebensmitteln nähren, wie Rentiers und Militär.

Bei einer Uebersicht derselben stellt sich der Einfluß der Nahrung allerdings in vielen Fällen heraus. Die Frugivoren, zu denen besonders die Deutschen gehören, zeichnen sich durch ihre Geduld und ihr mildes, biegsames Wesen aus, während Franzosen und Engländer — der Augsburger Zeitung nach — zu den blutdürstigsten Menschen gehören. Bei den Ichthyophagen, Geophagen und Omniphagen scheint die Nahrung aber keinen entschiedenen Charakter zu bewirken.

Eine scharfe Abgrenzung dieser Klassen läßt sich indessen in Europa doch nicht durchführen, denn der Mensch beschränkt sich hier gewöhnlich nur im Nothfall auf ein bestimmtes und einseitiges Gericht. Im Gegentheil strebt er allgemein nach einer Verbesserung seiner Lage und Diät, nämlich nach Suppe, Gemüse und Fleisch, Braten und Salat oder Compot, und zum Nachtisch nach einer Tasse Kaffee.

Die Selbsteintheilung der civilisirten Völker, von den verschiedenen individuellen Standpunkten aus, geht nebenbei in's Unendliche, und des Beispiels halber will ich nur einige anführen. Die Polizei — als officielles Organ der Civilisation verdient sie jedenfalls zuerst genannt zu werden — theilt die Menschen in zwei Klassen: nämlich in solche, die ihre Strafe verbüßen oder unter polizeilicher Aufsicht stehen, und in solche, gegen welche noch nichts Nachtheiliges bekannt geworden. — Ebenso thun es, als Unterabtheilung, die Gefängnißwärter, und zwar: in solche, die sitzen, und in solche, die noch nicht sitzen.

Der Oekonom kennt ebenfalls nur zwei Species, die erste unter der Rubrik: freie Weide, d. h. solche, die sich frei ernähren und von ihren eigenen Kräften selbstständigen Gebrauch machen. Dazu gehören: Oekonomen, Kaufleute, Künstler, Aerzte, Advocaten rc. Die zweite unter der Rubrik: Stallfütterung, d. h. solche, die eine bestimmte feste und gebundene Anstellung mit Pension haben. — Das Militär theilt das Menschengeschlecht gewöhnlich in Leute

mit zweierlei und einerlei Tuch. — Der Beamte in nöthige und unnöthige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft. — Der Kaufmann in Käufer und Concurrenten. — Der Buchhändler in Leser, die Bücher kaufen, — Aristokratie, in solche, die in einer Leihbibliothek abonnirt sind Bürgerthum, und in solche, die gar nicht lesen — Proletariat 2c.

Solche individuelle und meist nur einseitige Ansichten können aber nicht maßgebend sein und dienen höchstens dazu, dem Psychologen die leider noch sehr große Uneinigkeit des Menschengeschlechts deutlicher zu machen.

Soweit also die Eintheilung der civilisirten Völker, die allerdings ein wenig complicirt ist, ihrer verschiedenen und mannigfachen Bedürfnisse wegen. Weit einfacher stellt sich dagegen die Eintheilung der uncivilisirten Erdbevölkerung heraus, die über alle Erdtheile gleich zahlreich zerstreut ist, und deren einzelne Glieder gemeinhin Wilde genannt werden.

Die Species der europäischen Wilden, auch manchmal Proletarier genannt, nähert sich hinsichtlich der Bedeckung am meisten der Civilisation. Sie gehen gewöhnlich nur mit Kopf, Händen, Füßen, Ellbogen und Knieen barfuß, wechseln zu unregelmäßigen Zeiten die Wäsche, indem sie dieselbe umdrehen, waschen sich nur im Nothfall, haben keine bestimmte Beschäftigung, sind sehr grob und führen einen steten Guerillakrieg mit der Polizei. Die Weibchen tragen keine Crinoline, und die Jungen bis zum fünften Jahre das Vorhemdchen auf der verkehrten Seite.

Die Wilden der übrigen Erdtheile lassen sich, in ihren allgemeinen Umrissen ziemlich gleich, in zwei Varietäten scheiden, und zwar in solche, die der Civilisation noch fern stehen, und in solche, bei denen sie anfängt Wurzel zu schlagen. Die ersteren gehen, je nach Klima und Ortsverhältnissen, in ihre Nationaltracht gekleidet — entweder in demselben Geschmack wie Adam und Eva vor dem Sündenfall, oder auch bei kaltem Wetter in die Felle und Pelze der erlegten Thiere gehüllt. Dabei führen sie alle Arten von wunderlichen Waffen, und bekriegen sich gegenseitig, ganz wie

die civilisirten europäischen Nationen, verschiedener Ansichten wegen.

Hierin verfahren sie aber außerordentlich rücksichtslos, und anstatt sich, wie bei civilisirten Schlachten, mit dem Erschlagen der Feinde und der Erbeutung von Fahnen, Kanonen und Kriegskassen, wie dem Plündern der Städte zu begnügen, nehmen sie als Siegestrophäen, je nach den verschiedenen Sitten und Gebräuchen ihres Landes, verschiedene Körpertheile der überwundenen Feinde in Anspruch. Die Neuseeländer z. B. schneiden den Besiegten die Köpfe ab und räuchern sie als Zierrath für ihre Besuchszimmer. — Die nordamerikanischen Indianer scalpiren die Ueberwundenen, d. h. sie erzeugen bei ihnen eine künstliche Glatze, indem sie den obern Theil ihrer Kopfhaut mit drei Rundschnitten abtrennen und vom Schädel reißen. Den Scalp trocknen und räuchern sie dann und bewahren ihn zum Andenken an den früheren Gegner auf.

Die Eingeborenen der Insel Luzon und überhaupt der Philippinen — allen Rauchern durch die Manilacigarren bekannt, schneiden den Kriegsgefangenen — bei denen dies überhaupt möglich ist — die Waden ab. – Die australischen Wilden nehmen das Nierenfett der Erschlagenen, reiben sich damit ein und glauben dadurch deren Stärke zu erlangen. — Verschiedene Negerstämme in Afrika nehmen die Kinnladen der Gefallenen. Andere, ebendaselbst, begnügen sich mit den Zähnen, die sie zu einem höchst unpassenden Korallenschmuck verwenden. Andere wieder schneiden die Ohren, andere die Nasen ab. Die Sumatraner endlich verzehren ihre Kriegsgefangenen, in einem etwas summarischen Verfahren, ganz.

Interessanter ist jedoch für uns die andere Varietät, nämlich jene schon zum Theil von der Civilisation berührten Wilden. An ihnen können wir nämlich nicht allein den Beginn der Cultur — der uns in unserer eigenen Geschichte zu fern liegt — mit größter Bequemlichkeit und als Augenzeugen studiren, sondern auch beobachten, wie sich nach und nach auch die einfache Sitteneinfalt dieser Kinder der Natur entwickelt und complicirt. Wir erkennen dabei zugleich, daß

sie allmälig zu dem werden, wozu wir sie haben wollen, nämlich zu Leuten, die einsehen, daß sie ohne eine Masse unnöthiger Bedürfnisse verständiger Weise gar nicht mehr existiren können, und die deshalb alles Mögliche thun, ihr naturwüchsiges Leben zu verleugnen. Daß ihnen die neue Sitte unter allen Umständen höchst ungeschickt steht, und oft nur mit Gewalt einigermaßen angepaßt werden muß, daß die Leute selber unglücklich und elend werden und endlich langsam, aber sicher untergehen, kann dabei nicht in Betracht kommen. Die Civilisation kann nicht auf solche Wilde Rücksicht nehmen.

Vor dem Beginn der Civilisation haben diese Leute gewöhnlich eine ihren Bedürfnissen entsprechende Religion, passende Gesetze, höchst einfache Regierungsformen und sind meist alle ehrlich, gastfrei und von heiterer Gemüthsart. Die Civilisation bringt ihnen vor allen Dingen den Branntwein — eine unumgänglich nothwendige Sache, denn man muß einen leicht zu beschaffenden Handelsartikel haben, ihnen ihr Land und ihre „Gerechtsame" auf rechtliche Weise, d. h. so, daß später keine andere civilisirte Nation Einspruch dagegen erheben kann, abzukaufen. Mit dem Branntwein thut deshalb die Cultur den ersten Schritt.

Der Indianer, der bisher seine eigene Haut für eine naturgemäße und völlig genügende Bedeckung hielt, fängt jetzt an für europäische Kleidung empfänglich zu werden. Er trägt abgerissene Fracks, mit Strümpfen statt Aermeln, Chemisetten und Westen an den unmöglichsten Stellen und auf die unbegreiflichste Weise, Hosenträger um den Hals, Uhrketten durch die Nase, Sporen ohne Stiefel, Halsbinden ohne Hemd, und wollene Shawls um die Kniee, liebt leidenschaftlich die rothe Farbe und klappernde Glaskorallen, und giebt alle seine mühsam hergestellten Waffen und Werkzeuge um das entsetzliche Feuerwasser hin. Hierauf findet er sich, nach einem gelegentlichen Besuch bei den „Weißen", gewöhnlich eines Morgens sehr früh naß und kalt in irgend einem räthselhaften Busch oder an der Straße liegen, hat Kopfschmerzen, mit einem dumpfen Gefühl, daß nicht Alles in Ordnung sei, und trägt ein heißes, wenn auch noch völlig

bewußtloses Verlangen nach einem Häring und Sodawasser.

Bei diesem Stadium der Civilisation angelangt, übernehmen fremde Missionäre seine Bekehrung. Von dem Wunsch beseelt, die Wilden zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen, lassen sie sich von ihnen ihre Häuser aufrichten, ihre Felder und Gärten bestellen, und unterrichten sie dafür in den Lehren der christlichen Religion. Hierin finden sie bei den Wilden nur geringen Widerstand. Mit rechtzeitiger Austheilung von wollenen Decken, Suppen, Brod und anderen Lieblingsspeisen dieser kindlichen Gemüther sichern sie sich zahlreiche Versammlungen, und die Eingeborenen sehen, solcher Freigebigkeit gegenüber, selten einen erheblichen Grund, weshalb sie sich nicht sollten taufen lassen.

Von nun an beginnt der Indianer ein anderes, neues Leben. Die Weißen mehren sich, kaufen ihm Acker nach Acker für Flaschen Branntwein ab, verjagen oder erlegen das Wild in seiner Nähe, und cultiviren den Boden mit weit mehr Erfolg, als sie den früheren Eigenthümer civilisirten. Dieser, ohne weitere Beschäftigung, da ihm die Jagd unmöglich gemacht wurde, trinkt, prügelt in der Zwischenzeit seine Familie — bettelt, wenn er nichts mehr zu vertrinken hat, und stiehlt, sobald ihm Niemand mehr etwas freiwillig giebt. Zu Grunde geht er allerdings dabei, die Cultur aber hat einen weitern Schritt auf ihrem Weg durch die Welt gethan.

Was nun das eigentliche Lebensalter des Menschen betrifft, so wechselt das, bei beiden Abtheilungen, von dreißig bis achtzig Jahren. Im hohen Alter tritt aber noch ein sehr bedeutender Unterschied zwischen civilisirten und uncivilisirten Völkern zu Tage. Der Wilde nämlich, wenn er stumpf und alt wird, zieht sich, ähnlich wie wilde Thiere, in Höhlen und Dickichte zurück und verbrütet — dem Stamm zur Last, der ihm nothdürftig seine Nahrung giebt — die letzten Jahre seines Daseins in stiller Einsamkeit. Manche Stämme schlagen sogar ihre alten Leute einfach vor den Kopf. — Der civilisirte Mensch thaut dagegen nicht selten erst im Alter gehörig auf

und wird geselliger als je. Er zeigt eine stille aber heftige Neigung bald zu größeren Gesellschaften und Clubs, bald zu kleineren Cirkeln, die, je nach der individuellen Natur, theils in Kaffeegesellschaften, theils in Whist- und Skatpartien ihre Erledigung findet. Er trägt dabei Brillen und Perrüken, nährt sich von Pensionen oder Renten, und stirbt erst, wenn er nothgedrungen muß.

Hiermit hätten wir denn also einen ungefähren, wenn auch nur sehr flüchtigen Ueberblick über das auf unserer Erde verbreitete Menschengeschlecht, und es ist jetzt vielleicht nützlich, noch einen Rückblick auf das Ganze zu werfen. Das aber können wir am besten aus der Vogelperspective.

Betrachten wir also von dieser aus die zu unseren Füßen liegende wunderliche Welt mit ihrer sehr gemischten menschlichen Bevölkerung, so gelangen wir zu dem überraschenden Resultat, daß wir in ihr nur ein Chaos von Meinungen und Leidenschaften finden, die sich einander — mögen die Hüllen, in denen sie stecken, noch so bunt und verschieden sein — doch in ihrer Wirkung vollständig gleich bleiben. Nicht zehn Menschen nebeneinander haben eine Ansicht über die allereinfachsten Verhältnisse — mögen es nun australische Wilde oder deutsche Räthe sein — über Gesetze, über Religion, über Sitten, über Kleidung, über Nahrung, über gesellschaftliches Zusammenleben, mit einem Wort, über irgend ein wirkliches Naturgesetz ihres Daseins. Und das kribbelt und wimmelt durcheinander, bald feindlich, bald freundlich, liebt sich hier, bekriegt sich da — ob nackt, mit dem Wurfspeer in der Faust, oder mit bunten Aufschlägen und Kanonen, und drängt sich mit dem Nachbar nach Herzenslust.

Und ist es deshalb draußen anders wie bei uns? — Tout comme chez nous — ob unter Palmen, ob unter Kiefern. Nur andere Namen hat es draußen in der Welt und sieht vielleicht ein wenig anders aus, aber von Allem, über das wir uns im Ausland lustig machen, finden wir ganz Aehnliches gewiß im eigenen Vaterland, wenn wir nur sehen und verstehen wollen. Deshalb sollten wir äußerst vorsichtig sein, wenn wir über andere Sitten und Gebräuche lachen,

und wer weiß, ob der Wilde zum Beispiel nicht mehr an uns zu bespötteln fände, als wir an ihm.

Aber was hilft das Reden — wir treiben's doch so fort. Monarchien schelten auf Republiken, Republiken auf Monarchien, der Bauer auf den Bürger, wie der Bürger auf den Bauer und den hochweisen Magistrat, und das reibt und arbeitet gegeneinander, daß man wirklich oft nicht begreift, wie sich das kleine geschäftige Menschenvolk nicht schon lange gegenseitig aufgerieben hat. Aber eine Keimkraft liegt auch in ihm, die unverwüstlich ist, und während der Tod mit seiner langen erbarmungslosen Sense langsam und Schritt für Schritt vorwärts tritt, regelmäßig wie die Uhr zum Hieb ausholt und ganze Reihen niedermäht, treibt schon wieder dicht hinter ihm ein neues, junges, fröhliches Leben frisch und rasch empor. Der Tod *vernichtet* deshalb auch nicht etwa; nur Raum für jungen Nachwuchs schafft er, und auf den Gräbern spielt der neue Trieb und denkt kaum mehr des Moders, der darunter schlummert.

Wie viele Menschen glauben dabei auf Erden, daß sie in der That unumgänglich nothwendig wären, daß sie ein wichtiger Zahn im Rad der Zeiten seien, und die Maschine wahrscheinlich auf eine Weile in's Stocken gerathen müsse, wenn Gott sie plötzlich abberufen sollte. Und *wenn* sie sterben? Missest Du das welke Blatt, das gerad' ein leichter Sommerhauch dem Baum entführt? Siehst Du die Lücke wohl im Ocean, wo der hineingetauchte Finger einen Tropfen mit sich nahm? — Die nächsten Lieben, die uns eng umstehen, ja *ihnen* fehlen wir — fehlen wir vielleicht für lange Zeit, aber der *Welt*? Die geht indessen ruhig, rastlos fort; die Zeit rollt unaufhaltsam weiter, die Maschine arbeitet ihren alten Gang, und der Geschiedene ist *ersetzt*, noch ehe er kaum den letzten Athemzug gethan.

Das aber soll uns nicht hindern, uns — wenigstens so lange wir leben — für höchst wichtige Glieder der Menschenkette zu halten. Unseres eigenen Werths bewußt — denn wer könnte seinen eigenen Werth besser kennen, als jeder einzelne Mensch selber? — ziehen wir unsere Straße und klettern — oder thun wenigstens, als ob wir klettern — höher und

höher hinan, wenn nicht in den Augen der Welt, doch in unserer eigenen Meinung. Haben wir den Gipfel dann erstiegen, wie mäßig die Erhöhung auch gewesen, dann finden wir doch etwas — unser Grab, und träumen ruhig einer andern Welt entgegen.

Wohl aber dem, auf dessen Grabe mit Recht die Worte stehen: Hier ruht ein guter Mensch von seinem Leben aus. — Leichensteine übertreiben nämlich sehr gern, und die Amerikaner haben sogar ein Sprüchwort, nach dem sie sagen: Er lügt wie ein Leichenstein.

Wie es nachher einmal dort drüben wird, ob wir da ebenfalls nach Species und Varietäten eingetheilt, oder nur einfach nach Schafen und Böcken sortirt werden — die Böcke für Heulen und Zähnklappen, die Schafe für die ewige Seligkeit — darüber freilich liegt noch ein dunkler Schleier, und wir können nur harren und hoffen.

Wenn aber auch nur ein Staubkorn im Universum, wollen wir hier unsere Pflicht mit treuem Herzen thun — was wir thun, recht, was wir glauben, wahr, und in diesem Sinne hoff' ich mit Zuversicht, daß wir dort einmal Alle wieder als Schafe zusammenkommen.

Moden über die Welt.

Das Wort Mode hat einen sehr weiten Begriff — es erstreckt sich auch auf den Stoff, ja quält, peinigt, verunstaltet und mißhandelt nicht allein unsere Körper, sondern auch unsere Seelen. Nun ist es allerdings ein ziemlich gleichgültig Ding, ob ich einen spitzen oder breiten Hut, ob ich einen kurzen oder langen Rock trage — es hat sogar nicht viel zu bedeuten, wenn ich von Wolle nach Seide und von Seide wieder nach einem andern Stoff überwechsele; die Sache wird aber schon weit bedenklicher, wenn es darauf hinausläuft, mir Füße oder Rippen zu zerpressen, wie sie's in den Zopfländern machen, gewisse Zähne auszubrechen, wie in Afrika, die Haut aufzureißen, wie in Australien, oder sich gar den Schädel schon als kleines Kind nach einer gewissen modernen Form einbiegen zu lassen, wie bei den Oregonstämmen. — Noch viel tollere Sachen gehören alle mit zur Mode.

Aber selbst die Seele lebt nicht frei und unabhängig in unserer Brust — auch sie ist der Mode unterworfen, denn in dem einen Lande ist es Mode Katholik, in dem andern Protestant zu sein, in dem dritten Brahma-, Wischnu- und Schiwa-Anbeter, — da Muhamedaner, und Gott weiß, was sonst noch, und will man sich da ausschließen, rümpfen die Leute ebenso die Nase, als wenn ich mich hier dem Frack und Civil-Czako widersetze, und Alles kann man doch nicht sein.

Auch die Art sogar, wie sich die Religionen ausdrücken, ist der Mode unterworfen: die Einen singen, die Anderen

tanzen – die Einen werfen sich auf die Kniee nieder und kreuzen die Hände auf der Brust, wie die Muhamedaner, die Anderen legen sich auf den Rücken und strampeln mit den Beinen, wie die Methodisten in den Vereinigten Staaten; die Einen halten es für eine Grobheit, in der Kirche den Hut aufzubehalten, wie die Christen, die Anderen für dasselbe ihn abzunehmen, wie die Juden – es ist rein zum Verzweifeln, und der liebe Gott da oben muß wahrhaftig manchmal ganz confus werden, wenn er so an einem recht stillen, freundlichen Sonntagmorgen auf den ganzen Wirrwarr hier unten herunterblickt. — Doch das ist eigentlich nicht das, was ich gerade sagen wollte. Die Moden der Seele liegen uns auch für das alltägliche Leben zu tief, um mit einem Blick dahinein gleich ein Urtheil fällen zu können, oder selbst nur einen Ueberblick zu gewinnen; die Nüancen sind zu fein.

So wollen wir uns denn für jetzt auch hier nur mit dem äußern Menschen beschäftigen, das Andere mag Jeder mit sich selber ausmachen. — „Wenn's Herz nur schwarz ist", sagte ja schon jener Schulmeister, als er Sonntags mit dem himmelblauen Frack in die Kirche kam.

Sobald wir aber mit dem äußern Menschen und seiner Urkleidung anfangen, finden wir uns in all' unseren verschiedenen Moden und Sitten vollkommen gerechtfertigt, denn selbst der liebe Gott hat da geglaubt, daß ein kleiner Unterschied, der Abwechselung wegen, nicht schaden könne. Er theilte deshalb die Menschen nach Blumenbach in fünf verschiedene Racen, und strich den einen sauber gelb, den andern schwarz, den dritten braun, den vierten weiß und den fünften olivenfarbig an.

Was für ein Sprung ist aber von da zu den kurzen Hosen, seidenen Strümpfen und Goldpuder Louis Napoleon's — es ist enorm!

Hier fangen wir jedoch auf die natürlichste Weise mit denen an, die sich auf unserem Sonnenstäubchen, das wir die Welt nennen, am natürlichsten und unverdorbensten gehalten haben, und das sind jedenfalls, so weit ich wenigstens das Vergnügen hatte ihre Bekanntschaft zu machen, die australi-

schen Wilden. Diese vor allen Uebrigen sind mit Gott Vater, was Anzug oder äußeres Aussehen betrifft, so vollkommen einverstanden, daß sie gar nichts darin zu verbessern fanden — nur auf den Schultern und hier und da oben auf der Brust war ihnen die Haut ein klein wenig zu glatt, und sie rissen dieselbe deshalb in regelmäßigen Streifen und Punkten auf, um angenehme Erhöhungen darzustellen.

Auch in Afrika und den heißesten Strichen Amerikas giebt es noch einige solche Völker, die sich dem anschließen; da es aber bei diesen einfach Mode ist, keine Mode zu haben, können wir uns natürlich in einem Artikel über Moden auch gar nicht mit ihnen aufhalten, und sie fangen erst dann an für uns ein Interesse zu gewinnen, wenn sie sich vervollkommnen, d. h. dem, was wir unter Mode und mit dieser gleichbedeutend Civilisation verstehen, näher kommen.

Daß übrigens gerade die australischen Wilden dieser Cultur fähig sind, davon kenne ich mehrere, wirklich auffallende Beispiele. So habe ich in meinem Leben keinen glücklicheren, selbstgefälligeren Menschen auf der weiten Gotteswelt gesehen, als einst einen solchen Wilden in seinem Naturzustande, dem ein neckisches Menschenbild ein Paar papierne Vatermörder mit einer Cravatte und ein paar Handmanschetten umgebunden hatte. Gerade solche Stämme wissen sogar die feineren Nüancen unserer Moden zu würdigen, und sehr häufig habe ich die schwarzen, vollkommen nackten Burschen gesehen, wie sie sich mit einer weiße Erde, die sie dort haben, an den Seiten der Beine herunter weiße Streifen malten, um, so gut es unter ihren Umständen anging, eine Art Uniform herzustellen — und nur die Alten, d. h. Vornehmen durften das tragen.

Ebenso erinnere ich mich noch mit Vergnügen der wahren innigen Freude, die ich zwei Stämmen derselben, einem am Murray und einem in der Torresstraße, bereitete, als ich ihnen die Nasen mit Zinnober roth malte, und ein Beweis, wie sehr sie solche Auszeichnung zu würdigen wissen, war mir der, daß sie den noch Unmündigen die rothe Farbe auf das Sorgfältigste mit ihren Ellbogen wieder von den Nasen ent=

fernten — da könnte Jeder kommen und einen Orden haben wollen!

Was sonstigen Schmuck, Perlen, Glas- oder andere Korallen ꝛc. betrifft, so ist das Tragen derselben über die ganze Welt verbreitet. — Die australischen Wilden, in einzelnen Stämmen wenigstens, tragen nur etwas durch die Nase gesteckt — unsere lieben Frauen zu Hause — und Gott segne ihre schönen Augen — tragen es nur in den Ohren — und die californischen Wilden, wie auch die meisten brasilianischen Stämme in Ohren sowohl als Nasen, ja einzelne nordamerikanische Stämme gehen sogar so weit, daß sie sich den ganzen Ohrenknorpel bis oben hinauf durchlöchern, um Schmuck über Schmuck hinein zu hängen. Der nächste Sprung, denn ich kann leider nur flüchtig über das Ganze hinweggehen, obgleich der Stoff reichhaltig genug wäre ein Buch darüber zu schreiben, — ist nach den südseeländischen Indianern. Das Klima fordert sie auf, so wenig Umstände als möglich mit sich zu machen, nichtsdestoweniger veranlaßt sie ein Gefühl, das die Kirchenväter dem ersten Apfelbiß zuschreiben, ein Stück selbstgefertigtes Zeug um ihre Lenden zu schlagen.

Das Zeug ist die sogenannte Tapa und wird aus der innern Rinde verschiedener Bäume, besonders des Brodfruchtbaums und Banians, eine Zeit lang gegohren und dann mit gerieften Klöppeln zu einem förmlichen Stoff auseinander geschlagen.

Diese Stämme sind übrigens der Meinung, daß ihre vom Schöpfer erhaltene Haut ihnen nur als Rohmaterial überliefert und noch einer bedeutenden Verbesserung fähig wäre, sie tätowiren dieselbe deshalb mit dem Ruß der Tuituinuß und stellen dadurch eine, oft selbst nach unseren Begriffen von Schönheit, wirklich geschmackvolle und sauber ausgeführte Zeichnung auf ihrem Leib in solcher Art her, daß zum Beispiel in Europa die Polizei darauf ganz vorzügliche Rücksicht unter der Rubrik „Besondere Kennzeichen“ nehmen würde.

Einige dieser Inseln haben diesen Schurz, der bei den californischen Frauen ebenfalls nur in einer einfachen Schürze von Binsen oder gegerbtem Leder besteht, noch insofern ver-

feinert, daß sie ein künstliches Flechtwerk dazu nehmen. Die Indianer des nördlichen Californiens, an der Grenze von Oregon, schneiden sogar dieses Leder in dünne feine Streifen, umflechten dieselben zierlich mit Stroh und schmücken dasselbe noch mit den Schalen einer langen Haselnußart. Die nordamerikanischen Stämme, östlich von den Felsengebirgen, gehen noch weiter und sticken sogar diese Schürze mit farbigen Perlen, die sie sich von den Weißen zu verschaffen wissen.

Die Civilisation und das Christenthum hängen jetzt diesen Stämmen Kattun um, und wo erst einmal Kattun ist, da rückt die Seide stets leise nach. Wo sie sich selber dabei überlassen bleiben, behalten sie ihre alten Gewohnheiten, trotz dem Kattun, noch so weit bei, daß sie sich ein Stück davon, wie früher ihre Tapa, einfach um die Lenden schlagen, während sie ein anderes lose um die Schultern hängen und auf der einen Schulter oder vorn auf der Brust in einen Knoten schürzen. Ein höherer Grad von Cultur ist dann statt dem Brusttuch ein langes weißes Gewand, eine Art Morgenrock, der am Hals zugeknöpft wird und bis auf die Knöchel herunterfällt.

Aber gerade bei diesem sonst so einfachen und natürlichen Volke haben Mode und Christenthum, vorzüglich durch das letztere herbeigeführt, einen andern gewaltigen Satz gemacht, der um so auffallender ist, da er gewissermaßen isolirt in der Geschichte dasteht.

Um natürlich zuerst mit dem schönen Geschlecht zu beginnen, so waren den frommen Männern, den Missionären, besonders die heidnischen Blumen in den Haaren ein Greuel, aber sie wußten nicht, wie und auf welche Art die am besten zu verdrängen wären — sie beschlossen endlich, das durch eine andere Mode zu thun, und octroyirten ihnen als christliche Vorschrift, als ein sittliches und verständiges Stück menschlicher Bekleidung eine Art Strohhut, wie er unsere Vorväter auf den Locken unserer Vormütter entzückte. Das Ding sieht genau so aus wie eine umgekehrte Kohlenschaufel, und es versteht sich von selbst, daß es die armen Kinder einer heißen Zone, denen es nicht allein als etwas Frommes empfohlen

wurde, sondern denen es auch noch etwas Neues war, vor
trefflich fanden.

Blumen und Federn kamen allerdings noch auf diese
Hut, aber das konnte man nicht mehr für etwas Heidnische
halten, denn die frommen Väter waren ja von je gewöhn
gewesen, auch zu Hause auf Aehnliches von den Kanzel
nieder zu blicken.

Ganz ließ sich aber der alte Adam (oder ich sollte hie
eigentlich sagen die alte Eva, wenn Damen überhaupt je a
würden) doch nicht ausziehen, und wo die Priester eben nich
hinsahen, da flochten sich die wilden ungeberdigen Menschen
kinder doch wieder die frischen duftigen Blumen in das lockig
flatternde Haar, und der liebe Gott muß sich das eben m
den anderen Mißbräuchen hier auf unserer verderbten Erd
gefallen lassen. — Er hat sie aber doch lieb, die stillen freund
lichen Menschen mit den klaren lachenden Augen, und e
schüttet da draußen all' seine schönsten und herrlichsten Gabe
in reichster und unverkümmerter Fülle über sie aus — auc
über die Missionäre.

Das wunderlichste Kunststück haben die letzteren aber mi
der männlichen Bevölkerung vorgenommen, so weit dieselb
nämlich in den Bereich des Christenthums kam, und ic
wünsche meinen schönen Leserinnen wahrlich, ein solche
gottgefälliges Menschenkind an einem freundlichen Sonntag
morgen unter den wehenden Palmen aus seiner Kirch
kommen zu sehen.

Ich will einen Versuch machen, sie zu beschreiben — abe
vollständig wird mir das nie gelingen.

Wie bei den Frauen der Hut, wurde von den Männer
zuerst der Frack als unumstößlicher Beweis eines christliche
Herzens verlangt — und noch dazu der schwarze Frack, un
die Missionäre fingen bei der Ausrüstung des neuen Christe
von oben an.

Vor allen Dingen bekam er einen schwarzen Cylinderhu
aufgesetzt. — Es versteht sich von selbst, daß man seine
Hut abnehmen muß, wenn man in eine christliche Kirch
kommt, wenn man aber gar keinen trägt, kann man auc

keinen abnehmen, und ein Hut wurde deshalb zur Nothwendigkeit.

Dann bekamen sie ein Hemd an und ließen sich das gern gefallen — es war das ein weites, bequemes Gewand, ihren Tapa-Ueberhängen nicht ganz unähnlich — über das Hemd kam aber erst ein Halstuch, und später eine Weste, in der sie sich schon keineswegs so behaglich mehr fühlten, und eine Zeit lang sträubten sie sich gegen alles Weitere, aber es half ihnen nichts — ihre Toilette als Christen und Staatsbürger mußte beendet werden, und jetzt kam der Frack, der ihren obern Menschen und ihre Unbequemlichkeit vollendete. Aber hiermit war ihre Geduld auch zu Ende — in Hosen ließen sie sich unter keiner Bedingung einzwängen, und viele verweigerten selbst jetzt noch hartnäckig den Frack.

Man konnte an ihnen daher das Stadium ihres christlichen Glaubens leicht erkennen, je nachdem sie noch im Hemd, oder im Halstuch, oder gar schon in der Weste waren, denn den Frack trugen erst die wenigen Auserwählten. Aber selbst diese hatten sich bis jetzt nicht von ihren Lendentüchern getrennt, oder wären zu bereden gewesen, Hosen und Schuhe und Strümpfe zu tragen, und ich habe wirklich noch nie etwas Komischeres in der Welt gesehen, als diese Zwittergeschöpfe zwischen Civilisation und Wildniß.

Ihr Kopf war bei den Aelteren nicht selten halbgeschoren, die Haare wenigstens ganz kurz abgeschnitten, darauf saß der schwarze Hut, dann kam der schwarze Frack, und unter diesem und der Weste vor hing das gewöhnlich grell roth und gelbe Lendentuch bis ziemlich an, oft bis über die Kniee nieder. Die Füße waren aber von der alten Heidenzeit her noch tätowirt, und die beiden christlichen Frackzipfel, die hinten heruntergingen, schauten mißtrauisch und drohend auf die blauen heidnischen Linien der Beine nieder, als ob sie hätten sagen wollen: „Na, wartet nur, ihr sollt mir bald genug in Hosen kommen“.

Die Mädchen jener Inseln, die, besonders auf Tahiti, mit Hülfe der neuen Eroberer das alte Joch ziemlich abgeschüttelt haben und sich jetzt in einer Art Uebergang vom protestan-

tischen zum katholischen Glauben befinden, tragen oft auch einen ganz eigenthümlichen Schmuck in den Locken, der ihnen zu dem dunkeln Haar vortrefflich steht. Es ist das eine Art Geflecht aus der silberweißen Bastfaser der Arrowroot. Sie formen denselben in eine Art von Diadem, an dem kleine Büschel und Troddeln flattern und wehen.

Höchst eigenthümlich ist aber, daß diese Stämme ächtes Gold vom unächten sehr genau zu unterscheiden wissen, und sich aus unächten Sachen wenig oder gar nichts machen. Sie nennen das Gold Perú.

Ein Gleiches findet in Indien statt, und auf Java verschmähen selbst die gewöhnlichen Malayen unächte Sachen, selbst unächte Steine zu tragen.

Auf Java ebenfalls hat die Civilisation noch wenig von der Urtracht verdrängt, und die Eingeborenen haben höchstens dann und wann ihre eigens gewebten Stoffe, wenn ihnen diese zu theuer kommen, mit den billiger hergestellten Kattunen vertauscht.

Die Holländer sind auch darin weit vernünftiger als fast alle anderen Nationen, und lassen den Stämmen, die sie unterjocht haben, ihren Glauben sowohl, als ihre, ihnen am besten zusagende Tracht, weil sie eben aus dem Klima und den natürlichen Bedürfnissen natürlich hervorgegangen.

Die Tracht der Javanen hat Aehnlichkeit mit der der Südseeländer, nur der Stoff ist verschieden und mehr verfeinert, denn was der Südseeländer aus der Rinde seiner Bäume mit einem hölzernen Klöppel herausschlägt, webt der Javane erst aus baumwollenen Fäden, und giebt ihm dann in der nur erdenkbar mühsamsten Art geschmackvolle und oft wirklich künstliche Muster. Frauen allein fertigen fast all' diese Arbeiten, und es gehört auch wirklich die sorgliche Geduld und Ausdauer einer Frau dazu, das complicirte Muster dieser Stoffe mit heißem Wachs, Strich für Strich, erst auf der einen, dann auf der andern Seite aufzuzeichnen und dann zu färben, bei Stücken aber, die mehrere Farben haben sollen, solche ganze Arbeit zwei- und dreimal zu wiederholen. — Diese Stoffe nennen sie Sarongs und tragen sie um die

Hüften ganz in derselben Art, wie die Südseeländer ihre Tapatücher, nur daß die Sarongs bis auf die Knöchel hinuntergehen. Zu diesem Sarong gehört dann ebenfalls noch eine Cabaya, oder ein genähter Ueberwurf mit Aermeln; die Landmädchen aber, die diesen Ueberwurf nicht haben, nehmen nur den Sarong so hoch unter die Arme hinauf, als sie ihn bekommen können, und stecken ihn über der Brust zusammen, während einzelne Stämme der Berge, besonders in den Preanger Regentschaften, mit dem Oberkörper ganz nackt gehen. Die Männer tragen hier auch, als einen ihrer religiösen Gebräuche, das Kopftuch, das sie turbanartig nicht selten mit den Haaren zusammenwinden, und darüber meistens einen breiten, flachen, backschüsselartigen Hut von Bambus geflochten. Die Frauen tragen nichts auf dem Kopfe oder doch nur sehr selten einen dem ähnlichen Hut, wie ich denn auch überhaupt bei allen uncivilisirten Völkern gefunden habe, daß die Frauen stets im bloßen Kopfe gehen und nur einzelne Sachen, Kränze oder Blumen, immer jedoch nur zum Zierrath, in die Haare flechten.

In den spanischen Ländern jedoch tragen sie meist Strohhüte wie die Männer, und ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen, daß sie sich vortrefflich darunter ausnehmen.

Die spanische Tracht hat überhaupt in den fremden Welttheilen sehr viel Malerisches, besonders für die Männer, und ich habe wirklich nie im Leben einen pittoreskeren, kleidsameren Anzug gesehen, als den der südamerikanischen Gauchos, wenn sie zu Pferde sitzen, wohin sie ja auch eigentlich nur gehören.

Die Füße stecken bei den Gentlemen Gauchos in feinen Lederstiefeln, bei den gewöhnlichen in der abgezogenen Haut eines jungen Pferdes, die Beine in weißen gestickten Unterhosen, und eine Cheripa — ein großes Tuch, das hinten im Gürtel befestigt, zwischen den Knieen durchgezogen und vorn wieder ebenfalls in den Gürtel eingesteckt ist — fällt an der Seite in offenen Falten nieder. Ein breiter Ledergürtel, reich gestickt, und statt der Knöpfe mit großen spanischen Dollarn, ja bei recht reichen Gauchos sogar mit Unzen besetzt, umschließt seine Taille, und eine kurze tuchene Jacke mit kleinen silber=

nen Knöpfen schließt oben über dem feinen weißen Hemd, über das hin noch ein rothseidenes Tuch lose gebunden, theils den Staub abwendet, theils zur Zierrath dient. Die langen schweren Sporen dabei an den Hacken, am Handgelenk die gewichtige Revenka, und das oft zwei Fuß lange Messer mit seinem Elfenbein- oder Perlmuttergriff hinten im Gürtel, daß es die herumgreifende rechte Hand leicht erreichen kann, das Alles steht den schlanken, schwarzhaarigen, dunkeläugigen Söhnen der Pampas vortrefflich — wenn sie sich nur nicht, zum förmlichen Hohn des untern Menschen, einen schwarzen Cylinderhut oben darauf stülpten und damit die ganze Poesie zum Fenster hinauswürfen.

Auch die Tracht der mexikanischen Männer ist in der Art mit den an den Seiten aufgeschlitzten und mit silbernen Knöpfen und Haken bedeckten Oberhosen und der buntfarbigen Zarape kleidsam und malerisch, und wird durch den breitrandigen Hut auch keineswegs entstellt.

Ueberhaupt haben die Mexikaner die größte Fertigkeit, ihre Zarapen oder Ponchos zu weben, und die feinsten, denen sie herrliche Farben zu geben wissen und die nicht selten mit Goldfaden durchwoben sind, kosten oft drei- bis vierhundert Dollar das Stück.

Aber wollte ich nach all' den verschiedenen Richtungen abzweigend auf alle die Einzelheiten eingehen, ich würde nicht fertig — und noch schlimmer, ich würde langweilig, und nur zum Schluß will ich noch ein paar Worte über den Moment im Leben des Wilden sagen, wo ihm die Mode zum ersten Mal dämmert und er sich dem Wahn hinzugeben beginnt, daß die Tracht, in der er bis jetzt — er fürchtet fast zum Skandal der Menschheit — umhergegangen, doch einiger Verbesserung fähig sei.

Fast alle Stämme entwickeln darin, wie das ja auch sehr leicht erklärlich ist, die nämlichen Symptome, und ich bin fest davon überzeugt, daß sich unsere Vorväter, die alten biederen Cherusker und Etrusker, eben so linkisch benommen haben, als sie ihr Schild und ihre Streitart an einen Baum lehnten und in das erste Paar Hosen, natürlich verkehrt — hinein-

fuhren, als es all' die anderen Stämme noch heutzutage und unter ähnlichen Verhältnissen thun.

Die Wilden sind dabei wie die Kinder, und der Beweis schon, daß ihnen all' diese fremden Kleidungsstücke nicht nöthig sind, ist der, daß sie all' derartige Sachen vom Anfang an nur als eine Art Schmuck betrachten, den sie dahin binden, wo er ihnen am besten gefällt. So habe ich einst einen californischen Wilden gesehen, der, vollkommen nackt, sich ein Vorhemdchen mit Perlmutterknöpfen wie einen Bergmannsschurz umgebunden hatte, und der australische Wilde, der sich aus einer Hose eine Jacke gemacht, indem er ein Loch in's Kreuz geschnitten und den Kopf da hindurchgesteckt, ging mit seinem neuen Kleid eben so ernsthaft und gravitätisch umher, als ob er, in alle möglichen unsinnigen Kleidungsstücke zum Ersticken eingezwängt, hoffähig angezogen hinter dem Stuhl seines Monarchen gestanden hätte.

Nach und nach erst gewöhnt er sich daran; der kleine Wilde sieht seinen Vater eine Jacke tragen, und er denkt sich, gerade wie es bei uns die Kinder machen — wenn du doch auch erst ein Vater wärst und eine Jacke tragen könntest! So pflanzt sich's von Geschlechtern zu Geschlechtern; jede Generation will ein Verdienst haben und ein Stück dazu thun, bis nachher zuletzt ein Menschenkind daraus wird, das mehr verschiedene Kleidungsstücke und Stückchen an sich trägt, als Deutschland Staaten hatte.

Wir und die Wilden tragen denn auch unsern Staat mit Würde, nur daß bei den Wilden noch der natürliche Sinn zu leicht die Oberhand gewinnt, und ein paar Südseeländer, die sich unverhofft im Frack begegnen, fast stets einander anfeixen, während ein paar Hofleute in Gala, wenn sie einander begegnen, in ihren seidenen Strümpfen und gestickten Röcken ganz ernsthaft und ehrbar an einander vorübergehen, ohne auch selbst nur eine Miene zu verziehen.

Das Alles thut die Mode, die uns ebenso zum Bedürfniß geworden, daß wir sie zuletzt vom eigentlichen Bedürfniß gar nicht mehr unterscheiden können, aber sie sitzt bei uns im

Kopf, nicht etwa im Herzen, und Gewohnheit und Sitte, Religion, Kunst, Phantasie, Politik und Wissenschaft — es sind alles ihre Dienerinnen; ja selbst im Tode noch läßt sie nicht von uns, denn sogar der Sterbende verlangt: „anständig begraben zu werden“.

Bedürfniß und Luxus.

„Unser tägliches Brod gieb uns heute!"

Wie einfach und bescheiden ist doch Christi Gebet, und umfaßt es trotzdem nicht Alles, was der Mensch zum Leben braucht? Was aber braucht der Mensch nicht Alles zum Leben!

Unser tägliches Brod gieb uns heute! — Wir beten das auch noch heute gerade so wie vor achtzehnhundert Jahren — aber was verstand der Heiland damals, was verstehen wir heute darunter? Wie elastisch ist seitdem der Begriff geworden, und was für ein Gesicht würde ein gar nicht etwa so sehr verwöhnter Mensch machen, wenn er in wörtlicher Erfüllung einmal wirklich weiter nichts bekäme, als das wofür er eben gebeten — sein tägliches Brod. — Er würde sich jedenfalls höchst ungerecht behandelt glauben.

Greifen wir uns deshalb einmal den ersten besten aus unserer Bekanntschaft heraus (wir brauchen es uns ja gar nicht selber einzugestehen, daß wir uns eben selbst beim Kopf nehmen und auf's Gewissen fragen könnten), was braucht und verlangt der, was versteht er unter seinem täglichen Brod? Womit beginnt sein Tag, womit endet er? Müssen nicht alle Erdtheile dazu beitragen, ihm die Bedürfnisse zu verschaffen — Genüsse kann man sie gar nicht mehr nennen — die ihm zum täglichen Leben unumgänglich nöthig geworden und die er schmerzlich vermissen würde, wenn sie ihm oder nur eins daraus fehlten? —

Nahrungsmittel, Geräth und Kleider, aus allen Zonen

sind sie zusammengeholt, und was die heiße Sonne der Tropen reifte, muß das Eis des Nordens kühlen. Fast alle Erdtheile haben zu unsern einfachsten Mahlzeiten beigesteuert; wir finden die Gewürze aus dem Ostindischen Archipel, Sago aus Indien, Zucker aus Brasilien, Kaffee aus Java, Reis aus Südcarolina. Unser Tischgeräth selber besteht aus Porzellan, Silber, Krystall, Stahl und Elfenbein, auf die raffinirteste Weise zusammengestellt, und das Alles gehört zum „täglichen Brod" — ja noch viel, viel mehr. Genuß folgt auf Genuß den ganzen Tag, wir verlangen nicht allein so fort zu leben wie wir's einmal treiben, nein, wir wollen uns auch noch verbessern. Unsere Kleidung, unsere Nahrung, unsere Schlafstätte entspricht nicht mehr den einfachsten Bedürfnissen, nein, wir haben den Luxus selbst dazu gemacht, und wie man vom Rand eines Abgrundes in schwindelnde Tiefe hinabschaut, erfaßt es mich sogar bei dem Gedanken mit Grauen, daß selbst das Alles noch dem „täglichen Brode" nicht genügt und lebenslängliche Anstellungen, Titel, Orden, Pensionen als schweres Geschütz noch in der Ferne lauern, im „täglichen Brod" aber selbstverständlich mit begriffen sind.

Mit solchen Ansprüchen betet dann das wunderliche Menschenvolk zu Gott dem Herrn da droben, und es ist ein Glück für uns, daß der allwissende Vater die Ungenügsamkeit seiner Kinder schon kennt und sie nicht allzu scharf beim Worte nimmt.

Und wie wenig doch braucht der Mensch zum Leben!

Es ist mir immer ein wunderliches Gefühl, wenn ich der alten Zeiten gedenke, in denen ich im amerikanischen Wald zwischen den anderen Jägern hauste. Dort reducirten sich unsere Bedürfnisse, wenn auch nicht gerade auf das tägliche Brod, doch sicherlich auf das tägliche Fleisch, und was brauch' ich jetzt zum Leben, was brauchen meine Nebenmenschen um mich her?

Ueber die Welt gestreut hat Gott seine Völker. Allen ist ein gleiches Maß von Glück, von Zufriedenheit geworden, und doch wie ungleich sind dabei die Gaben zwischen sie vertheilt. Wie viel hat das eine, wie entsetzlich wenig das andere be-

kommen, und doch beneidet keins den Nachbar, ja jedes glaubt, daß ihm das beste Loos beschieden worden.

Von Anfang an sind nun auch allerdings die verschiedenen Nationen ziemlich gleichmäßig ausgestattet gewesen. Adam, von allem Beginn an, hatte nichts als Kost ohne Logis im Walde, und seine erste Kleidung war eine Erfindung von ihm selber. Der Australier lebt bis auf den heutigen Tag noch in einem ganz ähnlichen Naturzustand, und fühlt nicht einmal das Bedürfniß, sich auch nur im Geringsten zu verbessern.

Auch unsere Vorväter erfreuten sich eben solcher Einfachheit. Das Fleisch der Thiere, die sie erlegten, war ihre Speise, Wasser ihr Trank, ein Thierfell ihre Kleidung, eine Hütte aus Rinde oder Erde aufgebaut ihr Haus — und wie haben wir uns verändert!

Wenn solch ein alter Teutone — anständig gekleidet natürlich — jetzt einmal in eine unserer Städte käme, dort die verschiedenen Läden durchginge und nun sähe, was er eigentlich damals schon „nothwendig gebraucht", aber leider gar nicht gekannt hatte, wie würde er staunen!

Die Zeit und die geistigen Fähigkeiten der Völker, mit anderen örtlichen, besonders klimatischen Ursachen, sind indeß der Grund gewesen, daß sich ein Theil der Völker aus seiner alten Einfachheit heraus- und in eine Masse von Bedürfnissen hineinarbeitete, während der andere gar nicht an etwas Derartiges dachte. Das Resultat blieb aber bis jetzt immer das nämliche, als da ist: geboren werden, sich glücklich oder unglücklich fühlen und wieder sterben. Nur die Hast zu leben wuchs mit den neuen Bedürfnissen.

Wie rasend schnell übrigens diese anwachsen, dazu brauchen wir, um einen Beweis zu finden, nicht etwa zu den alten Teutonen zurückzugehen, die neueste Zeit bietet da schlagende Beispiele genug. In welcher Art wurde zum Beispiel noch vor kaum dreißig Jahren die Verkehrsverbindung in Deutschland gehalten? — durch Landkutschen, in denen man langsam und mühselig über die entsetzlichsten Straßen rollte, vor jedem Wirthshaus anhielt und Abends, nach sechs- oder achtstündiger Marterfahrt, mit der man ein paar Meilen zurück-

gelegt, in aller Gemüthsruhe zu Bett ging. Und jetzt? — sind die Leute nicht wirklich in Verzweiflung, wenn sie mit dem Bahnzug, der sie in Sturmeseile durch die Länder führte, nur fünf Minuten zu spät auf der Station anlangen? — Ja, lieber Gott, sie haben jetzt das Bedürfniß zum Fliegen erworben!

Auch die Nachrichten aus den verschiedenen Ländern brachten sonst nur diese Schneckenkutschen, oder alte würdige Botenfrauen, die mit dem Korb auf dem Rücken die einzelnen Briefe expedirten. Jetzt dagegen brummen wir und zeigen uns ungeberdig, wenn eine Kunde, Hunderte von Meilen entfernt, nicht am nächsten Morgen spätestens in unseren Händen ist, und ein rastloses Drängen und Treiben und Hetzen und Jagen quält uns, und läßt uns nicht Ruh' — doch immer nur dem einen Ziel, dem Grabe zu.

So geht es in allen Dingen. Eine kleine Verbesserung macht den Anfang, dehnt und vervollkommt sich, und — geht auch ihrerseits wieder unter, anderen Neuerungen Raum zu geben. Wie einfach zum Beispiel unsere Voreltern gekleidet gingen, habe ich schon früher erwähnt, und wenn Mutter Eva jetzt noch einmal auferstehen und das Toilettenzimmer einer Dame von Stande sehen könnte, wie würde sie staunen! Das sind jetzt aber alles Bedürfnisse geworden, und das Wort Luxus ist in der deutschen Sprache nur noch bei den Leuten geduldet und anwendbar, die ihre Bedürfnisse nicht bezahlen können, wonach sie eben Luxus werden.

Fortschritt ist ebenfalls ein sehr beliebter Aushülfsname für Luxus geworden und beschönigt viel; denn unter seinem Schutz arbeitet sich das Bedürfniß allmälig, aber fest und unaufhaltbar in den Luxus hinein, bis wir zuletzt nicht einmal mehr im Stande sind, die Grenze zwischen beiden zu ziehen.

Das wäre nun Alles recht schön und gut, und warum sollen wir uns nicht im Leben verbessern, wenn wir es können? Der Luxus wird dann das Mittel, unsere Existenz angenehmer und behaglicher zu machen — aber zum Fluch, wenn Jene sich ihm hingeben, deren Einnahmen auf einen

gewissen beschränkten Etat gestellt sind, und die sich auf der Stufe, die sie thörichter Weise erklimmen wollen, nicht halten können. Ueberschreiten sie die ihnen gesteckte Grenze, so sind sie auf die Hülfe Anderer angewiesen, das heißt sie machen Schulden, und Schulden sind jedenfalls der schlimmste und gefährlichste Luxus, den der Mensch nur überhaupt treiben kann — Sparen ist der beste. Die einzige Möglichkeit für uns, eine Grenze zwischen Luxus und Bedürfniß zu finden, bleibt nur die, daß wir unter uns, nicht über uns sehen. Das müssen wir im Auge behalten, womit der Mensch auskommen, nicht was er brauchen kann, und sind wir darüber mit uns einig, finden wir auch wohl den Weg, den wir selbst zu gehen haben.

Ein treuer Helfershelfer des Luxus ist der Ehrgeiz, und ein ähnliches Element etwa für den Menschen, wie das Feuer. Wohlthätig bis zum Aeußersten, so lange er in gewissen Schranken oder überhaupt gebändigt gehalten wird. Er dient dann dazu, unsere innere Lebensmaschine zu treiben, unserem irdischen, oft sehr nüchternen Leben die nöthige Wärme zu geben; wird aber gefährlich und vernichtend, sobald er diese Schranke durchbricht, und unendlich schwer, ja fast unmöglich ist es oft, ihn wieder zurückzudämmen in sein altes ruhiges Bett.

Ehrgeiz und Bedürfniß sind die Eltern des Luxus, aber nur der Vater hält mit ihm Schritt und ist stolz auf das Kind.

Wir leben übrigens gerade jetzt, was die Abscheidung der Luxusgrenzen betrifft, in einer höchst gefährlichen Zeit. Die menschliche Intelligenz hat nämlich manche Kluft ausgefüllt, die in früheren Tagen schon allein für sich eine ganz natürliche Scheidelinie zwischen den verschiedenen Schichten der Gesellschaft zog. Jedem war darin deutlich der Weg vorgezeichnet, wie er sich zu verhalten, wie zu erhalten habe. Jetzt aber hat sich darin leider viel geändert, und mit der Titel- und Rangsucht, die über sie gekommen, ist ein ganz anderer, verzweifelter Geist in die Menschen gefahren.

Besonders der Mittelstand ist es jetzt, der seine Stellung vergißt und in höhere Schichten der Gesellschaft hineinzuragen

strebt. Thäte er das nur so weit, als es ihm seine Intelligenz erlaubt, so wäre es nicht mehr wie schön und gut, und dürfte gelten. Aber er will es auch mit seinen dem nun einmal nicht gewachsenen Mitteln erzwingen, und dadurch richtet er sich zu Grunde. Mit einem Stück fängt dann jenes neue Leben an, und wächst und breitet sich aus, bis es das ganze Haus erfaßt und fortreißt.

Der Mann rückt vielleicht einen höhern Grad hinauf, bekommt einen etwas höhern Titel, vielleicht gar einen Orden und fünfundsiebzig oder hundert Thaler Zulage, und die ganze Wirthschaft wird auf den Kopf gestellt. Eichen- und Tannenmöbel genügen dann nicht mehr, denn sein College — der freilich ein bedeutendes Privatvermögen besitzt — hat dergleichen sämmtlich von Mahagoni. Auch der Ueberzug muß damit Schritt halten. Nun passen aber die alten einfachen Gardinen nicht mehr dazu und geben bald gestickten Raum. Auch die kleine, freundliche Wohnung, in der man sonst vollkommen Platz hatte, wird zu eng; man kann sich nicht länger so behelfen. Eine bessere und größere erfordert aber auch wieder mehr und neue Mobilien, und „wenn man sich doch einmal etwas anschafft, soll man auch gleich nur Gutes nehmen", sagt die Frau. — Sie hat in einer Art Recht, und doch auch wieder, wie gefährlich ist der Grundsatz!

Die Kleider halten natürlich mit dem Uebrigen Schritt, denn wieder heißt es: „man muß doch anständig erscheinen", und trotz den vielen guten und tragbaren Sachen, die vielleicht der Schrank noch birgt, werden neue, bessere, wenigstens besser aussehende angeschafft.

„Ich brauche es nothwendig", lügen sich die Leute vor, und treiben größeren Luxus mit dem einfachen, aber feinen Tuchrock, den sie nicht bezahlen können, als ihr reicher Nachbar, der in die kostbarsten Pelze und Sammet und Seide gekleidet geht.

So mehren sich die Bedürfnisse und mit ihnen die Ausgaben von Tag zu Tag; theure Zeiten kommen dazu, und dennoch bleibt der Gehalt klein und dürftig wie immer, wenigstens keineswegs den Ausgaben entsprechend. Wie soll das enden? — Die Frage ist leicht zu beantworten: erst mit

Versetzen im Leihhaus, augenblickliche Noth abzuwenden, und zuletzt, wenn Niemand mehr borgen will, mit völligem Ruin.

Irgendwo muß aber dabei gespart werden, um die Katastrophe wenigstens so lange hinauszuschieben wie möglich — die nöthigsten Ausgaben sind schon nicht mehr zu erschwingen, und das Sparen beginnt jetzt bei den Sachen, die eine Einschränkung am allerwenigsten vertragen können: beim Essen und der Wäsche; — freilich bemerken das die Nachbarn am allerwenigsten.

Anstatt wie sonst die tägliche Nahrung einfach und kräftig zu kochen, wird sie jetzt dünn und lang gezogen, um etwas weiter zu reichen, und man sucht hauptsächlich solche Speisen vor, die nur rasch sättigen, wenn sie auch weit weniger nahrhaft sind. Auch mit der Reinlichkeit der eigenen Person wie der Kinder wird hausgehalten. Wäsche ist so entsetzlich theuer, und man sieht es ja nicht. Das und das Stück läßt sich schon noch eine Weile tragen.

Das ist dann das vergoldete Elend, das eine Zeit lang währt und endlich in sich selbst zusammenbricht.

Es fällt mir gar nicht ein, den Luxus selber als etwas Unrechtes hinzustellen. Tausende von armen Menschen existiren davon, ihn für die Reichen zu beschaffen, und was sollte aus unseren armen Spitzenklöpplern, aus den Stickern und Posamentirern im Gebirge werden, wenn diesen Luxusartikeln plötzlich entsagt würde? Nein, wer die Mittel dazu hat, würde Sünde thun, das Geld zurück- und in seinem Kasten zu halten, nur wissen muß er, ob er Luxus treiben kann oder nicht.

Was „die Leute" über uns reden, darf uns nicht kümmern, viel herzloser urtheilen sie ja auch außerdem über uns, wenn wir die Bahn, in die wir nun einmal gehören, verlassen haben und nicht hinein zurückkehren können. Oben müssen wir uns und die Zügel in der Hand halten, daß wir unsern Lauf übersehen und selber lenken und dirigiren können. Die Pferde dürfen nicht mit uns durchgehen.

Ein guter Hausvater, eine tüchtige Hausfrau müssen dabei im Stande sein, die Grenze zwischen Luxus und Bedürfniß selbst zu ziehen, den ersteren soviel als möglich zu meiden,

dem letzteren seine richtige Schranke anzuweisen — sie werden trotzdem noch immer vieles Ueberflüssige beibehalten. Je einfacher der Mensch in seinen Bedürfnissen ist, desto unabhängiger kann er sich von Anderen halten, desto selbstständiger steht er da, und das ist immer achtungswerth und trägt den eigenen Lohn schon in sich selbst.

Die Welt freilich rollt unaufhaltsam vorwärts, und je mehr wir sämmtliche Elemente und Naturerzeugnisse uns dienst- und nutzbar zu machen wissen, desto mehr wachsen mit diesen auch unsere Bedürfnisse. Wie das nun freilich einmal in späteren Zeiten werden soll, wenn wir in unseren Bedürfnissen so fortfahren und Alles in diese hineinziehen, was unseren Vorfahren, ja unseren Eltern noch als Luxus erschien, ist freilich eine andere Sache. Damit mögen aber unsere Kinder und Enkel sehen, wie sie fertig werden — wir haben mehr zu thun, als uns auch noch um deren Zustände den Kopf zu zerbrechen.

Da nun bei uns Eins aus dem Andern folgt, so haben wir, sehr vernünftiger Weise, unseren Zuständen auch schon theilweise unsere Sprache angepaßt. Das also, was früher nur einen einzelnen Begriff hatte, wird in neuerer Zeit, eben nur unseren Bedürfnissen entsprechend, zum Sammelwort gemacht. Wenn wir deshalb sagen, „der Mann hat sein Brod“, so verstehen wir eben Alles darunter, was zum Leben gehört: Frühstück, Mittag- und Abendbrod, womöglich freie Wohnung mit Holz und Anstellung mit Pension. Deshalb dürfen wir denn auch jetzt, ohne gerade fürchten zu müssen zu bescheiden zu sein, mit recht gutem Gewissen beten:

„Unser tägliches Brod gieb uns heute!“

Reisende.

Es giebt auf der Welt zwei Menschenklassen, die sich wesentlich von einander unterscheiden. Die Einen, besonders reich mit Sitzfleisch begabt, kleben an der Scholle, werden groß und alt dabei und sterben endlich, ohne von Gottes Erdboden mehr gesehen zu haben, als was sie eben nicht gut vermeiden konnten —: ihre unmittelbare Umgebung. Wie es draußen aussieht, glauben sie Anderen auf's Wort; daß der Himmel sich auch noch über andere Ländern als die spannt, die ihren festen Horizont bilden, haben sie aus Büchern gelernt und sind mit diesem Bewußtsein zufrieden. In dem gewöhnlichen Kreislauf des Lebens arbeiten sie ihren steten Gang, und wenn man sie einmal in ihr letztes ruhiges Kämmerchen legt, können sie von den gehabten Strapazen ordentlich ausruhen.

Und sind sie glücklich dabei? — warum nicht? Sie bilden sich um sich selbst ihre kleine, abgeschlossene Welt, mit Sorgen und Mühen genug für einen ganzen Erdtheil, wie mit Freuden hinlänglich für ihre Bedürfnisse, und begnügen sich damit, ein Halm in dem großen Aehrenfelde zu sein, das unser Schöpfer auf die Erde gesäet hat. Mit den Nachbarn ihren können sie sich ja immer unterhalten, und am letzten Tage werden wir doch Alle mitsammen ausgedroschen.

Die andere Gattung hat, mehr oder weniger, kein Sitzfleisch. Wie der Wandervogel durchstreift sie die Welt, bald in größeren, bald in kleineren Zügen, nach allen Richtungen; sie erkennt keine Grenzen an, hat deshalb aber auch großentheils keine ordentliche Heimath: sie ist nirgends Stammgast

und fliegt (an einen dünnen Faden gebunden, den die Polize in Händen hält und Paß nennt) nach allen Seiten hin ga fröhlich aus.

Und ist die glücklich? — warum nicht? Jedenfall wollen wir uns dieselbe einmal näher betrachten.

Diese letzte Gattung wird gewöhnlich — um sie von de andern, die gar keinen Namen hat, zu unterscheiden — unter die etwas allgemeine Rubrik: Reisende gebrach Das Wort „Reisende" faßt aber viel zu verschiedene Be griffe in sich, um so ohne Weiteres verstanden zu werden Es möchte deshalb nöthig sein, diese diversen Reisende schärfer zu zergliedern.

Eigentlich versteht man unter dem Wort: Ein Reisen der, wenn nicht das ganz bestimmte Adjectiv „armer dazu gesetzt wird, nur Länder- und Waaren-Reisende Die Uebrigen sind, so lange sie sich unterwegs befinden, Pas sagiere, sobald sie in einem Gasthaus einkehren, Fremde Nur Länder- und Waaren-Reisende behalten ihr Prädica unter allen Umständen und Verhältnissen bei, und man ver steht hier unter den ersteren nur solche, die in einem wissen schaftlichen Interesse oder aus reiner Neugierde die Wel durchstreifen, während der „Waaren-Reisende" in einem wei beschränkteren Kreis den Gegenstand oder die Waare an de Mann zu bringen sucht, „in denen er macht".

Um mit den ersteren, als den unabhängigsten, zu be ginnen, so haben Reisende, die in einem etwas großartiger Maßstab die Welt durchziehen — gleichgültig welchen Zwec sie dabei verfolgen — also solche, die sich an keine Grenzer kehren und, wie der Deutsche sagt, „immer fortgehen und nie wiederkommen", das Vorurtheil der Menge vollständig zu ihren Gunsten.

Wer einen einzelnen Menschen oder eine Familie todt schlägt, heißt ein Mörder, und wird entweder gehenkt oder zu Zuchthaus begnadigt — wer sie dagegen in Masse und zu Tausenden schlachtet, ist ein Held und wird erst nach seinem Tode (in Marmor) ausgehauen. Aehnlich so ist es mit den Reisenden.

Wer sich auf der Landstraße, in einem kleinen District ohne bestimmte Beschäftigung und Arbeit herumtreibt, heißt ein Landstreicher und gelangt in irgend eine Besserungsanstalt, oder wird auch, zum Besten des Nachbarstaates, einfach und in passender Begleitung über die Grenze geschafft. — Wer sich dagegen auf einem recht großen District, wo möglich über die ganze Welt, ohne bestimmte Beschäftigung und Arbeit herumtreibt, heißt ein Reisender, und sogar die Polizei ist freundlich gegen ihn.

Aber auch solcher Reisenden giebt es wieder verschiedene Arten und Klassen. Einige ziehen über den ganzen Erdball, um jeden einzelnen Berg so genau auszumessen, als ob sie einen passenden Rock für ihn zuschneiden wollten; andere sammeln Steine und Pflanzen, wieder andere balgen Vögel ab, stopfen größere Thiere aus, blasen Fische und Spinnen auf und spießen Schmetterlinge und Käfer, um sie später in besonders dazu bestimmten Kästen durch einheimische Insecten getrocknet fressen zu lassen. Wieder andere thun von allem ein wenig, oder gar nichts; diese wollen nur sehen und genießen, und dabei die Welt „kennen lernen"; alle aber schreiben mehr oder minder dicke Bücher mit passenden oder unpassenden Illustrationen dazu, und ärgern sich nachher über Nachdrucker und literarische Diebe, die von ihnen doch nun einmal leben müssen.

Diese Art von Reisenden ist meist harmlos und wird nur in einzelnen seltenen Fällen durch eine krankhafte Wuth, irgend etwas vorzulesen, gefährlich. Selbst dann ist ihnen aber immer ziemlich leicht auszuweichen, während die zweite Art von Reisenden, die sogenannte Gattung der „commis voyageurs" vollkommen unausweichlich ist.

Diese durchziehen besonders Europa nach allen Richtungen hin, brandschatzen dasselbe zum Besten der Hauptbücher ihrer Principale, wie ihrer eigenen Portemonnaies, und gehören dabei zu den unwiderstehlichsten und unausstehlichsten Exemplaren ihres Geschlechts.

Kenntlich sind sie leicht an ihrem auf der Mitte des

Kopfes gescheitelten Haar, an einem kleinen, elegant gearbeiteten und eigenthümlich geformten Lederkoffer, den ein Lohnlakai hinter ihnen her durch die Stadt trägt, wie überhaupt an ihrem ganzen faden Wesen. In Gesellschaft von Damen spielen sie dabei stets die Liebenswürdigen, in Gesellschaft von Herren erzählen sie nur unanständige Anekdoten, und unter einander prahlen sie mit dem Nutzen, den sie ihren Principalen bringen, die sonderbarer Weise alle zu den geizigsten, kurzsichtigsten und ungerechtesten Exemplaren des genus homo gehören.

Der commis voyageur fuhr früher nur in Einspännern, kannte alle Wirthshäuser an der ganzen Straße und war eigentlich der alleinige und unumschränkte Colporteur von Neuigkeiten und Anekdoten für sämmtliche kleine Städte und einzeln gelegene Wirthshäuser. Durch die Eisenbahnen hat sich das freilich bedeutend geändert. Der vermehrte Verkehr sendet jetzt seine Boten und Zeitungen nach allen Winkeln aus, und dem commis voyageur widerfährt es zuweilen, daß er nach Vortrag einer, wie er glaubt, nagelneuen Anekdote ein altes Heft der Fliegenden Blätter vorgezeigt bekommt, in dem er auch eine Illustration dazu findet. So fährt er jetzt meist mürrisch über die unpassende Gesellschaft, aber doch aus Sparsamkeitsrücksichten dritter Klasse von einer Stadt zur andern. Es versteht sich indeß von selber, daß dem Principal zweite Klasse dafür verrechnet wird.

Die commis voyageurs machen in verschiedenen Artikeln, als da sind: in kurzen und langen Waaren, in Knöpfen, Wein, Kattunen, Schwertern, Lederwaaren, Glas, Scheeren, Stecknadeln und tausend anderen Gegenständen. So verschieden aber auch das Product, mit dem sie umgehen, so gleich und ähnlich sind sie sich im Ganzen untereinander, und wenn es einen Superlativ unter ihnen giebt, so bilden diesen nur die in Wein machenden, also die sogenannten und überall bekannten Weinreisenden. Es sind dieses die liederlichsten und unvermeidlichsten von allen, und so hartnäckig sie Nachts in ihrem Hotel hinter Flaschen und Gläsern sitzen und keine frühere Polizeistunde als zwei oder drei Uhr Morgens anerkennen, so unabweislich

sind sie, wo sie einem alten oder neu zu gewinnenden Kunden ihrer „weltberühmten Firma" ein Faß sauern Weines aufhängen wollen — und auch wirklich aufhängen, denn sie gehen einmal nicht eher wieder fort. Doch ihr Charakter ist geschichtlich geworden und deshalb eine weitere Beschreibung derselben völlig unnöthig.

Ein so zahlreiches Corps nun diese commis voyageurs bilden, so haben sie doch noch, und zwar seit Errichtung der Eisenbahnen, eine neue Gattung beigefügt bekommen, und zwar: die Diplomaten, die wir jetzt nothwendig dieser Klasse einreihen müssen. Die Diplomaten machen eben „in Politik", wie andere in Kattun, Band, Stecknadeln oder Wein, nur mit dem Unterschied, daß sie zweite Klasse fahren und erste berechnen, nie auf ihre Principale schimpfen, überhaupt außerordentlich vorsichtig in ihren Ausdrücken sind, Alles „gewußt haben" (wie sich später herausstellt), nie etwas verrathen und Adressen statt Preiscourante bei sich führen. Uebrigens stiften sie im Ganzen, bei einem vortrefflichen Gehalt und noch besseren Diäten, mehr Unheil als alle übrigen commis voyageurs (selbst inclusive Weinreisende) zusammen.

Gleich nach den Diplomaten, von diesen aber sehr verschieden, kommen wir zu den sogenannten „armen Reisenden", eine sehr wunderliche und gemischte Menschenklasse, deren Existenz aber, im Gegensatz zu den vorigen, durch die Eisenbahnen einen sehr bedeutenden Stoß erhalten hat. Ihre Wirksamkeit konnte sie freilich nur erschweren, nicht vernichten.

Die „armen Reisenden" gehören meist alle dem Handwerkerstande an, denn liederliches Gesindel, das sich mit heugestopftem Tornister bettelnd an Kreuzwegen herumtreibt und sich fälschlicher Weise für einen „armen Reisenden" ausgiebt, kann nur als ein Auswuchs des sonst gesunden, kräftigen Stammes betrachtet werden. Der wirkliche „arme Reisende" hat in den letzten Tagen nie etwas Warmes gegessen, trägt seine Stiefel statt an den Füßen oben auf dem Tornister, wodurch er stets auf dem einen Beine etwas hinkt, und

nennt betteln in seiner Kunstsprache fechten — symbolisch dadurch vielleicht seinen ewigen und hartnäckigen Kampf mit dem Leben anzudeuten. Eine andere auffallende Eigenschaft an ihm ist, daß er in Gegenwart von anständig gekleideten Fremden stets äußerst schwermüthig und niedergedrückt aussieht, während er unter seines Gleichen und in der nächst zu erreichenden Schenke heiter und glücklich scheint.

Das Zeitalter vor der Erfindung der Eisenbahnen war indeß sein goldenes, als noch Lohnkutscher und Extraposten die Landstraßen belebten, Frachtwagen seinen Tornister oft Meilen weit trugen, und er selber, aus einer Arbeit entlassen, Wochen lang dazu gebrauchte, ehe er einen andern Arbeitsort erreichen konnte.

Damals hatte er keine Feinde auf der Welt, Postillone und Gensd'armen vielleicht ausgenommen. Bequem hinten auf dem Tritt einer Extrapost stationirt, den Tornister neben sich, ein Knie über das andere geschlagen, die kurze qualmende Pfeife im Munde, war die Chaussee seine eigentliche Heimath, und an seinem Lebenspfad standen zwei Reihen hochwüchsiger Pappeln — wie traurig hat sich das aber jetzt verändert!

Welcher Handwerksbursche kann jetzt noch bei einem Bahnzug hinten aufsitzen? und fahren sie selbst in einem Coupé, wofür sie — etwas Unerhörtes im früheren Handwerksburschenleben — sogar bezahlen müssen, wo bleibt ihnen dann noch Zeit, das unterwegs so nöthige und unentbehrliche „Fechten" zu besorgen? Ehe sie nur an irgend einer Station — auf denen überhaupt nie etwas gegeben wird — den Hut abgezogen und ein klägliches Gesicht geschnitten haben, pfeift die verwünschte Locomotive schon wieder, und jede weitere Hoffnung auf Erfolg ist erbarmungslos abgeschnitten.

Außerdem existirt durch die Eisenbahnen gar keine Entfernung mehr zwischen den Hauptstädten. Die Pappelalleen, neben denen sie hinlaufen, fliegen wie Gespenster einer früheren, glücklicheren Zeit an ihnen vorüber, und der am Morgen kaum gepackte Tornister muß an dem nämlichen

Abend schon wieder entlastet werden, um die Beine unter einen neuen Arbeitstisch zu strecken, den Kampf mit einer frischen Meisterin aufzunehmen.

„Es wird nichts besser auf der Welt", ist ein altes gutes deutsches Sprüchwort, und die „armen reisenden Handwerksburschen" vor allen Anderen haben diesen traurigen Wahlspruch, unter der Fülle der Ereignisse, zu ihrem Motto genommen.

Alle diese vorgenannten Klassen nun könnten wir auch noch unter den Sammeltitel „Zweck-Reisende" bringen, von denen wir zu den Vergnügungs-Reisenden übergehen würden, blieben nicht noch zwei Gattungen, die keinen eigentlichen, wenigstens keinen freiwilligen Zweck haben, und nie im Leben zum Vergnügen reisen würden.

Die Ersten sind die Postillone und Frachtfuhrleute und in neuerer Zeit die Conducteure, die Alle nur ein bestimmtes kurzes Ziel haben und dann umkehren, um ihre Bahn von vorn zu beginnen. Früher machten die Frachtfuhrleute davon eine Ausnahme, indem sie, fast wie die Schiffscapitaine, eine gewisse Fracht für irgend einen entfernten Theil Deutschlands übernahmen und denselben auch, ob die Reise Wochen oder Monate dauerte, getreulich ablieferten. Jetzt erstreckt sich ihre Wirksamkeit höchstens von einer Eisenbahnlinie bis zur andern, und wie bei Postillonen und Conducteuren liegt ihr Reiseziel innerhalb zweier Stationen — ein ewiges Kommen und Gehen, Abschiednehmen und Wiedersehen, wenn man in neuerer Zeit überhaupt noch von dem sentimentalen Abschiednehmen etwas Anderes beibehalten hätte, als vielleicht den Abschiedstrunk.

Derartige Angestellte könnte man auch füglich Zwangs-Reisende nennen; denn was einem Theil des Menschengeschlechts Erholung und Vergnügen gewährt, wird bei ihnen zur oft unangenehmen Pflicht, mit der sie jahraus jahrein dieselbe Strecke durchfliegen. Reisende kann man sie eigentlich gar nicht nennen, und doch sind sie stets auf Reisen, sind ununterbrochen unterwegs. Ja sie lernen die Strecke, die sie hin- und herfahren, so genau kennen, daß sie jeden Stein-

haufen, jeden Baum und Strauch auswendig wissen, und vollständig competente Richter über das beste Bier in allen Gasthäusern oder Stationen auf eine Entfernung hin werden, über die man sonst nur brieflich Nachricht erhalten konnte.

Aber sie führen kein gemüthliches Leben, denn nicht umsonst hat die deutsche Sprache für das Wort Heimath gar keinen Plural. Es giebt eben für den Menschen nur eine Heimath, und wer, wie ein solcher Conducteur oder Postillon, sich zwei, drei oder noch mehr derselben gründen muß, um an den verschiedenen Orten, wo er gezwungen ist seinen Rasttag zu halten, nothdürftig zu Hause zu sein, der entbehrt vor allen Dingen das größte und höchste Glück, das der Mensch kennen sollte: das Glück des eigenen Herdes. Wollten wir es recht genau nehmen, so wären das eigentlich die richtigen und einzigen „armen Reisenden“.

Noch giebt es eine Art von Zwangs-Passagieren, die eben wie die vorigen ein gegebenes Ziel haben; sie gehören aber einer unheimlichen Gattung des Menschengeschlechts an, und man trifft sie auch nie einzeln, sondern immer nur paarweis: den „Zwangs-Passagier“ mit zusammengebundenen Händen, seinen Gefährten mit Czako oder Helm, Flinte und Seitengewehr. So sitzen sie in den Wartesälen dritter Klasse, bis der nächste Zug kommt, mit Niemandem verkehrend, von Allen gemieden, und wenn die keuchende Locomotive hält, nimmt ein besonderes Coupé die Beiden auf, bis sie an irgend einer andern Station plötzlich wieder verschwunden sind — still und unheimlich, wie sie gekommen. Reisende sind es freilich, wenn sie auch Beide gerade nicht zu „ihrem Vergnügen“ reisen.

Ehe wir aber zu den wirklichen Vergnügungs-Reisenden übergehen, gerathen wir auf ein Mittelding zwischen Vergnügen und Zweck, das gewissermaßen den Uebergang von einer Klasse zur andern bildet. Es sind dies die Bade-Reisenden, insofern der angebliche Zweck ihrer Reise oft weiter nichts als nur ein Vorwand ist — eine Thatsache, die sich besonders bei der schönen Hälfte dieser Art von Reisenden nur zu häufig ergeben soll.

Der Ursprung wirklicher Bade-Reisenden, d. h. solcher, die in der That genöthigt sind zum Besten ihres maltraitirten Körpers eine Heilquelle aufzusuchen, verliert sich in das graue Alterthum, und die meisten von ihnen verlangen, daß ein paar Gläser Wasser mit einem Dutzend warmer Bäder das wieder in drei oder vier Wochen aus dem Körper jagen sollen, worauf elf Monate im Jahr mit allem nur erdenklichen Eifer gesündigt wurde. Trotz aller vergebens erhofften Erfolge aber bleiben die Versuche doch Jahr nach Jahr dieselben, und die Einbildungskraft muß dann ersetzen, was die Natur nicht im Stande war zu erreichen. Wenige Menschen haben so viel Phantasie wie Bade-Reisende.

Wie schon gesagt, bilden die Bade-Reisenden den Uebergang von Zweck- zu Vergnügungs-Reisenden. Viele von ihnen wurden nämlich durch einen wirklich kranken Körper, oder einen gesunden Arzt — der sich auch einmal eine Sommererholung gönnen wollte — in ein Bad geschickt, — andere wollen theils Menschen sehen, theils ihr Geld am grünen Tisch verlieren, theils auch — und das ist besonders die schöne Hälfte der Badegäste — einen Platz und Gelegenheit suchen, um gesehen zu werden; die schlechte Badekost verzehren sie dann nebenbei.

Mit einem derartigen Schwanken zwischen Zweck und Vergnügen, mit diesem ewigen ängstlichen Streben, das Angenehme mit dem Nothwendigen zu verbinden, ist aber nun ein für alle Mal nichts anzufangen. Das Dasein solcher Badegäste theilt sich deshalb auch — so lange ihre sogenannte Cur dauert — in die unausgesetzten Bemühungen, ihren Körper zu mißhandeln und wieder zu versöhnen, ihn Morgens selbst vor der kleinsten Aufregung zu bewahren und ihn Abends der schlimmsten und gefährlichsten hinzugeben, die überhaupt auf der Welt existirt: dem Spiel.

Wasserbad und erbärmliches Essen mit harten Betten und sauren Weinen zehren dabei den Körper ab, und durch den ganzen Monat August fahren sämmtliche Bahnzüge, zur directen Verzweiflung aller gesunden Reisenden, mit heraufgezogenen und festverschlossenen Fenstern, weil in jedem Coupé wenigstens ein solches unglückseliges Men-

schenkind sitzt, das keinen Zug, nicht einmal mehr frische Luft vertragen kann. Natürlich kommt es direct aus einem Bad.

Doch fort mit der langweiligen Gesellschaft; da finden wir noch mehr Interesse an den wirklichen Vergnügungs-Reisenden, die, blos diesen einen Zweck verfolgend, zwei oder drei Monate im Jahr mit allen Wirthen Europas wegen bougies und service in Fehde liegen und sich, sobald sie nach beschwerlicher Fahrt irgend einen nächsten, erstrebten Ort erreichen, augenblicklich erkundigen, wann der nächste Zug weiter geht. Ihre Zeit wird denn auch während der Reise durch ein fortdauerndes Aus- und Einpacken in Anspruch genommen, das sie nur dann und wann einmal unterbrechen, um auf irgend einen steilen Berg hinaufzuklettern. Oben angelangt, finden sie nachher, daß „gerade heute" ein dichter Nebel die ganze Gegend hermetisch verschließt; beim Heruntersteigen lassen sie sich von einem furchtbaren Gewitter erwischen, und bezahlen Abends noch, todmüde, einen Lohnbedienten, um die Namen verschiedener Gebäude und Plätze, auf die sie sich später nie wieder besinnen können, mit ihrem Reise-Handbuch zu vergleichen.

Am gefährlichsten sind unter diesen eine gewisse Klasse von Engländern, die nämlich der Mr. Smiths und Jones 2c., deren sicheres Ziel jedes Jahr der Continent ist. Hier treten nun diese Herren, die daheim einen kleinen Spezereiladen oder eine Schneiderwerkstätte besitzen, mit mühsam ersparten hundert Pfund Sterling als Lords auf, und werden von Wirthen, Lohndienern und anderen unschuldigen Continentsbewohnern angestaunt und verehrt.

Den Engländern selber muß man darin allerdings Manches nachsehen. Die angeborene Unverschämtheit der ungebildeten Klasse gegen Alles, was deutsch ist, giebt ihnen gerade das nöthige, anscheinend vornehme Wesen, und wie ein Berliner Levy oder Meier, der mit einer Kiste Kattun nach Leipzig zur Messe kommt, die Stadt für die Zeit seines dortigen Aufenthalts als ihm gehörig betrachtet, so sieht der jener Klasse von Engländern Angehörende, wenn er den Continent betritt, schon seine Existenz als eine dem

festen Land erwiesene Wohlthat an. Opfert er ihm doch so und so viel Pfund Sterling, die er auf viel langweiligere und schnellere Art hätte in Old-England selber los werden können!

Diese Gattung von Albionskindern wird nur mit einem rotheingebundenen Murray (ihrem Koran), dann mit Plaid, Regenmantel und Mütze von leichtem carrirten Stoff getroffen. Eine solche Mütze ist nämlich zu einer Reise nach dem Continent unentbehrlich, und so wenig Mr. Jones daran denken würde, sich mit einer solchen Bedeckung in the hearing of St. Paul's sehen zu lassen, eben so wenig möchte er ohne eine solche den Rhein befahren oder sich in einen deutschen Waggon setzen.

Von London ab fahren alle diese Mr. Smiths und Jones dritter Klasse, selbst noch von Ostende oder Calais bis Köln — von da an aber beginnt für sie der Continent, und so lange ihr Geld reicht, sind es lauter Lords. Je unverschämter sie sich dabei betragen, desto höflicher und achtungsvoller werden sie von den Deutschen behandelt, und würdevoll genießen sie, als eine der Continentalfrüchte, solche ungewohnte Huldigungen. Lieber Gott, sie dauern ja überdies nicht lange, und daheim sinken sie doch wieder nur zu bald in ihr altes Nichts zurück!

Der wirklich vornehme Engländer ist indeß bald von diesem Auswuchs zu unterscheiden. Wie jeder wirklich vornehme und gebildete Mann, zeigt er sich überall freundlich und anspruchslos, läßt sich, als auf Reisen, gern eine kleine Unbequemlichkeit gefallen, und schmiert seinen Namen nicht auf jede Statue, an jedes merkwürdige Gebäude an, das er erreicht.

Das Wort „Vergnügungs-Reisender" ist übrigens ein sehr unbestimmter und oft nur imaginärer Begriff, denn wie selten finden solche Reisenden wirkliches Vergnügen unterwegs! Gewöhnlich sind sie freilich selber daran schuld, denn mit wenigen Ausnahmen verbittern sie sich das Reisen soviel als irgend möglich dadurch, daß sie an der Straße alle die Bequemlichkeiten zu finden erwarten, ja verlangen, die sie daheim

verlassen haben. Eine Unmasse Gepäck erschwert dabei jede ihrer Bewegungen und vertheuert ganz unnützer Weise ihr Fortkommen. Eben so wenig mögen sie sich an die Speisen und Getränke des fremden Landes gewöhnen, und sind außer sich, wenn sie das dem Boden Ungewohnte schlechter als zu Hause bekommen und theurer bezahlen müssen.

Ein Franzose z. B., der nach London kommt, fordert ohne Weiteres Suppe und Bordeaux so gut wie daheim; der Engländer in Paris dagegen Beefsteak und Ale. Beide müssen dafür doppelte Preise bezahlen und können das Bestellte kaum genießen, und diesen Fehler begehen die meisten „Vergnügungs-Reisenden", von welchem Lande sie auch immer kommen.

So, mit harten Betten und theuern Preisen, zerbrochenen Rädern, versäumten Zügen, mit schlechtem Wetter und vergessenen Reisesäcken, verlorenen Schlüsseln, heillosen Paßscherereien und zahllosen anderen Reisetrübsalen, kämpfen sie sich durch die Zeit, die sie zu ihrer „Vergnügungs-Reise" bestimmt hatten, und sind seelenglücklich, wenn sie dieselbe überstanden, die Heimath wieder erreicht haben.

Aber eine Art von Vergnügungs-Reisenden giebt es trotzdem, die wirklich nur Vergnügen auf ihrer Reise haben, und denen jedes kleine Ungemach, jedes Hinderniß, jede gestörte oder vereitelte Bequemlichkeit nur den Reiz ihrer Fahrt erhöht und sie noch lange nachher mit Jubel selbst an der Erinnerung zehren läßt.

Oh sel'ge Schulzeit! sel'ge Zeit der Ferien, wo das junge Volk, den Tornister auf dem Rücken, den Stock in der Hand, hinausstreift über Berg und Thal, und mit zwei Thaler zwanzig Groschen Europa zu durchwandern meint. In deren Herzen liegt wirklich Glück und Freude, und wie Jean Paul von seinem in die Ferien ziehenden kleinen Wu[z] sagt, „haben sie Mitleiden mit allen Menschen, die daheim bleiben müssen". Das sind denn auch die wahren und leider auch die einzigen Vergnügungs-Reisenden, die sich die kurze Lust nicht unnöthig verbittern, sondern sie ganz und voll genießen.

Reisen und Reisen — ein Name begreift all' die verschiedenen Arten in sich, eine Bedeutung hat das Wort in dem gleichmäßigen Entgegenstreben eines Ziels, und welcher Unterschied trennt die verschiedenen Klassen, welche Kluft des Einen Seligkeit von des Andern Jammer!

Reisen und Reisen — hier haben wir den lebensfrischen, frohen, sechzehnjährigen Burschen, der mit ein paar Thalern — mehr als er je in seinem Leben zusammen besessen — jubelnd in das Leben hinauszieht, seine längst ersehnte Ferien-Reise anzutreten; und mit ihm auf derselben Bank, eine kurze Strecke denselben Weg verfolgend, fährt der Auswanderer seine müde, dornenvolle Bahn.

Die Maschine rasselt, aber mit jedem klappernden Schlag, den sie gibt, zuckt sie dem einen in Freude und Jubel durch die Adern, denn näher und näher trägt sie ihn dem duftigen, schattigen Wald — stößt sie dem andern einen Dorn in's Herz, denn weiter und weiter führt sie ihn fort von den Lippen der Lieben, von den Gräbern der Seinen.

Reisen und Reisen! Und malen wir uns das Bild weiter aus, das uns ein einziges solches Coupé dritter Klasse in einem Bahnzug bietet. — Nur zehn Personen enthält der kleine, für sich abgeschlossene Raum, und wie gemischt die einzelnen Charaktere: der junge Bursch, der in die Ferien zieht, schaut nur voraus, den fernen blauen Bergen, seinem Ziel, entgegen; der Auswanderer nur zurück, nach jeder Bergkuppe, jedem Kirchthurm, jedem Baum. An jedes knüpft sich irgend eine Erinnerung: es sind ihm lauter liebe Freunde, die er läßt. Jugend und Alter! hat doch die eine nur eine Zukunft, das andere nur eine Vergangenheit.

Jugend und Alter! — Dicht neben dem jungen, lebensfrohen Burschen, der Alles sieht, was um ihn webt und lebt, an Allem Theil nimmt, sich an Allem freut, sitzen Seite an Seite zwei ganz verschiedene Wesen — andere Repräsentanten von Jugend und Alter: ein junges Mädchen das eine, ärmlich, aber sauber und anständig gekleidet, bleich und schüchtern dabei, denn die vielen fremden Menschen ist sie nicht gewohnt. Und doch will sie gerad' allein in's Leben ziehen, allein und

unbeschützt, die eben noch des Schutzes so sehr bedürfte. Als Gouvernante sucht sie eine Stelle, und wenn auch mit all' den dazu nöthigen Kenntnissen ausgestattet, fehlt ihr doch der Muth, dem künftigen Schicksal fest in's Auge zu schauen; fehlt ihr die Zuversicht noch auf sich selbst. Ist sie ja doch noch so jung, und leise nur und verstohlen hebt mancher schwere Seufzer ihr die sorgenvolle Brust.

Und wie verschieden von ihr sitzt ihr Nachbar mit ihr auf derselben Bank! Der „Vieh-Veitel" — wie ihn die Bauern nennen, weil er ausschließlich mit Vieh handelt — ist eine kurze, schwammige, gedrungene Gestalt, in sich zusammengedrückt und die kleinen Augen halb zugekniffen. Das verhindert ihn aber nicht, Alles, was um ihn her vorgeht scharf und aufmerksam zu beobachten, und die dicken schmutzigen, mit einem breiten Siegelring verzierten Finger auf einem schweren, um den Leib geschnallten Geldgurt gefaltet, die Wäsche unsauber und doch auf dem mehrtägigen Vorhemdchen eine unächte Tuchnadel, die alte fettige Mütze neben sich gedrückt, die grauen Haare wirr und ungekämmt um die hohe, gewölbte Stirn hängend, so sitzt er da lauernd, wie eine fette, gesättigte und doch wieder beutegierige Spinne, den letzten Handel berechnend, den nächsten überlegend. Was kümmert ihn die Reise selber! sie dient nur dazu, ihn rasch von Ort zu Ort zu schaffen; je schneller das geschieht, desto besser; und seine Mitpassagiere? — was scheeren ihn die; ist doch mit ihnen kein Handel abzuschließen!

Ihm gegenüber sitzt sein vollständiges Gegentheil. Wohl wissen wir, daß es nicht zwei Menschen auf der Welt giebt die sich einander vollkommen ähnlich sehen, aber man sollte trotzdem doch nicht glauben, daß zwei — im Aeußern wenigstens — so verschieden sein könnten.

Das Gegenüber des Vieh-Veitels ist ein junger geschniegelter Mann — natürlich commis voyageur — die eingeölten und gekräuselten Haare mitten auf dem Kopf bis hinten in die Cravatte hinein gescheitelt, daß es ordentlich aussieht, als ob der Kopf einmal mitten voneinander gebrochen und nur nothdürftig wieder verkittet wäre. Er ist äußerst modern

und eng gekleidet, nur mit sehr weiten, kirschroth gefütterten Aermeln, mit sechs, sieben Ringen an den Fingern der rechten Hand, die linke in einem Glacéhandschuh, mit ächt goldener — oder vergoldeter Uhrkette, Tuchnadel, Hemdknöpfchen, Rockhalter und eine Kneiplorgnette am rechten Auge, das junge, gar nicht auf ihn achtende Mädchen damit zu fixiren. Ein geöffnetes Taschenbuch, das getrocknete Blumen, Locken und Wirthshausrechnungen enthält, liegt auf seinem übergeschlagenen Knie, und nachdenkend hebt er den Bleistift zwischen die mit einem kleinen Schnurrbart gezierten Lippen — er muß seine Kostenberechnung vom letzten Nachtquartier zusammenstellen. Jetzt ist er damit fertig, steckt das Buch ein und nimmt eine gestickte Cigarrentasche vor, knipst seine Fünfpfennig-Cigarre mit einem an der Uhrkette hängenden goldenen Hufeisen ab, zündet sie mit einem Patentfeuerzeug an und erkundigt sich dann, um ein Gespräch anzuknüpfen, bei dem jungen Mädchen, ob ihr das Rauchen vielleicht unangenehm wäre.

„Nein," sagt sie leise, ohne ihn anzusehen.

„Sehr schönes Wetter heute, mein Fräulein!"

Keine Antwort.

„Reisen Sie weit mit uns?"

„Nein." Lange Pause.

„Ihr Arbeitskorb wird Sie belästigen."

Keine Antwort, der Jüngling dampft stärker; das Gespräch ist total abgebrochen, der Vieh-Veitel lacht still und vergnügt vor sich hin, denn er haßt jeden Menschen, der reine Wäsche trägt, und der commis voyageur findet das „Landgänschen abominabel abgeschmackt".

Neben ihm sitzt eine ältliche Dame, die fortwährend den Rauch gerade in's Gesicht bekommt und schon ein paar Mal heftig husten mußte, aber ihr Nachbar bemerkt es nicht. Der commis voyageur lebt nur ganz sich selbst, und wie der Auswanderer keine Zukunft, der auf Ferien gehende Knabe keine Vergangenheit kennt, so existirt für ihn weder die eine noch die andere, denn Alles, was für ihn Berechtigung hat zu sein, ist nur die Gegenwart. Er reist für Breihuber und

Comp., eins der geachtetsten Häuser in Xstadt — er führt reizende Proben mit mäßigen Preisen, hat vortreffliche Diäten und Procente, und ist einer der glücklichsten Sterblichen, weil er eben nicht einsieht, daß er einer der unbedeutendsten ist. Ihn drängt auch keine Zeit, und doch sitzen neben ihm und ihm gegenüber zwei andere Personen, die selbst die Minuten zählen und vor Ungeduld vergehen wollen, wenn der Zug auf den Stationen zögernd hält.

Die alte Dame neben dem glücklichen commis voyageur eilt an das Sterbebett ihres Kindes — ihrer einzigen Tochter — die weit von da erkrankt ist und sich nach der Mutter sehnt. Die Stunden wachsen ihr dabei zu Wochen, zu Monaten an, und wieder und wieder nimmt sie einen zerlesenen zerweinten Brief aus ihrem Arbeitsbeutel, die traurigen Zeilen, die er enthält, noch einmal verstohlen zu durchlesen. Wohl kennt sie den Inhalt schon lange auswendig, wohl weiß sie jedes Wort, das darinnen steht, denn das Herz ist ihr ja fast darüber gebrochen — aber möglich bleibt es ja doch, daß sie trotz alledem noch irgend einen bis dahin übersehenen Trost herausfände, denn an die *letzte* Hoffnung klammern wir uns ja an.

Der Andere ist ein kräftiger Mann mit lockigem Haar und vollem Bart, sonnengebräunt, mit wetterharten Zügen und im Schnitt seiner bequemen einfachen Kleidung den Seemann kündend. Und nach langer, langer Fahrt kehrt er zurück in's Vaterhaus; nach langen Jahren grüßen zum ersten Mal wieder der Mutterlaute süße Töne sein Ohr, und still und in sich gekehrt, aber einen ganzen Himmel von Glück und Seligkeit im Herzen, sieht er die Lerche draußen im Feld emporsteigen, hört er, wie der Zug hält, der Dorfglocken melodisches Getöne.

In die eine Ecke fest hineingepreßt, den Hut in die Augen gezogen, den Rock bis oben hin zugeknöpft, sitzt ein bleicher, hagerer Mann. Auch er ist ein Reisender, aber weder die aufsteigende Lerche sieht er, noch hört er das Läuten der Glocken; nur wenn der Wagenschlag sich öffnet, fliegt sein scheuer Blick zum Conducteur hin

über, und wer die Hand dann an sein Herz legen könnte, würde fühlen, wie es da drinnen stärker klopft und hämmert.

Neben ihm sitzt ein Kind, das zum ersten Mal mit dem Bahnzug fahren durfte und jubelnd den vorüberfliegenden Bäumen und Häusern nachjauchzt. Die Mutter aber hält es an der Hand, ängstlich, daß es aus der festverschlossenen Thür fallen könnte, und doch dabei mit lächelndem Blick die Freude des Lieblings schauend. Und immer drängt das kleine muntere, muthwillige Wesen aus der Mutter Griff, stützt sich, das lichte Antlitz zu der Glasscheibe hebend, auf des bleichen Mannes Knie, und schaut nur manchmal verwundert zu ihm auf, daß er allein so still und bleich und krank aussieht und seine kindische Lust nicht theilen will.

Auf dem Telegraphendraht hin fliegt indeß die Nachricht von einem verübten großartigen Kassendiebstahl, und dem bleichen Mann ist es, als ob eben diese Drähte — wie sie schlangengleich neben dem Fenster hinschießen — ein Netz, ein dichtes, festes Netz um ihn zögen, das ihn, je weiter er flöhe, immer enger und enger umstricke. Er sieht nicht das lächelnde Kind zwischen seinen Knieen, er hört sein fröhliches Plaudern nicht, und wie es ihn fortdrängt, weiter und immer weiter, ist das Bewußtsein seiner Schuld das einzige Gefühl, das ihn erfüllt.

Und solch' eine Mischung von Charakteren birgt oft ein einziges Coupé — aus solchen Elementen besteht wie häufig ein kleiner Trupp von Reisenden, die für eine oder mehrere Stationen, oft auch Tage lang zusammenhalten, bis sie auseinanderstieben, ohne Gruß, ohne Handdruck, wie sie gekommen — jeder seine eigene Bahn verfolgend.

Das ist *Reisen*, und das Ganze eigentlich nur ein Miniaturbild unseres Lebens überhaupt. Der endlose Bahnzug kreist seinen wirbelnden Flug, gefüllt mit Passagieren, und hier und da, an einzelnen Stationen, nimmt er neue auf, setzt er alte ab, rastlos, ununterbrochen, ohne sich um den Inhalt seiner Fracht zu kümmern. Manche der Passagiere fahren dabei erste, viele zweiter, die meisten dritter

Klasse; verlassen sie aber den Zug, sind sie sich Alle gleich, und die Weiterbrausenden drehen nur höchstens den Kopf nach ihnen um und nicken ihnen zu.

Wunderliches Leben das, in der Welt! wunderliche Reisende, die wir sind!

Ein berühmter Name.

Viele Menschen fühlen einen unbestimmten Drang in sich, berühmt zu werden; manchen wird das schwer, andere aber sind leicht befriedigt und halten sich dafür, sobald ihnen das Schicksal nur die geringste Gelegenheit bietet, eine solche Voraussetzung vor sich selber zu rechtfertigen; ein kleines Ordensband hat solchen schon Thränen der Freude entlockt. Es ist das eine Diminutivgattung von Ehrgeiz, die den Besitzer oft unendlich glücklich und sein sonst vielleicht sehr ruhig und langweilig dahinfließendes Leben wenigstens für ihn selbst interessant macht.

In die richtige Bahn gelenkt, ist solcher Ehrgeiz auch nicht allein harmlos, sondern sogar der menschlichen Gesellschaft nützlich, und zwar in einem sehr verjüngten Maßstabe, etwa im Verhältniß der Landkarten; dasselbe Element, was der Muttererde das Feuer in ihrem Innern, was dem Wasser die Strömung, was der Luft und einem Bitterwasser-Trinker die Bewegung ist. Dagegen aber kann eben dieser, wenn ich so sagen darf, unentwickelte Ehrgeiz, in eine falsche Bahn gelenkt, auch dem Eigenthümer gefährlich werden, und Spitzbuben und Räuber hatten nicht selten zu ihren nichtswürdigen Handlungen eine ursprünglich edle Triebfeder, wie man ja auch schmutzige Sachen in ein reines Gefäß füllen kann.

Das Gefäß läutert nur freilich nicht den unedlen Stoff, sondern wird selbst besudelt, und der also auf falsche Art Ehrgeizige muß zuletzt in dem natürlichen Lauf der Dinge zu Grunde gehen, oder müßte es vielmehr, da derlei Sachen auf Erden doch nicht immer ihre Erledigung finden.

Es ist wunderbar, auf welch' verschiedene Art dieses gewisse Etwas in unserem Menschengeschlecht zur Blüthe kommt, und doch nur in so wenigen Fällen wirklich genießbare Früchte trägt, denn ich rede hier nicht von dem Ehrgeiz, der seine Belohnung schon darin findet, einfach und ordentlich in der

Stellung seine Pflicht zu thun, die ihm sein Geschick ode
Beruf angewiesen, — dieser ist mehr einem regelmäßig ge
pflanzten Kornfeld zu vergleichen, das zu seiner bestimmte
Zeit aufschießt, blüht, Samen trägt, in Garben gebunden un
gedroschen wird, der menschlichen Gesellschaft Nahrung zu
geben; Gottes Segen liegt auf ihm.

Nein, ich meine hier mehr jene einzelnen wild zerstreute Körner, die Zufall und Wind hier- und dorthin gesäet haben und die mit einem eigenen Streben aus sich heraus die übrig Welt durch etwas Außerordentliches in Erstaunen zu setzen und ihr zu beweisen wünschen, daß sie eben keine gewöhnliche Menschen sind, und vor allen Dingen verdienen, ihren Name mit irgend einer ausgezeichneten Bemerkung, als der Meie oder der Schultze, auf die Nachwelt gebracht zu sehen.

Dafür, daß solche Sachen möglich sind, giebt es genu Beweise. Was für ein Lärm wird mit einem Schiller un Göthe, einem Raphael, einem Cäsar rc. gemacht, warum sollen auch sie es nicht zu etwas Außerordentlichem bringen das einzig Nöthige ist Glück, das Talent haben sie in sich „denn Gott hätte ihnen sonst nicht diesen unbestimmten Dran in die Brust gelegt". Das einzige Schwierige bei der ganze Sache bleibt nur, den richtigen Kanal zu finden, in de dieser unbestimmte Drang hineingeleitet werden muß, alle Uebrige ist Kinderspiel, die Maschinerie treibt sich von selbe denn die Kraft ist furchtbar! —

Solche Menschen werden gewöhnlich Künstler, oft abe auch Freiheits- und Religionsschwärmer, seltener Soldaten obgleich der letztere Stand gerade der richtige für sie wär Uebrigens sind sie immer gefährlich: als Maler der Lein wand, als Schriftsteller den Buchhändlern, als Architekte dem Publikum überhaupt, als Religionsschwärmer den Heiden als Freiheitshelden und Völkerbeglücker den Völkern, wen nicht in diesem Falle etwa der Staat ebenfalls dabei interessi wäre, die Völker vor ihnen zu schützen, — als Soldate endlich dem Feind, und außerdem noch immer sich selber.

Aber eine gewisse Achtung können wir ihnen nie versagen, un mit stiller Wehmuth denke ich noch immer eines kleinen Deut schen, den dieser Drang, nach vielen Kämpfen mit einem une

bittlichen, stets verneinenden Geschick, zuletzt nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika trieb, wo ich ihn kennen lernte.

Mein Freund hieß Uelsicht, und schon in der Schule, wie er mir oft erzählt, hatte er nicht geruht, bis er der Erste in jeder Klasse gewesen und die besten Censuren seiner Lehrer als Siegestrophäen nach Hause getragen; aber dabei blieb es nicht. Er besuchte einst einen Freund, der Talent zum Malen hatte und hübsche Sachen zeichnen und skizziren konnte. Von dem Augenblick an nagte ihm ein Wurm am Herzen, daß er es ebenfalls dahin bringen müsse. Sein Entschluß war im Nu gefaßt, er wollte ein berühmter Maler werden, und verwendete Jahre darauf, einem Phantom nachzuziehen. Es lag nicht in ihm; die Fertigkeit eignete er sich an, das Mechanische der Kunst; aber der Geist fehlte ihm, den der starke Wille nicht zu ersetzen vermochte, und überdies hatte sich auch schon wieder eine neue Idee seiner bemächtigt.

Er las einen Roman, der ihn entzückte, und am nächsten Tage schon lehnte seine Palette in der Ecke und er lief hinaus in den Wald, nicht Studien an Bäumen und Büschen zu machen, wie vordem, sondern einen Plan auszuarbeiten für einen Roman, den er schreiben wollte. Dadurch mußte sein Name berühmt werden, — ein einzelnes Bild konnte ein einzelner Mensch in den Winkel stellen, und es war vom Erdball verschwunden; ein Buch wurde in Tausenden von Exemplaren gedruckt und nach allen Weltgegenden verschickt, und auf jedem stand sein Name.

Natürlich versäumte er darüber all' seine übrigen Geschäfte, aber das Buch wurde wirklich fertig. — Leider nur fand er keinen Buchhändler, der es ihm drucken lassen wollte.

Als das umsonst war, warf er sich auf die Politik. Wenn ihn aber der Staat auch ungehindert seine Zeit hatte verschwenden lassen, Oelfarbe auf Leinwand zu verstreichen oder Manuscripte aufzuhäufen, so wurde das doch etwas anders, sobald er an die Oeffentlichkeit trat und die staatlichen Einrichtungen von unten betrachtete, die nun einmal unter jeder Bedingung von oben betrachtet sein wollen, wenn sie den richtigen Eindruck auf den Beschauer hervorbringen sollen. — Das Licht fällt wahrscheinlich von der Seite besser auf das Gemälde.

Falsche Ansichten sind aber ebenfalls strafbar, und Uelsicht hatte in der Sache wenigstens noch insofern Glück, als er bei Zeiten seinem Vaterland entkam und auf ein Bremer Schiff gelangte, das ihn im Triumph nach Nordamerika hinüberführte.

Hier begann Uelsicht ein neues Leben; er warf sich mit einem wahren Feuereifer auf die englische Sprache, um ihrer bald mächtig zu werden, und fing wieder, unter oft günstigen, oft ungünstigen Auspicien, seine alte Arbeit an, einen berühmten Mann aus sich zu machen. Er widmete sich jetzt dem Maschinenbau, von dem er sich schon in Deutschland unter der Hand eine oberflächliche Kenntniß verschafft, und suchte so seinem Namen durch irgend eine neue, überraschende Erfindung eine Glorie zu verleihen. Aber die Modelle, welche er baute, wollten nicht allein arbeiten; erzwingen ließ sich die Sache auch nicht, und er mußte sie zuletzt, nachdem er mehr Geld hineingesteckt, als er eigentlich entbehren konnte, in Verzweiflung wieder aufgeben.

Er wäre nun freilich gern wieder nach Deutschland zurückgegangen, denn eine fatale Schwierigkeit, seinen Namen berühmt zu machen, zeigte sich unter den Engländern und Amerikanern für ihn schon darin, daß dieselben diesen Namen gar nicht aussprechen konnten. Sie haben weder ein ü noch ein ch, und Uelsicht mußte fast täglich die bittere Kränkung erfahren, ihn auf jede nur mögliche und unmögliche Weise verunstaltet zu sehen. Aber es blieb nicht einmal dabei.

Das amerikanische Wort dutchman, welches eigentlich Holländer bedeutet, womit der ungebildete Amerikaner aber auch, und noch dazu nur zu oft im verächtlichen Sinne, den Deutschen bezeichnet, verfolgte ihn wohin er ging, so daß er endlich, weil ihm nach Deutschland die Rückkehr doch abgeschnitten war, in Verzweiflung die westlichen Staaten der Union aufsuchte und dort Farmer wurde.

Hier kam er auf eine neue unglückliche Idee. Kaum hatte er sich nämlich durch unendlichen Fleiß eine kleine Farm angelegt und fing an, die Früchte seiner Anstrengungen zu ernten, als er ausfand, daß noch weiter im Westen, in der eigentlichen Wildniß, kleine Ströme oder Plätze oft nach den Ansiedlern genannt wurden, die sich dort zuerst ansiedelten.

Da war Potter's Creek und Hillworth's Slew und Ermeld's Flat, — jetzt förmliche Ansiedlungen, die den Namen des Glücklichen bekommen — ihn unsterblich gemacht hatten.

„Uelsicht's Creek", einen ganzen Fluß nach sich genannt — er wußte in der That nicht, was ihm, nach einem selbst entdeckten Planeten — aber er war kein Astronom, — oder nach einer entdeckten Insel — aber er war kein Seefahrer — lieber gewesen wäre! Auf einem Jagdzug, den er in jene Gegenden unternahm, fand er auch wirklich eine passende Stelle. Ein kleiner Creek oder Bergstrom, an dem sich noch keine Seele niedergelassen, kam aus dem Ozarkgebirge herunter und hatte eigentlich keinen bestimmten Namen. Die nächsten Nachbarn nannten ihn nur, um ihn wenigstens bezeichnen zu können, die fork (Gabel), weil er sich in einen andern, größeren ergoß; fork werden aber alle solche Plätze genannt, und hier zeigte sich ihm die endliche Möglichkeit eines Erfolgs.

Er verkaufte, trotz dem Abreden und den Vorstellungen seiner Nachbarn, Hab und Gut, packte seine nothwendigsten Acker- und Hausgeräthe auf einen Wagen und arbeitete sich durch eine förmliche Wildniß endlich auf diesen Vorposten der Civilisation. Er war auch der einzige Deutsche in jener ganzen Gegend, und die Nachbarn dort, wenn man Leute, die zehn und zwanzig englische Meilen auseinander wohnen, überhaupt Nachbarn nennen kann, bewunderten die Ausdauer des Fremden, dessen geheime, aber mächtige Triebfeder sie nicht kannten, und halfen ihm, wo sie nur konnten, bei seiner ersten Einrichtung in der „range". Uelsicht dagegen versäumte nichts, seinen Namen unter ihnen populär und bekannt zu machen, da ja derselbe, wie er recht gut wußte, mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Er schrieb an alle bald um dies, bald um das, wobei er die Briefe größtentheils selber befördern mußte, und suchte ihnen bei jeder Zusammenkunft die Aussprache des unglücklichen Namens so geläufig als möglich zu machen.

Solcher Art säete er seinen Namen in die Wildniß, begoß ihn mit Whisky, wo er nur irgend Gelegenheit dazu bekam, da eine freigebige Hand in dieser Hinsicht in den westlichen Staaten Manches durchsetzt, und kam endlich, als er die Sache

lange und reiflich genug überdacht glaubte, mit dem offenen Vorschlag heraus, der „Fork", die nun doch einmal nicht immer nur fork genannt werden konnte, seinen Namen zu geben und das kleine klare Bergwasser Uelsicht's Creek zu nennen.

Und warum nicht? — Kein Mensch hatte etwas dagegen; es war eigentlich eine Sache, die sich von selbst verstand, daß der Creek den Namen des ersten Ansiedlers bekam, ja den „Nachbarn" sogar selbst bequem, eine genauere Benennung für den Platz auf so leichte Weise zu finden. Wer dort wohnte, nahm doch das eigentliche und in der That alleinige Interesse in Anspruch, und wie anders hätte das Wasser heißen sollen, wenn nicht nach ihm, der demselben durch seine Ansiedlung erst Bedeutung verliehen?

Uelsicht schien in der That den Gipfel seiner Wünsche, das Ziel erreicht zu haben, dem er ein Lebensalter hindurch unverdrossen und beharrlich nachgestrebt. Uelsicht's Creek! — Wenn er einmal lange unter den grünen Eichen moderte, die er sich schon zu einem besondern Begräbnißplatz ausersehen, wenn blühende Städte und Dörfer diese Thäler belebten, und Dampfessen zahlreicher Fabriken ihre schwarzen Zeichen an den blauen Himmel warfen, war sein Andenken zwischen den Tausenden nicht erloschen; sein Name bestand fort, und die Chronik dieses Districts nannte ihn einst als leitenden Stern und segnete sein Andenken. Uelsicht war jedenfalls unsterblich geworden.

Sein Name selber machte ihm da einen bösen Strich durch die Rechnung; der Creek bekam denselben allerdings, das verstand sich von selbst, aber Uelsicht hatte keine Ahnung, daß seine Nachbarn ihn selber, um dem fatalen ü und ch zu entgehen, zu dem sie ihre Zungen nun einmal nicht gewöhnen konnten, kurzweg the dutchman nannten. Ueberdies war er der einzige Deutsche in der ganzen range, wie in den westlichen Wäldern ein bestimmter Jagd- oder Weidedistrict genannt wird, und eine Verwechslung nicht möglich. Der Creek theilte natürlich dasselbe Schicksal; es fiel keinem der dortigen amerikanischen Ansiedler ein, ihre Zungen mit dem hartnäckigen Uelsicht „abzubrechen", wie sie's nannten, und

„the dutchman's creek" hieß der Platz, wo sich der Deutsche angesiedelt, schon nach den ersten acht Tagen.

Das erste Bewußtsein aller zertrümmerten Hoffnungen dämmerte dem ehrgeizigen Ansiedler auf, als er eben einen Brief an einen Jugendfreund nach Deutschland beendet, und darin den Frieden und die stille Ruhe seines Gemüthes ausgesprochen hatte, ohne einen eigentlichen Grund dafür anzugeben. Es läßt sich denken, daß „Uelsicht's Creek", wenn auch nur nebenbei, darin erwähnt wurde.

Während er im Siegeln begriffen war, kam ein junger Bursche aus irgend einer benachbarten Range auf seinem Pony, die Büchse quer über dem Sattelknopf, an seine Fenz geritten und rief nach Sitte der Backwoods das Haus an:

„Hallo, the House!"

Uelsicht trat in die Thür, sah den Fremden und rief ihm sein gastliches:

„Hallo, Fremder — steigt ab und kommt herein!" entgegen.

„I say," rief aber dieser zurück, ohne der Einladung gleich Folge zu leisten, — „ist dies der Platz, den sie in der Ansiedlung dutchman's creek nennen?"

„Dutchman's creek?" rief Uelsicht zurück, und ein eigenes fatales Gefühl zuckte ihm durch das Herz, ohne daß er eigentlich noch recht wußte, weshalb, „nein — dies ist Uelsicht's Creek!"

„Creek was?" sagte der Amerikaner.

„Uelsicht."

„Wie buchstabirt Ihr das?"

„U, e, l, s, i, c, h, t."

„No — das ist's nicht — dutchman's creek soll der Platz heißen — wo ist squirrel hollow?"

„Etwa eine Meile weiter oben."

„Ahem — und die pine ridge?"

„Gleich hier unterhalb."

„Damn it, dann bin ich doch recht," sagte der Amerikaner, — „so ist's mir beschrieben, und das Dings da, was Ihr vorhin nanntet, Ulsik oder Ilsiks, wie war's? — ist wohl Euer Name?"

„Uelsicht," sagte der Deutsche, tief aufseufzend.

„Well, Ihr seid der Mann!" rief der Fremde jetzt, vom Pferd springend, das er an einen jungen Baum mit dem Zügel befestigte. Er war herübergekommen, dem Deutschen Kühe zu verkaufen, und Uelsicht konnte nach kurzer Unterredung mit dem jungen Burschen nicht länger im Zweifel bleiben, daß sein Platz wirklich von den bornirten Nachbarn, die nicht einmal im Stande waren, ein fremdes Wort auszusprechen und zu behalten, mit dem unseligen Beinamen „Dutchman's Creek" belegt und verdammt war.

Noch an demselben Abend ritt er in die Ansiedlung, protestirte gegen die Benennung und brachte sämmtliche geographische Beweise, daß das Land der Dutch ein ganz anderes und keineswegs sein Vaterland sei. — Umsonst. Die Leute lachten und drehten die Landkarte, die er ihnen mitgebracht, nach allen Seiten herum, konnten aber keine Form hineinbringen und versicherten ihm allerdings, Dutchman's Creek solle von jetzt an einzig und allein seinen Namen bekommen — aber es war zu spät. Dutchman's Creek blieb es und heißt es in der That bis auf den heutigen Tag, und Uelsicht verkaufte, als er sich endlich nicht mehr verhehlen konnte, daß all' seine Anstrengungen, all' seine Opfer umsonst gewesen, seine wenigen Habseligkeiten um einen Spottpreis an seine „Nachbarn" und zog in den Wald, in dem wilden, abenteuerlichen Leben desselben seine herben Enttäuschungen zu vergessen.

Dort sah ich ihn wieder, den ich früher in Cincinnati hatte kennen lernen; aber er zog sich von jedem noch so seltenen Umgang zurück, kränkelte, verschmähte selbst dann jede nachbarliche Hülfe, und starb endlich in den ungesunden Mississippisümpfen in seiner Hütte, wo ihn ein anderer Jäger fand und unter einem stattlichen Sassafrasbaume begrub.

Seinen Namen hatte der aber wahrscheinlich nie gehört, denn in jener Gegend war er nur unter seinem Vornamen Georg bekannt, und die kleine Lichtung, auf der früher seine jetzt zerfallene und von einem Waldbrand zerstörte Hütte stand und sein Grab lag, wurde später, als ich den Platz wieder besuchte — wunderliches Verhängniß! — „the dutchman's grave" genannt.

Der Wilddieb.

I.

Das Wirthshaus Zur Krone in Hollendeit, einem ziemlich großen Grenzdorf in Mitteldeutschland, war heute tüchtig besucht, und die Schenkmädchen hatten kaum Hände genug, die aus der weiten Nachbarschaft zusammengeströmten ungewöhnlich zahlreichen Kunden zu bedienen. Und doch war die Krone eigentlich nicht das beste Wirthshaus im Dorf, denn der Rothe Hirsch schenkte eben so gutes Bier und hielt anerkannt eine weit bessere Küche als jene. Nirgends bekam man nämlich einen besser zubereiteten Wildbraten, als im Rothen Hirsch, und die Frachtfuhrleute, die unterwegs außerordentlich gut verpflegt sein wollen, hatten denn auch den Hirsch besonders protegirt, und der Wirth stand sich vortrefflich dabei.

Wenn aber die Frachtfuhrleute bei ihm einkehrten, mochten die Förster und Forstbeamten der Gegend desto weniger mit ihm zu thun haben. Kerdelmann, wie der Wirth hieß, stand nämlich in dem Verdacht, das viele Wild, das er verbrauchte, nicht immer aus der rechten Quelle zu beziehen, sondern — wenn er auch nicht selber wilderte, doch mit den Wilderern in der Nachbarschaft in gefährlicher Verbindung zu stehen. Es war aber außerordentlich schwer, ihn darin zu überführen, denn er kaufte auch ziemlich viel herrschaftliches Wild, und was er außerdem von über der Grenze herüber bezog, konnte ihm gar nicht nachgerechnet werden. Ob er also mit Wilderern direct verkehrte oder nicht, ließ sich nicht beweisen, wenn man ihn nicht eben einmal auf frischer That ertappte,

und dazu war Kerdelmann zu gescheidt, hatte sich wenigstens bis jetzt, trotz allen Aufpassens, noch nicht die mindeste Blöße gegeben.

Daß das die Forstleute ärgerte, läßt sich denken, und während Kerdelmann fortwährend außerordentlich freundlich und höflich gegen sie blieb, haßten sie ihn nur desto offener, und manche von ihnen gaben sich nicht einmal die Mühe, ihren Groll zu verheimlichen.

So standen die Sachen, als der erste Sonntag im November eine große Zahl von Forstbeamten in Hollendeik versammelt hatte, um örtliche Forst- und Jagdinteressen zu besprechen, wie auch zugleich einen alten Streit über die Jagdgrenze mit dem Nachbarrevier beizulegen. Das Geschäftliche ward im Laufe des Nachmittags größtentheils erledigt, und was sonst noch zu thun übrig blieb, auf den nächsten Tag verschoben. So saßen denn die grünröckigen Gäste jetzt um die Dämmerungszeit plaudernd mitsammen im Wirthshaus, alte Bekanntschaften erneuernd oder neue knüpfend, und das Bier, oder auch hier und da eine Flasche Wein, machten bald die Köpfe warm.

Die Forstleute hatten sich im Wirthszimmer der Krone so nahe zusammen und dadurch auch von den Uebrigen so abgesondert wie möglich gesetzt. Jäger haben es nicht gern, daß die Bauern hören was sie mit einander sprechen, und wenn es selbst gleichgültige Dinge wären. Es fällt doch hier und da einmal ein Wort, das ein Lauscher aufschnappen und sich zu Nutze machen könnte. Indessen konnten sich die Förster heute nicht so streng abgetrennt halten. Mehrere der Gutsbesitzer waren herübergekommen, auch der Pfarrer hatte sich eingefunden, und das Gespräch drehte sich, nachdem erst die gewöhnlichen Jagdgeschichten erschöpft waren, bald um Dies und Jenes.

Am letzten Tisch, zwischen dem Fenster und einer kleinen schmalen Thür, die in ein Schenkzimmer daneben führte, unterhielt jedoch der Förster Müller von Hollendeik mit dem Forstrath Brauer, dem Förster Wentzel vom benachbarten Herslinger Revier, so wie einigen Forstgehülfen ein vertrauliches Gespräch, das keine fremden Hörer duldete.

„Ihr müßt besser drüben aufpassen," sagte Müller. „Hol's der Teufel, es wird mehr Wild von dort heimlich hier herüber geschafft, als wir das ganze Jahr hindurch auf unserem Revier abschießen dürfen, und wir haben alle Hände voll zu thun, um die Schufte nur von unserem eigenen Wald entfernt zu halten."

„Das ist leicht geredet," brummte Wentzel, „aber gerade auf unserer Seite liegen die großen Dickungen, und darin soll der Geier einem Halunken von Wilderer nachspüren. Uebrigens glaub' ich gar nicht, daß bei uns so viel geschossen wird, denn in den dichten Kieferbeständen kann man nicht bürschen. Ich bin fest überzeugt, das Meiste, was gestohlen wird, holen die Kerle aus Euren offenen Hölzern."

„Ja, warum denn nicht?" spottete der Forstgehülfe Meier, der mit am Tisch saß. „Von dem, was sie bei uns holen, sollen sie nicht fett werden, dafür sitzen wir ihnen zu fest auf den Hacken. Sie da drüben aber sind zu wenig Leute, und Ihren Kreisern trau' ich gerade am allerwenigsten. Dem einen rothköpfigen Burschen sieht der Spitzbube aus den Augen heraus."

„Wenn nur Alle so ehrlich wären wie der," sagte der Forstgehülfe Scholz; „er war früher allerdings ein Wilderer, aber seit wir ihn angestellt haben und er mit der Flinte herumlaufen darf, können wir uns fest auf ihn verlassen."

„Er kriecht doch fortwährend an der Grenze herum," murrte Meier, „und ein paar Mal hab' ich schon schießen gehört, wo ich sicher wußte, daß er in der Nähe war."

„Der wildert nicht," vertheidigte den Verdächtigen auch der Förster Wentzel, „und daß er nicht gerade hübsch ist, dafür kann er eben nichts; das ist eine Gottesgabe."

„Schöne Gottesgabe," brummte der Forstgehülfe, „der Galgen steht ihm auf dem Gesicht geschrieben, und für solch ein Himmelsgeschenk möchte ich danken. So viel ist übrigens sicher, daß ihn hier auf unserer Seite jeder Bauer für einen Wilddieb ansieht."

„Papperlapapp," brummte der Förster, „auf das Geschwätz geb' ich nicht so viel, und kenne meine Leute. Wenn die Schufte übrigens nur keine Hehler hätten, bei denen sie ihr

Wild jeden Augenblick mit Leichtigkeit unterbringen könnten, so sollten sie ihr Handwerk wohl von selbst aufgeben. So aber, das ist überall bekannt, brauchen sie es ja nur nach Hollendeik zu schaffen, und die Waare ist gut und sicher aufgehoben. Den Hehlern solltet Ihr hier besser auf die Finger sehen, nachher wären die Wilderer auch leichter heraus zu bekommen, und Unsereiner brauchte sich drüben nicht immer auslachen und an der Nase herumführen zu lassen."

„Das ist leider Gottes wahr," sagte Müller mit einem derben, zwischen den Zähnen zerdrückten Fluch, „und ein Stück von meinem kleinen Finger wollt' ich hergeben, wenn wir dem Halunken, dem Kerdelmann hier, das Handwerk legen könnten. Die Canaille ist aber mit allen Hunden gehetzt und schlauer als der ärgste Fuchs, der je im Wald auf vier Läufen herumgekrochen. Einmal denk' ich aber versagt's ihm doch, und dann Gnade ihm Gott, denn er hat mehr auf der Kreide, als alle Wilderer zusammen."

„Und schießt er denn nicht selber etwa?" frug der Forstrath.

„Wild gewiß nicht," lachte Müller. „Er hat wohl eine Scheibenbüchse und ist mit auf allen unseren Scheibenschießen — aber auch immer baar Geld dabei. Er schießt erbärmlich, unter fünfmal fehlt er zweimal die Scheibe. Nein, das Wilderern in Person muß er sich schon vergehen lassen, aber desto gefährlicher ist er dafür in seiner Küche."

„Wenn man ihm nun einmal ein Stück Wild durch Jemand in's Haus schickte, auf den man sich verlassen kann," sagte der Forstrath leise.

„Nun, dann kauft er's," sagte Müller — „er braucht ja nicht zu wissen, wo es her ist."

„Aber der Ueberbringer müßte ihm gestehen, daß er's gestohlen hat, und es ihm zu einem Spottpreis anbieten. Nimmt er das, so haben wir ihn, und das Andere kriegen die Gerichte aus ihm heraus. Wenn man nur erst einmal einen Haken hat, an dem man ihn fassen kann."

„Donnerwetter," flüsterte Meier, „das ginge am Ende. Wir haben Ordre, ein paar Stück Wild abzuschießen, und als ich heute Morgen hier herunterkam, traf ich am Rothen-

stein-Eck ein Rudel an, aus dem ich ein feistes Thier*) herausschoß. Da das kleine Bürschhaus nicht weit von dort war, schafft' ich's da hinein. Das Wild hätten wir also, aber wo finden wir einen Kerl, auf den man sich verlassen kann und den der Hirschenwirth nicht schon kennt."

„Ich wüßte Einen," sagte Scholz — der Forstgehülfe vom Herslinger Revier — eben so leise. „Der Herr Förster hat unsern Kreiser auf heut Abend herüberbestellt, weil er einen Brief erwartet, der gleich beantwortet werden soll. Wenn wir den an Kerdelmann schickten?"

„Den rothen Schöffel etwa?" fuhr Meier auf.

„Ja wohl," sagte Scholz, „und daß Schöffel ehrlich ist, darauf wollt' ich meinen eigenen Hals zum Pfand setzen. Außerdem hat er mit dem Kerdelmann früher einmal einen Streit gehabt, und ich weiß, daß er ihm blutig gram ist. Kann er ihm einen Streich spielen helfen, so thut er's gewiß."

„Bleibt mir mit Eurem Schöffel vom Leibe!" brummte Müller. „Und zudem kennt ihn der Hirschenwirth zu gut."

„Eben darum," beharrte Scholz auf seinem Vorschlag. „Da wird er sich über dessen Rückfall in's Wilderern nicht wundern. Und Schöffel ist schlau genug, seine Rolle gut durchzuführen."

„Kerdelmann ist ebenfalls schlau," bemerkte Müller. „Riecht er Lunte, können wir uns heillos blamiren."

„Die Gelegenheit kommt uns aber so bald nicht so glücklich wieder," unterstützte Wentzel den Vorschlag. „Kerdelmann hat gerade jetzt viele Gäste zu erwarten und ist knapp an Wild. Er hat wenigstens bei mir anfragen lassen, ob's etwas für ihn gäbe."

„Schöffel muß schon zur Hand sein," drängte Scholz zur Entscheidung — „soll ich ihn rufen?" Und der Forstrath schlug sich endlich mit den Worten zu seiner Partei, daß Förster und Forstgehülfe doch ihren Mann kennen müßten, da

*) Unter „Thier" oder „Altthier" wird stets die Hirschkuh verstanden, die im November feist und jagdbar ist.

sie ihren Kreiser so nachdrücklich in Schutz nähmen. Schließlich ergab sich auch Müller.

„Jede Person," sagte er, „soll mir recht sein, die dem Kerdelmann die Larve der Ehrlichkeit vom Gesicht reißt, selbst der Schöffel, — und bringt er es dahin, daß der Hirschenwirth verurtheilt wird, so soll er von mir fünf Thaler haben, und ich will's ihm vor allen Leuten abbitten, daß ich ihn für einen Wilderer gehalten habe."

„So treffen wir denn unsere Anstalten," mahnte Wentzel. „Aber hier darf sich Schöffel nicht blicken lassen — das muß an einem Ort mit ihm abgemacht werden, wohin kein Auge und Ohr reicht, das für Kerdelmann spioniren könnte."

„Ich will Alles besorgen," versicherte der Forstgehülfe Meier. „Den verdammten Hund in die Patsche zu bringen, dafür lief' ich die ganze Nacht durch, wenn nur der Rothkopf — hallo — was ist da los?" unterbrach er sich plötzlich, als er Gretchen, die Wirthstochter, gewahrte, die, hinter dem Stuhl des Förster Wentzel gebückt, zu schaffen gehabt hatte.

Die Jäger sahen sich überrascht nach der vom Boden auftauchenden Gestalt des Mädchens um. „Was giebt es, Gretchen?" rief sie Meier an.

„Was es giebt, Herr Forstassistent? Ein Geldstück war mir entfallen und hierher gerollt. Da ist es schon wieder. Kein Bier hier nöthig? Bitte, reichen Sie mir das Glas des Herrn Forstraths herüber. Ich kann so weit nicht hinüberlangen."

Meier gab ihr, mit eifriger Bemühung um ein galantes Auftreten, die leeren Gläser. Das Mädchen mit den hellen Augen und der flinken, elastischen Bewegung entfernte sich damit.

„Wenn die Dirne nur nichts von dem davongetragen hat, was wir hier mit einander gesprochen," sagte der Wentzel. „Ich habe gar nichts von ihrem Herankommen bemerkt."

„Und wenn sie uns wirklich gehört hätte," sagte Meier, „so hat das keine Gefahr. Der Wirth hier und der Hirschenwirth sind die ärgsten Feinde, und die Tochter würde sich überhaupt hüten aus der Schule zu schwatzen. Das ist ein

prächtig Mädchen und gar keine von den unbesonnenen Plaudertaschen."

„Aha," schmunzelte der Forstrath, „für das schöne Gretchen bürgt unser Meier. Nun, kein schlechter Geschmack. Aber — was wollten Sie denn jetzt besorgen?"

„Daß der Schöffel das Wild bekommt. Scholz geht wohl mit, der Instruction wegen. Ich möchte mit dem widerwärtigen Kerl weiter nichts zu thun haben, und glaube auch nicht, daß er mir recht gehorcht."

Scholz erklärte sich bereit, indem er sein Bier austrank, seine Pfeife in die Tasche steckte und den Hut vom Nagel nahm.

„Die Anderen brauchen übrigens von unserem Vorhaben nichts zu wissen," erinnerte Meier mit einem Blick auf die übrigen mit Forstleuten besetzten Tische.

„Versteht sich," sagte der Forstrath, „reinen Mund vor allem Andern, und ich denke, wir fassen ihn diesmal."

„Ja, wenn der Rothkopf ehrlich ist," bestätigte Meier. „Ist das aber nicht der Fall — na, meinetwegen — den Versuch wollen wir wenigstens mit ihm wagen."

Damit verließen die beiden Forstgehülfen das Zimmer und schlossen sich nun die von ihrer Gesellschaft Zurückbleibenden wiederum den anderen Gruppen von Gästen an.

II.

Drüben im Rothen Hirsch ging es allerdings nicht so lebhaft zu wie in der Krone, aber doch saßen auch hier ziemlich viel Gäste an den Tischen, und besonders hatten die reichen Bauern aus dem Dorf, wie die Bauern überhaupt, den Hirsch zu ihrem Hauptversammlungsort gewählt. Bauern und Jäger sind einander selten grün; das war vor dem Jahr 48 so, ist nachher eher noch schlimmer wie besser geworden, und läßt sich eigentlich beiden Theilen nicht verdenken.

Der ächte Waidmann hegt und pflegt sein Wild, schießt nur eben ab, was dringend nöthig ist, und hat seine Freude an jedem Stück, das draußen den grünen Wald durchzieht. Er würde eben so bald daran denken, seinen eigenen Hund todtzuschießen, als jagdbare Thiere — in der Zeit, in der sie geschont werden müssen — vom Hirsch herunter bis auf den Hasen oder das Rebhuhn. Der Bauer dagegen kennt keine solchen Rücksichten. Nur wo es ihm das Gesetz verbietet, hält er die Schonzeit ein, und selbst dann nicht, wenn er glaubt, daß es unbemerkt geschehen könne. Daß den Waidmann solche „Aasjägerei" verdrießt, läßt sich denken, und nur die Bauern überall mit den nichtsnutzigsten Schießprügeln umherlaufen zu sehen, ohne sie hindern zu dürfen, ärgert ihn jetzt desto mehr.

Was kümmert das aber den Bauer? Er hat durch die neuen Gesetze das Recht bekommen, auf seinen eigenen Feldern „zu jagen", wie er's nennt, und mit seinem alten Haß gegen den armen Hasen, der ihm früher ungestraft den Kohl fraß, rottet er Alles aus, was ihm vor die Flinte kommt. Die edle Jagdpassion selber kennt er nicht, es ist ihm also auch gleichgültig, ob es im nächsten Jahr noch etwas zu schießen giebt, nur „umbringen" will er das „Viehzeug", das draußen auf seinen Feldern herumläuft, und wenn er das vollbracht, ist sein Zweck erreicht. Das nennt er Jagd.

Die Bauern in Hollendeik wußten dabei recht gut, weshalb die „Grünröcke" dem Hirschenwirth aufsässig waren. Daß die ihn eben nicht leiden konnten, hob ihn aber nur in ihrer Gunst, und der Hirschenwirth stand sich gerade nicht schlecht dabei. Ob er gestohlenes Wild kaufte oder nicht, ging sie nichts an, ja wenn sie es gewußt hätten — von ihnen würde ihn Keiner verrathen haben.

Trotzdem war der Rothe Hirsch heut Abend schwächer besetzt als gewöhnlich, denn Manche hatten sich doch verleiten lassen, ihr Bier heute in der Krone zu trinken, nur um das Leben dort mit anzusehen. Während indessen ein Mädchen mit ein paar jungen Burschen die Aufwartung im Hirsch besorgten, saß der Wirth mit Dreien von seinen Gästen bei seinem gewöhnlichen Abendvergnügen hinter dem Kartentisch

und spielte Skat. Das Spiel schien ihn auch zu interessiren; aber seine kleinen lebendigen grauen Augen flogen doch zu gleicher Zeit nach allen Seiten des Zimmers, zu überwachen, was um ihn her vorging — und doch verlor er dadurch keinen Stich, oder machte sonst nur den geringsten Fehler.

Kerdelmann war ein noch junger kräftiger Mann von vielleicht acht- oder neunundzwanzig Jahren, ein Bauernsohn aus der Braunschweiger Gegend, der sich, wie das Gerücht ging, mit seinem Vater überworfen hatte und darum hierher gezogen war. Von seiner Mutter mußte er aber ein ganz hübsches Vermögen geerbt haben, denn er kaufte in Hollendeik den Gasthof, worin ihm eine alte Tante die Hauswirthschaft besorgte. Die alte Tante war eine vortreffliche Köchin, und der Rothe Hirsch bekam bald einen so guten Ruf im Lande, seiner Küche, wie der Eigenthümer desselben einen schlechten des schon vorerwähnten Wildprets wegen.

Kerdelmann kümmerte sich indeß gar wenig darum, ob ihm die Jäger freundlich gesinnt oder nicht. An Gästen fehlte es ihm nicht; die reichen Bauern im Dorfe waren ihm auch gewogen, und wenn er in seinem Hause Tanzmusik hielt, kamen die hübschesten Mädchen aus der ganzen Nachbarschaft zusammen. Daß er sich aber unter diesen noch keine Frau für seine Wirthschaft ausgesucht, war seine eigene Schuld, obgleich es die Mädchen der wirklich unschuldigen Tante in die Schuhe schoben.

Daß Kerdelmann trotz alledem schon gewählt, davon hatte keine von ihnen — eine einzige ausgenommen — auch nur die geringste Ahnung.

Eben schlug es auf der alten Schwarzwälder Uhr, die noch von dem früheren Besitzer her im Zimmer hing, Neun. Das war die gewöhnliche Zeit, zu der die Spieler, einige hartnäckige Kartenfreunde abgerechnet, ihre Marken einlösten, ihr Bier austranken und nach Hause gingen. Auch heute war Kerdelmann um diese Zeit frei geworden, strich seinen Gewinn ein, und hatte sich an einen der anderen Tische gesetzt, dem dortigen Spiel noch ein wenig zuzusehen, als die Thür aufging und ein Mann hereintrat, der die Wirthsstube des Rothen Hirsch seit Jahr und Tag nicht betreten hatte. Ker-

delmann sah auch etwas erstaunt nach ihm hinüber, blieb aber ruhig auf seinem Platz, es Einem der Leute überlassend, den späten Gast zu bedienen.

Schöffel, der Kreiser vom Herslinger Revier, nahm im Anfang keine Notiz von dem Wirth, ließ sich ein Glas Bier und etwas zu essen geben, und beschäftigte sich, als ihm das gebracht war, angelegentlich damit, bis der Wirth endlich aufstand, langsam an seinem Tisch vorbeiging, dann plötzlich wieder umdrehte und auf dem ihm gegenüberstehenden Stuhl Platz nahm.

„Guten Abend, Schöffel," sprach er dabei, „Wetter noch einmal, Mann, es ist eine lange Zeit, daß wir einander nicht gesehen haben — wohl bekomm's."

„Danke schön," sagte der Kreiser — „daß wir übrigens einander so lange nicht gesehen haben, ist Eure eigene Schuld. Ich mag mit keinem Menschen Streit, aber —"

„Na, laßt die alte Geschichte, Schöffel," sagte der Wirth, ihm die Hand hinüberreichend, die Jener langsam nahm — „wir hatten damals vielleicht Beide Unrecht, und sind jetzt mitsammen so viel älter und vernünftiger geworden. Ich kann Euch auch sagen, ich freue mich darüber, daß Ihr wieder zu mir gekommen seid, noch dazu, da mir Eure Leute eben nicht besonders grün sind."

„Meine Leute?" sagte der Kreiser und sah von seinem Essen auf.

„Nun — die Förster, meine ich. Sie haben nun einmal — "

„Hol' sie der Teufel," knurrte Schöffel zwischen dem Kauen durch — „mich reut's genug, daß ich mich mit ihnen eingelassen habe. — Früher war ich ein unabhängiger Kerl und verdiente reichlich. — Jetzt muß ich mich für ein paar lumpige Thaler wie ein Hund placken, und noch dazu jedes — Jungen gehorsamer Diener sein."

„Hm — Ihr seid nicht zufrieden?" sagte Kerdelmann, ihn scharf beobachtend. Schöffel sah aber nicht von seinem Essen auf und antwortete mürrisch vor sich hin:

„Zufrieden — muß wohl zufrieden sein, denn ich habe ein paar Kinder zu Haus, und wenn ich ihnen jetzt den Dienst

aufsagte, so passen sie mir so auf, daß ich nur getrost tagelöhnern könnte."

„Was hat Euch denn heut Abend nach Hollendeik gebracht?" frug der Wirth, als Jener eine Weile geschwiegen und sein Mahl beendet hatte.

„Hierher gebracht?" sagte Schöffel — „was Anderes, als einem der Laffen den Bedienten zu machen. Mußte unserm Förster sein Gewehr herüberbringen — Gott verdamm' mich, wenn die jetzt nicht so vornehm werden, daß sie die Flinte nicht einmal mehr selber tragen mögen — aber — hm —" unterbrach er sich plötzlich, leerte seinen Krug und warf einen flüchtigen, aber vorsichtigen Blick dabei in der ziemlich leer gewordenen Wirthsstube umher.

„Hier, Rosel, mehr Bier," sagte Kerdelmann laut, eins der Mädchen herbeirufend, und bis das Getränk gebracht war, wechselten die Beiden weiter kein Wort. Kerdelmann merkte jedoch, daß der Andere irgend etwas auf dem Herzen habe, und hütete sich daher doppelt, sich neugierig zu zeigen. Daß Schöffel bei ihm eingekehrt war, hatte jedenfalls einen Grund. Aber es blieb immer besser, daß Kerdelmann Jenen davon anfangen ließ, als daß er ihn ausfrug.

Schöffel schien nichtsdestoweniger etwas Aehnliches zu erwarten, und nur als Kerdelmann hartnäckig schwieg und ruhig mit den Fingern auf dem Tisch trommelte, begann er nach längerer Pause:

„Sagt einmal, Kerdelmann, was habt Ihr den Jägern eigentlich zu Leide gethan, daß sie auf Euch so furchtbar schimpfen, und Euch alles Schlechte und Schlimme nachsagen?"

„Mir?" frug Kerdelmann erstaunt — „wer thut denn das, und was können sie über mich reden? — Vor mir hat doch ihr Wild wahrhaftig Ruh' genug."

„Bah," winkte ihm Schöffel mit dem einen Auge zu, während er mit etwas leiserer Stimme sagte: „von dem „Können" wollen wir eben nicht reden; aber hol's der Teufel, Andere treiben es noch viel ärger, und so wird doch nicht auf sie eingehackt, wie auf Euch!"

„Wer schimpft denn über mich?" sagte Kerdelmann ruhig,

während er vergebens in Schöffel's pockennarbigem Gesicht den Grund dieser Theilnahme zu lesen suchte.

„Wer? — nun, besonders unsere Jäger," sagte dieser, „die noch dazu die wenigste Ursache hätten. Unser Förster ist überhaupt ein nichtsnutziger Halunke. Wenn er einem Menschen etwas Schlechtes nachsagen kann, thut er's gewiß — und knapp wird man da gehalten. — Na, jetzt bei den theuren Zeiten soll einmal Einer mit dreißig Thalern und Frau und Kindern auskommen, auch wenn man das bischen Holz und die Wohnung frei hat."

„Dreißig Thaler ist freilich wenig," sagte der Wirth, „wenn man's auf das ganze Jahr vertheilt, und große Sprünge kann Einer dabei nicht machen."

„Das weiß Gott!" brummte der Kreiser; „wenn man sich daher einen kleinen Nebenverdienst —"

Er schwieg wieder still und sah sich im Zimmer um. Es war halb zehn Uhr und die Gäste hatten ihre Plätze fast alle geräumt. Nur an dem einen Tisch saßen noch vier Kartenspieler, eifrig mit ihrer Unterhaltung beschäftigt, während der eine Bursche, der sie bedienen sollte, daneben auf einer Bank eingenickt war.

„Hm," sagte Kerdelmann leise, „Ihr habt mir irgend 'was zu sagen. Von denen hört's keiner, wenn Ihr mir's anvertrauen wollt."

„Und Ihr würdet einen armen Teufel nicht verrathen?" frug der Kreiser mit noch vorsichtiger gedämpfter Stimme.

„Fällt mir nicht ein," brummte der Wirth, „ich bin ganz zufrieden, wenn sie mich nur ungeschoren lassen."

„Dann will ich Euch auch gestehen, was mich hergeführt hat, und — ganz aufrichtig mit Euch sprechen. Ihr wißt, daß wir vor längerer Zeit einen Streit mit einander gehabt haben, und wenn ich Euch auch keinen Groll deshalb nachgetragen, mochte ich doch immer nicht den ersten Schritt zur Versöhnung thun. Es liegt das so in Einem und man weiß eigentlich selber nicht recht, woher es kommt."

„Nun ja," sagte Kerdelmann ermuthigend, „es will sich Niemand gern 'was vergeben, wie man so denkt. Uebrigens war die Sache nicht so schlimm, und Ihr nahmt den Handel

nur so krumm, weil Ihr glaubtet, es wäre auf Euch abgesehen gewesen."

„Es ist jetzt vorbei," sagte der Kreiser, „und daß ich wieder zu Euch komme und Euch — eigentlich mehr vertraue, wie ich vielleicht thun sollte, mag Euch beweisen, wie ich jetzt über die Geschichte denke."

„Na, aber da bin ich doch neugierig," sagte Kerdelmann und rückte sich seinen Stuhl etwas näher zu dem Gast hinüber.

„Ihr kauft Wild, nicht wahr?" frug da dieser mit kaum hörbarer Stimme, indem er sich zu dem Wirth hinüberbog.

„Na, das konntet Ihr lauter fragen," lachte dieser, „daraus mache ich eben kein Geheimniß, denn ich verkaufe es portionsweise an Alle wieder, die davon essen wollen."

„Hm — ja — ich weiß," sagte der Kreiser, wie es schien, etwas verlegen, „aber wenn Ihr nun von den Förstereien keins bekommen könnt und es nothwendig braucht?"

Der Wirth erwiderte nichts hierauf, sah aber den Kreiser so forschend an, als ob er dessen innerste Gedanken durchdringen wollte.

„Ach was," fuhr dieser aber plötzlich fort, „ich sehe auch nicht ein, weshalb ich so lange hinter dem Berge halten und nicht mit der Sprache heraus soll. Ich will ganz aufrichtig mit Euch sein und glaube, wir werden uns dann am besten verständigen."

„Teufel noch einmal," versetzte der Wirth, „was Ihr für eine Vorrede macht! Ihr habt doch keinen Menschen todtgeschlagen?"

„Nein — das nicht," sagte Schöffel, dem nichtsdestoweniger in diesem Augenblick fast so zu Muthe war — „aber Ihr gebt mir vorher Eure Hand darauf, daß Ihr mich nicht verrathen wollt."

„Muß ich's wissen?" frug Kerdelmann vorsichtig, indem er die Hand noch zurückhielt.

„Ja," sagte der Mann, „ich — wäre sonst nicht zu Euch gekommen."

„Gut denn," sprach der Wirth, in die dargebotene Hand

einschlagend. „Aber nun schießt auch los, denn es ist wahrhaftig schon dreiviertel auf zehn Uhr, und um Zehn gehe ich jeden Abend regelmäßig zu Bett."

„Wohlan," sagte der Kreiser. — „Ich bin ein armer Teufel und kann von dem nicht leben, was ich an Gehalt bekomme. Die Herren, die Einen so knapp besolden, zwingen uns ja förmlich dazu, daß man sich nach einem andern Einkommen umsieht, und da hab' ich denn heut Abend, wie ich mit der Flinte von drüben herüberkam — ein altes Thier geschossen."

„So?" sagte Kerdelmann und sah den Burschen fest dabei an, „das ist aber eine verfluchte Geschichte und kann Euch den Dienst kosten."

„Hm ja — wenn's 'raus käme," brummte Schöffel. „Ich werde aber nicht so dumm sein und das den Herren unter die Nase reiben. Ich wußte nun, Kerdelmann, daß Ihr Wild kauft — ob vom Förster oder von anderen Leuten geht mich nichts an, und da kam ich zu Euch, daß Ihr mir das Thier abnehmen möchtet — denn ich weiß nicht recht, an wen ich mich sonst wenden könnte."

„Also darum seid Ihr zu mir gekommen?" lachte Kerdelmann still vor sich hin. „Na, ich muß Euch aufrichtig gestehen, ich habe gleich von vornherein so einen Gedanken gehabt, daß Euch nicht bloße Versöhnlichkeit hierherführe. Doch das bleibt sich gleich, die Hauptsache ist, Ihr habt ein Thier geschossen —"

„Nicht so laut," warnte ihn Schöffel — „wenn die da hinten es hörten."

„Ach, die passen nicht auf uns auf, aber was kann ich dabei thun?"

„Was Ihr thun könnt? — abkaufen sollt Ihr's mir, daß ich es aus dem Weg kriege, und — da ich damit in der Klemme sitze, sollt Ihr das ganze Stück auch zu einem Spottpreis bekommen. Es ist ein alt Gelt-Thier*), feist wie Butter und schwer genug, und wenn Ihr mir fünf Thaler gebt,

*) Gelt-Thier nennt man die Hirschkuh, die in dem Jahr kein Kalb gehabt.

haff' ich es Euch heute Nacht noch hier in's Haus. — Wahrhaftig, es stand so verlockend vor mir, als ich den Berg erunterkam, daß ich schießen mußte, ich mochte wollen oder icht. Ehe ich nur recht wußte, was ich that, knallte es, und a lag's und zuckte und rührte sich nicht mehr."

„Und wo liegt es jetzt?"

„Droben, gleich über dem neuen Schlag; vielleicht hundert Schritt von dem Bürschweg, der durch die Kieferdickung führt. Soll ich's herunterschaffen? — ich verlange das Geld nicht her, als bis Ihr das Wild im Hause habt, — gefällt Euch as Geschäft, so, denk' ich, können wir mehr derartige mit inander machen. Meiner Seel' — es läuft genug solch ;eug im Wald herum, und ich sehe nicht ein, weshalb eine ;amilie hungern soll, nur damit sich die Bestien den Wanst a draußen voll süßen Grases äsen*) — 's ist keine Verunft drin."

„Wenn's aber verrathen wird, kommen wir Beide in Teu:ls Küche," sagte Kerdelmann nachdenkend.

„Verrathen — wer soll's verrathen?" fragte Schöffel. — Ihr habt doch gewiß irgendwo einen Platz, wo man es unemerkt hereinschaffen kann, und hängt es erst einmal in Eurer Fleischkammer, wer kann dann beschwören, in welchem Revier es seine Fährten eingedrückt? Das brauch' ich Euch ber Alles nicht weiter zu sagen, und heut ist insofern eine ortreffliche Zeit dazu, als die Förster und Forstgehülfen alle ist im Wirthshaus drüben sitzen. Den Schuß hat auch Keier gehört, und ein billigeres Stück Wild bekommt Ihr im anzen Leben nicht wieder."

Kerdelmann blieb noch eine Weile sitzen und sah still vor ch nieder. — Da schlug die Uhr Zehn, und bei dem Schlag ı die Höhe fahrend, sagte er rasch: „Gut — dann bringt s her — ich gehe jetzt mit Euch und zeige Euch, wo Ihr s hereinschaffen könnt. Das Geld mögt Ihr Euch dann norgen früh um neun Uhr holen; seid Ihr damit zurieden?"

„Gewiß," rief Schöffel und griff dabei in die Tasche, um

---

*) Aesen: fressen, vom Wild.

das, was er verzehrt, zu bezahlen. Kerdelmann hielt ihm ab den Arm und sagte freundlich:

„Laßt's nur gut sein. Die paar Glas Bier mögt J auf unsere Versöhnung getrunken haben."

„Dann dank' ich auch schön," versetzte der Mann, die da gebotene Hand heftig schüttelnd — „auf unsere Versöhnur und auf — gute Geschäfte. Wenn wir Beide zusammenha ten, sollen die Grünröcke wohl umsonst draußen die Aug offen halten. Ich dächte, wir Beide wüßten, wie wir sie b der Nase herumführten."

Damit nahm er seinen Hut, und der Wirth ging mit ih hinaus, ihm das kleine Thor zu zeigen, durch das er sei Wild in der Nacht auf seinen Hof schaffen konnte.

Gleich darauf verließ Schöffel das Haus und ging lan sam die Straße hinauf, die aus dem Dorf hinaus nach de Wald führte. Dieser Richtung folgte er nur etwa so wei als er glaubte, daß er vom Hirsch aus beobachtet oder g hört werden könnte. Sobald er um die nächste Ecke geboge war, blieb er stehen, wendete sich zurück und lachte still i sich hinein.

„So ist's recht, alter Fuchs; hast Du die Witterun endlich einmal angenommen? — Nicht wahr, das schmeckt fünf Thaler für ein feist Thier und das Versprechen fernere Lieferung? — Holzkopf Du, daß Du denkst, der Schöff hätte Dir schon die Prügel und die Schande vergessen, d Du ihm angethan! Aber wart', mein Bursche, jetzt ist di Zeit gekommen, wo ich Dir's wett machen kann, und wen ich Dich einmal hinter dem eisernen Gitter sehe, trink' ich mi einen Rausch vor Vergnügen. Also morgen früh um neu Uhr; daß wir Zeugen dabei haben, dafür wird gesorgt sei In dem Augenblick, wo Du das Geld herausrückst, habe wir Dich beim Kragen."

Er rieb sich bei dem Gedanken vergnügt die Hände un bog dann mit raschen Schritten in die nächste Straße ein die nach der Krone hinunterführte.

Kerdelmann blieb, als Schöffel die Straße hinaufschritt noch einige Minuten in seiner Thür stehen. Er sah aber den

avongehenden nur flüchtig nach und öffnete hierauf wieder e Gaststubenthür.

„Franz!" rief er dort hinein — „Franz!" — der Junge ß noch auf der Bank und schlief, bis ihn einer der Gäste stieß und er erschrocken in die Höhe fuhr — „Franz!"

„Ja — ja wohl — hier bin ich!"

„Ich geh' zu Bett, Franz," sagte Kerdelmann — „schlaf ir nicht wieder ein, halt die Augen offen."

Damit ging er hinüber und schloß seine Thür hinter sich , nahm dann den Hut vom Nagel, öffnete leise das Fenster, s in den dunkeln Hof führte, und glitt, von seinen Leuten ıbemerkt, hinaus auf die Straße, die entlang er eine der gen seitabführenden Dorfgassen hinabsprang.

III.

Die Dorfuhr hatte noch nicht lange Zehn geschlagen, als eier, der Forstgehülfe des Hollendeiker Reviers, den schma- n Pfad herunterkam, der aus dem Wald gerade auf das irthshaus zu und um dessen kleinen Garten herumführte. it dem Terrain hier vortrefflich bekannt, verließ er am artenthor den Weg, sprang über den niedern Zaun und ritt durch die schon ziemlich kahlen Beete der Hinterthür des auses zu. Diese wollte er eben öffnen, als er dicht neben) ein helles Tuch schimmern sah.

„Margarethe?" rief er etwas erstaunt, die Wirthstochter r draußen zu finden, „bist Du es, Schatz? — was thust a noch so spät hier im Garten?"

„Flaschen hab' ich herausgetragen, Herr Meier," sagte s Mädchen schnell gefaßt, und es war gut, daß Meier in r Dunkelheit nicht erkennen konnte, wie sie über und über th geworden war. — „Die Herren da drinnen haben ja en solchen Durst, daß man gar nicht weiß, wohin man mit n leeren Flaschen soll."

„Wo ist denn der Vater, Gretchen?“ sagte Meier un suchte dabei ihre Hand zu fassen, die sie ihm aber entzog.

„Drin in der Stube ist er,“ lautete die Antwort, „gehe Sie nur hinein, wenn Sie ihn sprechen wollen.“

„Aber ich will ihn gar nicht sprechen, Gretchen,“ sag der junge Forstmann, „sondern Dich, und daß ich Dich jet gerade hier finde, hätte sich nicht besser treffen können. Warur bist Du denn immer so häßlich gegen mich?“

„Ich — häßlich mit Ihnen, daß ich nicht wüßte,“ sag das Mädchen und suchte den Arm frei zu bekommen, den erfaßt hatte; „aber lassen Sie mich nur los. Was sollte denn die Leute denken, wenn uns hier Jemand sähe. Ich g höre hinein — Vater wird mich gleich rufen.“

„Gretchen — ich muß Dich etwas fragen, ehe ich Di loslasse,“ sagte aber der junge Forstgehülfe dringender, — „solche Gelegenheit findet sich so bald nicht wieder.“

„Aber wenn Sie mich 'was fragen wollen, so thun Sie' drinnen beim Licht,“ rief das Mädchen, das sich vergeben abmühte frei zu werden, „lassen Sie mich los, sag' ich, ode ich rufe um Hülfe!“

„Und willst Du denn gar nichts von mir wissen, Gre chen?“ seufzte der Jäger, der sie jetzt nothgedrungen freigebe mußte.

„Hier draußen nichts,“ lautete die kurze Antwort. „Schäme Sie sich, Herr Meier, Sie haben mich gedrückt, daß mi der Arm morgen blau und braun sein wird.“

„Aber, bestes Mädchen —“

„Ja, da hätt' ich Zeit,“ sagte die Dirne, sprang in' Haus und trat dort in die Küche, deren Thür sie hinter si zuwarf. Meier aber, mit einem halblaut gemurmelten Fluc ging in das indessen auch ziemlich leer gewordene Wirths zimmer, dort den noch auf ihn wartenden Förstern Berid abzustatten. Er hatte das heute geschossene Thier herunte schaffen lassen, und Schöffel sollte, wenn er vom Hirsche wirth zurückkam, noch hier vorsprechen, um seine Meldun zu machen, ob der Wildhehler in die Falle gegangen sei od nicht.

Draußen auf dem Gange hinter der Küchenthür horch

Margarethe indessen, bis sie die Bahn frei wußte, und schlüpfte dann, als sie hörte, daß der Jäger in der Stube war, rasch wieder hinaus in den Garten.

Dort trat ihr ein Mann entgegen, nahm sie ohne Weiteres beim Kopf und küßte sie herzhaft ab. So böse das Mädchen aber vorher gewesen war, so widerstandslos ließ sie sich die Liebkosung jetzt gefallen. Die Angst jedoch, daß der Jäger jeden Augenblick zurückkommen könne, gab ihr keine Ruhe. Sie drängte den ungestümen Freund leise von sich und sagte bittend:

„Du darfst heut nicht länger hier bleiben, Joseph; das ganze Haus wimmelt von Jägern, und wenn Dich hier einer von ihnen träfe, wär' ich verloren. Mein Vater schlüge mich todt. Sie sind so entsetzlich böse auf Dich, alle miteinander."

„Aber auf Dich nicht," entgegnete Kerbelmann — denn kein Anderer war der späte heimliche Gast — „was wollte der Laffe da erst von Dir?"

„Was weiß ich's!" schmollte das Mädchen — „ich konnte den zudringlichen Menschen kaum los werden. Warst Du schon hier?"

„Ich stand hinter den Bienenkörben, und wär' es nicht Deinetwegen gewesen, ich hätt' ihn lehren wollen mein Gretchen zu ärgern. Der Lump, der Meier war's vom hiesigen Revier."

„Er schleicht mir auf Schritt und Tritt nach," klagte Margarethe, „und hat schon gedroht, daß er beim Vater um mich anhalten wolle. Seine Eltern sind reich, und wer weiß, wozu was mich die meinigen zwingen."

Kerbelmann biß die Zähne aufeinander.

„Ich glaube, er wär' es im Stande und nähm' eine Frau, auch wenn er sie mit Gewalt zum Altar schleppen müßte. Daß er mir nur nicht einmal verkehrt in den Weg läuft, denn in dem Fall möcht' ich ihm die Heirathsgedanken wohl vertreiben."

„Nimm Dich vor den Jägern in Acht!" flehte das Mädchen. „Sie führen Dir Schlimmes im Schilde, und heut Abend ward schon wieder 'was wider Dich ausgeheckt."

„Heut Abend?“ fragte Kerdelmann. „Was war es?“

„Ja, ich konnt' es nicht deutlich verstehen,“ sagte das Mädchen, „denn wie sie mich am Tisch sahen, schwiegen sie still — aber es war von einem Rothkopf die Rede und vom Hirschenwirth, und der Meier wollte es besorgen.“

„Was wird's sein,“ lachte der Wirth, „die alte Geschichte. Laß Dir das keine Sorge machen — Joseph ist ihnen doch Allen zu schlau. Aber — ich dank' Dir schön für die Nachricht; seh' ich doch dran, daß Du aufpassest, wenn sie mir 'was anhaben wollen. — Uebrigens geht mir die Geschichte mit dem Meier im Kopf herum —“

„Daß er's besorgen will?“ frug das Mädchen erschreckt.

„Ach was, mag er besorgen was er will! Nein, daß er um Dich anhalten wird. Ich denk', ich komm ihm zuvor und — thu's selber.“

„Der Vater sagt im Leben nicht Ja!“ seufzte das Mädchen. „Er mag Dich eben so wenig leiden, wie der Meier, und gäb' seine Einwilligung nimmer zu unserer Heirath.“

„Und gingst Du mit, wenn ich fortzöge von hier?“ forschte der Wirth, indem er das Mädchen fester an sich zog.

„Die Mutter stürb', wenn ich ihr davonlief,“ flüsterte Margarethe, ihre Stirn an seine Schulter lehnend.

Kerdelmann zog seine Brauen finster zusammen und sagte endlich:

„Und was wird aus uns? Haben Deine Eltern überhaupt das Recht, zwei Herzen von einander zu reißen? — Haben —“

„Bst,“ flüsterte das Mädchen, und drängte ihn ängstlich zurück und dem dunkeln Bienenstand wieder zu, denn ihr scharfes Ohr hatte die Hofthür knarren hören, und gleich darauf sahen sie, wie eine dunkle Gestalt sich dem Hause näherte und darin verschwand.

„Wer war das?“ flüsterte Kerdelmann.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Margarethe eben so leise; „aber ich muß hinein, denn ich könnte vermißt werden. Komm auch morgen nicht her, Joseph, die Jäger werden noch hier bleiben, und wir dürfen uns der Gefahr nicht aussetzen, ent-

deckt zu werden. — Uebermorgen sind sie wieder fort — gute Nacht."

„Gute Nacht, Margareth'!" sagte der junge Mann und zog das Mädchen nochmals in seine Arme, denen es sich endlich langsam entwand und mit einem letzten Händedruck dem Haus wieder zueilte. Hier aber streckte sie eben den Arm aus, die Thürklinke zu erfassen, als ihr zwei Männer entgegentraten — Meier und der Kreiser Schöffel.

„Alle Wetter, Gretchen," rief Meier, als er sie erkannte, „noch immer Flaschen in den Hof getragen? Dir muß es ja hier draußen sehr gefallen, mein Schatz, daß Du fortwährend in dem dunkeln Garten steckst!"

„Was ich thue, geht Niemandem etwas an," sagte das Mädchen, glitt an den Beiden vorbei und rasch in das Haus hinein.

„Nu, nu," brummte Meier hinter ihr her, „daß ich der spröden Jungfer nur nicht auf die Spur komme mit ihrer schrecklichen Sittsamkeit. Möchte wirklich wissen, ob wir hier nicht ein heimliches Stelldichein gestört haben — verwünschte hochnasige Dirne — na wart', Dir werd' ich einmal aufpassen. — Also Ihr thut jetzt, was Ihr übernommen habt, und morgen früh um Neun, nicht wahr?"

„Morgen früh um Neun," sagte der Andere, und ging ohne weitern Gruß um das Haus herum und wieder zur Hofthür hinaus. Meier blieb noch eine Weile auf seiner Stelle und horchte in den Garten hinein — dann musterte er den Bienenstand, als ob er dort Jemanden suche — aber er konnte nichts finden und kehrte langsam in die Wirthsstube zurück.

Schöffel hatte indessen das in die Wildkammer des Försterhauses geschaffte Stück Wild aufgeladen und schritt damit dem Rothen Hirsch zu. Er hatte tüchtig daran zu schleppen. Ein stämmiger Mann jedoch wie er war, brachte er es die kurze Strecke schon fort, und blieb nur einmal unterwegs stehen, weil es ihm war, als ob er Jemanden hinter sich höre — es mußte aber Täuschung oder auch vielleicht der Schall seiner eigenen Schritte in der leeren, dunkeln Straße gewesen sein, und ohne sich weiter daran zu kehren, setzte er seinen Weg fort.

Bald erreichte er durch die offen gelassene Hinterthür den Hof des Hirsches, und als er das Wild an der bezeichneten Stelle abgelegt, wollte er den Wirth rufen, um es ihm selbst zu überliefern. Der war aber, wie ihm das Mädchen unten in dem noch offenen Haus sagte, schon vor einer halben Stunde zu Bett gegangen, und dann durfte ihn Niemand wecken. Morgen früh sei er jedoch bei Zeiten munter, und wenn er wolle, könne er da wieder vorkommen.

„Nicht vor neun Uhr," versetzte Schöffel, und entfernte sich.

IV.

Am andern Morgen war der Herslinger Förster Wentzel frühzeitig drüben bei seinem Hollendeiker Collegen Müller, und die Beiden hatten viel mit einander zu sprechen. Ebenso war nach den beiden im Ort stationirten Gensd'armen geschickt worden, die von ihnen ihre Verhaltungsanweisungen bekamen. Gegen neun Uhr endlich ging Wentzel mit dem Forstgehülfen Meier die Straße langsam hinab, dem Rothen Hirsch zu, um dort in der Nähe zu sein, sobald sie gebraucht würden.

Gerade als sie sich dem Hirsch näherten, kam ein kleines Mädchen mit einem Brief in der Hand aus dem Hause, dem Kerdelmann folgte und noch in der Thür nachrief:

„Verlier mir den Brief nicht, und meine schöne Empfehlung drüben."

Das Mädchen nickte und trippelte dann an den beiden Jägern vorbei.

„Ei guten Morgen, meine Herren," redete diese der Wirth an — „schon so früh auf den Füßen? Dachte, weil Sie gestern Abend ein bischen geschwärmt hätten, würden Sie heute Morgen auch etwas länger schlafen."

„Guten Morgen, Kerdelmann," sagte Wentzel, während

Meier nur ein paar Worte in den Bart murmelte, die eben so gut ein Gruß wie eine Verwünschung sein konnten. Damit schritten sie langsam am Wirth vorüber.

„Wie ist's, Herr Förster," rief ihm dieser nach, „kann ich noch immer nichts an Wild von Ihnen bekommen? Es geht jetzt höllisch knapp bei mir her mit Wildpret, und alle Gäste verlangen danach."

„Nun, Kerdelmann," versetzte der Förster, dem es eben erwünscht kam, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen — „das könnte sich vielleicht machen. Wir sollen in dieser Woche eine Jagd halten, und da denk' ich doch, daß wir ein zwölf oder fünfzehn Stücken auf die Haut bekommen. Wie viel braucht Ihr?"

„Herr Kerdelmann!" rief in diesem Augenblick ein Junge aus dem Wirthszimmer heraus — „Sie sollen einmal einen Augenblick hereinkommen. Der Mann ist drin — Sie wüßten schon, von wegen des Geldes."

„Richtig," sagte der Wirth — „bitte, kommen auch Sie einen Augenblick mit herein, Herr Förster; ich sage Ihnen dann gleich, was ich brauchen könnte. — Der Mann ist in der Hinterstube, nicht wahr, Franz?"

„Ja wohl."

„Sag' ihm: ich komme gleich."

Die Einladung kam den beiden Jägern vollends erwünscht, und Kerdelmann ging hinter ihnen drein. Nur als sie das Gastzimmer erreicht hatten, bemerkte er entschuldigend:

„Ich habe nur ein kleines Geldgeschäft abzumachen, dann stehe ich augenblicklich wieder zu Diensten."

„Machen Sie Ihre Sachen ab, Kerdelmann," genehmigte der Förster, „wir haben schon so viel Zeit."

„So, Schöffel," sagte der Wirth, als er zu diesem in das kleine Hinterstübchen trat — „ich habe mir das Wildpret angesehen; es ist gut und feist, und hier sind Eure fünf Thaler. Nicht wahr, so viel verlangtet Ihr ja dafür?"

„Ja wohl, Kerdelmann," sagte der Kreiser, indem ein eigenthümliches Grinsen über seine Züge zuckte. „Baar Geld lacht, und das hier ist ein hübscher Anblick — fünf blanke preußische Thaler. Aber wie ist mir denn, es war mir doch.

als ob ich meinen Förster drüben reden hörte? Er hat doch nichts gemerkt?"

„Was ging' es ihn an?" beruhigte ihn der Wirth. „Das Wild ist ja nicht auf seinem Revier geschossen. Kommt getrost mit hinüber, ich will Euch ein Glas Bier einschenken lassen."

Schöffel war an's Fenster getreten und hatte dort seinen Hut aufgesetzt. Kerdelmann, der sich gerade von ihm abgewandt, sah es nicht, daß über den Hof herüber ein paar Gensd'armen kamen und in sein Haus gingen.

„Gleich bin ich bereit," sagte der Kreiser, „ich wollte mir das Geld nur etwas bei Seite stecken. Wenn sie bei Unsereinem eine Tasche voll harter Thaler sehen, ist der Teufel los. So — jetzt bin ich fertig — aber reinen Mund gehalten, Kerdelmann. Hahaha!"

„Ich verrathe einem Dritten so wenig davon, wie Ihr selber," scherzte der Wirth. „Ja, wer uns Beide zusammen fangen will, muß pfiffig sein, heh?"

„Gewiß — hahaha," entgegnete der Kreiser — „verfluchte Schlauköpfe, die wir Beide sind."

„Ah — noch mehr Besuch!" staunte der Wirth, als er sein Gastzimmer in diesem Augenblick öffnete und die beiden Gensd'armen dort neben den Jägern erblickte. „Ist Ihnen ein Frühstück gefällig? Hier, Franz, schaff' einmal Bier her für die Herren. Nun, was steht der Bengel da und sperrt das Maul auf! Soll ich Dir Beine machen?"

„Kerdelmann," sagte da Meier, indem er auf den Wirth zutrat und ihm starr in's Auge sah — „wir haben schon lange gewußt, daß Ihr es heimlich mit dem Gesindel haltet und den Wilderern, wo Ihr es nur bekommen könnt, das gestohlene Wild abkauft."

„Es ist mir lieb, Herr Forstassistent," unterbrach ihn Kerdelmann, indem er mit einem leichten höhnischen Zug um den Mund dem auf ihm haftenden Blick des Jägers begegnete, „daß Sie mir das eben im Beisein von Zeugen gesagt haben; die Herren hier, namentlich die beiden Gensd'armen werden mir das vor Gericht bezeugen."

„So ist's recht," spottete Meier, „der Musjö hat auch

das große Maul. Aber — es soll ihm bald gelegt werden. Gensd'armen, verhaften Sie den Wirth — er hat diesen Morgen dem Kreiser Schöffel da, der sich für einen Wilderer ausgegeben, ein Stück Wild heimlich für fünf Thaler abgekauft und in seinem Schuppen versteckt. Schöffel wird Euch zeigen, wo es liegt — er hat soeben sein Geld von dem Diebshehler eingestrichen."

Der Förster Wentzel hatte den Wirth während der Anklage scharf beobachtet. Zu seinem Erstaunen blieb Kerdelmann aber vollkommen gefaßt, ja ein leiser boshafter Triumph zuckte um seine Mundwinkel, als er sagte:

„Was sie Euch da nacherzählen, ehrlicher Schöffel? Wenn Ihr mir das nur gleich gesagt hättet, daß Ihr mit den Herren Förstern einverstanden wäret. Aber es schad't nichts. Ja, wenn die Sache so steht, mein verehrter Herr Forstassistent Meier, so werde ich Sie wegen Ihrer Injurien gegen mich nicht verklagen. Sie haben es nicht besser gewußt, und was der Mensch in seiner Dummheit thut, soll man ihm nicht so hoch anrechnen."

Meier wechselte vor Zorn die Gesichtsfarbe, Förster Wentzel aber rief:

„Sie wollen doch nicht etwa leugnen, daß Sie dem Schöffel das Stück Wild abgekauft haben?"

„Leugnen?" sagte Kerdelmann verwundert. „Mein Gott, wo wollt' ich leugnen, was einmal die Wahrheit ist! Aber sehen Sie nur, was der Bursche, der Schöffel, jetzt für eine erbärmliche Rolle spielt. Betrachten Sie, wie der Kerl dasteht. Er kann die Augen nicht aufschlagen — er schämt sich wie ein Pudel, der beim Stehlen erwischt ist. Ich habe diesen Menschen immer für einen Lumpen gehalten, daß er aber solch' eine gemeine Canaille wäre, die einen ehrlichen Mann hinterrücks absichtlich in's Unglück zu bringen sucht, das wäre mir doch nicht im Traum eingefallen."

„Euer Schimpfen wird Euch vergehen, wenn Ihr erst im Thurm sitzt," zischte der Kreiser zwischen den zusammengebissenen Zähnen hindurch, ohne jedoch den Wirth dabei anzusehen.

„Es ist nur die Frage, mein Bursche, wer eher in den Thurm kommt, Du oder ich," erwiderte der Wirth. In dem

Augenblick ging die Thür auf, und das kleine Mädchen, dem er vorhin den Brief gegeben, kam herein. „Ah, Käthchen," wandte sich Kerdelmann zu diesem, „hast Du den Brief bestellt?"

„Ja, Herr Kerdelmann — der Förster wird gleich herunterkommen. Er zog sich nur den Rock an — derweil bin ich vorausgesprungen."

„Das ist also bestellt," sagte der Wirth, „und nun, meine Herren, thut es mir leid, daß wir uns gegenseitig umsonst angestrengt haben die Gesetze aufrecht zu halten. Kommt her, Schöffel — reicht mir die Hand — es thut mir leid, daß ich Euch für einen Wilderer gehalten habe. Wie hieß es vorhin, mein wackerer Freund: verfluchte Schlauköpfe, die wir Beide sind, heh?"

Er bot dabei dem Kreiser die Hand, der sich aber nicht rührte, auch nur einen Finger anzunehmen, sondern nach seinem Kopf griff und seine Stirn rieb, als wollte er sich aus einem bösen Traum aufrütteln.

„Eure Finten helfen Euch nichts, Kerdelmann," rief da der Forstgehülfe. „Wozu die Faxen? Ihr seid auf frischer That ertappt. Vorwärts also, Gensd'armen, lassen Sie sich das Corpus delicti nicht entgehen."

„Sparen Sie Ihr Latein, mein guter Herr Meier," entgegnete wohlgemuth der Wirth — „der Vorrath wird überhaupt nicht gar zu groß davon sein, und da draußen kommt soeben Ihr Herr Förster, der wird die Sache aufklären. Thut mir nur leid, daß Sie sich vergebens auf meinen Schaden gefreut haben. 's war ganz hübsch ausgedacht, die Geschichte, und wär' ich solch ein Esel gewesen, als wofür Sie mich hielten, so säß' ich jetzt tief genug im Pech — oh, ich kann mir recht gut denken, wie Sie jetzt mit mir umspringen würden! Der einzige Fehler an der Rechnung ist nur der, daß ich den ehrlichen Schöffel für einen wirklichen Wilderer hielt und ihn daher, bevor ich ihm einen Pfennig ausbezahlt, pflichtschuldig beim Herrn Förster dieses unseres Reviers angezeigt habe. Das war freilich in der Ordnung. Indessen ist's Einem doch schmerzlich, wenn man einen Ehrenmann in seiner Verblendung für einen schlechten Kerl gehalten hat — nicht wahr?"

„Ihr hättet den Schöffel angezeigt?" schrie Meier erstaunt

auf. In dem Augenblick öffnete sich aber schon die Thür und Förster Müller trat sehr erhitzt, etwas außer Athem und mit den Geberden einer peinlichen Verlegenheit in's Zimmer.

„Willkommen, Herr Förster," rief ihm Kerdelmann freundlich entgegen — „aber ich habe auch Sie umsonst bemüht, denn wie es scheint, läuft die ganze Sache auf einen Spaß hinaus."

„Guten Morgen, Herr Kerdelmann," dankte der Förster, und man merkte es ihm an, daß er sich dem Wirth gegenüber nicht behaglich fühlte. „Lieber Wentzel, unser Verdacht war unbegründet. Ich hoffe, daß in der Sache noch keine weiteren Schritte gethan sind. Den Brief hier hat mir Herr Kerdelmann zugeschickt. Es ist Alles in guter Ordnung, Sie können Ihrem sonstigen Dienste nachgehen," richtete er sich an die Gensd'armen, um sie zu entfernen, und gab dem Förster Wentzel Kerdelmann's Brief.

„Aber doch nicht, ehe Sie ein Glas Bier getrunken haben," hielt der Wirth die Gensd'armen zurück. „Franz, setz' es nur daher. Die Herren werden jedenfalls durstig sein."

Wentzel entfaltete indessen den Brief und las ihn, während ihm Meier dabei über die Schulter schielte. Er war ganz kurz und lautete:

„Lieber Herr Förster,

der Kreiser Schöffel hat gestern Abend auf Ihrem Revier ein Altthier gewildert und mir zum Verkauf hergebracht. Ich habe es ihm abgenommen und die Bezahlung dafür soll soeben bei mir stattfinden; bitte Sie also augenblicks herunter zu kommen und Ihre Maßregeln beliebig zu ergreifen.

Hochachtungsvoll

Joseph Kerdelmann."

„Bedauere, Herr Meier," sagte der Wirth, „daß Sie sich wegen meiner nutzlos angestrengt haben. — Nun, ein andermal gelingt's vielleicht besser."

„Herr Kerdelmann," sprach der Förster Müller, dem die Sache äußerst fatal war, „die Leute haben nur ihre Schuldigkeit gethan, wenn sie zu erfahren suchten, ob der Verdacht,

den wir einmal gegen Sie hatten, begründet sei oder nicht. Es muß Ihnen selber lieb sein, daß Sie sich auf diese Weise gerechtfertigt haben."

„Lieb, Herr Förster?" lachte der Wirth. „Hundert Thaler in Silber nähm' ich nicht für diesen Augenblick. Das Altthier aber werd' ich nun wohl zu dem Preise behalten, zu welchem mir es im Auftrage der Herren verhandelt ward? Wie? — Es wäre doch nicht angenehm, wenn die Geschichte unter die Leute käme. — Wir, die wir hier beisammen sind, werden schon darüber schweigen. Schöffel hat die Bezahlung — ist's damit abgemacht?"

„Sei es so, Kerdelmann," willigte der Förster ein, dem selber am meisten daran lag, daß die Sache so kurz und gut wie möglich beseitigt werde. „Das Thier ist Euer — aber Ihr entschuldigt meine Eile — ich habe zu Hause einige nothwendige Geschäfte zu besorgen."

„Wollen Sie nicht Platz zu einem Gläschen Wein nehmen, Herr Förster?"

„Ich danke schön — ich muß wirklich eilen, daß ich wieder nach Hause komme. Der Forstrath will mich um halb zehn Uhr besuchen, und es ist fast so weit in der Zeit, wie ich eben sehe. Begleiten Sie mich, Wentzel?"

„Ja — ich denke so; guten Morgen, Herr Kerdelmann."

„Schönsten guten Morgen, meine Herren," sagte der Wirth — „und wenn Sie wieder einmal solch ein prächtiges Thier für den gleichen Preis haben, so setzen Sie mich doch ja in Kundschaft."

Die Jäger drehten sich um und verließen rasch das Zimmer. Schöffel wollte sich ihnen unmittelbar anschließen, als Kerdelmann dazwischentrat und zu ihm sagte:

„Na, ich danke auch, Kreiser — und steh' Euch wieder einmal zu Diensten."

„Geht zum Teufel!" fluchte Schöffel in sich hinein, indem er den Wirth umging und seinen Vorgesetzten nachstürzte.

„Und hab' ich's nicht gleich gesagt," rief jetzt Meier in vollem Ingrimm, als die Forstleute wieder draußen auf der

Straße waren und er jetzt Jemanden suchte, an dem er seinen Aerger auslassen konnte, „der Schöffel hat uns zu Narren gehabt, darum zieh'n wir jetzt ab wie die begossenen Hunde!"

„Der Schöffel uns zu Narren gehabt?" brach der Kreiser los, der dicht hinter Meier die Worte des Forstgehülfen gehört hatte. „Jetzt soll ich am Ende die Schuld davon haben, daß uns der Kerdelmann durch's Garn gegangen! Ich? Da muß doch das Wetter — Wissen Sie, wer schuld ist? Sie, Herr Meier, mit Ihren klughänsigen Plänen. Das will Alles gescheidt sein, Alles besser verstehen, und wenn's nachher verkehrt geht, hat der Schöffel die Schuld — natürlich."

„Klughänsigen Plänen?" rief Meier, indem er sich hochfahrend gegen den Kreiser drehte. „Haltet Ihr Euer Maul, wenn Ihr so gut sein wollt."

„Vor Ihnen nicht, Herr Meier, vor Ihnen noch lange nicht," polterte Schöffel, durchaus nicht in der besten Laune nach der schmählichen Demüthigung durch den Wirth, den er hatte zu Schaden bringen wollen. „Maul halten —? Sie haben mir gar nichts zu gebieten. Ich gehöre nicht in Ihr Revier, und so gescheidt wie Sie sind, bin ich schon lange gewesen."

„Seid ruhig, Schöffel," bedeutete ihn jedoch auch sein Förster — „das Streiten hilft uns nichts, und Meier meint es nicht so bös."

„Es ist mir verdammt gleichgültig, wie es Herr Meier meint," grollte der Kreiser, „ich brauche mir aber von ihm nicht vorwerfen zu lassen, daß ich an der Schlappe schuld wäre. Da kann jeder Naseweis kommen, wenn einmal eine Geschichte verfahren ist, und das Klugmaul spielen."

„Ihr verdammter Halunke," rief Meier, bei dem der Zorn längst die Oberhand gewonnen, „wenn Ihr nicht sogleich Euer Schandreden laßt, zerschlag' ich meinen Flintenkolben auf Eurem Schädel. Euch kennt man, und meinen Hals wollt' ich verwetten, daß Ihr mit dem Schuft, dem Wirth, unter einer Decke steckt. Ihr glaubt wohl, ich hätte nicht gesehen, wie er Euch verstohlen zublinzelte."

„Herr Meier," stöhnte der Kreiser, dem in diesem Augen-

blick alles Blut aus dem Gesicht trat, indem er auf den Forstgehülfen zuging. Man sah es ihm an, daß er nur mühsam an sich hielt, den lodernden Hader zu Thätlichkeiten zu treiben. Beide Förster warfen sich jedoch dazwischen, denn schon traten Leute herbei, zu sehen, was der Zank bedeute, und Müller rief:

„Meier, ich verbiete Ihnen, dergleichen Reden zu führen. Sie sprechen damit mehr, als Sie verantworten können, und ich will, daß Sie Ruhe geben. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden. Und Ihr, Schöffel, seid vernünftig, nehmt ein unbedachtes Wort nicht zu schwer. Niemand wälzt die Schuld auf Euch und Keiner von uns hat Euch in einem üblen Verdacht."

„Ich danke Ihnen, Herr Förster," sagte der Kreiser, „ich weiß aber auch, daß ich Ihre gute Meinung verdiene, denn ich bin ein ehrlicher Mann. Was den Herrn Meier betrifft, so sprechen wir uns noch, denn Vorwürfe, wie die seinigen, könnte nur ein Schuft auf sich sitzen lassen," und mit den Worten steckte er beide Hände in die Taschen und bog seitab von dem Weg und von der Gesellschaft der Jäger.

„Sie haben sehr unrecht gethan, Meier, den Mann so zu reizen," sagte Müller, als sie der Kreiser verlassen hatte. „Ich bin fest überzeugt, daß er unschuldig ist."

„Und ich bin fest überzeugt," erwiderte Meier mit einem derben Fluch, „daß der Schuft uns jetzt Alle miteinander auslacht. Wären Sie *meinem* Rath gefolgt, hätten Sie ihn nie dazu genommen."

„Dem mag nun sein wie ihm will," sagte aber auch Wentzel — „Sie thaten jedenfalls unrecht, daß Sie gleich schimpften. Sie sind überhaupt mit dem Mund ein wenig voraus, lieber Meier — Sie nehmen mir das nicht übel — und Kerdelmann wie Schöffel dürften Sie Beide wegen Injurien verklagen. Wenn wir zu Zeugen aufgerufen werden, *müssen* wir bestätigen, was wir gehört haben."

„Da bin ich sicher," lachte Meier, „*die* klagen alle Beide nicht und sind seelenfroh, wenn sie mit dem Gerichte nichts zu thun bekommen."

„Desto besser für *Sie*," sagte Müller; „wo man aber

Streit vermeiden kann, soll man ihn nicht unnöthiger Weise mit Gewalt herbeiziehen. Doch —" brach er kurz ab — „es ist jetzt über die fatale Sache genug gesprochen — lassen Sie es abgemacht sein, und vor allen Dingen den Schöffel zufrieden. Hätte er wirklich mit dem Wirth gemeinsam Spiel gemacht, könnten wir ihm doch nichts beweisen und Sie setzten sich nur höchst nutzloser Weise Unannehmlichkeiten aus."

Meier brummte noch etwas in den Bart, das mehr zu seiner eigenen Genugthuung als für die beiden Förster bestimmt schien, und der Förster Wentzel schickte seinen Kreiser noch an dem nämlichen Morgen auf das eigene Revier zurück, damit die Beiden auseinander gehalten wurden.

V.

Acht Tage waren seit den beschriebenen Vorfällen verflossen. Aus dem Plan, den die Jäger mit dem Wirth gehabt, hatte dieser durchaus kein Geheimniß gemacht, und Meier besonders war von seinen Kameraden wegen der Rolle, die er dabei gespielt, empfindlich geneckt worden. Daß der Forstgehülfe dadurch nur immer noch mehr gegen den Kreiser aufgebracht wurde, den er für die alleinige Ursache des Mißlingens hielt, läßt sich denken, und als er mit ihm im Laufe der Woche wieder einmal im Dorf zusammentraf, kamen die Beiden so heiß aneinander, daß sie ein zufällig in der Nähe befindlicher Gensd'arm trennen mußte.

Kerdelmann hatte indessen, obgleich die Jagd im Nachbarrevier noch nicht abgehalten war, fortwährend wieder Wildbraten in Ueberfluß gehabt. Das eine Altthier hätte dreimal so groß sein müssen, dazu auszureichen, und dennoch war es nicht möglich, die Quelle zu erfahren, aus der er sein Wild bekam. Außerdem hatten die Förster in letzter Woche zwei Schüsse Nachts im Walde gehört, und zwar gegen An=

bruch des Morgens hin, weiter bis jetzt aber noch keine Spur finden können. Meier äußerte immer wieder ganz offen seinen Verdacht gegen den Kreiser Schöffel, und der Haß verdoppelte seine Wachsamkeit. Wenn er ihn einmal auf der That ertappte, so durfte der Bursche auf keine Gnade rechnen.

Unermüdlich war Meier deshalb die ganze Nacht im Walde, und wenn er auch über Tag nach Hollendeik zurückkehrte, fand ihn der Abend doch immer wieder draußen. Dort kroch er dann, sobald der Mond aufging, in all' den Dickungen umher, in deren Nähe gewöhnlich das meiste Wild stand, oder doch seinen Wechsel dort vorüber hatte.

Die Nacht vom Montag auf den Dienstag lag er solcher Art auch wieder oben. Am Abend vorher war ein leichter Schnee gefallen, der aber nicht lange liegen blieb, und gegen Morgen erst erhob sich ein frischer Nordwind, der die Wolken vertrieb und die Luft bedeutend abkühlte. Der Himmel wurde dadurch aber rein, und der Mond stand hell und klar über dem schon ziemlich lichten Wald — nur im Westen thürmte sich wieder eine dichte Wolkenschicht auf, die Regen oder Schnee für den nächsten Tag versprach.

Meier hatte den Kamm von einem der niedern Hügel erreicht und bürschte langsam am Rand einer starken Kieferndickung hin, die, mit einem vielleicht fünfzehnjährigen Bestand, eine fast undurchdringliche Masse von ineinander gedrängten Zweigen bildete und dadurch zu einem trefflichen Schutzplatz des Wildes geworden war. Dicht daneben lag ein freier Buchenschlag, auf dem selbst jetzt noch reichliche Aesung stand, und wenn sich das Wild niederthun wollte, war es sicher, in den dichten jungen Kiefern nicht gestört zu werden. Die Kieferndickung bildete zugleich die Grenze zwischen dem Hollendeiker und Herslinger Revier.

Es dauerte auch gar nicht lange, so sah er ein Rudel von sieben Stück, zwei Hirsche mit einigen Alt- und Schmalthieren, die ganz vertraut auf ihrem Wechsel aus der Niederung langsam heraufgezogen und keine Gefahr zu ahnen schienen. Der scharfe Nordwind wehte vom Schlag herüber der Dickung zu, und Witterung konnten sie solcher Art nicht

von ihm bekommen. Dem Jäger lag aber daran, das Wild nicht scheu zu machen. Das laute Schrecken desselben hört man im stillen Wald außerordentlich weit, und wäre wirklich ein Wilddieb in der Nähe gewesen, würde er danach gleich gewußt haben, daß irgend ein anderer Mensch sich noch außer ihm im Walde befand. Das zu vermeiden, drängte sich der Jäger jetzt in die Dickung hinein, in der, dicht an ihrem Rand hin, ein schmaler Bürschweg ausgehauen war. Auf ihm konnte man vollständig gedeckt am Schlag hinuntergehen und in gewissen kurzen Zwischenräumen diesen nicht allein übersehen, sondern mit Hülfe desselben auch überall leicht ein Wild anbürschen, das eben in Schußweite von der Dickung äste.

Hier, von den Kiefernbüschen gedeckt, wollte er das Rudel Wildpret vorüberziehen lassen und seinen Weg nachher den Hang hinunter und nach der Grenze hin fortsetzen, denn er hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, den Kreiser Schöffel endlich doch beim Wildern zu ertappen. Eine Zeit lang verhielt er sich ganz ruhig und horchte nur nach außen, ob er nicht in dem raschelnden Herbstlaub das vorüberziehende Rudel hören könne. Das Laub war aber nach dem letzten leichten Schneefall noch feucht, und da ihm die Zeit endlich lang wurde, während er zugleich fürchtete, hier zu lange aufgehalten zu werden, kroch er, vorsichtig auch das geringste Geräusch vermeidend, wieder nach dem Rand der Dickung vor, um von dort aus den Schlag übersehen zu können.

Er hatte auch kaum den Kopf frei von den dichten Büschen, unter denen er nichtsdestoweniger vollkommen versteckt lag, als er gar nicht weit von sich entfernt das Wild entdeckte. Ein Altthier mit einem Schmalthier und einem Spießer ging voraus, hinter ihm kam ein einzelnes Thier, dann folgte ein ziemlich braver Hirsch mit einem Gabler, und hinter diesem das andere ziemlich starke, wahrscheinlich gelte Thier.

Die ersten Stück waren ihm fast gegenüber und etwa fünfzig oder sechzig Schritt entfernt, als plötzlich ein Schuß aus derselben Dickung fiel, in der er selber lag, das letzte Thier mit einem jähen Satz herumflog und dann stehen blieb,

während das übrige Wild in flüchtigen Sprüngen den Hang hinauffloh, und bald oben, ohne ein einziges Mal anzuhalten, über den Kamm des Hügels verschwunden war.

Meier, ohne den Blick von dem getroffenen Stück zu wenden, faßte in krampfhafter Hast sein Gewehr. Der Schütze aber, wer es auch immer gewesen, ließ sich nicht sehen, und Meier's scharfes Ohr entdeckte bald, daß er die abgeschossene Büchse wieder lud. Er hörte das Einklopfen der Kugel und wie der Ladestock bald darauf zweimal aufsaß — dann war Alles wieder ruhig.

Das kranke Stück Wild machte indessen keinen Versuch zur Flucht. Es drehte sich ein paar Mal auf derselben Stelle herum, auf der es stand, und hustete mehrmals. Einmal war es, als ob es auf das Dickicht zuhalten wollte, aber es konnte nicht mehr fort — fing an zu schwanken und that sich langsam nieder. Zwei Minuten wohl hielt es hier noch den Kopf aufrecht, dann ließ es ihn auf die Seite sinken und fiel um. Meier hörte, wie es im Todeskampf mit den Läufen gegen einen jungen Busch anschlug — endlich lag es still und regte sich nicht mehr — es war verendet.

— Und noch ließ sich kein Schütze sehen. Dem Schall des Schusses und dem Geräusch des späteren Ladens nach konnte er aber kaum fünfzig Schritt von dem Lauscher entfernt gestanden haben, und wartete jedenfalls nur, ob nicht vielleicht ein Jäger in der Nähe gewesen wäre, der auf den Schuß herbeieilte. Meier jedoch war viel zu schlau, sich den bisher so zufällig gewonnenen Vortheil durch Ungeduld selber zu vernichten. Rührte er sich nur, daß der Wilderer den gefährlichen Feind in der Nähe ahnte, so brauchte der sich blos im Dickicht zu halten, und eine Verfolgung wäre dort ganz unmöglich gewesen. Das Beste blieb also, still abzuwarten was der Bursche unternehmen würde. Hatte er dann das Dickicht verlassen, so war es ein Leichtes, ihm den Weg dorthin abzuschneiden — und er nachher verloren.

Eine gute halbe Stunde lag der Jäger solcher Art noch auf der Lauer, ohne daß sich auch nur das Geringste gerührt hätte. Nur der kalte Morgenwind rauschte durch die Kieferndickung und trieb raschelnde Blätter aus den schon ziemlich

leeren und einzeln auf dem Schlag stehenden Buchen nieder. Da entdeckte Meier endlich eine dunkle Gestalt, die geräuschlos aus dem Dickicht heraus- und der Stelle zuschlich, wo das verendete Thier lag, und das Herz klopfte ihm dermaßen in der Brust, daß er kaum Athem holen konnte.

Jetzt war aber auch nicht mehr viel Zeit zu verlieren. So wie der Wilderer seine Beute aufgebrochen hatte, verließ er natürlich augenblicklich den für ihn gefährlichen Platz, und die Grenze war kaum zweihundert Schritt entfernt. Der Forstgehülfe glitt deshalb so rasch, aber auch so geräuschlos als irgend möglich zu dem Bürschweg zurück, bis er sich seiner Meinung nach in einer Höhe mit dem Wilddieb befand. Dann schlich er wieder dem Rand des Schlages zu, und hätte vor Freude fast laut aufgeschrieen, als er dort zufällig an die von dem Wilddieb zurückgelassene Büchse stieß. Im Nu entfernte er das schon wieder aufgesetzte Zündhütchen davon — hatte er den Frevler doch jetzt sicher — und richtete sich eben auf, ihn anzuspringen. Da fand er, daß auch das nicht nöthig war.

Der Wilddieb, der keine Ahnung haben konnte, daß er so nahe von seinem gefährlichsten Feind belauscht worden, mochte sich doch auf dem offenen Schlag, selbst für die kurze Zeit, die er zum Aufbrechen des Wildes brauchte, nicht sicher fühlen. Er hatte deshalb seine vorher wieder geladene Büchse auf den Rand gestellt, von dem aus er geschossen, und war eben nur hinausgegangen, das erlegte Wild in die Kiefernbüsche zurückzutragen.

Das erlegte Thier hob er sich auch, trotz des nicht unbedeutenden Gewichts, unaufgebrochen auf die Schulter, und kam jetzt gebückt unter der Last gerade auf die Stelle zu, auf der Meier, die gespannte Doppelflinte im Anschlag, seiner harrend stand.

Das Gesicht des Wilderers konnte der Jäger noch nicht sehen, denn der Mond stand gerade hinter ihm, während er durch das Wild hinter ihm ganz in den Schatten kam. Ueberdies fing sich der Himmel schon an mehr und mehr zu umziehen. Mit jedem Schritt kam aber der Wilderer auch näher,

bis er endlich dicht vor dem Jäger und kaum noch fünf Schritt von der Dickung entfernt stand.

Weiter durfte er ihn nicht lassen, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, daß ihm der Bursche, so wie er sich entdeckt sah, doch noch entsprang.

„Halt!“ donnerte ihm das Schreckenswort entgegen — „bei dem ersten Schritt, den Du weiter thust, schieß' ich Dich über den Haufen!“

Der Wilddieb zuckte zusammen, und fast unwillkürlich ließ er das erlegte Stück von den Schultern zur Erde niedergleiten. Aber er rührte sich nicht von der Stelle; als er jedoch den Kopf ein wenig gegen den Jäger erhob, rief dieser in vollem Erstaunen laut aus:

„Kerdelmann — zum Teufel auch — das ist allerdings eine Ueberraschung! Das war vortrefflich abgefaßt.“

„Guten Morgen, Herr Meier,“ sagte der Wirth, ohne im Mindesten seine Fassung zu verlieren — verdeckte doch der Hut sein Antlitz wenigstens so weit, daß der Jäger die Todtenblässe nicht sehen konnte, die sich über seine Züge stahl — „schon so früh im Wald?“

„Etwas zu früh für Euch, wie mir scheint,“ lachte der Forstgehülfe im vollkommenen Triumph der gelungenen List. „Ihr wißt aber, daß Ihr mein Gefangener seid. Bleibt da stehen, wo Ihr steht, denn der erste Schritt, den Ihr zu machen versucht, und ich schieße Euch eine Ladung Nr. 3 in die Beine.“

„Haben Sie keine Angst, Herr Meier,“ versetzte der Wirth ruhig. „Ich habe gefehlt und muß nun die Folgen tragen. Würde mir auch verwünscht wenig helfen, wenn ich davonlief, denn mein Wirthshaus könnt' ich doch nicht mit mir auf dem Rücken fortnehmen, und erkannt haben Sie mich nun einmal.“

„Macht daher keine weiteren Umstände,“ sagte der Jäger, ohne jedoch seine Stellung, das Gewehr im Anschlag, zu verändern; „brecht das Stück auf und schultert es dann wieder, und kommt mit mir in's Forsthaus hinunter, daß ich die Anzeige machen kann. Euer Gewehr werde ich schon selber mitnehmen.“

„Hm — ja,“ sagte der Wirth, indem er sein Taschentuch herausnahm und sich die Stirn abwischte — es war ihm warm dabei geworden, als er das schwere Stück hier herübergetragen hatte — „das habe ich mir so gedacht, daß es in ähnlicher Weise kommen würde, wenn der Böse einmal sein Spiel hätte, aber — vielleicht giebt's noch einen andern Ausweg —“

„Für Euch keinen, Kerdelmann,“ wehrte finster der junge Forstmann ab. „Ihr habt die Sache zu arg getrieben, sammt Eurem Helfershelfer, dem rothen Schöffel. Nein, ich will nicht die ganze Woche hier umsonst in Nacht und Nebel herumgezogen sein.“

„Das sollen Sie auch nicht, Herr Meier,“ sagte der Wirth, „aber Sie sind ein vernünftiger Mann, und ich denke, man kann ein vernünftiges Wort mit Ihnen reden.“

„Euer Reden wird Euch wenig helfen,“ brach der Jäger ab, „werft das Stück aus und macht, daß wir in's Dorf hinunter kommen, denn ich denke mir, es wird Euch doch wohl selber lieb sein, wenn wir Hollendeik noch vor Tag erreichen.“

„Darin haben Sie allerdings Recht, Herr Meier,“ sagte der Wirth, „ich werde Sie aber nicht lange aufhalten, und ich denke, was ich Ihnen zu sagen habe, ist des Anhörens werth.“

„So macht es kurz — was ist es? Glaubt aber nicht etwa, daß Ihr mich nur sicher machen wollt, um in das Dickicht zu entspringen.“

„Ich denke gar nicht daran, Herr Meier,“ entgegnete der Wirth, indem er sich auf das neben ihm liegende Stück Wild setzte und seinen Rock zuknöpfte, denn es fing ihn an zu frösteln — „will's auch so kurz als irgend möglich machen. So hören Sie denn. In früherer Zeit hatte mein Vater dort, wo wir wohnten, eine große Jagd gepachtet, und ich wurde von Jugend auf zum Schießen angehalten — auch bald ein sicherer Schütze —“

„Aber Ihr habt auf unseren Scheibenschießen nie etwas getroffen,“ unterbrach ihn Meier.

„Man braucht den Leuten eine solche Fertigkeit nicht auf

die Nase zu binden," meinte der Wirth trocken. „Ich wurde also ein leidenschaftlicher Jäger, und als ich hierher übergesiedelt war, versuchte ich umsonst von den Förstern die Erlaubniß zu bekommen, mit auf die Jagd zu gehen — ich ward abgewiesen und abgewiesen."

„Ich denke, wir haben gute Ursach' dazu gehabt."

„Vielleicht doch nicht," sagte Kerdelmann. „Hätt' ich manchmal draußen mitschießen dürfen, so würde ich kaum je an ein Wilddieben gedacht haben. So aber, da ich mich von meiner Passion ausgeschlossen sah, ließ mich der Jagdteufel nicht ruhen noch rasten, und ich —"

„Aber das gehört Alles nicht hierher," unterbrach ihn der Jäger ungeduldig.

„Ich erzähle es Ihnen nur, um Ihnen zu beweisen, daß ich nicht des elenden Gewinnes wegen, sondern nur aus unüberwindlicher Leidenschaft die gefährliche Liebhaberei getrieben habe. Ein Jäger weiß das zu schätzen, und ich glaube, es giebt wenig Jäger in der Welt, die nicht wildern würden, wenn man ihnen auf einmal verbieten würde, eine Flinte zu tragen."

„Und wenn Ihr auch Recht hättet," sagte Meier, „so hilft Euch doch Alles nichts in diesem Fall. Ob das Gesetz darin einen Unterschied macht, weiß ich nicht, aber Eurer Strafe werdet Ihr nicht entgehen."

„Das will ich auch nicht, Herr Meier," sagte der Wirth gelassen, „es ist mir nur nicht einerlei, wem ich sie bezahle, und ich glaube, wir Beiden könnten das allein mit einander abmachen."

„Wir Beiden?" sagte der Jäger erstaunt, „wie meint Ihr das?"

„Das will ich Ihnen schon sagen," erwiderte Kerdelmann. „Daß mich die Geschichte, wenn sie vor die Gerichte kommt, in's Teufels Küche bringt, wissen Sie so gut wie ich, daß sie aber nicht vor die Gerichte kommt, das liegt noch in Ihrer Hand."

„In meiner Hand? — da irrt Ihr Euch, guter Freund. Sobald ich die Anzeige gemacht habe, thun die Gerichte, was ihnen gefällt, und ich bin dann weiter nichts als ein Zeuge.

Aber das Geschwätz fruchtet nichts — macht, daß wir fortkommen; Ihr habt Euch selber zuzuschreiben, was Euch heut betroffen hat."

„Noch einen Augenblick, Herr Meier," bat Kerdelmann, der nur mit Gewalt die furchtbare Aufregung bezwang, in der er sich befand, und äußerlich auch wirklich ganz ruhig schien — „sind wir erst einmal unten, so läßt sich allerdings nichts weiter in der Sache thun, von Keinem von uns Beiden, und ich — möchte daher nichts übereilen."

„Aber was wollt Ihr sonst noch?"

„Entweder," sagte der Wirth, „werde ich um Geld gestraft, und dann macht mich der Proceß zu einem armen Mann, während Sie nichts davon haben, als etwa eine Belobung von oben — und vielleicht die nicht einmal — oder — sie stecken mich in's Gefängniß, und dann — ist die Sache noch schlimmer."

„Das Letztere geschieht jedenfalls; darauf könnt' Ihr Euch verlassen."

„Ich glaube es auch, Herr Meier, und das — fürchte ich gerade. Ich mache Ihnen deshalb einen Vorschlag. Ihr Gehalt ist nicht zu brillant, und was haben Sie davon, einen armen Teufel in's Unglück zu reiten, da es noch ganz in Ihrer Hand liegt es zu verhindern. Zeigen Sie mich also diesmal noch nicht an, Herr Meier — Sie haben das Thier selber hier an der Grenze geschossen oder wie Sie es sonst einrichten wollen, und ich zahle Ihnen, wenn Sie mit mir hinüber in mein Haus kommen, fünfhundert preußische Thaler auf einem Brett aus."

„Ihr seid verdammt splendid heute Morgen, Kerdelmann," entgegnete der Jäger, „und es ist möglich, daß Ihr den Schöffel um weniger gekauft habt. Laßt Euch aber derartige Gedanken vergehen. Eurer Angst vor der Strafe will ich es zu Gute halten, daß Ihr mir hier den nichtswürdigen Antrag macht, mich zu bestechen. Damit ist die Sache nun aber auch vorbei. Jetzt brecht das Thier auf und macht, daß wir damit hinunterkommen, denn es fängt wahrhaftig an zu schneien, und ich habe Euch zu Lieb' schon genug Nächte hier oben geopfert."

„Wenn ich nun mehr —“

„Spart Euer Geld, auch wenn Ihr viel reicher daran wäret, als ich an Latein,“ schnitt ihm der Jäger das Wort ab — „und wenn Ihr mir tausend, ja fünftausend Thaler bötet, es hilft Euch nichts. Ich nähme sie nicht für diesen Augenblick, da ich Euch endlich einmal erwischt und das Handwerk gelegt habe. Das ist mein letztes Wort in der Sache. Der Himmel wirft den Schnee schon dicker, und wir müssen machen, daß wir in's Dorf hinunter kommen.“

„Wenn Sie nicht anders wollen,“ sagte jetzt Kerdelmann mit einem aus tiefer Brust geholten Seufzer, indem er langsam aufstand — „so bin ich freilich verloren, ohne daß ich mich darüber beklagen darf. Ich habe eben gefrevelt und muß dafür büßen.“

„Wenn Ihr das einseht, um so besser für Euch. Die Gerichte lassen Euch vielleicht gelinder durch, als Ihr denkt, und Ihr kommt mit ein paar Jahren davon. Aber jetzt sputet Euch, daß Ihr zu Stande kommt.“

„Das soll bald geschehen sein, Herr Meier,“ versicherte der Wirth, der jetzt, da ihm die letzte Hoffnung abgeschnitten, ganz in sich zusammengebrochen schien. Dem Befehl des Jägers gehorchend, zog er seinen Genickfänger aus der Tasche, brach das Stück Wild waidgerecht auf und bog sich dann nieder, es auf seine Schultern zu heben.

Das ging nicht.

„Der Schrecken ist mir so in die Glieder geschlagen,“ sagte er leise, „daß ich meine Kraft verloren habe — sonst hätt' ich zwei solcher Dinger auf einmal aufgenommen.“

Meier stand noch immer, das gespannte Gewehr in der Hand, neben ihm, und ein hämisches Lächeln zuckte dabei um seine Lippen. Hatte er doch jetzt den verhaßten Feind, auf frischer That ertappt, in seiner Gewalt und konnte ihn seiner Strafe entgegenführen. Und wie war der sonst so hochmüthige Bursche auf einmal so zahm und höflich geworden — fünfhundert Thaler wollte er geben, wenn ich ihn laufen ließ? — Meier lachte still in sich hinein und hätte in diesem Augenblick wirklich kein Geld der Welt genommen, sich den

Triumph entgehen zu lassen, daß er seinem Förster den ertappten Wilddieb brachte.

Dieser hatte sich indessen zweimal vergebens bemüht, das Thier auf die Schultern zu bringen. Wenn er es beinahe oben hatte, glitt es ihm jedesmal wieder hinunter, und er sagte endlich:

„Es geht nicht, Herr Meier. — Ich weiß nicht, woher es kommt, aber die Kniee zittern mir so merkwürdig. Entweder wir müssen es zusammen an einem Stocke tragen, oder ich schleife es in's Dorf, wenn auch die Decke ein bischen gescheuert wird, oder lassen Sie es lieber hier liegen und später von Jemand abholen."

An das Letzte hatte Meier auch schon gedacht, den Wirth aber so frei mitzunehmen, dazu traute er ihm nicht genug. Sie mußten unterwegs eine kurze Strecke durch ein zweites Dickicht gehen, durch das der Weg hinlief, und wenn ihm der Wirth da entsprang, hätte er ihm die ganze Sache nachher rundweg abgeleugnet. Unverschämt genug wär' er dazu gewesen. — Mit dem Schleppen des Wildes ging es aber auch nicht gut. So wie sie den Berg hier hinunter waren, mußten sie drüben wieder an einer ziemlich steilen Höhe hinauf, und mittragen wollte Meier nicht — konnte er doch in dem Falle nicht schußfertig bleiben.

„Es wird schon gehen, Kerbelmann," sagte er deshalb, „versucht es nur noch einmal."

Der Wirth gehorchte und hob sich das Thier ziemlich auf die Schulter, aber ganz hinauf brachte er es noch immer nicht. So stand er einen Augenblick, herüber- und hinüberschwankend.

„Wartet — bleibt stehen wie Ihr steht," sagte der Jäger, die gespannte Doppelflinte in die rechte Hand nehmend, während er auf den ihm jetzt den Rücken zukehrenden Wirth zutrat, „ich werde von unten nachdrücken."

Der Wirth stand nach vorn gebückt, das Stück Wild hing ihm etwa auf halbem Rücken. Der Jäger half ihm mit der linken Hand die Last vollends in die Höhe heben, hatte ihn jedoch noch immer in Verdacht, daß er blos auf einen gün-

stigen Moment warte, in das Dickicht hinein zu entschlüpfen. Der Wilddieb aber dachte an etwas ganz Anderes.

„Jetzt kommt es, Herr Meier," sagte er, und die Stimme zitterte ihm dabei, vielleicht von der Anstrengung, mit der er heben half, „nur noch ein klein wenig mehr auf der rechten Seite, daß ich die Läufe über die Schulter herüberziehen kann — nachher heb' ich es schon allein hinauf — so."

Meier bückte sich etwas, um das schwere Stück besser drücken zu können, und der Wirth bückte sich noch ein klein wenig mehr — aber nicht um das Stück Wild mehr aufzuziehen. Mit Blitzesschnelle glitt er darunter weg, daß es mit schwerem Fall zu Boden stürzte, und hatt ein demselben Augenblick auch den Forstgehülfen, ehe dieser zurückspringen konnte, um den Leib gefaßt.

„Bestie!" schrie dieser und suchte den Lauf des Gewehres gegen ihn zu drehen — aber es war zu spät. Die linke Hand des Wirthes klammerte sich um seinen Hals, und während er einen stechenden Schmerz in der Seite fühlte, wurde er hinten über und zu Boden geworfen.

„Hülfe!" wollte der Unglückliche rufen, aber keinen Laut brachte er mehr aus der wie mit eiserner Klammer zugeschnürten Kehle, und wieder und wieder begrub der Wilderer sein Messer in der zuckenden Brust des Opfers, bis dieses still, regungslos und verblutend vor ihm lag. Meier war todt.

„Wenn ich denn doch in's Zuchthaus soll, bringst Du mich wenigstens nicht hinein, mein Bursche," raunte Kerbelmann der Leiche zu. „Gern hab' ich's nicht gethan, aber — Du hast es nicht besser haben wollen und bist jetzt unschädlich gemacht. Aber was weiter? — Eine verteufelte Geschichte bleibt's immer, und ein wahres Glück nur, daß ich nicht im Verdacht des persönlichen Wilderns stehe. Wenn ich unbemerkt nach Hause komme, kann noch Alles gut gehen — allein die Leiche hier?"

Er blieb, beständig das blutige Messer in der Hand, mehrere Minuten lang in tiefem, düsterem Brüten neben dem todten Körper stehen, dann aber, wie plötzlich zu einem Entschluß gekommen, schleuderte er erst den Stahl in das Dickicht und hob dann die Leiche vom Boden auf, sie ebenfalls dort

hinein zu tragen. Das war bald geschehen, auch das geschossene Wild brachte er in den Schutz der dichten Zweige, und ließ sogar den Aufbruch*) nicht zurück.

Es schneite fort und der Wind trieb, nach Nordwest umgesprungen, eine Masse neuer Wolken am Himmel empor, die sich in immer dickeren Flocken entluden. So günstig ihm aber auch der Schneefall für später sein konnte, so großer Gefahr setzte sich Kerdelmann aus, wenn er jetzt länger zögerte. Der Morgen mußte sehr nahe sein, und wenn er seine eigene Wohnung nicht noch unter dem Schutz der Dunkelheit erreichte, — wenn ihn auch nur eine einzige Seele im Ort sah, so mußte sich der Verdacht unmittelbar gegen sein Haupt wenden.

Sein eigenes Gewehr hatte er dem Todten schon wieder abgenommen, aber auch dessen Doppelflinte griff er nun auf, legte sie zu der Leiche in's Gebüsch, und eilte dann, so rasch er konnte, den Schreckensplatz zu verlassen.

VI.

So lange der Mörder voller Hast beschäftigt gewesen war, die Spuren seiner That soviel als möglich zu verbergen, so lange hatte ihn die gewaltige Aufregung, in der er sich befand, auch nicht zu einem recht klaren Besinnen kommen lassen. Er that eben, was er für nöthig hielt, sein Verbrechen zu verdecken, und suchte vor allen Dingen jetzt noch so viel Zeit zu gewinnen, um an sich selber jede Spur zu vertilgen. Wie er nun aber den Hang hinunter floh, seine Wohnung so rasch als möglich zu erreichen, überkam ihn zum ersten Mal das volle Gefühl dessen, was er gethan — was er verschuldet, und der kalte Angstschweiß trat ihm vor die Stirn. Scheu warf er den Kopf nach rechts und links hin-

*) Die ausgeworfenen Eingeweide eines Wildes.

über, wenn ein hinter ihm drein kollernder, von seinem Fuß gelöster Stein ihn schon die Verfolger auf seinen Fersen ahnen ließ, und fast stieß er einen lauten Schrei aus, als dicht neben ihm ein aufgescheuchter Auerhahn von einer niedern Kiefer mit lautem Flügelschlag abstrich und das Weite suchte.

Gewaltsam mußte er sich endlich zusammennehmen, die Todesfurcht, die ihn beschlich, zu bezwingen. Er setzte sich auf einen am Wege liegenden Stein, um sich nur ein wenig zu sammeln und das Nächste zu überdenken.

Hier schraubte er zuvörderst seine schon zu solchem Dienst eingerichtete Büchse auseinander, und verbarg sie mit Hülfe eines breiten Riemens, den er unter der weiten grauen, das Gewehr vollständig verdeckenden Joppe trug. Dann stieg er hinunter zum nächsten Bach und wusch sich die blutigen Hände — aber von den Kleidern konnte er die Blutflecken in der Dunkelheit nicht entfernen; damit mußte er warten, bis er zu Hause angekommen war.

Es schneite stärker und stärker, und die großen Flocken, die ihm entgegenschlugen, schmolzen im Nu auf seiner fieberheißen Stirn. Im Wege blieb der Schnee schon liegen, daher sprang der Wirth aus demselben zur Seite und eilte, so rasch ihn seine Füße trugen, aus dem Wald hinaus, dem nicht mehr fernen Dorfe zu. — Der Schnee konnte ihn aber auch retten. Schneite es nur noch eine Stunde so fort, so waren alle Spuren vertilgt und er brauchte in den nächsten Tagen eine Entdeckung kaum zu fürchten.

Jetzt hatte er den äußern Rand von Hollendeik und damit den ihm so wohlbekannten Garten der Krone erreicht. Der Platz lag wärmer und geschützter als der höhere Wald, und der Schnee blieb hier noch nicht ordentlich liegen. Bis es ordentlich Tag wurde, verging überdies noch eine volle Stunde, und er eilte durch den Garten, um so die Straße abzuschneiden und nicht etwa dem Wächter zu begegnen.

Dicht unter Margarethens Schlafzimmer mußte er hier vorbei, und er warf den scheuen Blick dort hinauf, drückte sich aber im nächsten Augenblick fest an die Wand, denn es war ihm fast, als ob er oben am Fenster eine helle Gestalt ge=

sehen hätte. In dem dunkeln Hof der Krone konnte ihn Niemand erkennen — der Kettenhund war auf der andern Seite des Hauses angebunden, und wenige Minuten später glitt er über die leere, dunkle Straße hinweg seinem eigenen Gehöfte zu.

Einmal dort, war er vor Entdeckung sicher. Selbst von seinen Leuten wußte Niemand, daß er Nachts sein Schlafzimmer manchmal verließ. Das niedere Fenster führte auf den Hof hinaus und war von außen durch eine kleine, heimlich angebrachte Schnur zu öffnen. Jetzt war er in dem Gemach, riß die Schnur ab, schloß das Fenster fest von innen und sank dann erschöpft, zerbrochen auf einen Stuhl.

Aber auch hier durfte er nicht länger säumen, wenn er vor Tag noch alle Spuren vertilgen wollte. Rasch zog er deshalb seine Kleider aus und schnürte sie in ein festes Bündel zusammen, reinigte sich vollkommen und erwartete dann mit entsetzlicher Ungeduld den Tag, damit er sich nicht zu früh sehen ließ und dadurch Verdacht erregte.

Jeden Morgen war es sein erstes Geschäft, in den Keller hinunter zu gehen und dort frisches Bier herauszugeben. Den Keller betrat nur er; den Schlüssel hatte er stets bei sich, und dort konnte er deshalb auch seine Kleider am sichersten verbergen.

Es schneite endlich, was nur vom Himmel herunter wollte, und Kerdelmann begrüßte mit Jubel jede neue Schneelage, half sie doch seine hinterlassene Spur verdecken. Als es hell wurde, war die Gegend rings in ein weißes Kleid gehüllt, und immer mehr noch kam von oben nieder. Wer hätte ihn jetzt aufspüren sollen? Er war gerettet.

Nichtsdestoweniger ging er mit aller Vorsicht daran, jeden nur irgend möglichen Verdacht abzuwehren. Als er, genau zur gewöhnlichen Zeit, in den Keller hinunterstieg, gelang es ihm, das Paket Kleider und sein Gewehr unbemerkt mit hinab zu nehmen. In dem feuchten Boden des Kellers hatte er dann bald ein ziemlich tiefes Loch eingegraben, in das er die fest zusammengerollten blutigen Kleider steckte, die Erde darauf wieder fest trat und die vorher zurückgeschobenen Balken, auf denen das Bier lag, wieder darüber zog. Das Gewehr

verbarg er an einer andern Stelle — in den Wald hinaus durfte er doch nicht wieder — und das Alles in Sicherheit gebracht, fühlte er sich jetzt etwas ruhiger. Ja, als er hinaufstieg und das starke Schneegestöber wiedersah, ward es ihm ordentlich leicht um's Herz. Er pfiff so vergnügt durch das Haus und bei seiner Arbeit, als ob er die Nacht sanft und süß im warmen Bett geschlafen hätte. Wer ihn so sah, konnte wahrlich nicht ahnen, daß der Mann vor wenigen Stunden einen Mord verübt und mit vor Angst gesträubten Haaren aus dem Wald herabgeflohen sei.

Im Forsthaus hatte die Frau Försterin den Herrn Meier indessen vergebens zum Kaffee erwartet, zu dem er fast jedesmal in's Dorf herunterkam. Aber er blieb auch manchmal länger aus, und es fiel deshalb nicht besonders auf.

Mit Sonnenaufgang kam indeß der Kreiser Schöffel vom Nachbarrevier und brachte eine Einladung für den Förster Müller und seinen Gehülfen zur morgenden Jagd.

„Dank, Schöffel," sagte Müller — „eine Empfehlung an den Herrn Förster und wir würden kommen. Meier ist zwar jetzt nicht zu Haus, aber ich denke, er wird ebenfalls abkommen können. — Was habt Ihr denn aber an der Stirn gemacht, Schöffel? Ihr blutet ja!"

„Oh, es ist nichts, Herr Förster," antwortete der Mann und wurde etwas verlegen. „Ich bin selber dran schuld. Der Herr Förster Wentzel hatte mir nämlich den Brief schon gestern gegeben, daß ich ihn hierher tragen und dann gleich mit nach Weißenborn gehen sollte. Es kam mir aber 'was dazwischen und ich habe den Auftrag schmählich vergessen, bis es gestern Abend zu spät war. Da bin ich denn heute Morgen schon um vier Uhr von zu Haus aufgebrochen, und als es zu schneien anfing, auf einem von den verwünscht glatten Steinen den Hang hinunter ausgerutscht. Die Haut ist nur ein bischen an der Stirn und hier an der Hand geritzt."

„Welchen Weg seid Ihr denn gekommen?" fragte der Förster.

„Dicht an der Grenze herunter," antwortete der Kreiser.

„Nun gut — Ihr geht also jetzt nach Weißenborn hinüber, wie?"

„Ja wohl, Herr Förster — wenn Sie etwas zu besorgen haben.“

„Nein, ich danke — nur Eins wollt' ich Euch noch sagen, Schöffel — und es ist mir lieb, daß wir gerade allein sind. — Haltet mir mit dem Meier Frieden, daß nicht wieder etwas Derartiges vorfällt wie neulich —“

„Aber, Herr Förster —“

„Ich weiß schon. Der Meier hat Euch unbillig zugesetzt; ich habe ihn auch deshalb in's Gebet genommen. Ich verlange aber, daß Ihr, wenn Ihr zu uns hier herüberkommt, Alles vermeidet, was Unfrieden stiften oder den alten Streit wieder auffrischen könnte.“

Schöffel biß sich auf die Lippen und hätte gern eine trotzige Antwort gegeben. Aber er besann sich wieder. Hier half es ihm doch nichts. Nach Weißenborn hinüber hatte er aber keine Zeit mehr zu verlieren, denn zu spät durfte er die Jagdeinladung nicht bestellen. Er schwieg also auf die Ermahnung, grüßte den Förster und verließ rasch das Haus.

So kam der Mittag heran und Meier war noch immer nicht zurück. Es hatte indessen fortgewettert; im Wald droben lag schon über sechs Zoll Schnee und ein tüchtiger Anhang in den Dickichten. Zum Mittagessen kamen die beiden Kreiser zurück, die draußen im Revier gewesen waren, und der Förster befragte sie nach dem Forstgehülfen. Keiner von diesen wollte ihn aber gesehen haben.

„Ein Mann muß ganz früh heute Morgen vom Buchenschlag oder irgend da woher heruntergekommen sein,“ meinte Becker, der eine Kreiser. „Die Spur konnt' ich aber nicht ordentlich mehr erkennen, denn es lag schon Schnee drinnen — auch kam mir der Fuß größer vor, als dem Forstgehülfen seiner.“

„Das war Schöffel,“ sagte der Förster. „Der ist von der Grenze herabgekommen. Er war heute Morgen bei mir.“

Meier's Essen wurde ihm warm gestellt, aber er kam nicht. Der Abend rückte heran und brach ein, und keine Spur zeigte sich von ihm.

Als der Forstgehülfe auch am nächsten Morgen fehlte, schickte Müller frühzeitig beide Kreiser und alle seine Holz=

macher aus, um zu sehen, ob sie etwas von ihm finden könnten. Er selber aber ritt zur Jagd in's Nachbarrevier hinüber, dort ebenfalls Erkundigungen einzuziehen. Die Leute kehrten am Abend unverrichteter Sache zurück. Auch drüben hatte ihn Niemand gesehen oder von ihm gehört.

Der eine Forstgehülfe sagte allerdings aus, es sei ihm gewesen, als ob er am vorigen Morgen lange vor Tag einen Schuß höre. Gewiß wollte er aber nicht behaupten, daß es ein Schuß gewesen sei, wie er eben so wenig die Richtung genau bestimmen könne.

Die Jagd fiel nicht besonders aus. In den Dickichten lag zu viel Anhang auf den Zweigen, und bei solchen Gelegenheiten gehen die Treiber außerordentlich schlecht. Sie weichen dem Schnee aus, so viel sie können, und drücken sich gewöhnlich einer hinter dem andern die Schneußen oder offenen Blößen entlang, während das Wild außerordentlich fest sitzt und den Lärm oft ganz dicht vorüberläßt, ohne aufzustehen. Es waren denn auch nur fünf Stück Wild und ein Spießer, vier Füchse, ein Baummarder und drei Hasen geschossen worden.

Außerdem hatte im letzten Treiben der Assessor von Solfig, einer der Schützen aus Grafenhoff, der nächsten Stadt, einen Gabler angeschossen. Er schweißte allerdings, war aber noch flüchtig fort- und nach der Grenze zu gegangen. Förster Müller gab deshalb gern seine Erlaubniß, drüben bei ihm am nächsten Morgen — denn für heute war es zu spät geworden — nachzusehen, bat aber den Förster, nicht etwa Schöffel, sondern seinen Forstgehülfen hinüber zu schicken, damit Jener nicht mit Meier zusammenträfe.

Den Abend waren die Schützen noch lange und fröhlich beisammen, und es wurde so viel erzählt, geplaudert und getrunken, bis an den Heimweg nicht mehr gedacht werden konnte. Förster Müller blieb also im Forsthause über Nacht, ließ sich aber am nächsten Morgen nicht abhalten, mit Tagesanbruch den Heimweg anzutreten. Daß er noch immer keine Nachricht von Meier hatte, beunruhigte ihn ernsthaft.

In früherer Zeit war sein Forstgehülfe wohl manchmal zu Bier gegangen und hatte dann nicht selten einen guten

Rausch mit nach Haus gebracht; zwei- oder dreimal war er auch über Nacht ausgeblieben. Auf die Vorstellungen des Försters hin hatte er das aber in der letzten Zeit unterlassen und sich ordentlich und mäßig gehalten. Die einzige Möglichkeit blieb jetzt, daß er doch einen Rückfall bekommen und über die Stränge geschlagen. War das der Fall, so wollte ihm der Förster seine Meinung kräftig sagen.

Geschneit hatte es den vorigen Tag nicht mehr, und der Förster verließ, als er vom Herslinger Forsthaus wegritt, sehr bald den breiten Weg, um quer über sein Revier hinweg zu traben. So kam er denn bald über denselben Hügelkamm herüber, über den an jenem Abend das Wildpret geflohen war, und ritt den Buchenschlag hinab. Nahe zu dem Dickicht saß eine starke Anzahl von Krähen auf einem einzelnen Baum, aber er achtete nicht weiter darauf und ritt vorüber.

Gleich unten vor Hollendeik begegnete ihm einer seiner Kreiser, und seine erste Frage war nach dem vermißten Forstgehülfen. Niemand wußte etwas von ihm, aber der Kreiser meinte, es müsse ihm ein Unglück begegnet sein, und er habe sich entweder selber geschossen oder sei mit einem Wilderer zusammengerathen.

Der Kreiser hatte übrigens aus eigenem Antrieb die sämmtlichen Holzmacher heute noch einmal nach einem andern Theil des Reviers abgeschickt, und war eben nur so lange im Dorf geblieben, um den Förster und dessen weitere Befehle zu erwarten.

„Das habt Ihr gescheidt gemacht, Schneider,“ sagte der Förster, „wir dürfen nichts versäumen, denn die Sache sieht bedenklich genug aus. Da Ihr übrigens doch dort hinauf geht, so haltet Euch jetzt einmal der Grenze zu. Gestern Abend ist drüben am Wolfsstein ein Gabler angeschossen worden. Dem wird der Forstgehülfe Scholz heute Morgen mit Einem seiner Leute nachgehen. Bis an unsere Grenze sind sie ihm gestern gefolgt, und wenn er wirklich krank geschossen ist, so denk' ich, hat er sich in der Dickung über dem Buchenschlag gesetzt. Es ist aber einer von den Stadtherren, der auf ihn geschossen, und da ist es möglich, daß er ihm

nicht besonders viel gethan; ich habe den Schweiß freilich nicht selber gesehen. Wenn Ihr die Beiden trefft oder im Schnee spürt, so helft ihnen den Hirsch suchen."

Damit wandte er sein Pferd und ritt zum Forsthaus zurück. Als er vor seiner Thür hielt, kam Kerdelmann aus dem Dorf herauf.

„Guten Morgen, Herr Förster," redete der Wirth den Jäger an. „Es ist mir lieb, daß ich Sie treffe; ich wollte mich eben bei Ihnen erkundigen, ob gestern im Herslinger Forst etwas geschossen ist und ob ich wohl nach Wild hinaufschicken könnte. Ich bin vollständig abgebrannt und muß wieder etwas haben."

„Guten Morgen, Kerdelmann," sagte der Förster. „Ja, ich denke, Ihr könnt hinschicken; wir haben sechs oder sieben Stück bekommen. Sie suchen jetzt eben auch noch nach einem Gabler, der auf unser Revier herübergegangen ist."

„Weit nach uns zu?" frug der Wirth.

„Das weiß ich nicht," lautete die Antwort; „ich bin nicht mit auf der Nachsuche gewesen. Bis Mittag aber denk' ich, werdet Ihr wohl hören, was aus dem angeschossenen Stück geworden ist. — Apropos — habt Ihr nichts von Meier gesehen?"

„Von dem Forstgehülfen? — nein," sagte der Wirth gelassen — „war er denn nicht mit auf der gestrigen Jagd?"

„Nein — er ist seit vorgestern verschwunden und kein Mensch weiß, wo er steckt."

„Seit vorgestern!" rief Kerdelmann erstaunt — „da wird ihm doch kein Unglück zugestoßen sein?"

„Gott weiß es!" seufzte der Förster, indem er abstieg und sein Pferd am Zügel nahm. „Meine Holzmacher sind alle nach ihm aus im Walde draußen, haben aber bis jetzt nichts von ihm finden können. Bei dem neugefallenen Schnee ist auch schlecht suchen, wenn nicht —" hier unterbrach er sich plötzlich und blieb wie nachdenkend stehen.

„Was, Herr Förster?" — frug der Wirth.

„Ah, nichts," — sagte jener — „es fiel mir nur etwas ein." Er dachte in dem Augenblick an die Krähen, die er

am Rand jener Dickung beisammen gesehen hatte, und ein eigenes unheimliches Gefühl beschlich ihn.

Dem Wirth wäre es allerdings lieb gewesen, wenn sich der Förster ausgesprochen hätte; dieser aber brach das Gespräch kurz ab, nickte ihm zu und führte das Pferd gegen das Haus, von woher ihm sein ältester Knabe behülflich entgegensprang.

„Sattle es aber nicht ab, Hans," sagte der Vater, „ich reite gleich wieder fort. Ich — ich will noch einmal in den Wald hinauf. Hänge es nur dort an den Zaun, bis ich ein wenig gefrühstückt habe." Damit trat der Förster in das Haus, während der Wirth langsam nach seiner Wohnung zurückschritt.

VII

Der Förster verzehrte sein Frühstück schweigend. Die Frau fragte nach Meier und der gehabten Jagd, aber er gab nur einsilbige Antworten. Die Krähen, die er dort oben beisammen gesehen, und die er im Vorbeireiten nicht sogleich beachtet hatte, gingen ihm im Kopf herum. Möglich, daß sie sich zufällig dort zusammengefunden, wie das im Winter ja manchmal geschieht — möglich aber auch — er schauderte, wenn er sich einen solchen Fall dachte — daß sie der Leichengeruch eines Unglücklichen angelockt. Jedenfalls wollte er sich Gewißheit verschaffen, und bald bestieg er sein Pferd wieder und ritt, so rasch es ihm das Terrain erlaubte, nach dem Schlag zurück.

Ein Theil des Weges sollte ihm aber erspart werden. Schon von Weitem hörte er die Stimmen herabkommender Menschen, und bald erkannte er auf dem Schnee die dunkeln Gestalten einiger Männer, die etwas Schweres trugen.

Es war der Forstgehülfe Scholz von Herslingen mit einem seiner eigenen Kreiser und mit Schneider — demselben

Mann, den Müller erst vorhin hinaufgeschickt hätte, um den Anderen bei der Nachsuche zu helfen, — diese Drei trugen den blutigen Leichnam des Forstgehülfen Meier, über dessen klägliches Ende nun kein Zweifel blieb.

Der angeschossene Gabler, dem sie vor der Hand natürlich gar nicht weiter nachgesucht, war nämlich wirklich in jenes Dickicht geflohen, in das sie aber des Schnees wegen anfangs nicht eher einbrechen wollten, bis sie auch gewiß wußten, daß ihr Hirsch noch darin stecke. Das zu erfahren, umschritten sie die Dickung. Führte keine Spur aus dem Gehölz, so sollte sich Scholz auf dem wahrscheinlichen Wechsel anstellen, während die beiden Kreiser der deutlichen Spur des Schweißes nachgegangen wären.

So kamen sie zu der Stelle, über welcher sich die Krähen noch immer hielten, und sie vermutheten aus diesem Zeichen nichts Anderes, als daß der Hirsch dort verendet sei, und die Krähen, durch die Witterung des frischen Schweißes angelockt, sich hier gesammelt hätten. Sie waren nicht auf das Furchtbare vorbereitet, das sie dort erwartete: Meier's entseelter, mit klaffenden Wunden bedeckter Körper.

Es war klar, daß der Unglückliche, auf dessen Leiche sie stießen, durch einen Wilderer ermordet worden sei, — wer aber war der Thäter? Dem Förster, als er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, war es daher nicht recht, daß die Leiche sogleich aufgehoben worden war, ohne vorher die Gerichte herbeizurufen. Das ließ sich jedoch jetzt nicht mehr ändern; der Körper mußte weiter getragen und nach Hollendeik gebracht werden. Müller ritt rasch voraus, um seine Frau auf die Trauerbotschaft vorzubereiten.

Augenblicklich machte er auch die Meldung. Ein Arzt wurde von dem nächsten Ort herbeigeholt, und der Thatbestand aufgenommen. Zweifel über die Todesart konnten nicht obwalten. Der Gemordete hatte sieben Messerstiche erhalten, von denen jeder einzelne tödtlich gewesen wäre, und am Nachmittage ging ein Gerichtsactuar mit dem Schulzen und den beiden Gensd'armen an den Fundort hinauf, um den Schauplatz der That genau zu untersuchen.

Hier aber fiel ihnen für jetzt, da der Schnee noch Alles

bedeckte, nur die Flinte des Getödteten in die Hände. Weitere Ermittelungen mußten auf das nächste Thauwetter verschoben werden, das ein seit heute eingetretener Südwest-Wind bald hoffen ließ.

Wer aber war der Thäter? — Der Actuar Bellert hielt mit dem Förster Müller und seinem Schreiber eine Conferenz bei verschlossenen Thüren, und noch an dem nämlichen Abend spät wurden die beiden Gensd'armen nach Herslingen hinübergeschickt, um den Kreiser Schöffel zu verhaften.

Wie ein Lauffeuer ging indessen das Gerücht durch das Dorf, der Forstgehülfe Meier sei vom Kreiser Schöffel im Walde ermordet worden. Woher es die Leute wußten? Niemand konnte es sagen; aber noch in der Nacht kamen die Gensd'armen mit dem Gefangenen zurück, der eingesperrt und von den Dienern der Gerechtigkeit sicher bewacht wurde.

In der Nacht regnete es und so auch noch am nächsten Tage. Der Schnee schmolz unter dem warmen Winde, der Platz des Verbrechens ward der näheren Erforschung zugänglich. Man fand aber nichts weiter als das Messer, mit dem der Mord augenscheinlich verübt worden; denn die Klinge paßte, wie sich später ergab, in die Wunden; ob aber das Messer früher dem Schöffel gehört, wußte Niemand. Es war ein gewöhnlicher, abgenutzter Genickfänger mit altem Bockhorngriff, wie fast alle Jäger und Kreiser dergleichen führen.

Daß der Kampf nicht in der Dickung selber stattgefunden, stellte sich übrigens auch heraus; die Zweige der Büsche wären sonst dort herum mehr eingebrochen und geknickt gewesen. Der muthmaßliche Platz war nahe beim Dickicht, wo der Boden zertreten schien. Der starke Regen hatte aber auch diese Spuren schon wieder ziemlich verwischt, und das Nähere mußte jetzt das Verhör ergeben.

Das fand am nächsten Morgen statt; Schöffel leugnete jedoch hartnäckig und schwur bei Allem im Himmel und auf der Erde, daß er unschuldig sei. Er habe den Forstgehülfen allerdings nicht leiden können und hätte auch alle Ursache zum Haß gegen ihn gehabt, da er ihn immer noch des Wilderns

beschuldigte, während er den höchsten Eid ablegen könne, daß er kein Wild mehr geschossen, seit er in herrschaftlichen Diensten stehe. Nie aber sei ihm auch nur ein Gedanke an so Entsetzliches gekommen. Er habe Frau und Kinder, und würde nimmer etwas gethan haben, was diese in's Elend stürzen müßte.

Auf die Frage, woher er an jenem Morgen so früh gekommen, gab er dieselbe Antwort, die er damals dem Förster gegeben. Auch das Blut an seiner Stirn sei von dem Fall hergekommen. Der leichte Ritz war jetzt schon wieder ziemlich zugeheilt.

Das Stück Wild war mit einer Kugel geschossen worden, und das Gewehr, das der Kreiser führte und das die Gensd'armen ebenfalls mitgebracht, im linken Lauf mit einer ähnlich großen Kugel geladen. Schöffel behauptete aber, gerade nur gestern eine Kugel hinuntergeschoben zu haben, um vielleicht ein krankgeschossenes Stück damit völlig zu tödten — sonst führe er im Winter immer nur groben Schrot in der Flinte, und zwar für Raubzeug und Krähen.

Die Kugel des Wilderers war durch das Stück Wild geschlagen und nicht mehr zu finden.

Zum nächsten Zeugen wurde der Kreiser Schneider aufgerufen, der allerdings bestätigte, daß Schöffel bittere Reden über den Ermordeten geführt und gedroht habe, es schon einmal wieder bei ihm wett zu machen — „wenn er ihn einmal allein träfe" — er glaube aber nicht, daß er das Schlimmste damit gemeint, sondern sich vielleicht nur eine Tracht Schläge darunter gedacht habe. Was das Messer anlangte, so hatte Schöffel allerdings ein ähnliches geführt wie Andere auch. Das Bedenkliche war nur, daß Schöffel, gefragt, wo er sein Messer gegenwärtig habe, erklären mußte, daß er es schon vor vierzehn Tagen verloren und sich noch kein anderes gekauft habe, weil ihm das Geld gefehlt. Seine Frau könne ihm das bezeugen.

Auch der Wirth Kerdelmann wurde als Zeuge vorgeladen. Aus seinem Wirthshause rührte der Streit zwischen dem Kreiser und Forstgehülfen eigentlich her. Gern hätte man auch von ihm erfahren, ob ihm Schöffel schon früher heimlich Wild ver-

kauft, und sicherte ihm daher, im Fall er das eingestände, völlige Straflosigkeit für seine Person zu.

Kerdelmann erschien vollkommen ruhig. Er hatte Zeit genug gehabt sich zu sammeln, und wußte auch jetzt, daß er gar nichts zu fürchten hatte, wenn er sich nur nicht selbst verrieth. Der Verdacht war von ihm abgelenkt, und er brauchte sich nur ruhig zu verhalten.

Auf ein Zeugniß gegen den Kreiser ließ er sich jedoch nicht ein, weshalb eben seine Aussagen bei dem Actuar den Verdacht verstärkten, daß der Wirth irgend eine frühere Verbindung mit dem Angeklagten verschwiege, als fürchte er bei einem Geständniß, sich selber zu compromittiren. Das ihm vorgelegte Messer kannte er natürlich nicht. Schöffel, erzählte er, sei nur selten in seinem Hause gewesen, und wenn er dort gegessen, so habe er sich des Messers bedient, das ihm hingelegt worden, also auch keine Ursache gehabt, das eigene aus der Tasche zu ziehen. Obgleich sich Schöffel übrigens gegen ihn gerade nicht freundlich benommen, fügte der Wirth seinen Aussagen hinzu, so traue er ihm doch keinen Mord zu. Vielmehr meine er, daß irgend ein anderer Wilderer vom Nachbarrevier der Thäter gewesen wäre.

Auf die Frage, ob er irgend einen Wilderer drüben anzugeben wisse oder nur wider einen dringenden Verdacht habe, gab Kerdelmann ausweichende Antworten. Es war nichts Bestimmtes aus ihm heraus zu bekommen, und so wurde er entlassen.

Gleich vom Verhör weg ging er zum Förster hinüber und bezahlte dort das Altthier, das bei Meier's Leiche gefunden worden und das ihm der Förster in's Haus geschickt hatte. Da es die Zeit über aufgebrochen im Walde gelegen hatte, war das Wildpret natürlich vollkommen frisch und gut geblieben. Der Förster wollte aber mit dem Stück weiter nichts zu thun haben und war froh, daß es der Wirth behielt. — Und doch hätte Kerdelmann mit Freuden wer weiß wie viel gezahlt, wenn er gerade dieses Stück Wild nicht hätte zu kaufen brauchen. Aber -- er fürchtete Verdacht zu erregen, wenn er sich weigerte. Wie er jedoch zusammenschauderte, als es ihm in den Hof gebracht wurde! Es war ihm, als ob er das Blut

seines Opfers noch daran erkennen solle. Er hätte von dem Stück keinen Bissen essen können.

Die Untersuchung ging indessen ihren Gang. Verschiedene Leute, auf die man Verdacht hatte, wurden eingezogen, mußten aber wieder entlassen werden, da sie ihre Anwesenheit an anderen Orten zu der Zeit der That beweisen konnten. Nur Schöffel war das nicht im Stande. Er hatte sein Haus Morgens etwa um vier Uhr verlassen, um die am vorigen Tag vergessene Botschaft auszurichten, und daß er behauptete, einen Schuß nach der Richtung hin, wo der Mord geschehen, gehört zu haben, als er schon unterwegs gewesen, konnte ihn nicht von dem Verdacht reinigen.

Mehrere Tage waren vergangen, und Kerdelmann hatte nicht das Herz gehabt, Margarethen wieder aufzusuchen. Der Mord lastete noch zu neu auf seiner Seele, und keine Zeit wurde ihm gelassen, die furchtbare That zu vergessen. Im ganzen Ort sprach nämlich Niemand von etwas Anderem, als von dem getödteten Forstgehülfen, und wenn auch die Leute alle darüber einig schienen, daß wirklich Schöffel und niemand Anderes die That verübt, wurden doch die Einzelheiten des Verbrechens so oft bis in die kleinsten Details hinein erzählt, daß Kerdelmann jenen furchtbaren Morgen immer wieder auf's Neue durchleben mußte.

Nach dem Begräbniß erst, wobei der Mörder der Leiche folgte, schien es, als ob die Leute das Geschehene etwas vergessen wollten. Zwei Abende nachher gab der Wirth Margarethen das gewöhnliche Zeichen — ein über Tag in den Garten geworfener Zweig eines Kiefernbusches — daß er sich zur gewöhnlichen Zeit einfinden würde, und heute war Margarethe zuerst am Platze. Sie schien ihn mit Ungeduld erwartet zu haben.

Als er den kleinen Garten betrat, stand sie seiner harrend am Geländer, entzog sich aber seiner Liebkosung, ergriff seine Hand und sagte leise: „Komm — hier unten könnte uns Jemand belauschen. Ich habe mit Dir zu sprechen.“

„Aber wohin, mein Herz?“ flüsterte der Mann erstaunt.

„In mein Zimmer,“ sagte das Mädchen, „sie sind Alle zu Bett und — ich fürchte mich hier im Dunkeln.“

„Fürchtest Dich?" flüsterte Kerdelmann, den eine eigene Unruhe beschlich, denn es war das erste Mal, daß sie ihm gestattete, ihr Zimmer zu betreten — „fürchtest Du Dich, wenn ich bei Dir bin? — Aber was hast Du? — Du bist aufgeregt und Deine Hand zittert."

„Komm!" war das einzige Wort, was ihm das Mädchen darauf erwiderte, und rasch zog sie ihn in das Haus und die kleine Treppe hinauf, die in ihr Stübchen führte.

Das Fenster des kleinen reinlichen Gemachs war dicht verhängt, und Kerdelmann schlug das Herz fast hörbar in der Brust, als Margarethe, so wie er das Zimmer betreten hatte, auch den Riegel der Thür von innen vorschob. Seine Hand ließ sie dabei nicht los, sondern führte ihn zu dem Tisch, auf dem eine kleine Lampe braunte, schraubte diese etwas in die Höhe, daß sie ein helleres Licht verbreite, und sagte dann mit leiser, vor innerer Aufregung fast erstickter Stimme:

„Joseph — ich habe eine schwere Frage an Dich zu thun."

„Was ist Dir, Margareth?" bat dieser, dem es anfing unheimlich dabei zu werden. „So habe ich Dich ja noch nie gesehen. — Was hast Du nur um Gottes willen?"

„Nichts," sagte das Mädchen, und es war augenscheinlich, daß sie nach Fassung rang, ehe sie weiter sprach — „nichts — gar nichts — nur — nur eine Frage sollst Du mir beantworten, die mich die letzten Tage so gequält, die mir den Schlaf geraubt, ja mir das Leben vergällt hat."

„Und die ist?" sagte Kerdelmann, jetzt vollkommen gefaßt, denn wie ein unbestimmter Verdacht hatte bis dahin die Gestalt vor seiner Seele gestanden, die er an jenem furchtbaren Morgen an Margarethens Fenster glaubte gesehen zu haben. Er wußte jetzt, daß er sich nicht geirrt, und war auf Alles vorbereitet.

„Willst Du mir ehrlich beantworten, um was ich Dich frage?" flüsterte das Mädchen so leise, daß er die Worte kaum verstehen konnte.

„Gewiß, mein Herz! — warum denn nicht?"

„Gut — dann sieh mir in's Auge und sage mir — wo warst Du an jenem Morgen, an dem — der Forstgehülfe Meier um's Leben kam?"

Kerbelmann hatte gewußt, daß sie diese Frage an ihn thun würde, aber auf die Erwähnung der That selber hatte er nicht gerechnet, und vor Schrecken verließ das Blut für einen Moment seine Wangen, wenn auch seine Züge vollkommen ruhig blieben. Im nächsten Augenblick hatte er seine ganze Besonnenheit wieder und sagte lächelnd:

„Wo sollte ich gewesen sein, Schatz? — in meinem Bette.“

Margarethe schwieg — es war als ob ihr das Herz zu Eis erkalten wollte. Sie hatte das plötzliche Erbleichen des Mannes bemerkt, und doch war die Gelassenheit seiner Antwort zu täuschend erheuchelt. Sie konnte sich nicht denken, daß ein Mensch mit einem Mord auf dem Gewissen ihr so ruhig in's Auge zu sehen vermöchte. Er hätte ja, mit dem Bewußtsein der That, bei der Aeußerung ihres Verdachts zerknirscht, vernichtet zu Boden brechen müssen.

„Aber wie kommst Du zu der Frage, Margareth'?“ sprach der Wirth, als sie schwieg und ihm nun starr in das jetzt freundlich auf ihr haftende Auge sah.

„Wer war dann der Mann,“ sagte das Mädchen nach einer Pause — „der an jenem Morgen noch vor Tag durch unsern Garten, unter meinem Fenster vorüberschlich?“

„Welcher Mann, mein Herz? -- und was that er? — wohin wendete er sich?“

„Ich weiß es nicht,“ stöhnte Margarethe, immer unsicherer in ihrer Ueberzeugung. Sie hätte doch ihre Seligkeit verpfänden wollen, daß sie eben ihn, ihren Joseph, an jenem Morgen scheu und flüchtig unter ihrem Fenster vorüberschleichen sah. Eine unnennbare, seltsame Angst hatte sie damals geweckt. Es war ihr, als sie sich ermunterte, gewesen, als ob ihr irgend ein furchtbares Unglück drohe, als ob sie an's Fenster springen und um Hülfe schreien müsse. In dieser Bedrängniß stand sie auf, kleidete sich an und wollte Licht machen. Aber sie schalt sich selber wegen ihrer kindischen Furcht und legte sich wieder zur Ruhe, bis es sie zum zweiten Mal aus dem Bett und an's Fenster trieb, nur um zu sehen, ob der Morgen noch nicht dämmere. Da gewahrte sie unten im Garten die Gestalt, in der sie den Geliebten zu erkennen glaubte. Freilich war es zu dunkel, um das mit Bestimmt-

heit zu behaupten. Daß er aber denselben Weg nahm, den Kerdelmann so gut kannte, bestärkte sie in ihrem Glauben. Auch sah er nach ihrem Fenster empor. Wenn nun aber wirklich — was konnte er in der Nacht draußen getrieben haben?

Den ganzen Tag wartete Gretchen, daß er ihr das bestimmte Zeichen geben würde. Sie sehnte sich danach, ihn zu sprechen, sich von ihrer bangen Erinnerung zu befreien. Aber er kam nicht, und als die furchtbare Kunde zu ihr drang, daß Meier, den Joseph als seinen Nebenbuhler kannte, im Wald ermordet gefunden sei, legte sich ein unbesiegbares Bangen, eine drückende Ahnung des Entsetzlichen auf ihre Seele.

Daß sich der Mann, welchem sie bis jetzt mit ganzer Seele zugethan war, mit keinem Blick vor ihr sehen ließ, daß er ihr vielmehr auszuweichen schien, bestärkte sie nur noch mehr in ihrem quälenden Verdacht. Ja ihr Argwohn nahm durch die Länge der Versäumniß eine so feste Gestalt an, daß sie, als er ihr endlich auf die bekannte Weise meldete, daß er den Abend kommen würde, nicht wußte, ob sie sich darüber freuen, oder ob sie sich fürchten solle, ihm wieder zu begegnen.

Und war er nicht erbleicht, als sie die Frage an ihn richtete, die ihr das Herz fast abgedrückt in der ewig langen Zeit? Hatte sie nicht gesehen, wie das Blut seine Wangen verließ? Und doch stand er jetzt wieder so ruhig, so unbefangen vor ihr, daß er ja gar nicht schuldig sein k o n n t e. Lieber Gott, sie wußte nicht, welche Gewalt der menschliche Geist über den Körper ausüben und ihn sich unterordnen, ihn zum Gehorchen zwingen kann.

„Joseph," sagte sie endlich, „eine unsagbare Angst hat mir seit jenem Morgen, ich weiß selber nicht weshalb, das Herz fast abgedrückt. Ich habe meine Arbeit wie in einem schweren Traum gethan, unbewußt, ohne Lust, ohne Trieb. Ich bin im Haus herumgegangen, als ob ich selber ein schweres Verbrechen verübt hätte — als ob ich es noch verübe," setzte sie mit leiser, kaum hörbarer Stimme hinzu — „und nicht wieder froh werden könne, bis ich Dich gesprochen hätte. Wo

bist Du so lange gewesen, daß Du nicht einen Abend eine Viertelstunde Zeit gewinnen konntest, die Last von meiner Seele zu nehmen?"

„Ich konnte nicht unbemerkt vom Haus abkommen, liebes Kind," sagte Kerdelmann freundlich. „Alles schien gerade in diesen Tagen zusammen zu kommen, mich zu verhindern."

„Und Du bist wirklich an jenem Morgen nicht hier im Garten gewesen? — nicht, von da drüben her — aus dem Wald gekommen?"

„Aber, Margarethe," sprach der Mann, „was sollte ich so früh in Eurem Garten thun? Hätt' ich da hoffen dürfen Dich zu finden? Und Du weißt doch, daß ich Euren Hof nur dann besuche, wenn das der Fall ist."

„Aber im Wald?" drängte das Mädchen.

„Um Gottes willen, Margarethe, was für tolle Ideen hast Du da gefaßt!" versetzte der Wirth in einem Ton des Vorwurfs. — „Wie kommst Du darauf, mich mit jener furchtbaren That zusammen zu bringen? Nur ein Wort davon gegen irgend einen andern Menschen, und Du könntest mich den größten Unannehmlichkeiten aussetzen. Denke nur, welchen Nachtheil es allein für mich haben müßte, wenn mein Name damit zusammen genannt würde. Daß ich nicht wildern kann, weil ich ein ärmlicher Schütze bin, wissen die Leute wohl, und ich habe noch nicht einmal einen Hasen, viel weniger ein Stück Wild erlegt; aber die Menschen sind nur zu gern bereit, gleich das Schlimmste von einem andern zu denken, und wie erwünscht den Jägern ein solcher Verdacht sein würde, weißt Du besser, als ich es Dir sagen kann."

„Also Du warst es nicht?" wiederholte das Mädchen, ohne bis jetzt den forschenden Blick von dem vor ihr Stehenden abzulenken. „Gieb mir keine ausweichende Antwort, Joseph," fügte sie hinzu, als sie sah, daß er eine abwehrende, wie ungeduldige Bewegung machte — „antworte mir einfach mit Ja oder Nein, und bedenke, daß ich über eine Woche lang eine Qual ausgestanden habe, wie sie der wirkliche Mörder des Unglücklichen kaum gefühlt haben kann. — Du warst es nicht?"

„Nein, mein Herz," sagte der Wirth, also gedrängt, und

wieder strafte ihn das verrätherische Blut für einen Augenblick Lügen — „ich war an dem Morgen nicht in Eurem Garten oder irgend wo anders, als in meinem Bett, und bin zur gewöhnlichen Zeit aufgestanden, wie Dir meine Leute bezeugen könnten.“

„Es ist gut,“ hauchte Margarethe, „ich — muß Dir glauben.“

„Nun laß aber auch den unglückseligen Gedanken fahren,“ bat der junge Mann, froh, den bösen Fragen endlich enthoben zu sein, „und nimm meinen herzlichen Dank dafür, daß Du mich heute in Dein freundliches Zimmer eingeführt. Wie hübsch es hier oben ist; da plaudert es sich viel besser, als da drunten im kalten Garten.“

„Wir sind schon zu lange hier gewesen,“ sagte das Mädchen mit mühsam erzwungener Freundlichkeit, „drum gehe jetzt. Mich schmerzt mein Kopf so furchtbar, daß ich kaum denken kann — ich fürchte, ich werde krank.“

„Das darfst Du nicht, mein Herz,“ mahnte der junge Mann und zog sie leise an sich; „Du mußt Dich tapfer halten, und jetzt haben wir auch die Hoffnung, daß Dein Vater doch vielleicht seine Einwilligung zu unserer Verbindung giebt. Mir thut der Tod des armen jungen Burschen gewiß von Herzen leid, und — ich hoffe, daß der Thäter seiner Strafe nicht entrinnen wird — aber für uns ist dadurch ein Hinderniß weggefallen, und wenn ich ein ernstes Wort mit Deinem Vater spräche — am Ende sagte er doch Ja!“

Margarethe duldete, daß er seinen Arm um sie legte, aber sie war leichenbleich dabei geworden und vermochte nicht, ihm gleich zu antworten. „Geh jetzt, Joseph,“ flüsterte sie endlich — „geh — mich befällt ein Schwindel und ich muß mich niederlegen.“

„Und darf ich morgen wiederkommen?“

„Nein — wir bekommen Besuch. — Meiner Mutter Schwester wird auf einige Zeit zu uns ziehen und mit mir in meinem Zimmer wohnen.“

„Und soll ich mit Deinem Vater sprechen, Gretchen?“

„Laß mir Zeit zur Ueberlegung, Joseph,“ bat das Mädchen und drängte ihn sanft der Thür zu.

„Dann gute Nacht für heute, mein Kind," flüsterte der junge Mann, dem es selber merkwürdig unheimlich in dem Zimmer wurde — „gute Nacht; aber laß mich nicht zu lange warten, bis ich Dich wiedersehen darf."

Nur ihre Stirn konnte er küssen, weil sie den Kopf gegen ihn senkte, dann glitt er leise aus dem Zimmer und die dicht von der Thür niederführende Treppe hinab. Unten im Flur brauchte er einige Zeit, bis er den Ausweg fand; aber Alles schlief, und er entfernte sich ungestört.

Jetzt war er im Freien und schlich, wie an jenem Morgen, über den kleinen offenen Raum der Hofthür zu. Unwillkürlich warf er den Blick nach Margarethens Fenster hinauf — das Licht dort war ausgelöscht, aber die helle Gestalt des Mädchens stand da oben und blickte auf ihn herab — wie an jenem Morgen. Es gab ihm einen Stich dabei durch's Herz, und fast wollte er sich wie damals an die Mauer drücken, um ihrem Auge auszuweichen; doch faßte er sich, biß die Zähne aufeinander und ging mit langsamem, scheuem Schritt dahin. Margarethe aber am Fenster oben brach in die Kniee, barg das Antlitz in den Händen und weinte — weinte, als ob sich ihre Seele in Thränen auflösen solle.

VIII.

Die Zeit verstrich. Schöffel war in das Stadtgefängniß abgeführt worden, und die gegen ihn eingeleitete Untersuchung nahm den gewöhnlichen, tödtlich langsamen Gang. Was nur irgend als gegen ihn zeugend aufgefunden werden konnte, wurde mit ängstlicher Sorgfalt gesammelt, und sein früheres wildes und oft gesetzloses Leben bot der Anschuldigung leider nur zu vielen Stoff.

Vormals schon, als Schöffel noch vom Wilddiebstahl lebte, wie er eingestanden, war ein Jäger in jener Gegend erschossen und der Thäter nicht ausgefunden worden. Auch dieses Mor=

des suchte man ihn jetzt zu überführen, und aus allen Theilen des Landes wurden deshalb Zeugen vorgefordert. Vergebens ermahnte man ihn aber wieder und wieder, daß er durch ein reumüthiges Bekenntniß sein Gewissen entlasten solle, vergebens suchte man ihn durch Kreuzverhöre zu verwirren. Er blieb bei seiner Aussage, daß er unschuldig an diesem wie an dem früheren Morde sei, und lange Monate schmachtete er fort in enger, qualvoller Haft, während die Seinen daheim mit dem Mangel zu kämpfen hatten.

In Hollendeik war die ganze Sache unter der Zeit schon fast vergessen, und kam wirklich das Gespräch einmal darauf, so hörte man höchstens die Frage, „ob der Schöffel schon gestanden hätte". Ein anderer Forstgehülfe war an Meier's Stelle getreten, und das Leben dort ging seinen gewöhnlichen Gang.

Der Wirth Kerdelmann hatte allerdings ebenfalls zum Verhör in die Stadt nach Grafenhoff gemußt, aber der Verdacht, der ihn traf, war kein anderer, als daß er gediebtes Wild von Schöffel gekauft hätte. Das leugnete er und fügte hinzu, obgleich er Ursache habe, gegen Schöffel bös zu denken, weil dieser ihn einmal habe in's Unglück bringen wollen, so hege er doch keinen Groll mehr gegen ihn. Ja, er hoffe, der Kreiser werde sich von der schweren Anklage zu rechtfertigen wissen und auf seinen Posten und zu seiner Familie zurückkehren.

Im Rothen Hirsch fehlte es aber jetzt sehr häufig an Wildpret, denn der Wirth verbrauchte thatsächlich nur, was er von den benachbarten Forsteien kaufte. Er selber sprach natürlich nie über diese Veränderung und wich den deshalb an ihn gestellten Fragen aus; aber die Jäger vom hollendeik'schen Revier zweifelten keinen Augenblick, daß Schöffel's Gefangennahme die einzige Ursache derselben sei, und freuten sich, diese Geißel des Wildstandes los zu sein.

Etwas Neues gab übrigens den Leuten zu Hollendeik bald andern, nicht gerade unerwünschten Stoff zur Unterhaltung, und das war die verunglückte Werbung des Wirthes vom Rothen Hirsch um die Tochter des Kronenwirths. Kerdelmann war in der That vor einiger Zeit zum Kronenwirth

gegangen und hatte den gebeten, seinen Groll gegen ihn fahren zu lassen, da er gern in ein freundnachbarliches Verhältniß mit ihm zu treten wünsche. Dagegen hatte sich der Kronenwirth für's Erste etwas gesträubt, denn er wie alle Anderen im Dorf theilten den Glauben, daß Kerdelmann mit Schöffe unter einer Decke gesteckt und der unglückliche Meier in Folge dessen seinen Tod gefunden habe. Beweisen konnte man dem Mann aber doch nichts; nachsagen ließ sich ihm sonst kein Unrecht, er betrug sich still und höflich gegen Jeden, und da er den ersten Schritt zu einem guten Vernehmen gethan, so mochte der Kronenwirth zuletzt nicht „nein" sagen.

Vergebens suchte aber Kerdelmann, so vorher wie nachher eine Zusammenkunft mit Margarethen, umsonst gab er ihr das verabredete Zeichen viele Abende hintereinander; sie kam nicht, und so oft er nach der Aussöhnung mit dem Vater dessen Gastzimmer betrat, wich sie ihm aus, so rasch sie irgend konnte.

Kerdelmann ward dadurch mit peinlicher Angst erfüllt: er ahnte den wahren Grund. Margarethe hatte den Verdacht gegen ihn nicht fahren lassen, und ihre Liebe war dem Grausen vor seiner That gewichen. Aber was hätte es ihr geholfen, wenn sie selber als Anklägerin gegen ihn aufgetreten wäre? Der einzige Beweis, der wirklich gegen ihn zeugen konnte — das, was er an jenem Morgen in seinem Keller vergraben, um es nur augenblicklich aus dem Wege zu räumen — war vernichtet, und der Mund des Todten selber stumm. So wie er sich etwas sicher wußte, hatte Kerdelmann die blutigen Kleider ausgegraben und in seinem Ofen verbrannt. Auch den Kolben der Büchse verbrannte er, den Lauf endlich hatte er mit Schloß und Beschlägen in ein tiefes Loch des Flusses geworfen; dort mochte es rosten. Trotzdem wurde ihm der Aufenthalt an dem Orte seines Verbrechens mit jedem Tage drückender; er wußte nur noch nicht recht, wie er ihn, ohne Aufsehen zu erregen, verlassen könne.

Daß ihn Margarethe nicht mehr liebe, davon mußte er sich nach ihrem Betragen für überzeugt halten. Hatte er doch keine Ahnung davon, mit welcher Treue das arme Herz noch immer an ihm hing und wie es sich in Zweifeln, Kummer

und Schrecknissen abmarterte, unfähig, den furchtbaren Argwohn zu bewältigen, der ihr den Geliebten für immer zu entreißen drohte. Aber um sein Verhältniß mit dem Mädchen zu einer Entscheidung zu treiben, ging er, ohne vorher mit Margarethen Rücksprache genommen zu haben, eines Morgens zum Kronenwirth und warb um sie. — Er wußte es vorher, daß er sie ihm abschlagen würde.

Acht Tage später wußte ganz Hollendeik — obgleich der Kronenwirth mit keinem Menschen darüber gesprochen — von dem Korbe, den Kerdelmann von der „Kronen-Margareth“ davongetragen. Darauf wollte er nun, so hieß es weiter, einen Hirsch verkaufen und nach Amerika ziehen. Noch acht Tage später stand sein Wirthshaus zum Verkauf angezeigt, und bald hatte sich auch ein Liebhaber dazu gefunden.

Natürlich bildete das in Hollendeik für eine ganze Weile das Tagesgespräch. Kerdelmann aber besorgte ruhig und ohne irgend etwas zu übereilen, seine Geschäfte, verkaufte sein Haus und Inventarium um einen billigen Preis gegen baar Geld, und behielt nur ein kleines, dazu gehörendes Stück Land von etwa anderthalb Acker mit einem kleinen Häuschen darauf zurück, für das er, wie er meinte, eine andere Verwendung hatte. Welche? sagte er Niemandem.

Der Tag der Abreise rückte heran, und gern hätte er Margarethen Lebewohl gesagt, wenn er sich auch vor einer Zusammenkunft mit ihr fürchtete. Er durfte sich aber nicht fortschleichen; das hätte ihren Verdacht nur noch mehr bestärkt. Das Zeichen warf er ihr deshalb auch in den Garten und harrte am Abend wohl eine Stunde lang, daß sie kommen solle — aber sie kam nicht. Die Thür blieb verschlossen, auch in ihrem Zimmer war kein Licht. Nur als er, eigentlich froh darüber, nach längerem nutzlosen Harren den Platz wieder verließ, sah er die Gestalt des Mädchens wie damals still und regungslos am Fenster stehen. Er floh, als er den Hofraum verlassen hatte, in sein Haus hinüber, als ob er die Häscher auf seinen Fersen wüßte.

Am nächsten Morgen war er aus Hollendeik verschwunden. Eine Stunde vor Tag schon hielt der leichte Wagen, der ihn nach der Stadt bringen sollte, vor dem Rothen Hirsch. Sein

Gepäck hatte er schon vorausgeschickt. Von der Stadt weiter ging er dann mit der Eisenbahn nach Bremen oder Hamburg oder England. Niemand wußte genauer wohin — Niemand kümmerte sich aber auch viel darum, denn Kerdelmann hatte sich in Hollendeik, obgleich er gegen Alle freundlich war, doch auch nicht einen einzigen wirklichen Freund erworben. Sein zurückhaltendes, verschlossenes Wesen stieß Jeden ab, der sich ihm herzlich hätte nähern wollen, und eigentlich gönnte man es ihm, daß er von der „Kronen-Margareth" den Korb bekommen hatte und ihm damit der fernere Aufenthalt im Orte verleidet worden sei.

Der Wagen aber, der den bisherigen Hirschenwirth in die Stadt führen sollte, hatte nicht den nächsten Weg dorthin eingeschlagen. Er bog draußen im Felde rechts ab, und zwar nach Herslingen hinauf. Durch Herslingen fuhr er durch und erst eine Viertelstunde davon, dort wo das kleine vereinzelte Häuschen stand, ließ Kerdelmann halten und stieg aus. — Es war das Häuschen des früheren Kreisers Schöffel.

Es mochte acht Uhr Morgens sein, und die arme Frau saß eben mit ihren beiden Kindern bei der dürftigen Morgensuppe. Als der Wagen vor dem Hause hielt, erschrak sie, daß ihr der Löffel aus der Hand fiel. Erwartete sie doch nichts Anderes, als wieder einen Herrn vom Gericht, mit bitteren Worten und neuen Vorladungen oder gar — die Glieder flogen ihr ordentlich am Leib — mit der Anzeige von der Verurtheilung ihres Mannes.

Den Wirth kannte sie nur dem Namen nach; sie hatte ihn nie vorher gesehen. Kerdelmann nannte sich ihr auch nicht. An ihren bleichen, angsterfüllten Zügen mochte er aber wohl merken, was sie fürchtete, denn er sagte rasch:

„Habt keine Sorge, liebe Frau; ich bringe Euch keine schlechte Nachricht und möchte Euch vielmehr eine Freundlichkeit erweisen — Euch wenigstens einen Vorschlag machen, den Ihr vielleicht annehmbar findet."

„Ach Du mein lieber Gott," sagte die Frau mit einem aus tiefster Brust herausgeholten Seufzer — „es ist eine lange, lange Zeit her, bester Herr, daß etwas Gutes über

diese Schwelle gekommen wäre. Noth und Herzeleid aber sind wir hier gewohnt — das sind tägliche Gäste."

„Ich weiß Alles, liebe Frau," sagte Kerdelmann, dem daran lag, jedes Gespräch über das Vorgefallene abzuschneiden — „deshalb komme ich eben her, Euch eine Hülfe anzubieten."

„Uns? eine Hülfe?" stöhnte die Frau, langsam den Kopf schüttelnd — „was kann uns helfen? Der Vater sitzt im Gefängniß, der arme Mann — unschuldig, so wahr da oben ein Gott im Himmel lebt, und ich kann nur mit den armen Würmern da in's Wasser springen — sie zu ernähren bin ich doch nicht im Stande."

„Habt Ihr hier Feld bei Eurem Haus?" fragte der Wirth nach einer kleinen, aber für ihn entsetzlich beklemmenden Pause.

„Feld? — nein," erwiderte die Frau, sich mit der Schürze die Thränen abtrocknend — „und wenn wir's auch hätten. Das Grundstück gehört nicht uns, und übermorgen müssen wir ausziehen — Gott allein weiß wohin."

„Das hatt' ich eben gehört," sagte Kerdelmann, „und deshalb komme ich her. Ich selber habe bis jetzt in Hollendeik gewohnt, verreise aber auf längere Zeit und besitze dort unten noch anderthalb Acker Land und ein kleines, aber für Euch doch wohl genügendes Häuschen. Das möcht' ich Euch gern für einen mäßigen Pacht überlassen."

„Du lieber Gott," sagte die Frau, „ich habe keinen Kreuzer mehr im Haus, uns für diesen gesegneten Tag Brod zu kaufen; wie sollte ich im Stande sein, irgend einen Pacht zu zahlen, und wenn er noch so billig wäre."

„Das läßt sich doch wohl ordnen," bemerkte der Fremde. „Wahrscheinlich bleibe ich längere Zeit weg, und mir liegt mehr daran, das Grundstück im Stand zu halten, als andern Nutzen daraus zu ziehen. Schafft nur getrost Eure Habe hinunter. Für dieses Jahr sind die Steuern darauf bezahlt und erlasse ich Euch den Pacht ganz. Später verlange ich — nun das wird sich finden, wenn ich von meiner Reise zurückkomme. Seid Ihr's zufrieden?"

Die Frau horchte hoch auf, sie konnte sich nicht denken, daß ihr so Gutes geboten würde. „Und was wäre sonst noch zu thun?" fragte sie schüchtern.

„Nichts, als was ich Euch eben gesagt habe," erwiderte Kerdelmann. „Nichts, als drüben einzuziehen, das Grundstück in Besitz zu nehmen — hier sind die nöthigen Papiere, die man Euch etwa abfordern kann. Mit der Pachtzahlung wartet Ihr, bis ich selber danach komme, was vor drei Jahren keinenfalls geschieht."

„Aber wie kommen Sie dazu, mir und den armen Kindern da so viel Gutes zu erweisen?" stotterte die Frau, die sich noch immer nicht von ihrem Erstaunen erholen konnte. „Wie heißen Sie und wer sind Sie?"

„Das findet sich Alles in den Papieren," beschwichtigte der Mann, indem er sich der Thür zuwendete. Es wurde ihm so schwül in dem kleinen, niedrigen Zimmer, daß er glaubte, die Decke erdrücke ihn noch.

„Aber ich begreife nicht," versetzte die Frau und begann die Documente zu entfalten. „Es ist mir, als träumte ich nur."

„Lebt wohl!" sagte der Fremde und verließ rasch das Haus. Vor der Thür hielt sein Wagen und er sprang hinein.

Die Frau hatte indessen mit zitternden Händen in den Papieren geblättert, es schwamm ihr Alles vor den Augen und sie konnte die große deutliche Schrift kaum lesen. Da fiel ihr Blick auf den Namen.

„Jesus Maria Joseph!" schrie sie auf, „Ihr seid es, der Hirschenwirth!"

Der Mann hatte sich in die Ecke des Wagens geworfen, und der Kutscher hieb in die Pferde hinein, die jach mit ihm den Hang hinunter trabten.

IX.

Weit drüben über der See, im amerikanischen Lande, in der reichen Niederlassung des Mississippi, die der „American Bottom" heißt, lag eine freundliche, von einem Deutschen bewirthschaftete Farm.

Sonst ging es hier gar geschäftig zu, denn der Eigenthümer besaß ein treffliches Grundstück mit vielen Kühen und Pferden, und als er vor sieben Jahren einzog und ein Jahr später die reizende Tochter eines eingeborenen Nachbarn heimführte, waren Feste auf Feste in dem geräumigen, wohnlich eingerichteten Backsteinhaus gefeiert worden.

Heute hatten sich hier wieder viele Leute versammelt, aber, wie es schien, zu keinem Fest. Die Männer standen schweigend in kleinen Gruppen vor der Thür, in der manchmal Frauen mit verweinten Augen erschienen, und eine halbe Stunde später trug man einen Sarg heraus, dem sich die Versammelten anschlossen und ihn auf den kleinen, nicht sehr fernen Gottesacker begleiteten.

Dicht hinter dem Sarg ging ein Mann, ein kleines, etwa vierjähriges Mädchen an der Hand; aber in seinen todtenbleichen, gramgefurchten Zügen lag mehr als Schmerz. Still und schweigend, die Lippen fest aneinander geschlossen, stierte er vor sich nieder auf den Boden, umschloß er mit seiner Rechten das Händchen des Kindes, das neben ihm herging und neugierig bald zu dem Vater, bald zu dem Sarge hinauf, bald zurück nach den hinterdrein Kommenden schaute.

Der Zug hatte den Gottesacker erreicht, und während der Sarg am Rande des Grabes stand, hielt der Geistliche eine lange Rede. Die Männer umringten ihn mit abgenommenen Hüten, und dicht vorüber rauschte zu deren Füßen der mächtige Strom seine dunkeln gelben Wellen dem Meere zu, flüsterte neben ihnen das Laub an den Zweigen und zwitscherten die munteren Vögel in den Aesten. Das Alles glitt lautlos an dem Ohr des Einen vorüber. Sein Blick haftete wohl an dem schwarzen Sarg, der die Leiche seines lieben Weibes aufgenommen hatte, aber sein Geist schweifte weit, weitab über das Meer hinüber in ein fernes Land.

— Nacht war es dort — nur der Mond stand am Himmel und warf seinen bleichen Strahl durch die blätterleeren Zweige des Herbstwaldes. — Todtenstille herrschte umher, nur dort drüben auf dem offenen Schlag äs'te sich ein Rudel Wildpret und kam näher und näher heran zu dem Platze, wo der versteckte Schütze, das gespannte Gewehr fest in der

Faust, des Wildes harrend, lag. — Jetzt dröhnte der Schuß durch den stillen Wald, und hei! wie das Rudel dort hinaufprasselte, durch trocknes Laub und Reisig hin, und nur das eine Stück, zum Tod getroffen von der Kugel, zurückblieb, taumelte und in den eigenen Fährten zusammenbrach. — Und jetzt? — Niemand sah den Wilderer, der lauernd seine Zeit im Dickicht abwartete, dann leise vorschlich und mit grimmer Freude das schwere Stück mit einem Ruck sich auf den Nacken lud. Jetzt hat er die schützende Dickung damit erreicht — noch wenige Schritte, und die düsteren Schatten der Kiefernbüsche decken ihren Schirm um ihn, da —

„Halt!" donnerte die Stimme des Priesters in sein Ohr, und mit dem Worte „Jesus!" sank der Mann zerbrochen, zitternd in die Kniee und barg das bleiche Antlitz in den krampfhaft sich darüber krallenden Fingern.

„Halt ein! halt ein auf dem Weg zur Sünde!" fuhr der begeisterte Redner in seiner Mahnung fort, — „halt, da es noch Zeit ist, da die Posaune des letzten Gerichts noch nicht in Dein Ohr dröhnt! Thut Buße, Ihr Alle, daß der Tod nicht unerwartet an Eure Thür klopfe und die Pforten des Himmels Euch verschlossen bleiben für ewige — ewige Zeiten!"

Weiter schmetterte die Rede — aber der Mann am Boden hörte und verstand nichts mehr. Vor seinem Ohr klang und dröhnte es, und trieb ihm das Blut in wilden Schlägen durch die heißen, pochenden Adern, bis einer der Nachbarn seine Schulter berührte und ihn langsam und vorsichtig vom Boden aufhob.

Die Grabrede war vorüber — der Sarg in die Gruft gesenkt und die Männer sprachen ein leises Gebet der Geschiedenen nach. Jetzt rollte die schwere Erde nieder — Schaufel nach Schaufel folgte, und während die Todtengräber ihr trauriges Amt vollendeten, wandte sich der Zug langsam nach dem Hause zurück.

Zuerst bereiteten freilich noch die Frauen ein einfaches Mahl für die Gäste, an dem der Hausherr aber keinen Antheil nahm. Dann holten die Trauergäste ihre Pferde und ritten davon — die Männer und die Frauen — Einer nach

dem Andern, und immer stiller, öder wurde es im Hause. Nur eine alte Wirthschafterin blieb zurück, die wieder etwas Ordnung stiftete und heimlich in der Küche von dem übriggebliebenen Wein trank, und unten im Zimmer saß der Mann, hatte das kleine Mädchen auf dem Knie und starrte still und schweigend vor sich nieder.

So saß er viele Stunden — das Kind war müde geworden, es entschlief in seinem Arm — er wußte es nicht. Eintönig pickte die Uhr an der Wand ihre monotonen Schläge — er hörte sie nicht. Die Alte kam herein — einmal, zweimal, dreimal, und immer saß der Wittwer noch, wie er vorher gesessen, das Kind im Arme. Sie wagte nicht, ihn zu stören.

Drüben, über dem niedern langen Waldstreifen, der das andere Ufer des Mississippi begrenzte, sank die Sonne. Es wurde Nacht draußen; der Whip-poor-will schlug im Busch sein monotones Lied, und lange Züge von Wildenten strichen schwirrend über die düstere Wasserfläche dahin. Es schlug Neun und Zehn auf der alten Uhr, und noch immer hielt der Unglückliche das schlafende Kind in den Armen und blickte stier in die ihn umlagernde Dunkelheit, bis die alte Haushälterin endlich so müde wurde, daß sie selber die Augen nicht mehr offen halten konnte.

Da trat sie leise hinein in das Zimmer, sie hatte die Schuhe ausgezogen, um kein Geräusch zu machen, denn sie glaubte, der Herr schliefe ebenfalls, und nahm das müde Kind aus seinen Armen. Er schaute sie dabei an, aber rührte sich nicht, bis sie sich eben so geräuschlos mit der Kleinen entfernen wollte, sie zu Bett zu bringen.

„Wie viel Uhr ist's, Dorothea?"

„Herr, Du meine Güte, wie Sie mich erschreckt haben!" rief die Alte zusammenfahrend, und setzte dann ruhiger hinzu: „Zehn Uhr ist's vorbei, Master — es geht stark auf Elf. Die Leute sind schon seit ein paar Stunden im Bett. Das arme Kind hat hier nur zu lange in seinem dünnen Kleidchen gelegen, und beide Eckfenster offen dabei. Das Köpfchen brennt ihm wie eine glühende Kohle — wenn's ihm nur um Gottes willen nichts geschadet hat."

„Bringt das Mädchen zu Bett, Dorothea," erwiderte der Mann und winkte ihr mit der Hand, daß sie hinausgehen sollte. Er selber stand auf, schloß die Fenster und sank dann wieder in seinen Stuhl zurück.

Der nächste Morgen fand ihn mit Tagesanbruch auf und im Wald draußen; als er aber zurückkehrte, kam ihm Dorothea mit ängstlichem Gesicht entgegen und meldete ihm, daß die Kleine erkrankt sei. Sie liege im Fieber.

In derselben Stunde noch sprengte einer der Knechte mit verhängtem Zügel der nächsten Stadt zu, um einen Arzt herbeizuholen. Der Arzt traf ein, aber des Kindes Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag, und acht Wochen später kamen die Nachbarn wieder zusammen, wie damals, nur daß sie diesmal einem Kindersarg zum Kirchhof folgten. Der Vater selbst fehlte im Zug. Er lag krank zu Bett. Als er sich nach Wochen daraus erhob, war er nicht wieder zu erkennen, so elend und ineinandergebrochen sah er aus.

Die Nachbarn hatten anfangs gerechtes Mitleiden mit dem Mann, der in Einem Jahr seine Kinder und seine Frau verloren. Sie suchten ihn aufzuheitern, aber er wich ihnen aus, und an dem zähen Widerstand, den er ihren freundlichen Bemühungen leistete, scheiterte zuletzt ihr Langmuth. Sie ließen ihn seinen eigenen Weg gehen, da er es denn einmal nicht anders haben wollte. Hätten sie gewußt, wie einsam er sich fühlte und wie es in seinem Herzen arbeitete und nagte! — aber keiner Seele hatte sich der Unglückselige je vertraut, selbst nicht seiner Frau, die mit treuer Liebe an ihm gehangen. Allein war er seine dunkle Bahn durch's Leben gegangen, allein hatte er bisher ertragen, was endlich unerträglich wurde: die nie rastenden Folterqualen eines blutbefleckten Gewissens. Es war eine Riesenlast. Am Grabe der Frau hatte sie ihn zum ersten Mal zu Boden gedrückt, und nachdem er seitdem auch noch sein Kind — das letzte — verloren, so war die Spannkraft seines Wesens unwiederbringlich dahin, und der Schuldbeladene müde, recht todmüde geworden.

Sein Leben war gleichsam nur noch ein mechanisches, ein Leben aus Gewohnheit. — So kam der Winter heran, aber mit ihm keine Ruhe für den Gequälten. Ja, je kürzer und

trüber die Tage wurden, desto ängstlicher wurde er noch, desto schweigsamer und starrer saß er zu Haus; den Schlaf schien er zu fliehen, der Nahrung kaum noch zu bedürfen. — Die alte Haushälterin begriff nicht, wie nur sein Körper solchen Mißhandlungen auf die Länge der Zeit widerstehen könne. Hätte sie geahnt, was seinen Geist zermarterte, sie würde es noch viel weniger begriffen haben.

Als aber der Frühling wieder in's Land kam, konnte er die Qual nicht länger aushalten, die an seinem Herzen fraß. Dennoch schien plötzlich eine segensreiche Veränderung mit ihm vorgegangen zu sein. Der Mann wirthschaftete wieder wie vorher auf seinem Gut herum, erkundigte sich nach dem und jenem, um das er sich schon seit langer Zeit nicht mehr bekümmert hatte, und unterhielt sich sogar mit der alten Dorothea.

„Gott sei ewig gedankt, mein lieber Herr," rief diese mit gefalteten Händen, indem sie vor ihm stehen blieb und ihn mit ihren freundlichen, klaren Augen betrachtete, „daß Sie sich endlich einmal zusammengerafft haben und wieder Sie selbst geworden sind. Sie hat lange gedauert, diese verzweiflungsvolle Trauerzeit. Jetzt aber wird hoffentlich Alles wieder gut werden."

„Ja, Dorothea," sagte der Mann mit leiser, tonloser Stimme — „das hoffe ich auch — es muß jedenfalls anders werden."

„Es muß anders werden!" wiederholte er, als er bald darauf allein, wie er pflegte, im Walde wandelte. „Leben? — was liegt mir am Leben! Ich will nicht länger leben, aber ich darf noch nicht sterben. Erst muß ich sühnen, was ich gethan — erst muß ich büßen. Dann erst kann der gerechte Gott sein Erbarmen mit mir haben, dann erst werden die Stimmen, die furchtbaren, in meinem Busen wider mich schreienden Stimmen verstummen. Ich will sterben, aber erst muß ich mein Gewissen zum Schweigen gebracht haben, daß ich nicht mit dem Ankläger auch noch vor die Schranken des Ewigen trete."

Zum ersten Mal seit vielen, langen Monden bestieg er am nächsten Morgen wieder ein Pferd und ritt in die Stadt,

um sein Gut zum Verkauf anzubieten. Acht Tage später war auch schon der Handel darüber abgeschlossen und die Farm gehörte einem andern Herrn. Nachdem der bisherige Eigenthümer das Loos der alten Dorothea auch nach dieser Veräußerung sichergestellt hatte, ging er an Bord eines der zahlreichen Dampfboote, von denen der Mississippi durchfurcht wird.

Das Schiff schwenkte, vom Ufer sich drehend, in die Strömung des mächtigen Flusses hinein. Der Farmer aber stand vorn am Bug des Fahrzeugs, das Gesicht bleich, den Mund geschlossen, das Auge stier und mit trotziger Entschlossenheit an der Ferne haftend. Leise, wie eine Beschwörungsformel für das ängstlich pochende Herz, murmelten die Lippen dazu:

„Nach Haus! — nach Haus!"

X.

Nach Haus! Giebt es ein süßeres, lieberes Wort für den armen müden Wanderer, der sich Jahre lang draußen herumgetrieben in der fremden, kalten Welt und nun der Heimath Bild auf einmal wieder liebend, lockend sich entgegenwinken sieht? — Nach Haus! Durch alle Fibern und Nerven bebt es ihm und füllt sein Herz mit seligem, jauchzendem Entzücken — nach Haus!

Vor ihm liegen wieder, von dem gedächtnißtreuen Geist mit Zauberschnelle heraufbeschworen, die fröhlichen Bilder seiner Jugendzeit — liegt das stille Vaterhaus, der kleine Garten, die alte schattige Linde vor der Thür; der Brunnen mit dem moosbedeckten Eimer, der im Sommer den kühlen Labetrunk so oft herausgeholt; die kleine Kirche mit dem spitzen Thurm und mit dem stillen Friedhof dicht daran; das weite Land mit all' den lieben, so oft besuchten Hügeln und Thälern, und treue Freunde breiten sehnend dabei die Arme aus, den Heimgekehrten jubelnd zu empfangen.

Nach Haus! oh, wie das im Herzen pocht und hämmert, wenn der Bug unseres Schiffes sich wieder dem Vaterland entgegenlenkt; wie das die Freudenthränen Dir in's Auge treibt und Dich die Stunden ungeduldig zählen läßt — nach Haus!

Aber füllten solche Gefühle die Brust des Mannes, der dort, zusammengebrochen, todt gegen Alles, was ihn umgab, am Bord des guten Schiffes saß, wenn es ihn auch mit noch so straff geblähten Segeln, lustig durch die Wogen schäumend, der Heimath entgegentrug?

Die Hände um das heraufgezogene Knie fest gefaltet, den Kopf auf die Brust gesenkt, saß der Wanderer auf dem Verdeck, Tage, oft halbe Nächte lang. Er sprach fast mit keinem Menschen, gab selten Antwort, wenn er angeredet wurde, und ging nur still und stumm zur Seite, wenn er fühlte, daß er irgendwo im Wege sei. Die Matrosen hatten den finstern, schweigsamen Mann verspotten und zum Besten haben wollen. Das aber gewöhnte er ihnen bald ab, und nachdem er ihnen erst einen Beweis seiner Kraft gegeben, lernten sie das unheimlich düstere Auge des seltsamen Passagiers ordentlich fürchten und demselben ausweichen.

So passirte das Schiff nach einer glücklichen und verhältnißmäßig raschen Reise den Kanal. In der Nordsee drehte sich jedoch der Wind nach Nordost um, setzte mit Regen ein und wehte noch in der nämlichen Nacht einen fliegenden Sturm. Wohl kreuzten sie mit dichtgereeften Segeln soviel als möglich auf, um nicht gegen die flache französische Küste geworfen zu werden. Aber sie konnten ihre Höhe nicht halten. Das Schiff trieb mehr und mehr nach Lee zu, und am nächsten Abend, während der Sturm indessen nur immer mehr an Heftigkeit zunahm, stieß das Fahrzeug auf, warf seine Masten über Bord und strandete.

Eine Scene der furchtbarsten Verwirrung folgte. Alles drängte in verzweiflungsvoller Hast nach den beiden Booten, um in diesen die Möglichkeit einer Rettung zu finden. Wie unmöglich es für sie sei, in solcher See und Brandung die Küste zu erreichen, bedachten sie ja nicht. Nur fort, nur hinaus drängten die Unglücklichen, das Schiff zu verlassen,

das sie dem Verderben geweiht wußten — und draußen lauerte der Tod auf sie.

Nur Einer von Allen — den Capitain ausgenommen, der ruhig seine Befehle gab, aber bei den Angstverwirrten keinen Gehorsam mehr fand — hielt sich im Brausen der Elemente so still, so ruhig, so schweigsam, aber auch so fest, wie er sich bei Windstille auf Deck herumbewegt hatte. Er griff mit an, wo anzugreifen war; als sich aber Alle vom Deck ab in die in's Wasser gelassenen Boote drängten, stand er still zurück, die Arme um eine der Juffern geschlagen — er, der Capitain und der erste Steuermann, die einzigen menschlichen Wesen noch auf dem Wrack.

„Die Boote können in der See nicht leben," schrie der Capitain den Leuten zu — „Ihr seid verloren, wenn Ihr abstoßt!"

Sie waren es schon. Eine rückschlagende Welle schmetterte die schwankenden Boote gegen die Seitenwand des Wracks — einige Minuten lang wimmelte es in dem weißen Schaum von mit dem Tod ringenden Menschen — dann war Alles vorbei. — Nur einen einzigen Matrosen hatte die Spitze der Welle emporgehoben und wieder zurück an Deck geworfen, wo er sich anklammerte. Er war wie durch ein Wunder gerettet worden.

Eine böse Nacht folgte — das Wrack setzte immer fester auf den Sand hinauf und die See brach darüber hin; aber die Planken hielten noch zusammen, und gegen Morgen legte sich der Sturm. Aber erst gegen Abend — als sich die See genug beruhigt hatte — konnten sie vom Land aus gerettet werden.

Mit eiserner Ruhe hatte der „Passagier" das Alles ertragen. Kein Laut kam über seine Lippen, keine Klage — kein Jubelruf, als das rettende Boot endlich vom Land aus sichtbar wurde. Als das kleine Fahrzeug, das die Schiffbrüchigen aufgenommen hatte, den Strand berührte, als die Seeleute hinaussprangen und ihren wackeren Rettern mit Thränen in den Augen die Hände drückten, als die Frauen herbeieilten und weinten und lachten über die dem Tod Entrissenen: da schritt der Mann mit dem bleichen Antlitz und

den erstarrten Zügen still hindurch zwischen ihnen, daß sie ihm scheu Raum gaben — immer vorwärts, den Hang hinauf und über den Hügel hin, bis er ihren Blicken entschwunden war.

Und so fort schritt er durch das Land, weiter und weiter bis zu der Stadt, wo er die Eisenbahn zuerst berührte. Sein Paß war in Ordnung, sein Geld trug er in einem ledernen Gürtel um den Leib geschnallt, und wenige Stunden später riß ihn die keuchende Locomotive in wilder Schnelle der Heimath — seinem Schicksal entgegen.

Wie das seine Bahn dahinsauste, so rasend schnell — kein Halten mehr — nur dürftige Minuten, und weiter, immer weiter fort, den Tag hindurch, die Nacht entlang. — Einzelne der Reisenden klagten über Zögerung der Fahrt, über Säumniß auf den Stationen — ihm flog der Zug mit Sturmes Flügeln durch die dunkle Nacht, und zu Minuten, zu Secunden drängten sich die Stunden zusammen. Zug schloß an Zug, und jetzt war das letzte Ziel erreicht — drüben in jenen dunkeln Kiefernwaldungen, die den Horizont umgrenzten, Hollendeik, und in der Kiefernwaldung? — — Als der Heimkehrende sein Auge zum ersten Mal wieder auf die bekannte Stätte richtete, da wurde ihm das Blut zu Eis in den Adern und die Glieder zitterten ihm so, daß er sich in die Ecke lehnen und sein Antlitz mit dem Tuch bedecken mußte.

„Sind Sie krank?“ frug ihn sein Nachbar, der bis dahin umsonst gesucht hatte, ein Gespräch mit dem finstern, verschlossenen Mann anzuknüpfen — aber er erhielt auch jetzt keine Antwort. Der Unglückliche hatte mit der Welt außerhalb abgeschlossen; er war todt für alles Andere, und nur der Wurm in seinem Herzen lebte in ihm und bohrte und wühlte mit täglich neuer Kraft. Er selber hatte auch keinen eigenen Willen mehr; es war, als ob er aufgehört habe selbstständig zu handeln und der Körper von nun ab einer andern Macht als seiner Seele gehorchen müsse. Er wußte was ihm bevorstand, wie aber der ruderlose Kahn, von reißender Strömung getragen, mit dieser in wilder Schnelle dem Abgrund entgegenschießt, der ihn an den Felsen unten zerschellen muß, so trieb es ihn, den Gezeichneten, in wilder, verzweifelter

Hast, mit der er sich selber entfliehen wollte, seinem endlichen Schicksal entgegen.

Der Zug hielt. Der düstere Passagier ermannte sich, als der Name der Station ausgerufen ward, nahm sein Gepäck, das aus einem Bündel unterwegs gekaufter Wäsche bestand, stieg aus und suchte, so spät am Abend es auch war, sofort ein Geschirr zu bekommen, das ihn von der Eisenbahn nach Grafenhoff hinüberführe.

Es war eine stürmische Octobernacht, kein Mond am Himmel, und Regen und Schnee peitschten, von dem kalten Nordwest gejagt, die gelben Blätter von den Bäumen nieder. Endlich fand sich ein Kutscher, der ihn um doppelten Preis hinüberzubringen versprach, und das kleine Fuhrwerk arbeitete bald darauf, dem Unwetter entgegen, durch die Nacht.

Und still und allein im Wagen saß der Unglückliche — allein mit seinen düsteren, unheimlichen Gedanken, mit dem Bewußtsein dessen, was die nächste Sonne für ihn bringen mußte. Was kümmerte ihn das Wetter, was der Sturm, der draußen die Bäume faßte und zerzauste. Er hörte nicht einmal, wie die Windsbraut draußen über die Höhen strich — er fühlte die einzelnen Tropfen nicht, die, kalt und stechend, bis hinein zu ihm gepeitscht wurden. Ja, als der Wagen endlich, von den scheuenden Pferden zur Seite gerissen, umschlug und in Stücken brach, wand er sich ingrimmig lachend aus den Trümmern heraus und schritt allein hinein in den ächzenden Wald.

„Holla — Sie da — lieber Herr!" schrie ihm der arme Teufel von Kutscher nach, „Sie wollen mich doch hier nicht bei Nacht und Nebel und dem Wetter allein mit dem zerbrochenen Wagen sitzen lassen? — Sie finden ja auch den Weg nicht in der Finsterniß!"

Keine Antwort — die düstere Gestalt schritt schweigend hinein in die Nacht, und der Kutscher murmelte, sich ängstlich bekreuzend:

„Wenn das nicht der böse Feind war, der mich in dem Wetter hierher geführt, will ich nicht selig werden — Herrgott — er lachte auch noch — oh alle guten Geister!"

Er hatte Recht. Schauerlich mit dem heulenden Sturm

gellte das rauhe Lachen des dunkeln Wanderers zu ihm herüber, der dem Wetter entgegenarbeitete.

„Hahahaha — Alles muß untergehen, was meiner Fährte folgt. Verflucht — ein Ausgestoßener der Erde, soll ich allein die dunkle Schreckensbahn verfolgen. Alles, was ich mein nannte auf der Welt, an dem mein Herz noch hing, in dem es noch Vergessen seines Elends finden konnte — es ist todt — todt — todt — das Schiff, das mich führte, zerschmettert; der Wagen selbst, der den Verdammten getragen, in Stücken auf der Straße. — Und wie der Sturm mir entgegenpeitscht, als ob er alle Kraft anwenden wollte, mich von dort zurückzutreiben, wo ich Ruhe finden will und muß! Ruhe — Ruhe — endlich Frieden für dies arme unglückselige Haupt! — Ja wehe nur! und wenn Du mir den ganzen Wald in meinen Weg schleudertest, und wenn ich über jeden einzelnen Stamm hin die mühselige Bahn suchen müßte, mich treibst Du nicht mehr zurück. — Hei! wie das pfeift, wie das rast — blas, alter Bursche, blas, und nimm die Backen voll — hier ist ein Fahrzeug, das Dir in die Zähne fährt — ein lebendes Gespensterschiff, das gegen Wind und Wetter nur dem einen festen Ziel entgegenstrebt — dem Tod!"

Es war fast, als ob die frevelnden Worte den Sturm zu zwiefacher Wuth angestachelt hätten. Die schwere Gestalt des Mannes konnte sich kaum gegen die Wucht stemmen, die sich ihm entgegenwarf, und alte, wetterfeste Stämme, die einem Jahrhundert trotzig die Stirn geboten, riß er aus und schmetterte sie in den Pfad des nächtlichen Wanderers. Rechts und links vor ihm und zurück brach und prasselte es und stürzte krachend splitternd auf den Boden, aber er achtete es nicht. Die Zähne fest zusammengebissen, mit jedem Fußbreit Boden hier bekannt, drängte er weiter, weiter an gegen den Sturm, sich seinen Weg oft Schritt vor Schritt erkämpfend, bis endlich mit der Morgendämmerung unten im Thal, von grauen jagenden Wolken überhangen, der kleine Ort vor seinen Blicken lag.

XI.

Eben schlug es auf dem alten Kirchthurm von Grafen hoff neun Uhr, als der Assessor Bellert, mit aufgespannten Regenschirm gegen das Wetter ankämpfend, in der gewölbter Thür des alten Polizeigebäudes erschien, sich umdrehend der triefenden Schirm schloß und durch ein heftiges Aufstampfen mit den Füßen das feuchte Element soviel als möglich von seinem Körper abzuschütteln suchte.

„Das ist ein Heidenwetter,“ sagte er dabei. „Nicht einen Hund möchte man 'naus jagen in solchen Sturm. Na, was giebt's, Ortel?“

Der Polizeidiener trat mit der Mütze in der Hand an seinen Vorgesetzten heran:

„Bitt' um Entschuldigung, da drinnen in der Wacht stube sitzt seit anderthalb Stunden ein Herr, der Sie zu sprechen verlangt.“

„Mich? — wer ist es denn?“

„Kenn' ihn nicht, Herr Assessor, trägt einen großen Bar und sieht so blaß aus wie der Tod, und ist dabei so naß daß das Wasser nur so an ihm herunterläuft. Er muß di ganze Nacht durch marschirt sein, wer er aber ist und wo e herkommt, will er nur Ihnen selber sagen.“

„Hm; na lassen Sie ihn noch einen Augenblick warten bis ich oben bin — ich werde dann klingeln. Doch kein ver dächtig Individuum, Ortel?“

„Glaube nicht, Herr Assessor. Wenn ihn das Wette nicht so zugerichtet hätte, müßte er ganz anständig aussehen Wir haben seine Sachen drin ein wenig an den Ofen ge hangen, aber er spricht kein Wort und stiert nur immer vo sich nieder. Glaube beinahe, daß es hier nicht recht richti mit ihm bestellt ist,“ — und Ortel deutete auf seine Stirn

„Dann bleibe Einer von Euch an der Thür, wenn er be mir ist.“

Der Herr Assessor ging in sein Bureau hinauf; aber e dauerte wohl eine halbe Stunde, ehe er wieder an der

Fremden dachte, der vorgelassen werden wollte. — Vor allen Dingen mußte er es sich da oben bequem machen. Er zog seinen Oberrock aus und den alten Arbeitsrock an, hing den ersten an den dazu bestimmten Nagel, streifte die Schreibärmel über und packte Taschentuch, Frühstück, Brillenfutteral, Tabaksdose und Zeitung aus, was sämmtlich in und auf dem Stehpult geordnet wurde. Dann holte er sein Federmesser aus der Westentasche und unterhielt sich dabei mit einem der schon früher gekommenen Collegen über das schreckliche Wetter und das gestrige Bier; er hatte den Mann, der da unten auf ihn wartete, schon fast vergessen.

Auf einmal fiel ihm Ortel's Meldung wieder ein, und mit einem mißvergnügten: „Nichts als Schererei!" zog er an der vor ihm hängenden Klingelschnur.

Wenige Minuten später betrat Ortel mit dem Fremden das Zimmer. Dieser sah aber wirklich so todtenbleich aus und zitterte so, daß er sich kaum auf den Füßen erhalten konnte. Der Assessor bot ihm einen Stuhl an, auf den er sich niederließ und dann eine Weile still vor sich hinstarrte.

„Sie haben mich zu sprechen verlangt," sagte Herr Bellert endlich, der nicht wußte, was er aus dem Mann machen sollte.

„Ja," hauchte dieser. — „Ich — habe Ihnen eine Mittheilung zu machen; vorher aber wünschte ich noch einen Zeugen dabei zu haben."

„Herr Actuar Nielitz hier nebenan wird Ihnen wohl genügen?"

„Nein — einen andern," sagte der Fremde, ohne bis jetzt die Augen aufzuschlagen.

„Eine bestimmte Person? Und welche denn?"

„Wie ich von Ihren Leuten gehört habe —"

„Ich muß Sie bitten, etwas lauter zu sprechen. Ich bin wirklich nicht im Stande zu verstehen, was Sie sagen."

„Wie ich von Ihren Leuten unten gehört habe," wiederholte der Fremde, der Aufforderung mühsam Folge leistend, „so befindet sich hier in Ihrer Strafanstalt ein Gefangener Namens — Schöffel, — wegen der Tödtung eines Forstbeamten verurtheilt. Ist dem so? —"

„Schöffel? — Schöffel? —" sagte der Assessor, sich besinnend. „Ja, ich glaube. Das ist nämlich eine alte Geschichte, mein Herr!"

„Es sind jetzt etwa neun Jahre her."

„Ich kenne den Burschen," rief der Actuar vom Nachbartisch herüber, der nur durch eine kleine Gallerie von dem seines Collegen getrennt war. „Christloph Schöffel, Nummer 34 — Seine Frau hat neulich wieder ein Gnadengesuch eingereicht, das abschlägig beschieden worden."

„Es ist derselbe," sagte der Fremde, sein dunkles Auge gegen den Sprecher erhebend. „Ihn eben wünsche ich als Zeugen."

„Den Gefangenen?" rief Bellert erstaunt. „Das geht nicht; den kann ich Ihnen nicht herschaffen lassen."

„Ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen," lautete aber des Fremden ruhige Antwort, „die nur in seiner Gegenwart möglich ist."

„Hm — das ist ja eine wunderliche Geschichte," brummte der Assessor, indem er langsam die Dose öffnete und eine Prise nahm, — „eine sehr — sehr wunderliche Geschichte. Vor Allem, welches ist Ihr Name?"

„Ich möchte vorher keine Frage beantworten, bis Schöffel gegenwärtig ist," sagte der Fremde.

„Hm," brummte Herr Bellert, stand dann auf und flüsterte eine Weile mit seinem Collegen. Dieser zuckte ein paar Mal die Achseln; endlich setzte sich der Assessor Bellert wieder auf seinen Stuhl, zog die Klingel und bedeutete den darauf eintretenden Ortel:

„Nummer 34 von drüben soll hier herübergeführt werden. Nehmen Sie aber auch gehörige Wache mit."

„Nummer 34?" frug der Gerichtsdiener zurück, um ja kein Versehen zu machen. Sein Vorgesetzter nickte, und Ortel verschwand.

Der Fremde war indessen auf seinen Stuhl zurückgesunken und holte tief Athem. Endlich stützte er beide Ellbogen auf die Kniee, barg sein Gesicht in den Händen und saß laut- und regungslos da. Ein paar Mal ging die Thür auf, und er zuckte dann wohl jedes Mal zusammen, rührte sich

aber nicht, bis draußen auf dem Gang endlich die Schritte mehrerer Männer laut wurden, gleich darauf die Thür geöffnet wurde und Ortel mit lauter Stimme meldete: „Nummer 34!“

Da richtete sich der Fremde langsam auf, und wenn es möglich war, so erschien sein Gesicht jetzt noch fahler, sein Blick hohler denn vorher.

Der Gefangene trat langsam vor. Schöffel war in der langen Zeit seiner Haft alt geworden; die Kerkerluft hatte seinen Zügen eine ungesunde Farbe gegeben, während das Auge allen Glanz verloren. Die rothen Haare hatte man ihm dabei kurz abgeschnitten, und er ging in die graue, unheimliche Tracht der Sträflinge gekleidet.

Auch sein Blick war scheu und unstät geworden. Er flog von Einem zum Andern und haftete zuletzt auf dem Fremden. Die Uebrigen kannte er gut genug; wie manche peinlich lange Stunden hatten sie ihn hier gequält.

Damals berief er sich wohl noch auf seine Unschuld bei dem ihm zur Last gelegten Verbrechen; aber jetzt war das längst vorbei, und die Sache abgemacht. Fünfzehn Jahre Zuchthaus ist eine lange Zeit, und wenn er auch sieben schon davon abgesessen — zwei Jahre dauerte die Untersuchung, die man ihm natürlich nicht zu Gute rechnete — so blieb es zweifelhaft, ob er das Leben noch acht Jahre ertragen konnte. Jetzt wußte er in der That selber kaum mehr, ob er den Mord wirklich verübt habe, oder nicht. Es blieb sich auch nun gleich, und er fürchtete sich fast vor der Zeit, wo er — ein alter Mann mit einem zerstörten Körper und gebrandmarkten Namen, wieder in das Leben hinausgestoßen werden sollte.

Sein Blick und der des Fremden begegneten sich. Aber der Gefangene kehrte sich gleichgültig wieder ab. War er doch nur neugierig, was man von ihm wolle. Jedenfalls freute es ihn, daß man ihn gerufen, gleichviel wozu. Es blieb doch immer eine Unterbrechung seiner monotonen Haft — ein Augenblick, in dem er mit freien Menschen verkehren durfte — und war's auch nur mit Polizeileuten.

„Hier, mein Herr,“ sagte der Assessor Bellert, indem er

auf den Gefangenen zeigte, „hier also ist der Mann, den Sie zu sehen wünschen. Du bist doch Schöffel von Herslingen, nicht wahr?"

Der Gefangene drehte langsam den Kopf nach ihm hinüber.

„Wer? — ich, Herr Actuarius? Ja, ich glaube wohl," setzte er mit einem unheimlichen Lächeln hinzu, „aber gewiß weiß ich's freilich nicht mehr. Es ist so lange her, daß ich meinen eigenen Namen nicht gehört; ich glaube, ich könnte nicht einmal mehr darauf schwören. Hier heiß' ich Nummer 34, wenn ich auch früher nur gedacht, daß so eine Nummer blos eine Klafter Holz oder einen Haufen Reisig bedeuten könne. Wenn Sie in den Acten hinter der Nummer nachsehen, werden Sie den richtigen Namen wohl finden."

„Schon gut, schon gut; wir wollen nichts weiter von Dir wissen," sagte der Assessor ungeduldig und winkte ihm mit der Hand, „Du hast nur auf an Dich gerichtete Fragen zu antworten."

„Nummer 34 gehorcht!" sagte der Mann ruhig und sah still vor sich nieder.

Der Fremde hatte indessen keinen Blick von den rauhen Zügen des Unglücklichen verwandt. Jetzt aber, als der Assessor schwieg, richtete er sich empor und sagte dann mit gewaltsam gesammelter, aber ruhiger und fester Stimme:

„Herr Assessor Bellert, haben Sie Zeit, eine Geschichte anzuhören?"

„Wenn sie nicht zu lange dauert," erwiderte dieser, nach der Uhr sehend. „Es ist fast drei Viertel auf zehn Uhr, und um Zehn sind Leute herbeschieden."

„Ich werde mich kurz fassen," hauchte der Fremde, fuhr sich mit der Hand über die bleiche, mit großen hellen Tropfen bedeckte Stirn und begann:

„Sie wissen, daß vor neun Jahren im Hollendeiker Revier, am Rande einer Kieferndickung, der Forstgehülfe Meier ermordet gefunden wurde?"

Schöffel, der bei Seite stand und bis jetzt geglaubt hatte, daß vorher, ehe er vorgenommen wurde, erst noch eine andere, ihm gleichgültige Sache verhandelt werden solle, zuckte, so wie er den Namen hörte, jäh empor.

„Allerdings," sagte der Assessor, „und dort steht sein Mörder. — Er hat zwar bis auf den heutigen Augenblick noch frech geleugnet, die Beweise waren aber so überzeugend gegen ihn, und sein ganzes früheres Leben bezeugte die That dermaßen, daß ihn die Gerichte zu der Strafe verurtheilten, die er jetzt verbüßt."

„Einen Zeugen in der Sache haben Sie aber noch nicht vernommen," sagte der Fremde, „oder wenn er früher vernommen wurde, hat er nicht Alles ausgesagt, was er wußte. Ich bin beauftragt, dessen Worte zu überbringen — bitte, nehmen Sie das, was ich Ihnen jetzt erzählen werde, zu Protokoll."

„Aber Ihr Name —"

„Sie werden ihn nachher ausfüllen können; ich — mag der Erzählung nicht vorgreifen. — Darf ich beginnen?"

Der Assessor nickte ihm zu und griff dann kopfschüttelnd nach seiner Feder. Nach einigen flüchtig auf das Papier geworfenen Worten sah er zu dem Fremden wieder auf, und dieser sagte:

„In jener Zeit lebte in Hollendeik ein Mann, der ein Wirthshaus hielt und in dem Ruf stand, mit Wilderern geheime Verbindung zu haben und ihnen gestohlenes Wildpret abzukaufen."

„Ja, ich weiß," unterbrach ihn Herr Bellert — „er hieß Joseph Kerdelmann. Ich habe ihn selber damals verhört. Es konnte ihm nichts bewiesen werden, und er ging später nach Amerika, glaub' ich. Es ist übrigens ziemlich sicher, daß er das wirklich gethan, was man ihm zur Last gelegt, und besonders mit dem Burschen da in genauerer Verbindung gestanden, als Beide eingestehen mochten. Er hat auch dessen Frau durch ein Geschenk entschädigt. Später bekamen wir noch gewissere Beweise, aber leider war er da schon fort."

„Er hat nie von anderen Wilderern gekauft," sagte der Fremde ruhig, „denn was er brauchte, schoß er selber."

„Da sind Sie im Irrthum," sagte der Assessor, ungeduldig werdend — „Kerdelmann war allbekannt ein schlechter Schütze und ging nie auf die Jagd. — Bitte, lassen Sie die

alten Geschichten und kommen Sie zu dem, was Sie uns sagen wollten, denn damit vertrödeln wir nur die Zeit."

„Ich habe Sie ersucht, Herr Assessor, das zu Protokoll zu nehmen, was ich Ihnen hier mittheile," entgegnete ruhig der Fremde — „ich spreche wie unter einem Eid und erzähle Ihnen nur Thatsachen."

„Und ich habe es immer geglaubt," murmelte der Gefangene vor sich hin, und wußte in dem Augenblick kaum noch, daß er gefangen war. Auge und Ohr hing an dem Fremden, und wie eine Ahnung ging es in ihm auf, daß ein Wendepunkt seines Schicksals eingetreten sei — zum Guten oder Schlechten? — bah, was da kam, mußte ja zum Guten kommen; zum Schlechten war es nicht mehr möglich!

„Und womit wollen Sie beweisen, was Sie hier sagen?" frug der Assessor, noch immer zweifelnd.

„Mit dem, was weiter folgt," erwiderte der Fremde, „und bitte, unterbrechen Sie mich nicht mehr. Noch hab' ich die Kraft zu reden; aber mein Körper ist in der letzten Zeit aufgerieben und überspannt worden, und — ich möchte meine Sinne beisammen halten. Ich wiederhole deshalb, jener Mann, der das Wirthshaus zum Rothen Hirsch hielt, hat nie Wild von Wilderern gekauft, stand deshalb auch nie mit jenem Schöffel" — „Nummer 34" murmelte der Unglückliche — „in Verbindung.

„Ob Schöffel damals selber noch gewilddiebt hat, weiß ich nicht, glaube es aber nicht, denn mit schlimmer List suchte er jenen Joseph Kerbelmann zu verleiten, ihm angeblich gestohlenes Wild abzukaufen. Kerbelmann wurde gewarnt — von wem, kann ich nicht sagen, aber nicht von Schöffel selber. Doch auch ohne die Warnung hätte er es ihm nicht abgekauft, denn er mißtraute ihm gleich von Anfang an, haßte den Menschen aber deshalb noch mehr als vorher, weil er die Hand dazu geboten, ihn vor Gericht zu bringen.

„In jener Zeit war der Wirth fast jede Nacht draußen im Walde. Mit allen Schleichwegen bekannt, gelang es ihm leicht, die Wachsamkeit der im Anfang etwas schläfrigen Jäger zu täuschen. Nur Einer, jener Meier, war fleißiger als die übrigen, und weil er Schöffel für einen Wilderer hielt, suchte

er diesen zu erwischen. Auf Kerdelmann hatte Niemand Verdacht, eben weil sich dieser absichtlich für einen schlechten Schützen ausgab und nie öffentlich mit auf die Jagd ging."

„Aber woher wissen Sie das Alles?" fragte der Assessor, zu den erregten Zügen des Redenden erstaunt aufsehend.

„Kerdelmann," fuhr der Fremde ruhig fort, ohne die Frage zu beantworten, „war denn eines Nachts heimlich hinausgegangen, ein Stück Wild zu schießen. Er wußte, daß der Forstgehülfe Meier im Walde herumspionirte, aber durch seine bisherigen glücklichen Erfolge tollkühn gemacht, lachte er der Gefahr, der er schon zu begegnen hoffte. Da er die Wechsel des Wildes genau kannte, brauchte er dabei nicht viel Zeit mit Bürschen zu verlieren, auch verringerte er die Gefahr, entdeckt zu werden, indem er sich ruhig in den Rand eines Dickichts auf den Anstand setzte.

„Es war schon ziemlich kalt, aber geduldig saß er, bis der Mond hell aus den Wolken trat, und nun auch nicht lange nachher ein Rudel Wild über einen offenen Schlag vertraut herüberkam. Nur etwas höher als gewöhnlich hielten sie sich in dieser Nacht, und der Wildschütz, als er merkte, daß sie nicht in Schußnähe von ihm kommen wollten, schlich etwas weiter im Dickicht hinauf, nahm, als das Rudel langsam dort vorüberzog, eine gelte alte Gais auf's Korn und schoß sie auf's Blatt, daß sie in ihrer Fährte verendete. — Er fehlte fast nie."

„Kerdelmann?" flüsterte der Gefangene, und sein ganzer Körper zitterte vor innerer Bewegung, die Augen traten fast aus den Höhlen, die Hände hatte er bebend vorgestreckt, und jedes Wort verschlang das gierig lauschende Ohr.

„Aber woher um Gottes willen wissen Sie das Alles?" rief der Assessor noch einmal. „Ich begreife gar nicht —"

Der Fremde winkte ihm leise mit der Hand zu schweigen, und so stier, so geisterhaft war dabei sein Blick, daß der erschreckte Assessor die Frage nicht wiederholte, denn auf's Neue drängte sich ihm der Verdacht auf, daß er es mit einem Wahnsinnigen zu thun habe.

„Das alte feiste Thier war zusammengebrochen und lag langgestreckt am Boden," fuhr der Fremde mit ruhiger,

monotoner Stimme fort, „aber der Schuß hatte ein so donnerndes Echo in den Bergen gefunden, daß der Wildschütz sich nicht gleich auf die offene Blöße hinausgetraute. Das andere Rudel war schon lange zum Kamm des Berges hinaufgeflohen. Todtenstille herrschte wieder im Wald, und noch immer lag er vorsichtig lauernd auf der Wacht, ob der Knall nicht seinen Feind, jenen Meier, herbeiführen würde. Aber Alles blieb ruhig — kein Schritt im Laub, kein knickender Ast verrieth, daß noch ein lebendes Wesen außer ihm dort draußen sei.

„Da endlich, als er sich wieder vollkommen sicher fühlte, glitt er hinaus auf den Schlag, um das Stück Wild in die Kieferndickung hinein zu holen."

Der Fremde schwieg einen Augenblick und starrte vor sich nieder. — Schöffel war unwillkürlich einen Schritt vorgetreten, sein von ihm abgewandtes Gesicht besser sehen zu können, und selbst der Assessor starrte ihn jetzt in wachsender Spannung an. Der fremde Mann war jedenfalls in einer ganz unnatürlichen Aufregung, und er selber neugierig geworden, wo er hinaus wolle. Daß er sich übrigens mit jenem Kerdelmann irre, davon fühlte sich der Assessor überzeugt, denn er selber als damaliger Actuar Bellert hatte den Proceß geführt und mußte natürlich am besten wissen, wie die Sachen standen.

„Als Kerdelmann," fuhr endlich der Fremde fort — „das Dickicht schon fast erreichte — er war kaum vier oder fünf Schritt davon entfernt — donnerte ihm plötzlich ein lautes „Halt!" entgegen — halt! — er hat den Anruf nie vergessen können, sein ganzes übriges Leben lang — und ein Jäger, das Gewehr im Anschlag, stand vor ihm — er war verloren. — Seine eigene Büchse lehnte drin im Busch, gerade an derselben Stelle, wo jener stand, und er befand sich also rettungslos in der Gewalt des Feindes. — Es war jener unglückliche Meier, den sein böser Stern zu jener Zeit hierhergeführt, und Kerdelmann kannte und — haßte ihn. — Wie er ihn nachher überlistete, bleibt sich gleich, aber als er ihm vergebens Geld und gute Worte geboten, ihn ungestraft ziehen zu lassen, machte er ihn so weit sicher, daß er ihm half,

das im ersten Schreck abgeworfene Wild wieder auf die Schulter zu heben, um es in's Dorf hinabzutragen.

„Kerbelmann wußte, er war verloren, sobald der Jäger am Leben blieb, und den ersten möglichen Augenblick benutzend — — stieß er dem Forstgehülfen sein Messer in den Leib."

„Kerbelmann?" schrie der Gefangene auf — „Kerbelmann? Und ich — ich habe die langen Jahre schuldlos sitzen müssen? Meine Familie ist zu Grunde gegangen — ich selber bin ein elender, erbärmlicher Zuchthäusler geworden — Gerechtigkeit! — ist das Gerechtigkeit? Oh Du heiliger, barmherziger Gott!"

„Haltet Euer Maul!" fuhr ihn der Assessor finster an. Er mochte sich nicht, nur auf die Aussage eines Fremden hin, gleich so leicht davon überzeugen lassen, daß durch seine eigene Schuld ein armer Teufel so lange Jahre unschuldig im Gefängniß gesessen. — „Das ist eine gar wunderbare Geschichte, die Sie uns da erzählen," wandte er sich dann gegen diesen, „und ich möchte wissen, wie Sie es beweisen wollen."

„Hören Sie mich weiter," sagte der Fremde, der, zwar mit vollkommen blutlosen Wangen, aber jetzt mit fester Stimme und unbewegten Zügen fort erzählte. — „Der Mörder floh nach der That in das Dorf zurück. Unentdeckt erreichte er sein Haus, vergrub dort die blutigen Kleider, die er später vernichtete, sowie sein Gewehr, und ließ die Sache ihren Lauf gehen. Durch eine Jagd kam der Mord allerdings früher an den Tag, als er erwartet hatte, da ihm ein frischer Schnee außerordentlich günstig gefallen. Aber der Verdacht des Mordes lenkte sich auf einen Mann, den er von Herzen haßte, und der ihn selber erst vor kurzer Zeit hatte durch List überführen und den Gerichten übergeben wollen. Mit Schadenfreude sah er deshalb, wie er zwei Fliegen mit einem Schlag getroffen, und dachte nicht daran, den unschuldig Angeklagten durch ein entschlossenes Geständniß frei zu machen. — Er wußte nicht, daß er den schlimmsten Ankläger im eigenen verstockten Herzen trug. Aber doch litt es ihn nicht länger hier in Deutschland, Anderes, das nicht hierher gehört, kam dazu, daß er sich unbehaglich — nicht recht sicher fühlte, und er — wanderte aus."

„Und wo ist er jetzt?“ frug der Assessor, der, aufmerksam werdend, die Züge des Erzählenden schärfer und forschender betrachtet hatte.

„Hören Sie mich weiter,“ sagte der Mann, langsam die Hand gegen ihn aufhebend. „In Amerika ging es ihm im Anfang gut. Mit dem Geld, das er hinübergebracht, kaufte er unter günstigen Verhältnissen eine Farm — heirathete und hatte liebe Kinder — aber der Wurm fraß an seinem Herzen. Sah er im Anfang, den Mord nicht achtend, selbst gleichgültig auf das Loos des Unglücklichen zurück, der unschuldig seinethalben im Gefängniß schmachtete, hoffte er von der Zeit, daß sie das Ganze in Vergessenheit begraben würde: so ward die Zeit gerade sein schlimmster Feind. Mit jedem Tag wuchs die Angst, daß da oben doch ein Rächer wohnen könne, mit jedem Tag trat der blutige Leichnam, traten die bleichen Züge des Eingekerkerten mahnender, lebendiger vor seine Seele. Er mied den Umgang mit anderen Menschen — verließ auf halbe Jahre lang die Seinen, um in der Wildniß, von dem Gewissen gejagt, umherzuirren — umsonst — das Schreckbild folgte — folterte ihn, wohin er sich auch wandte. Nicht in der Kirche, nicht im stillen Wald, nicht in der wildesten Gesellschaft mied es ihn. An seine Sohlen geheftet, jagte es ihn das weite Land auf und ab, bis er endlich, an Kraft gebrochen, zu den Seinen wiederkehrte. — Aber auch dort verließ es ihn nicht, und bald trat auch der Fluch, der ihn bis dahin nur in seiner eigenen Brust gequält, thatsächlich ihm in's Leben. Seine Kinder erkrankten, eins von ihnen starb. Brand, Mißwachs und Seuchen erschütterten sein Vermögen. — Endlich legte sich auch die Frau, die mit eines Engels Geduld seinen finstern Trübsinn ertragen, und vier Wochen später war sie eine Leiche.

„Was der Mann damals geduldet und gelitten — eine Menschenzunge wäre nicht im Stande es zu beschreiben — und doch war sein Leidenskelch noch nicht zur Hälfte geleert. — Sein letztes Kind — sein Liebling — lebte noch, und auch das mußte er endlich langsam hinsiechen — mußte es sterben sehen.“ —

Der Mann schwieg, und in der Erinnerung an all' das

Entsetzliche, das er überstanden — in dem Gefühl der Verzweiflung, die seine Seele erfaßt, zermalmt hatte, versiegte ihm fast die Sprache, jagte sein Blut in Fieberhast durch seine Adern, zitterte sein ganzer Körper.

„Wie ist mir denn,“ sagte da der Assessor — „Ihr Gesicht kommt mir eigentlich so bekannt vor — die ganze Gestalt — ich weiß nicht — sind denn Sie selbst am Ende —“

„Hahahaha!“ lachte der Unglückliche laut und grell auf, daß es dem Assessor fröstelnd über die Haut lief und der Gerichtsdiener draußen den Kopf erschreckt zur Thür hereinsteckte — „hahahaha, kommt Ihr endlich auf die richtige Spur, Ihr Schergen der Gerechtigkeit? — Ja,“ rief er, und seine Stimme klang hohl und wild, sein Auge glühte von einem unheimlichen Feuer, seine ganze Gestalt hob sich und er schien wie außer sich — „ja, von dem Augenblick an litt es den Vernichteten, den Ausgestoßenen, den Verdammten nicht mehr unter den Menschen — Gottes Finger deutete auf ihn, er war den finsteren Mächten verfallen, und nur der Drang, sein Herz hier noch durch Buße zu erleichtern — einen Theil des Unrechts wieder gut zu machen — wenn auch das nicht schon zu spät war, hielt ihn noch am Leben. Sobald ich aber zu dem Entschluß gekommen war, sobald ich erst einmal das klare Bewußtsein gewonnen, daß nur durch einen solchen Schritt jene zürnende Gottheit wieder versöhnt werden könne, machte ich Alles, was ich besaß, zu Geld und floh zu Schiff — nach Deutschland —“

„Sie?“ rief der Assessor, von seinem Stuhl aufspringend, während Schöffel, keines Lautes mächtig, mit gefalteten Händen daneben stand.

„Ich — ich — ich!“ schrie der Unglückliche, in furchtbarster Aufregung um sich blickend — „ich bin jener Elende, Verworfene; der Mörder, der den Jäger erstochen, der Räuber, der diesem Unglücklichen da sein ganzes Leben heimtückisch gestohlen. — Schöffel!“ stöhnte er plötzlich und warf sich in wilder Heftigkeit vor dem Gefangenen auf die Kniee — „Schöffel, armer mißhandelter, geknechteter, zertretener Mensch, vergieb einem Elenden, der aus Rache und Bosheit, der in feiger, nichtswürdiger Angst sich heimlich durch die Flucht der

verdienten Strafe entzog. — Ich bin der Hirschenwirth — ich bin Kerdelmann — ich —" Er vermochte nicht mehr; sein Körper, der das Unglaubliche ertragen, brach unter der Last zusammen, und ohnmächtig lag er zu den Füßen Schöffel's.

Die Gerichtsdiener, die bei den letzten dröhnenden Worten des Mannes in das Zimmer getreten waren, sprangen jetzt zu, ihn aufzuheben. Der Assessor wechselte dabei einige Worte mit Ortel, und Einer der Leute wurde rasch nach einem Arzt geschickt. Ehe der kommen konnte, hatte sich indessen Kerdelmann schon wieder erholt.

Von jetzt an schien aber eine vollkommene Veränderung mit ihm vorgegangen zu sein. Er war plötzlich verwandelt; die Farbe kehrte in seine Wangen zurück, und mit dem Bewußtsein, das Ziel erreicht zu haben, dem er mit einer wahren Todesangst die letzte Zeit entgegengestrebt, handelte er von dem Augenblick an besonnen und vollständig leidenschaftslos.

Schöffel war noch im Zimmer. — Der Assessor wußte in der That nicht, was er mit dem Mann jetzt anfangen sollte — und Kerdelmann's erster Blick suchte und fand ihn. — Schöffel selber stand wie in einem Traum; das volle Glück dieses Augenblicks war er noch nicht im Stande zu fassen. — Kerdelmann handelte für ihn.

Er stand auf, strich sich die Haare zurück, und ersuchte dann mit vollkommen ruhiger Stimme den Assessor noch um einige Minuten Gehör. Dieser wollte jetzt die Gerichtsdiener entfernen, aber er bat, sie im Zimmer zu lassen, da er der Zeugen bedürfe. Dabei legte er dem Beamten seine Papiere vor, die er in einer kleinen Brieftafel in der Tasche trug — es war sein alter und sein neuer Paß, und während der Assessor diese durchsah, schnallte er sich den Geldgürtel ab, den er noch immer um den Leib trug.

„Dies," sagte er dabei, „ist der Rest meines Vermögens, den ich mir von Amerika gerettet — Kinder habe ich nicht mehr; meine Frau ist todt, und dies Geld gehört von Gott und Rechts wegen dem Unglücklichen, der meinethalben die vielen Jahre schwerer Haft unschuldig ertragen mußte. Hier, Schöffel — nehmt es — Ihr habt es Euch schwer und sauer verdienen müssen, und wenn es Euch auch die Schmach und

das Herzeleid, das Ihr ertragen habt, nicht in seinem tausendsten Theil vergüten kann, so bedenkt, daß es Alles ist, was ich, mit meinem Leben, Euch im Stande bin zu bieten. — Ihr werdet es wahrscheinlich hier bei Gericht deponiren müssen, bis Ihr frei gelassen seid, aber das kann jetzt nicht mehr lange dauern — und Alle hier sind Zeugen, daß es Euch gehört. Und nun bitte ich, laßt mich mit dem Herrn Assessor noch eine kurze Zeit allein, daß ich die ihm nöthig dünkenden Fragen beantworten und ihm noch den letzten Zweifel benehmen kann. — Ihr habt nichts zu fürchten," sagte er wehmüthig lächelnd, als er sah, daß die Leute zögerten, ihm zu gehorchen. „Ich bin den weiten Weg über's Meer zurückgekommen, mich den Händen des Gerichts zu überliefern, und werde Euch jetzt wahrlich nicht entfliehen."

XII.

Wie ein Lauffeuer breitete sich indessen das Gerücht in der Stadt aus, „der Kerbelmann", den sie Alle recht gut gekannt, „der Kerbelmann ist wieder da — ist steinreich von Amerika zurückgekommen, und hat sich selber den Gerichten als Mörder des Forstgehülfen Meier gestellt".

Noch an demselben Abend wußte es jedes Kind in Grafenhoff sowohl wie in Hollendeik, und wenn es auch im Anfang bezweifelt wurde, bestätigten es doch bald spätere Nachrichten. Ueberdies begann am nächsten Tag ein neues Zeugenverhör in der schon fast vergessenen Sache, und rief eine fast unglaubliche Aufregung in dem kleinen Ort hervor.

Wenn Kerbelmann übrigens geglaubt, daß es nur seines einfachen Bekenntnisses bedürfe, Schöffel, den unschuldig Eingekerkerten, befreit und sich selber der nur zu wohl verdienten Strafe überliefert zu sehen, so hatte er sich darin geirrt. Er kannte unsern deutschen vorsichtigen Gerichtsgang nicht.

Eine neue Untersuchung begann; Zeugen wurden aus

allen Ecken und Enden herbeigeholt, die alten Actenstücke bis auf den Grund durchwühlt und neue aufgehäuft — und warum? — Kerdelmann konnte wahnsinnig sein — und die einfache Thatsache, daß er sich selber auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, bewies beinahe das Mögliche in den Augen des Gerichts. Aengstliche, genaue Untersuchung stellte aber nichts dem Aehnliches heraus. Der Unglückliche hatte seine Sinne fest beisammen; ja wie der erste für ihn furchtbare Moment der Anklage selber vorüber war, schien ihn sogar eine gewisse freudige Ruhe zu erfüllen.

Er beantwortete alle an ihn gestellten Fragen einfach kurz und deutlich, widersprach sich nie, denn er sprach Wahrheit — und das Geschehene stand ja mit Flammenzügen in seinem Herzen eingegraben — und trieb und drängte nur dem einen Ziel jetzt entgegen, daß Schöffel seine Freiheit wiederbekam. — Das kostete Mühe, aber — es geschah doch endlich. Nachdem man alles Mögliche angewandt, thatsächliche Beweise für das Gestandene aufzufinden, nachdem sogar der kleine Fluß abgelassen worden, an der bezeichneten Stelle das dort hineingeworfene Büchsenrohr wieder aufzufinden, und dieses, nach achttägiger Arbeit, glücklich zu Tage gefördert worden war, entließ man den bis jetzt unschuldig Eingekerkerten seiner langen Haft und übergab ihm sogar, in Rücksicht auf dieselbe, das ihm von Kerdelmann geschenkte Geld, ohne die Gerichtskosten des Processes davon abzuziehen.

Der Vorschlag dazu wurde allerdings gemacht, aber doch für unpassend befunden und zurückgewiesen.

Kerdelmann hatte indessen mit Niemandem mehr in Verbindung gestanden, obgleich er sich während der Untersuchungshaft bei seinem Wächter nach Allem in der Nachbarschaft auf das Angelegentlichste erkundigte. Der Mann war aus Hollendeik gebürtig und kannte dort jedes Kind. Er wußte auch ganz genau, an welchem Tag der Kronenwirth gestorben und begraben sei, und daß die Margarethe Freier die Hülle und die Fülle gehabt, aber keinen genommen habe. Trotzdem sei sie noch ein schmuckes Mädel, wenn auch schon ein bischen in den Jahren.

Kerdelmann hatte sich das Alles wieder und wieder er-

zählen lassen, und war endlich bei dem Assessor um die Erlaubniß eingekommen, daß ihn Jemand aus Hollendeik besuchen dürfe.

Da die Untersuchung gegen ihn geschlossen war, hatte man nichts dagegen. Er bekam sogar auf seinen Wunsch Schreibmaterialien in seine Zelle, und der Schließer erhielt darauf von Kerdelmann einen Brief zur Beförderung, der die Adresse trug:

„An Margarethe Asfeldt zu Hollendeik in der Krone."

Da der Brief unversiegelt war, so gehorchte der Schließer dem Drange seiner Neugier, die Zeilen sofort zu lesen. Sie lauteten einfach:

„Wollen Sie, Margarethe, einen Unglücklichen noch einmal sehen, ehe ihn die Strafe seines Verbrechens erreicht hat, so bitte ich Sie dringend, sich morgen nach Grafenhoff und zu mir zu bemühen. Ich habe die Erlaubniß erhalten, einen Besuch zu empfangen — aber ich habe nur Zeit bis morgen. Sind Sie um vier Uhr nicht bei mir, so nehme ich an, daß Sie den Elenden nicht wieder sehen wollen, der unsägliches Leid auf so viele unschuldige Häupter gehäuft hat, wenn sein eigenes Herz auch jetzt von Reue zerknirscht und gebrochen ist. Ich selber betrachte Ihren Besuch als die einzige Gunst, die ich noch vom Leben erflehe.

Joseph Kerdelmann."

Der Schließer musterte die Zeilen kopfschüttelnd ein paar Mal durch. Da fiel ihm ein, daß der Gefangene von eben diesem Mädchen in früheren Jahren einen Korb bekommen und daß dieser Korb für die alleinige Ursache seiner Auswanderung nach Amerika gegolten hatte. Es war natürlich, wenn er Margarethe geliebt, daß er sie noch einmal sehen wollte, bevor ihn die Mauern des Strafhauses für immer von der Welt schieden.

Der Brief mußte, der Ordnung nach, erst dem Assessor vorgelegt werden. Herr Bellert hatte aber nicht gleich Zeit oder Lust, ihn durchzusehen. Er ließ ihn bis zum nächsten Morgen liegen. Dann wurde er befördert und Margarethe erhielt ihn des Nachmittags.

Kerdelmann verhielt sich indessen vollkommen ruhig in seiner Zelle, und sprach so heiter mit seinem Wächter, wie dieser ihn noch gar nicht gesehen. Am nächsten Morgen räumte er seine Zelle auf, legte reine Kleider an und bereitete sich auf seinen Besuch vor.

Aber Stunde auf Stunde verging und Niemand kam. Eine eigenthümliche Angst schien sich des Gefangenen unter der Zögerung zu bemächtigen. Der Mittag rückte heran, und Kerdelmann berührte die ihm gebrachte Kost nicht, aber unzählige Mal fragte er den Schließer, ob denn auch sein Brief ordentlich bestellt sei. Von diesem, der um die Verzögerung nicht wußte, erhielt er nur bejahende Antworten, — die Zeit jedoch verstrich.

Es schlug vier Uhr draußen — der letzte Termin, den er Margarethen gesetzt — und sie war nicht gekommen.

Wohl eine Stunde noch saß er still und schweigend, den Kopf in die Hände gestützt, auf der Pritsche, die ihm zum Lager diente, dann richtete er sich langsam auf und ging zu seinem Tisch, auf dem das Schreibzeug von gestern noch stand.

Es fing schon an zu dämmern, aber es waren auch nur einige Zeilen, die er auf ein Blatt schrieb, das er offen auf dem Tisch liegen ließ.

Als bald darauf der Schließer die kleine Klappe von außen öffnete, von der aus er seine Zelle übersehen konnte, lag der Gefangene auf seinen Knieen neben dem Bett und betete. Erstaunt sah ihm der Schließer eine Weile zu. — Es war das erste Mal, daß er ihn in solcher Lage traf, und er wollte ihn nicht stören. Er schloß leise die Klappe wieder und ging langsam den Gang entlang in seine Stube oben.

Eine halbe Stunde mochte verflossen sein, als ein Wagen vorfuhr, aus dem ein Bauernmädchen stieg, und gleich darauf wurde der Schließer hinabgerufen. Die eben Gekommene verlangte einen der Gefangenen zu sprechen.

„Hallo, Gretchen,“ sagte der Mann, der sie von Hollendeik aus gut genug kannte, „der arme Teufel da oben hat

mit Schmerzen schon den ganzen Tag auf Dich gewartet — er muß Dir doch wohl 'was recht Nothwendiges zu sagen haben."

„Kann ich ihn sehen, Thomas?" sagte Margarethe mit leiser, zitternder Stimme — „ich habe ja den Brief erst heute Nachmittag bekommen."

„So spät? — ja, sehen kannst Du ihn gewiß; der Herr Assessor hat's erlaubt. Die Untersuchung ist vorbei, und ich denke, morgen früh wird ihm sein Urtheil publicirt werden. Es ist heute Abend eingetroffen."

„Ist er oben?"

„Ja, Schatz, wo soll er denn sonst sein? Unsere Gesellschaft findest Du immer zu Haus."

„Bitte, Thomas, führe mich zu ihm hinauf."

„Nun, warte nur einen Augenblick, mein Schatz," sagte der Mann. „Auf der Treppe wird's schon finster sein und sie sind erst dabei die Lampen anzustecken. Ich will ein Licht mit hinaufnehmen."

Der Mann ging unten in die Wachtstube hinein, holte von dort ein angezündetes Licht heraus, und mit den Worten: „Na, nu komm und nimm Dich ein bischen in Acht, daß Du mir nirgends gegenrennst," stieg er, von dem Mädchen gefolgt, langsam die breite steinerne Treppe hinauf, die zu der Zelle des Gefangenen führte.

In den Gängen war es indessen vollständig dunkel geworden und Einer der Leute eben draußen beschäftigt, die dort aufgehangenen Lampen anzuzünden — der Docht wollte nur noch nicht recht brennen.

Thomas, der Schließer, schritt langsam den Gang entlang, und Margarethe, die sich dicht hinter ihm hielt, faßte es mit unheimlich wildem Schauer, als sie an den mit Schlössern behangenen niederen Thüren vorüberging. Wie viel Elend, wie viel Jammer lag dahinter verborgen, wie viel Verbrechen lauerten hinter jenen Riegeln — und wenn sich jetzt die kleinen Klappen geöffnet hätten — wenn irgend ein Schreckbild seinen Arm nach ihr herausgestreckt hätte! Eiskalt überlief es das Mädchen bei dem Gedanken, und scheu warf es den Blick nach links und rechts hinüber und auf den eigenen

Schatten zurück, der von dem unsicher getragenen Licht bald da, bald dorthin unstät schwankte.

„Nummer 17," sagte da Thomas, das Licht etwas emporhebend, daß er die kleine rauchgeschwärzte Nummertafel über dem Eingang erkennen konnte — sahen sich doch die Thüren einander gleich — „da drinnen ist er. Heda, Kerdelmann!" rief er dann, die kleine Klappe öffnend, ehe er die Thür aufriegelte und aufschloß, „seid Ihr bereit? — es kommt Besuch."

Es war vollkommen finster in dem dunkeln Raum, aber Niemand antwortete.

„Er ist wahrhaftig ausgegangen," lachte Thomas in sich hinein, und deckte seine Augen mit der Hand gegen das Licht, um besser sehen zu können — „he, Kerdelmann! — schlaft Ihr?"

Keine Antwort.

„Hm," sagte der Mann, den Kopf schüttelnd, während er ohne Weiteres die Klappe wieder schloß und die beiden schweren Riegel zurückschob, „der muß schlafen wie ein Dachs."

Das schwere Schlüsselbund klirrte, das Schloß kreischte, und gleich darauf öffnete sich die dicke, eisenbeschlagene Thür in ihren Angeln.

Margarethe faßte ein eigenes, herzzerschneidendes Weh — das Blut stand ihr still, und sie mußte sich an die Wand lehnen, um nicht umzusinken.

Der Mann trat mit dem Licht hinein; das Mädchen wagte nicht ihm zu folgen — und doch blieb er so lange, und auf dem Gang war es so düster und wie leises, unheimliches Flüstern tönte es von allen Seiten an ihr Ohr. — Auch in der Zelle wurde kein Wort gesprochen. — Endlich kam der Schließer zurück, aber anstatt sie hineinzuführen, schloß er die Thür wieder hinter sich und schob die beiden Riegel vor.

„Ist er nicht drinnen?" frug jetzt Margarethe zögernd.

„Ja," brummte der Gefängnißwärter, — „aber — er nimmt keinen Besuch mehr an."

„Habt Ihr ihm gesagt, daß ich da sei?" forschte das Mädchen mit schüchterner Stimme.

„Hm — komm, Gretchen," sagte der Schließer, und putzte das Licht, das er in der Hand trug, „es ist — es ist besser, wir gehen hinunter."

„Was ist geschehen — um Gottes willen — Ihr seid — Ihr seid so sonderbar — darf ich denn nicht hinein?"

„Nein, mein Herz," sagte der Mann ruhig — „lieber nicht. Es sieht häßlich da drinnen aus. — Ich glaube nicht, daß sie der Nummer 17 ihr Urtheil morgen früh vorlesen werden."

Margarethe blieb stehen — ihr Herzblut stockte, und das Gewölbe fing an sich mit ihr herumzudrehen; aber stark, wie sie immer war, sammelte sie sich rasch wieder, faßte den Arm des Schließers und sagte:

„Thomas — führt mich hinein zu dem — Todten."

Der Schließer sah sie verwundert an und schien keine Lust zu haben, ihren Wunsch zu erfüllen; aber das Mädchen fuhr fort:

„Ich habe die Erlaubniß erhalten ihn zu sehen — lebend oder todt, was liegt daran! Er war ja doch schon todt für die Welt — ob er auch noch athmete."

„Es sieht häßlich aus, Gretchen," versetzte der Schließer abmahnend.

„Bitte, guter Thomas."

„Na — meinetwegen — mir kann's recht sein," sagte kopfschüttelnd der Mann und schloß die Thür wieder auf — „aber lange dürfen wir nicht bleiben, denn ich muß gleich die Meldung machen."

„Nur einen einzigen kurzen Augenblick."

Die Riegel klirrten wieder zurück, das Schloß knickte in seiner Feder und die dunkle Zelle lag offen vor ihr da. Der Schließer aber trat voran hinein, und das Licht hoch haltend, deutete er schweigend auf den Körper, der ausgestreckt auf dem Lager ruhte. Ueber die Art seines Todes brauchten sie auch nicht lange in Zweifel zu sein; ein abgebrochenes Stück des irdenen glasirten Schreibzeuges hatte ihm dazu gedient, sich mit dem scharfen Bruch die Adern an Händen und Füßen zu öffnen, und das Leben war längst entflohen.

Sein Tod aber mußte leicht und schmerzlos gewesen sein, denn stiller Frieden lag über dem Angesicht des Unglücklichen, der sein Verbrechen schwer und lange gebüßt.

„Hm — der arme Sünder," brummte der Schließer leise — „ist nur von Amerika wieder herübergekommen, um den Schöffel frei zu machen."

Margarethe sagte kein Wort. Sie war neben dem Todten auf die Kniee gesunken und betete still.

Als sie einige Minuten so verbracht, richtete sie sich langsam auf und wollte die Zelle wieder verlassen. Da fiel ihr Blick auf den Tisch, auf dem ein beschriebenes Blatt lag. Sie trat hinzu, und es zum Lichte haltend, las sie die wenigen Zeilen. Sie lauteten:

„Auch das Letzte ist mir versagt worden. Sie will mich nicht mehr sehen und ich kann nicht länger warten. Heute ist der Jahrestag, an dem ich jenen Unglücklichen erschlug — heute noch muß ich vor meinen Richter treten, der meiner verzweifelnden Reue gnädig sein möge. Was ich auf der Erde noch zu thun hatte, hab' ich erfüllt — was mir dort bevorsteht, weiß nur Er — Seinen Händen übergeb' ich mich — Lebt wohl!

Nummer 17."

Langsam legte Margarethe das Blatt auf den Tisch zurück; große, helle Thränen tropften aus ihren Augen. Thomas hatte das Blatt ebenfalls aufgenommen und durchgelesen und schritt jetzt eben so schweigend mit ihr die Treppe hinab.

Der Wagen hielt noch unten vor der Thür.

„Gute Nacht, Thomas," sagte sie, als sie ihr bleiches Antlitz noch einmal gegen ihn drehte, und wenige Minuten später rollte das Fuhrwerk rasch die Straße nach Hollenbeit zurück.

Die Stiefmutter.

In dem freundlichen, von weiten Laubgängen durchzogenen Garten eines kleinen Landhauses lustwandelte eine hohe, stattliche Frau, deren ernster, wenn auch milder Blick reiferes Alter verrieth, als die sonst noch fast frischen und jugendlichen Züge wohl eingestehen mochten. Die Jahre schienen kaum ihre Spur auf dem lieben Antlitz zurückgelassen zu haben, und ein junges Mädchen von etwa siebzehn Jahren, das jetzt auf sie zusprang und sie küßte und „liebe Mutter“ nannte, hätte fast eben so gut für eine jüngere Schwester gehalten werden können.

„Denke Dir nur, Mama,“ rief die Letztgekommene, während die Mutter ihr liebkosend die vollen kastanienbraunen Haare zurückstrich und ihre Stirn küßte, „denke Dir nur, unser Nachbar Pahlmann wird wieder heirathen, und die arme Adele bekommt jetzt eine Stiefmutter!“

Eine leichte Wolke, wie ein zuckender Schmerz, schoß über die lieben, offenen Züge der Mutter, aber wie der an der Sonne vorüberstreichende Schatten schwand sie wieder, und ruhig sagte sie:

„Arme Adele? — Weshalb bedauerst Du sie? — Ist es nicht viel besser für die Kinder, wenn sie wieder eine Mutter in's Haus bekommen, die sorgsam das Hauswesen in Ordnung hält und der Wirthschaft ein Ende macht, die gemiethete Leute die letzten Jahre dort geführt?“

„Das schon, liebe Mutter,“ erwiderte Sabine, wie das junge Mädchen hieß, etwas verlegen, „aber eine Stiefmutter.“

Die sanften Augen der Frau trübten sich immer mehr, sie faßte der Tochter Hand und sagte freundlich, doch mit recht ernst zum Herzen dringendem leisen Ton:

„Und so hat Alles, was ich Dir über das häßliche Vorurtheil bis jetzt gesagt, und wovor ich Dich gewarnt habe, liebes Kind, doch nichts gefruchtet, und Du plauderst nach, was Du die Menge plaudern hörst. Leider schmücken die Verfasser der Kinder- und Jugendbücher ihre Erzählungen nur zu gern mit den billigen Schrecknissen einer bösen Stiefmutter aus, die arme Kinder peinigt und quält, und in unserer Zeit schon den Namen einer Stiefmutter mit dem einer recht schlechten bösen Frau ganz gleichbedeutend gemacht hat. Die Herzen der Kinder werden dadurch von frühester Jugend auf mit Haß und Furcht vor allen Stiefmüttern erfüllt, und nimmt das Schicksal ihnen die eigene Mutter und bringt der Vater eine zweite Frau in's Haus, dann hat die Aermste, mag sie es so gut auch mit den Kindern meinen, wie sie will, gleich von Anfang an ein furchtbares Vorurtheil zu bekämpfen, das ihr entgegensteht, und nur zu oft all' ihre Müh' und Liebe zu Schanden macht. Komm, Sabine," fügte sie dann hinzu, als das junge Mädchen verlegen still schwieg. „Setz' Dich zu mir hier auf die Bank, ich will Dir eine Geschichte erzählen aus früherer Zeit — vielleicht ändert das, wenn irgend etwas, Deinen Sinn."

Sabine folgte der Mutter zu der Gartenbank unter dem blühenden Fliederbaum. Dort, mit der Rechten die Hand der Tochter gefaßt, den linken Ellbogen auf den niedern neben ihr stehenden Tisch, und das Haupt in die linke Hand gestützt, während die dunkeln schwermüthigen Augen sinnend und der alten Zeiten gedenkend den Boden suchten, begann sie mit ihrer klaren, zum Herzen sprechenden Stimme in folgender Weise:

„In dem kleinen Städtchen Wendheim am Rhein lebte ein wackerer, ziemlich bemittelter Kaufmann, den ich Olbers nennen will, in so freundlichen und glücklichen Familienverhältnissen, wie es sich ein Mensch nur wünschen kann. Seine Frau hatte ihm in sechsjähriger Ehe zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, geboren. Das Mädchen war

aber erst sieben, der Knabe fünf Jahre alt, als ein Nervenfieber, das überhaupt in der Stadt wüthete und zahlreiche Opfer forderte, auch in diesen friedlichen Kreis guter Menschen seine Schrecken sandte. Die Mutter erkrankte und starb trotz jeder Sorgfalt, jeder Pflege, schon nach wenigen Tagen.

Für den Gatten wie die Kinder begann jetzt eine recht schwere, traurige Zeit. Die Mutter hatte sich des ganzen Hauswesens so angenommen gehabt, so jedes Einzelne überwacht und geleitet, daß sie nicht allein in den Herzen der ihr theuren Wesen schwer vermißt wurde, sondern auch in jeder Kleinigkeit im Hause selber fehlte. Für den zurückgebliebenen Gatten freilich hatte alles Andere, mit dem furchtbaren Schlag, der ihn in dem Verlust seines Weibes betroffen, seine Bedeutung verloren. Nur die nothwendigsten Arbeiten zu leiten, nahm er eine Haushälterin in seine Familie auf, ja überließ dieser sogar die Sorge für seine Kinder. In fast übermäßigem Eifer für seine Geschäfte schien er indeß Betäubung zu suchen, und den herben Schlag, der ihn getroffen, durch unausgesetzte Arbeit zu ertödten — wenigstens auf kurze Zeit zu vergessen.

Drei volle Jahre hatte er es solcher Art getrieben. Wie sich aber der Schmerz um den erlittenen Verlust mit der Zeit abstumpfte, wandte sich seine Aufmerksamkeit auch wieder mehr den häuslichen Verhältnissen, seinen Kindern, seiner eigenen Bequemlichkeit zu. Da fand er denn freilich bald, daß nicht Alles so war, wie es eigentlich sein sollte. Es war ungemüthlich bei ihm geworden; er fühlte sich fremd in den eigenen Räumen. Die Kinder selber kamen ihm dabei verwahrlost vor, wenn er sie mit früher verglich, wo sie unter dem Auge der sorgenden Mutter aufgewachsen. Er sah ein, daß er gefehlt hatte, sich seiner eigenen Familie so ganz zu entziehen, und wollte das jetzt durch verdoppelten Eifer und unnachsichtige Strenge wieder gut machen. Dadurch entstand Streit und Unfrieden mit der Haushälterin, der ernstlich zu begegnen er von zu gutmüthigem, schwankendem Charakter war. Sein häuslicher Friede aber, um dessentwillen er doch eigentlich Alles ertrug, wurde dadurch nur noch mehr und mehr verbittert. Ein verzweifelter Entschluß war es endlich,

der ihn dazu trieb, mit der Erinnerung an die verstorbene Gattin noch so warm im Herzen, auf's Neue zu heirathen und seinen Kindern wieder eine wirkliche Mutter zu geben. Möglich, daß er auch nur auf diese Art glaubte, sich der ihm lästig werdenden Wirthschafterin entledigen zu können.

Olbers, übrigens selber schon in den reiferen Jahren, war vernünftig genug, zu seiner zweiten Lebensgefährtin eine nicht mehr ganz junge Frau zu wählen. Diese, eines Arztes Wittwe, zog ihn zuerst durch ihr stilles, bescheidenes Wesen an, und als er sie näher kennen lernte, fühlte er sich bald fest überzeugt, daß sie ihm selber eine brave Gattin, seinen Kindern eine Mutter, seinem Alter eine treue Pflegerin, seinem Hauswesen eine tüchtige Wirthin werden würde.

So geheim er übrigens diese seine Absichten gehalten haben mochte, hatten die Nachbarinnen doch nur zu bald gemerkt, um was es sich hier handele. Sie säumten denn auch natürlich nicht, vor allen Dingen die Haushälterin von der vermutheten Thatsache in Kenntniß zu setzen, die jedenfalls am stärksten dabei interessirt sein mußte. Diese, die recht gut wußte, daß mit einer neuen Frau im Hause ihr Regiment dort ein rasches Ende nehmen würde, war außer sich und machte ihrem Herzen in allen möglichen Ausrufungen und Befürchtungen Luft. „Die armen Kinder bedauere sie nur am meisten, denn sie selber mache sich, wie sie meinte, auch nicht so viel aus der Verbindung. Nur die Kinder wären zu beklagen, die bis jetzt wie im Himmel gelebt hätten, und nun ganz plötzlich unter die eiserne Ruthe einer Stiefmutter kommen sollten. Sie wüßte, was es hieß, eine Stiefmutter im Hause haben, sie hätte das schon aus tausend und tausend Büchern gelesen, und wenn Herr Olbers, der übrigens sein eigener Herr wäre und thun und lassen könne, was er wolle, solcher Art blind und taub in sein eigenes Schicksal hineinrenne, so möge er denn auch nachher sehen, wie er damit fertig würde. Das Einzige, was ihr jetzt zu thun übrig bleibe, sei, die armen Kinder soviel als möglich auf das, was sie erwarte, vorzubereiten. Könne sie ihnen später noch helfen und beistehen, so solle das mit Freuden und mit Aufopferung aller

ihrer Kräfte geschehen. Sie sei das ja allein der Seligen schuldig.

Die Kinder spielten eben in ihrer Stube, als Tante Louise, wie die Haushälterin gewöhnlich in der Familie genannt wurde, von der Freundin zurückkam, von der sie die erste Nachricht über die Verlobung erhalten hatte.

„Wißt Ihr die Neuigkeit schon?“ sagte die Wirthschafterin, als sie zu ihnen in's Zimmer trat. „Ihr bekommt eine Stiefmutter!“

„Eine Stiefmutter?“ rief Franz erschreckt.

„Eine Stiefmutter?“ schrie Lisbeth. „Wir wollen keine Stiefmutter, Tante Louise, wir wollen Dich behalten. Eine Stiefmutter schlägt und kneipt uns, und giebt uns nicht satt zu essen.“

„Was sollen wir mit einer Stiefmutter?“ klagte auch Franz, „daß es uns etwa geht, wie der armen Gold-Marie!“

„Oder wie Aschenbrödel und Schneeweißchen!“ setzte Lisbeth hinzu.

„Oder daß sie mir gar den Kopf mit dem Kistendeckel abschlägt,“ rief Franz, „wie es in der schönen Geschichte vom Wachholderbaum steht, die Du uns so oft vorgelesen hast? — Aber dann würde ich auch singen:

„Meine Mutter, die mich g'schlacht,
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schwester, das Marlenichen,
Sucht alle meine Beenichen,
Bind't sie in ein seiden Tuch.
Legt's unter den Wachholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein schöner Vogel bin ich!“

und wenn die böse Stiefmutter dann vor die Thür käme, würf' ich ihr den großen Mühlstein auf den Kopf, daß sie in tausend Stücken ging.“

„Nun, so schlimm darf sie es schon nicht machen,“ sagte die Wirthschafterin, „das leidet die Polizei gar nicht. Und dann brauchtet Ihr auch nur zu mir zu kommen; ich wollte Eurem Vater schon reinen Wein einschenken.“

„Aber ich mag keine Stiefmutter!" weinte Lisbeth; „dann bete ich lieber zu Gott, daß das Himmelsmütterlein zu mir kommt und mich fortnimmt mit sich, wie wir es in der „Schwarzen Tante" gelesen haben."

Die Kinder weinten jetzt beide, und Tante Louise tröstete sie und sagte ihnen, daß sie immer, wenn sie die Stiefmutter auch fortschicke, dann und wann zu ihnen kommen und sie besuchen wolle. Und wenn sie die Stiefmutter schlecht behandele, sollten sie es ihr nur sagen; sie wolle schon dafür sorgen, daß es der Vater erführe und ihnen kein Unrecht geschähe. Jetzt aber sollten sie sich noch nichts merken lassen, sonst bekäme sie, die Tante Louise, Ausgezanktes darüber, und sie habe es doch gut mit ihnen gemeint.

Hätte sich Olbers mehr um seine Kinder und sein Hauswesen bekümmert, so würde er wohl gesehen haben, daß den Kleinen etwas auf dem Herzen läge, was sie ängstigte und drückte. Aber die neue Heirath ging ihm auch im Kopf herum, und mit seinen anderen Geschäften blieb ihm keine Zeit, auf das zu achten, was dem Vater immer das Wichtigste bleiben sollte, will er nicht später schwere Verantwortung auf sich niederziehen: das Wohl der eigenen Kinder. Nur zu empfänglich für fremde Eindrücke ist des Kindes Herz, und die zu überwachen, daß sie wohlthätig und segensreich darauf einwirken und nicht bösen Samen in die junge Brust tragen, sollte das Hauptziel und Augenmerk der Eltern sein. Wie häufig aber wird gerade das von ihnen vernachlässigt und das ganze Leben des Kindes in die Hand gleichgültiger Personen gelegt. Nur daß die Kleinen artig sind, verlangen sie von denen, und wie oft auch noch mehr ihrer selbst als der Kinder wegen; an das Andere denken sie gar nicht.

Heinrich Olbers hatte indessen wirklich um die junge Wittwe geworben und das Jawort erhalten, auch eine glückliche Wahl für sich und die Seinen getroffen; denn Sabine, wie seine Braut hieß, war eine brave, wackere Frau, und sich des schweren Berufes, dem sie sich unterzog, die Mutter fremder Kinder zu werden, vollkommen bewußt. Mit sorgender Liebe hoffte sie sich die Herzen der Kleinen bald zu gewinnen, und wenn sie ihnen auch nicht die verstorbene Mutter so voll-

ständig wieder ersetzen konnte, sollten sie in ihr doch eine treue Freundin, eine zweite Mutter finden.

Sabine hatte gewünscht, die Kinder vor ihrer Verheirathung einmal zu sehen und mit ihnen zu sprechen, und Olbers befahl der Wirthschafterin eines Nachmittags, die Kinder rein anzuziehen. Sie waren ihm noch nie so schmutzig und vernachlässigt vorgekommen — weil er eben gerade heute besonders auf sie achtete.

„Und wozu wollen Sie heute, an einem Sonnabend, mit den Kindern Besuche machen?" frug die Wirthschafterin, die sich den Grund recht gut denken konnte, und damit auch ihre letzte Hoffnung von einem möglichen Nichtzustandekommen der Verbindung schwinden sah. „Es ist schon drei Uhr, und bis morgen früh sind sie wieder schmutzig."

„Dann müssen sie wieder rein gekleidet werden, Louise," sagte Olbers ernst. „Ich wünsche überhaupt nicht, daß ich die Kinder noch einmal in einem solchen Zustande finde. Uebrigens," fuhr er rasch fort, als er sah, daß die Wirthschafterin etwas darauf erwidern wollte, „will ich Ihnen hiermit gleich etwas anzeigen, das von heute an doch kein Geheimniß mehr bleiben kann. Ich bin mit der verwittweten Frau Sabine Helbig verlobt und werde heute über vier Wochen Hochzeit halten."

„Heute über vier Wochen schon?" rief Louise erschreckt.

„Ja, allerdings," lautete die ernste Antwort. „Es versteht sich von selbst," fuhr Olbers dabei freundlicher fort, „daß die neue Hausfrau dann auch das Hauswesen übernehmen wird. Damit Sie aber indessen nicht außer Brod sind und Zeit behalten, sich nach einer andern passenden Stelle umzusehen, werde ich Ihnen bei einer Verwandten einen Platz verschaffen, in dem Sie wenigstens so lange bleiben können."

„Ich danke Ihnen, Herr Olbers," entgegnete aber etwas schnippisch und beleidigt Mamsell Louise — „man ist auch nicht blind, man hat seine Augen und kann selber sehen. Der Herr Olbers brauchen nicht etwa zu glauben, daß Sie mir ein Geheimniß entdecken. Wie das kommen würde, habe ich mir aber schon im Voraus gedacht, und mit einer Stief-

mutter hätt' ich mich doch hier nicht vertragen. Ich hätt' es der Kinder wegen nicht mit ansehen können, und habe mich deshalb schon unter der Hand nach einer neuen Stellung umgethan. Gott sei Dank, Leute, die ihre Sache verstehen, finden überall in der Welt ein Unterkommen, und ich brauche keine Minute außer Platz zu sein. Wenn ich Ihnen jetzt im Wege bin, kann ich schon morgen der Madame Olbers den Platz räumen, von der ich wünschen will, daß Alles mit ihr so einschlagen mag, wie der Herr Olbers jetzt vielleicht glauben."

Olbers war eben nicht angenehm überrascht, daß seine Wirthschafterin die neue, so geheim gehaltene Verbindung als eine alte, stadtbekannte Sache betrachtete und schon so lange darum wußte. Er überhörte darüber auch den zweiten bittern Theil ihrer Rede, und erwiderte nur rasch und etwas verlegen lächelnd:

„Nein, Mamsell Louise, so rasch kann ich Ihre Dienste nicht entbehren; Sie sind mir noch sehr nothwendig im Haus, und ich bin auch keineswegs undankbar genug, zu vergessen, wie eifrig Sie sich meiner Wirthschaft und Kinder in der ersten schweren Zeit nach dem Tode meiner seligen Frau, wie auch später angenommen haben. Ich werde Ihnen das nie vergessen."

„Oh bitte, Herr Olbers — war nicht mehr als meine Schuldigkeit," versetzte die Haushälterin, keineswegs dadurch zufrieden gestellt. „Wenn nur andere Leute, die nach mir kommen, ihre Schuldigkeit eben so gut erfüllen. Die armen Kinder sind am meisten zu beklagen."

„Ich hoffe nicht, Mamsell Louise," sagte Olbers rasch — „Sabine Helbig liebt die Kinder, und ich bin gerade im Begriff, sie zu ihr hinzuführen. Sie wird ihnen eine treue Mutter sein."

„Das gebe Gott," sagte Mamsell Louise, nahm ihre Schlüssel auf und warf die Thür hinter sich in's Schloß, daß die Scheiben klirrten.

Eine Stunde später ging Herr Olbers, mit den beiden Kindern an der Hand, der Wohnung seiner Braut entgegen. Die Augen der Kinder sahen aber roth und verweint aus, denn Mamsell Louise hatte ihnen gesagt, daß sie jetzt zum ersten Mal der neuen Stiefmutter vorgeführt werden sollten, die dann wahrscheinlich bestimmen werde, was mit ihnen anzufangen wäre. Sie hatten sich im Anfang auch gesträubt und gar nicht mitgehen wollen, das Herz war ihnen gar so schwer geworden, bis ihnen die Mamsell selber Muth einsprach und sie versicherte, die Stiefmutter werde ihnen nicht gleich etwas zu Leid thun. Sie sollten ihr nur zeigen, daß sie sich nicht vor ihr fürchteten.

Sabine hatte die Kinder schon mit Sehnsucht erwartet. Sie ging ihnen bis draußen an die Saalthür entgegen und umarmte und küßte sie.

„Habt mich lieb, Ihr Kleinen," sagte sie dabei zu ihnen, während ihr die Thränen in den großen, klaren und so gutmüthigen Augen standen, „und ich will mit ganzer Seele an Euch hängen und Euch wieder lieben. Die verstorbene Mutter kann ich Euch freilich nicht ersetzen, aber eine treue Mutter will ich Euch dennoch werden nach meinen besten Kräften."

„Aber doch nur eine Stiefmutter," sagte Lisbeth und sah scheu den Bruder an.

Der armen Frau gab es bei dem Worte einen jähen Stich durch's Herz. Es lag ein so herber Vorwurf darin, der doppelt schmerzlich von des Kindes Lippen klang und ihr unendlich wehe that.

„Wohl nur eine Stiefmutter," sagte sie endlich mit leiser, tiefbewegter Stimme, „aber doch eine Mutter, und wenn Ihr selber erst einmal erwachsen seid, Ihr lieben Kleinen, werdet Ihr begreifen lernen, was der Name bedeutet. Fürchtest Du Dich etwa vor einer Stiefmutter, Lisbeth, und glaubst Du, daß sie böse mit Dir sein würde?"

„Ja!" sagte das Kind, halb in Angst, halb in Trotz der freundlich nach ihr ausgestreckten Hand entweichend — „wir wollen keine Stiefmutter haben!"

„Wer, um Gottes willen, hat den Kindern das in den Kopf gesetzt?“ rief Olbers jetzt erschreckt und tief erschüttert aus — „Lisbeth, Lisbeth! Du bist ein böses, unartiges Kind, und machst Deiner Mutter Schmerz, ehe sie nur unsere Schwelle betreten. Sieh, Franz ist weit artiger!“

„Franz mag auch keine Stiefmutter haben!“ sagte der Knabe trotzig, „daß sie mir den Kopf mit dem Kistendeckel abdrückt oder Lisbeth vergiftete Aepfel giebt.“

„Laß die Kinder, Heinrich,“ bat die Frau, als sie sah, wie der Vater ärgerlich darauf erwidern wollte — „sie haben den Kopf voll von den Märchen und Geschichten böser Stiefmütter, mit denen unsere Kinderbücher leider gefüllt sind, und der Zeit allein muß es überlassen bleiben, das zu verdrängen. Wenn sie mich näher kennen lernen, werden sie finden, daß ich ihnen keine solche Stiefmutter bin, und mich am Ende doch lieb gewinnen müssen.“ Sie küßte dann die Kleinen nochmals, die sich das nur ungern gefallen ließen, und frug dann nach ihren Stunden und Spielen, bekam aber doch unvollkommene, scheue Antworten, und der Vater, der wohl fühlte, wie wehe das unfreundliche Betragen der Kinder dem Herzen der armen Frau thun mußte, nahm sie bald wieder mit sich fort.

Vier Wochen später war die Hochzeit. Mamsell Louise verließ an demselben Tag, an dem die junge Frau einzog, das Haus, und nahm von den Kindern, die, festlich gekleidet, vor der Thür spielten, während der Vater noch in der Kirche war, Abschied.

„Arme Kinder,“ sagte Madame Schmidt, die gekommen war, ihre Freundin abzuholen, indem sie Lisbeth aufnahm und küßte und Franzens Lockenkopf streichelte — „arme Kinder, Ihr bekommt nun heute eine Stiefmutter — aber wenn sie Euch knapp hält oder gar schlägt, dann kommt nur zu mir herüber. Ich bin es Eurer seligen Mutter schuldig, daß ich mich ihrer Kinder annehme. Ach, was die Männer doch für schreckliche Geschöpfe sind, und daß sie eine solche Frau vergessen können!“

Die Kinder hörten auf zu spielen; es war ihnen gar so

ängstlich und beklommen zu Muthe, und all' die alten Geschichten und Märchen, die sie über böse Stiefmütter gehört, und die nur zu häufig und thörichter Weise den Kinderherzen eingeprägt werden, fielen ihnen wieder ein. Eine Stiefmutter war für sie, mit den Vorbildern von Aschenbrödel, Schneeweißchen, dem Wachholderbaum und wie die unglückseligen Erzählungen alle heißen, das Schrecklichste, was sich ihre jugendliche Phantasie nur ausmalen konnte, und als sie nun sogar auch noch von fremden Leuten bedauert wurden, fingen sie bitterlich an zu weinen.

Der Nachmittag und Abend verging in einem wahren Gewirr von Dingen. Es war eine Menge Leute geladen worden, die Hochzeit mit zu feiern, und wie das bei Hochzeiten ist, die Gäste tanzten und waren guter Dinge. Nur die junge Frau blieb still, so viel Mühe sich auch ihr Gatte geben mochte, sie aufzuheitern und fröhlicher zu stimmen. Sie hatte die Kinder zu Bett bringen wollen, diese aber weinten und schrieen, als sie zu ihnen in's Zimmer trat, und wollten sich nicht anrühren lassen. Sabine war dann still und ohne Jemandem ein Wort zu sagen, zu der Gesellschaft zurückgegangen, aber sie vermochte nicht die schmerzlichen Gedanken zu bannen, daß ihr die Kinderherzen so entzogen sein sollten. Sie kam sich wie eine Fremde in dem Hause vor, das von jetzt an ihre Heimath war, und selbst das Bild der früheren Gattin Olbers', das in der Wohnstube nach wie vor seinen Platz behauptete, schien ernst und zürnend auf sie niederzuschauen, als ob es sie aus den einst behaupteten Räumen ausweisen wollte.

Sabine fand auch bald, daß ihre Furcht nicht ganz grundlos gewesen war, und sie in ihrem neuen Wirkungskreis mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Die Mutter von Olbers' verstorbener Frau, die stets großen Einfluß auf ihren Schwiegersohn ausgeübt, wohnte in derselben Straße mit ihnen und besuchte sie besonders in den

ersten Wochen ihrer Ehe häufig. Theils geschah das, wie sie sagte, ihnen die Wirthschaft mit in Ordnung bringen zu helfen, „wie es ihre selige Tochter gehalten hätte", damit Olbers nicht so viel von seinen früher gewohnten Bequemlichkeiten vermisse, theils „nach den Kindern zu sehen".

Sabine, von mildem freundlichen Charakter, empfing sie stets auf das Herzlichste und folgte, wo das irgend ging, ihren Anordnungen. Den Kindern selber suchte sie dabei, wie sie es auch versprochen, in jeder Hinsicht die Mutter zu ersetzen und vor allen Dingen ihre Liebe, ihr Vertrauen zu erwerben. Dabei aber hatte sie einen schweren Stand. Die Kinder waren in den letzten Jahren von der Wirthschafterin entsetzlich verwahrlost, von der Großmutter arg verzogen worden, und gerade wenn sie als Mutter an ihnen handeln und sie zu guten, tüchtigen Menschen erziehen wollte, durfte sie das nicht Alles nachsehen und mußte es ändern. Zuerst versuchte sie es wohl mit Liebe und ernsten Ermahnungen; sie wusch die Kinder selber und hielt sie zur Reinlichkeit an, sie regelte ihre Arbeits- und Spielstunden und verwies ihnen die zahlreichen Unarten und Neckereien. Wo sie sich aber den eingerissenen Uebeln ernsthaft entgegenstellte, liefen die Kinder zur Großmutter, klagten ihr ihre Noth, und bekamen von ihr Näschereien, um sie zu trösten und zu entschädigen.

Sabine erfuhr das und machte dem Gatten ernstliche Vorstellungen darüber. Olbers hatte aber so viel mit seinen Geschäften zu thun und dabei eine so durch lange Jahre eingewurzelte Scheu vor seiner Schwiegermutter, besonders in allen die Kinder betreffenden Fällen, daß er sich jeder persönlichen Einwirkung auf das Aengstlichste entzog und Sabinen das schwere Werk allein überließ.

Und wäre es ihr nur allein überlassen worden, sie hätte sich der Aufgabe nicht gescheut; aber Andere arbeiteten zu gleicher Zeit daran, das, was sie nützte, mit geschäftigen Händen zu zerstören, und mit Gram und bitterem Leid sah sie, wie sich die Herzen der Kleinen trotz ihrer Liebe und Aufopferung mehr und mehr von ihr abwandten.

Nicht allein die Großmutter, nein, auch die frühere Wirth-

schaftsmamsell, wie geschäftige und müßige Nachbarsleute, säeten giftige Körner in den Acker, den sie mit ihrem eigenen Herzblut düngte. Verwies sie den Kindern ihre Unarten, oder war sie genöthigt sie zu strafen, so schrieen Alle, die vorgaben es gut mit den Kindern zu meinen: „Ja, die Stiefmutter! Jetzt streckt sie die Fänge heraus, nun sie festen Fuß gefaßt hat — jetzt können die armen verlassenen Würmer sehen, wie es ihnen geht, und zu ihrer seligen Mutter beten, daß sie sie zu sich nimmt.“ Und sah sie leichtere Fehler nach, hoffte sie, müde des Strafens, durch Geduld und freundliche Warnung die Kinder zum Bessern zu führen, hieß es eben wieder auch: „Ja, die Stiefmutter! — wären es ihre eigenen Kinder, würde sie ihnen das nicht hingehen lassen. Was liegt ihr aber daran, wie die aufwachsen und was einmal aus ihnen wird — es sind ja doch nur ihre Stiefkinder — die armen Würmer!“

Wohin die Kinder kamen, wurden sie gehätschelt, bedauert und — ausgefragt, nach Allem was im Hause vorging und wie sich die Stiefmutter gegen sie benähme. Die Menschen sind ja nur zu sehr geneigt, Böses von einander zu glauben und zu reden, und den Kinderherzen prägt sich das in unverwischbaren Zügen ein. Was die Mutter auch zu Hause that, sich ihre Liebe zu gewinnen, ohne ihnen selber dabei zu schaden, andere Leute, die ihnen schmeichelten und ihnen Näschereien gaben, „sie für die Entbehrungen im Hause zu trösten“, bestätigten sie in dem Glauben, daß sie schlecht behandelt würden, und die Kluft, die sich zwischen Kindern und Mutter geöffnet hatte, riß weiter und weiter.

In diese Zeit fiel es, daß Lisbeth an einem Scharlachfieber erkrankte, das wenige Tage später auch den Bruder ergriff und auf sein Lager warf. Sabine pflegte die Kinder mit Aufopferung aller ihrer Kräfte. Die Krankheit trat aber besonders bei dem Knaben so bösartig und hartnäckig auf, daß jede Sorgfalt der Aerzte, jede Pflege der Mutter nutzlos blieb. Während in Sabinens Armen der Knabe starb, lag Lisbeth in Fieberphantasien in ihrem Bettchen und rief nach ihrer rechten Mutter, denn ihre Stiefmutter hätte ihr Gift gegeben und wolle sie jetzt erwürgen.

Sabine ertrug Alles; das Herz hätte ihr bei den Anklagen, die von den bewußtlosen Lippen des Kindes strömten, brechen mögen, aber sie wankte nicht in ihrer Pflicht und wachte Tag und Nacht an dem Lager der Fieberkranken, bis diese die schwere Krisis überstanden hatte und wieder zur Besinnung kam.

Was aber dem Geist des Kindes in wirren Träumen vorgeschwebt, lag ihm in dunkeln Bildern auch noch auf der wachenden Seele, und kaum erkannte sie die Stiefmutter an ihrem Lager, als sie laut aufschrie, die nach ihr ausgestreckte Hand von sich stieß und sie von ihrem Bette wehrte. Keine Bitte, keine Vorstellung half dabei, sie beruhigte sich nicht eher wieder, bis die Großmutter selber kam, sie zu pflegen, und als sie sich endlich wieder erholte und den Tod des Bruders erfuhr, jammerte und weinte sie und klagte die Stiefmutter an, die ihn mit ihren Tränken vergiftet habe.

Es war eine trübe, schwere Zeit im Haus, und die arme Frau litt am meisten dabei. Sie hatte Niemanden, der sie verstand, Niemand, der sie in dem schweren unternommenen Werk unterstützt hätte, und so sehr sie sich auch Gewalt anthat, den Gatten nicht merken zu lassen, wie unglücklich sie der Widerwille mache, den das Kind zu ihr gefaßt, und so wenig Olbers auch sonst Augen für das hatte, was in seinem eigenen Hause vorging, konnte es ihm doch endlich nicht länger verborgen bleiben. Das bleiche, abgehärmte Aussehen der Frau fiel ihm zuerst auf, und als er auf seine Fragen im Anfang ausweichende Antworten erhielt und zuletzt die Frau ihm mit Thränen im Auge den wahren Sachverhalt gestand — wie sie Alles thäte, was in ihren Kräften stände, sich die Liebe der Tochter zu erwerben, aber nur mehr und mehr von ihr gehaßt werde, faßte er zu spät den Entschluß, da selber einzuschreiten.

Der früheren Wirthschaftsmamsell, in der Sabine mit Recht ihre gefährlichste Gegnerin fürchtete, wurde das Haus verboten, und Lisbeth, die doch jetzt alt genug geworden war, den Unterschied zwischen einer guten und bösen Stiefmutter machen zu können, nahm er ernsthaft vor, schilderte ihr die Sorge, die ihre jetzige Mutter mit ihr gehabt, den Gram,

den sie leide, sich des Kindes Herz nicht gewinnen zu können, und forderte Lisbeth auf, ihm zu sagen, was sie gegen die Stiefmutter habe — was sie gethan, was unterlassen, daß sie ihr nicht die gebührende Achtung und Liebe erweise. — Lieber Gott, was helfen Worte einem Gefühl, einem Vorurtheil gegenüber, das schon so fest und unvertilgbar in dem Herzen des Kindes seine giftigen Wurzeln geschlagen. Einen Grund vermochte Lisbeth auch nicht anzugeben, denn die Märchen und Geschichten zu nennen, die sie über Stiefmütter gelesen, schämte sie sich; versprach auch, sich zu ändern und der Mutter in Allem zu folgen, was sie ihr befehlen würde. Dabei blieb es aber; im Anfang that sie sich Zwang an, den Vater nicht zu kränken, denn in allen anderen Stücken war Lisbeth ein gutes, braves Mädchen, den Widerwillen gegen die Stiefmutter vermochte sie jedoch nicht zu unterdrücken.

Selbst mit den Jahren milderte sich das nicht, ja wuchs eher und wurde schlimmer und bösartiger. In jedem Befehl der Mutter sah die Tochter irgend eine Kränkung, die ihr, dem fremden Kinde, angethan wurde, und so ungern Sabine sich dazu verstand, blieb ihr zuletzt doch nichts Anderes übrig, als den Bitten des Gatten nachzugeben und die Stieftochter, die sich nun einmal nicht wohl und glücklich bei ihr fühlte, in ein entferntes Pensionat zu thun. Es war ihr ein unendlich schmerzliches Gefühl, ihrethalben das Kind vom Vater zu trennen, aber sie sah auch endlich ein, daß es das einzige, letzte Mittel blieb, den schon längst verlorenen Hausfrieden wieder zu gewinnen.

Das Geschrei, das die Nachbarn darüber erhoben, läßt sich denken. Die Stiefmutter hatte natürlich, ihrer Auslegung nach, das rechte Kind aus dem Hause gestoßen, das Herz des Vaters ihm zu entfremden und dessen Liebe allein dem eigenen, jetzt erwarteten Kinde zuzuwenden gewußt. Die Großmutter widersetzte sich auch im Anfang mit allem Einfluß der Maßregel, die sie allein von der Frau ausgehend glaubte. Olbers blieb aber zum ersten Mal fest in seinem Entschluß, und Lisbeth selber jauchzte der Stunde entgegen, die sie aus

der Nähe der verhaßten Frau brachte und einem, wie sie glaubte, freieren Leben entgegenführte.

Sabine hoffte dabei, daß Lisbeth, entfernt von ihr und dem Einfluß entzogen, den bösgesinnte Menschen hier auf sie ausübten, ihre Ungerechtigkeit gegen sie mit der Zeit einsehen würde. Alte, mit der Muttermilch eingesogene Vorurtheile sind aber schwer zu beseitigen, und Lisbeth nährte eher den Haß in der Fremde, als daß sie ihn vergaß.

Sechs Monate war sie vom Haus jetzt entfernt, und dachte schon daran, den Vater wenigstens in der nächsten Zeit einmal zu besuchen und ihre Großmutter wieder zu sehen, an der sie mit ganzer Liebe hing, als sie die Nachricht von zu Haus erhielt, daß ihre Stiefmutter den Gatten vor einigen Tagen mit einem Töchterchen beschenkt habe. Das Kind, setzte der Vater hinzu, befinde sich wohl, die Mutter sei aber noch sehr angegriffen und schwach, und hätte ihm nur viele und herzliche Grüße an sie aufgetragen.

Lisbeth knitterte den Brief zusammen, schleuderte ihn in die Ecke und öffnete einen zweiten, den sie gleichzeitig von ihrer früheren „Erzieherin", der „Tante Louise", erhalten hatte. Diese meldete ihr ebenfalls die Geburt der Stiefschwester, aber mit hämischen Beibemerkungen, „wie jetzt des Lebens im Hause kein Ende sein, und das rechte Kind, erst verstoßen, nun auch wohl bald vergessen werden würde. Der kleine Wurm sei der wirkliche Abgott im Hause geworden und werde förmlich angebetet".

„Ich wollte zu Gott, der Balg stürbe!" murmelte Lisbeth zwischen den fest zusammengebissenen Zähnen durch, und eine bittere Thräne des Unmuths und Hasses füllte ihre sonst so klaren Augen. Hatte sie vorher ihre Stiefmutter gehaßt, so war dies böse Gefühl durch die Geburt des Kindes wo möglich noch gesteigert worden, und fand nur neue Nahrung in dem Dasein des kleinen unschuldigen Wesens.

So vergingen mehrere Wochen. Lisbeth hatte in der Zeit keine weitere Nachricht von zu Haus erhalten, als plötzlich ein Brief eintraf, der ihr den rasch erfolgten Tod des Kindes meldete. Die Nachricht traf sie wie ein Donnerschlag,

und von regem Geist wie sie war, stieg in ihr jählings der furchtbare Gedanke auf, daß dieser Tod ihrem frevlen Wunsch gefolgt und *sie* die Ursache sei. Ein heftiger Weinkrampf überfiel sie, der noch am nämlichen Abend in ein hitziges, lebensgefährliches Fieber ausartete und sie Monate lang an ihr Lager fesselte. Ihr Vater kam in der Zeit, sie zu besuchen, und zum ersten Mal verlangte sie nach ihrer Stiefmutter. Sabine lag aber selber, durch den Tod des Kindes furchtbar erschüttert und angegriffen, auf dem Krankenbett und konnte nicht zu ihr eilen, und einsam, von fremden Leuten gepflegt, verbrachte Lisbeth die lange traurige Zeit.

Ihre jugendlich kräftige Natur erholte sich endlich wieder, aber das nicht allein, nein, *mit* der Krankheit hatte sie auch noch einen andern, schlimmeren Feind abgeschüttelt, der sie und Andere bis dahin elend, unglücklich gemacht. Es war das Vorurtheil gegen die Stiefmutter, das bis jetzt ihr sonst gutes Herz umnachtet gehalten. Noch nie hatte ihr Sabine ein böses, wenigstens ein ungerechtes Wort gesagt, noch nichts Anderes ihr wie Liebes und Gutes mit einer Engelsgeduld erwiesen, und wie hatte sie selber ihr nun das gedankt? — Alles, Alles war vergebens, und Liebe und Aufopferung an sie verschwendet gewesen, nur des Phantoms wegen, das in ihr die *Stiefmutter* gesehen, und die Augen hätte sie sich jetzt aus dem Kopf weinen mögen, wenn sie daran zurückdachte, was sie gethan und wie sie sich betragen. Andere Menschen trugen wohl mit ihr große Schuld, und hatten, vielleicht aus Unwissenheit, den bösen Samen noch gepflegt und genährt, den sie mit der Wurzel hätten ausreißen und vernichten sollen. Aber sie selber machte sich doch die bittersten Vorwürfe: mit Absicht blind gegen Alles gewesen zu sein, was ihr die Stiefmutter Gutes gethan und womit sie gestrebt, sich ihre Liebe zu erwerben. Sie sehnte sich danach, das endlich zu sühnen, endlich ihr Alles, Alles zu gestehen und — wenn das möglich sei — ihre Verzeihung zu erlangen.

Diese Sehnsucht gab ihr Kräfte und beschleunigte ihre Genesung, und noch ehe der Arzt ihr volle Erlaubniß ertheilt,

das Krankenzimmer verlassen zu dürfen und eine Reise zu unternehmen, flog sie mit dem Bahnzug ihrer Heimath wieder zu.

Eine eigene Angst überkam sie, als ihr Wagen vor dem väterlichen Hause hielt und Niemand herbeieilte, sie zu bewillkommnen. Todtenstille herrschte im Haus, und nur ein paar fremde Frauen kreuzten mit heimlicher Geschäftigkeit die Hausflur und nahmen nicht die geringste Notiz von ihr. Sie eilte die Treppe hinauf, die zu den Zimmern der Stiefmutter führte, und begegnete hier dem Arzt. Dieser, der sie erkannte, bat sie, sich zu fassen, und verkündete ihr dabei mit dürren Worten, daß ihre Stiefmutter den heutigen Tag nicht überleben würde."

Die Frau schwieg hier und holte tief Athem. Es war fast, als ob sie sich Gewalt anthue, den Antheil nicht zu verrathen, den sie selbst an der Erzählung nähme, die Tochter aber wagte nicht, sie zu unterbrechen oder zu stören, und nach einigen Minuten fuhr jene mit kaum hörbarer, tiefbewegter Stimme langsam fort:

„Lisbeth stand eine ganze Zeit lang wie in den Boden gewurzelt, und in Schmerz, Reue und Furcht drohten ihr fast die Glieder den Dienst zu versagen. Sie kam auch wirklich erst wieder zu sich, als ihr Vater selber die Thür öffnete, die Tochter erkennend, das liebe Kind in seine Arme schloß, und es dann leise und zögernd, mit flüsternder Bitte, der Kranken nur ein einziges freundliches Wort zu sagen, zum Bett derselben führte.

Da brach das Eis, das bis dahin Lisbeth's starres Herz umschlossen, da, mit aufquellenden Thränen und von innerer Rührung fast erstickter Stimme, warf sie sich am Bett der Kranken nieder, und diese mit ihren Armen umschlingend, rief sie:

„Mutter — liebe, liebe Mutter — kannst Du mir verzeihen?"

„Mein Kind — mein liebes Kind — o, Gott sei ewig gepriesen und gelobt!" rief die Kranke. Sie schlang die Arme dabei fest um Lisbeth's Nacken und zog sie zu sich

nieder, ihrem Kuß begegnend. Aber ihre Arme wurden schwer — ihr Kopf bog sich zurück — ihre Lippen erkalteten — das treue Herz hörte auf zu schlagen, und ich — hielt eine Leiche in meinen Armen."

„Du, Mama?" rief Sabine überrascht.

„Ich war jene Lisbeth," flüsterte die Mutter, langsam und traurig dazu mit dem Kopfe nickend — „ich war jenes leichtsinnige, thörichte Geschöpf, das das Herz der besten Frau mit brechen half, und jetzt seine ganze Lebenszeit kaum für hinreichend hält, durch Warnung Anderer den Schaden wieder gut zu machen. Ja, mein Herz, wohl manche Frau mag es geben, die gegen ihrer Sorgfalt anvertraute Stiefkinder nicht die Liebe zeigt, die sie zeigen sollte, sie hier und da auch schlecht und bös behandelt — es giebt in allen Lebensfällen böse Menschen. Aber unrecht, entsetzlich unrecht handeln wir, wenn wir durch rasche Worte, oder mehr noch durch eine systematische Verbreitung dieses Vorurtheils in der Kinderwelt, den armen Frauen, die ihr Geschick einmal in diese Stellung führte, die Ausübung ihrer Pflicht so arg erschweren, ja, oft von vornherein unmöglich machen. Du, mein Kind, bist nach einer der besten Frauen genannt, die je gelebt, nach meiner Stiefmutter, und ihret-, ja meinetwegen bitte ich Dich, nicht allein Dein altes Vorurtheil zu vergessen, nein, auch bei Anderen zu bekämpfen. Versprichst Du mir das, und willst Du auch Sabinens Schatten mir versöhnen helfen?"

„Du liebe, gute Mutter," rief, innig gerührt, die Tochter und warf sich an der Mutter Brust — „wie hast Du mich beschämt, daß ich so ungerecht gewesen."

„Du bist nicht schlimmer als alle Anderen, liebes Kind," sagte die Mutter, ihre Stirn küssend — „ich wollte nur, Du solltest besser sein."

„Und darf ich Adelen Deine Geschichte erzählen?" rief das junge Mädchen, sich plötzlich mit leuchtenden Augen emporrichtend.

„Wenn Du willst, mein Kind," lächelte die Mutter durch

ein paar klare Thränen hin, die die Erinnerung ihr in's Auge getrieben — „denn wenn nur einer armen Mutter Herz durch diese Erzählung unverdienter Sorge, ungerechter Klage ledig wird, so hat sie ihren schönsten Zweck erreicht.“

Eine Gemsjagd in Tyrol.

Zweite Auflage.

1.

In die Alpen.

Die Gemsjagd! — Welchen eigenen Zauber nur das Wort allein auf mich ausübt! Kaum nehme ich die Feder in die Hand und lasse die Erinnerung zurückschweifen zu jenem wilden, fröhlichen Leben, so tauchen auch schon die grimmen Berge in all' ihrer Pracht und Herrlichkeit empor. Wieder sehe ich jene schroffen Kuppen und Joche, jene Schluchten und Wände hoch über mir emporragen — unter mir in schwindelnder Tiefe liegen — wieder höre ich in weiter Ferne das Donnern der Lawinen, das Prasseln der aufgescheuchten Gemsen auf dem lockern Geröll der Reißen, und wie mit einem jähen Schlag steht plötzlich jene wunderbare Welt in ihrer ganzen Pracht und Größe bewältigend um mich her.

Das Herz fängt mir an zu schlagen, als ob ich noch einmal da draußen, halb in einen Laatschenbusch hineingeklemmt, auf überhängender, vorspringender Felsenspitze klebte und, kaum athmend, mit der gespannten Büchse in der Hand, in ängstlicher, fast peinlicher Lust, die Sinne zum Zerspringen angestrafft, des flüchtigen Wildes harrte — und Alles wird lebendig um mich her:

In den gelblich schimmernden Lärchentannen, die tief unter mir ihre halbtrockenen Spitzen heraufstrecken, rauscht und murmelt der Wind, schüttelt und schaukelt die elastischen, zähen Zweige der Krummholzkiefer, und fegt den Staub aus den

trockenen Ritzen und Spalten der weiten Klamm, die sich neben mir mit ihren gähnenden Schluchten tief in den Berg hineingefressen hat. Dort drüben balgt sich ein Schwarm schreiender, munterer Alpendohlen, und still darüber hin, in stummer, gewaltiger Majestät, zieht ein einzelner Jochgeier — der braune Steinadler — seine luftige Bahn.

O komm! — fort, fort aus dem flachen Land. — Dort hinten ragen schon die starren, lichtübergossenen Joche aus dem duftigen Nebel auf, der wie ein Schleier auf den Bergen liegt; neben uns rauscht und funkelt die grüne Isar, und trägt den flüssigen, wie mit leuchtendem Silber übergossenen Bergkrystall zum niedern Land hinab. Die kleinen, zierlichen, reinlichen Häuser mit ihren steinbeschwerten Dächern, hölzernen Verandas, bunten Heiligenbildern und Außenwerken von gespaltenen Winterscheiten werden häufiger; freundlich grüßende Gesichter, mit spitzen federgeschmückten Hüten darüber, das unvermeidliche „Regendach" unter dem Arm, begegnen uns, und jetzt rasselt der Wagen über das Pflaster des Bergstädtchens Tölz die lange Straße hinab, die wie eine Bildergallerie an beiden Seiten alle möglichen „Schildereien" aus der biblischen Geschichte und christlichen Sage zeigt. — Den Hang nieder geht's, durch eine mit Planken belegte und blaue Hemmschuhspuren gestreifte Gasse über die Isar hinüber, die hier ärgerlich schäumt, weil sie da, plötzlich in ein Wehr gedrängt, nun Mühlen treiben soll, das freie Kind der Berge; und jetzt — o, wie uns das Herz da weit wird und die Brust noch einmal so leicht in der reinen Luft zu athmen scheint, strecken die alten lieben Berge die Arme aus, uns zu begrüßen. Und enger, tiefer wird das Thal mit jeder Meile, grüner der Fluß, an dem wir aufwärts ziehen, reiner der Himmel, schmaler der Weg, dem der leichte Wagen folgt. Schon nickt die Krummholzkiefer, der Laatschenbusch, wie sie der Tyroler nennt, uns von den nächsten Hängen ein freundliches Willkommen zu, und läutende, trefflich genährte Heerden — die Lieblingsthiere mit riesigen Glocken um den Hals — Schafheerden der Bergamasker Race mit herunterhängenden Ohren, und Hirten, schwer mit allerlei Alpengeräth bepackt, begegnen uns in der Straße. Es ist October, und Hirten und

Heerden weichen dem nächstens zu erwartenden Schneefall aus. Der hat auch die höchsten Kuppen des Gebirges schon dann und wann einmal auf ein paar Tage mit seinen weißen Mänteln überworfen — nur als ob er sehen wollte, ob ihnen die alten Kleider vom vorigen Jahr noch passen — und sie sitzen wie angegossen.

Es ist Herbst, und die Hirten „drin im Gebirg" haben selbst die letzten „Unterleger" verlassen, ihre Thalwohnungen aufzusuchen und ihre Heerden vor Lawinensturz und Wintersturm in Sicherheit zu bringen.

In den Bergen wird's jetzt leer, da Vieh und Heerden sie geräumt, und wunderhübsch schildert Tschudi das in seiner Alpenwelt:

„Weißt Du doch selber, Alpenwanderer," sagt er, „was für ein schwermüthig drückender Ton im Herbst über diesen Felsen liegt, wenn Menschen und Heerden, Pferde und Hund, und Feuer, Brod und Salz sich in's Thal zurückgezogen. Wenn Du an der verlassenen und verrammelten Hütte vorübersteigst, und Alles immer einsamer und einsamer wird, wie wenn der alte Geist des Gebirges den majestätischen Mantel seines furchtbaren Ernstes über sein ganzes Revier hinschlüge. Kein befreundeter Athemzug weht Dich Meilen weit an, kein heimischer Ton — nur das Krächzen des hungrigen Raubvogels, das Pfeifen des schnell verschwindenden Murmelthiers mischt sich in das Dröhnen der Gletscher und das monotone Rauschen des kalten Eiswassers. Die kahlgeweideten Gründe, in denen die kleinen Gruppen der giftigen Kräuter mit frischen Graskränzen, welche das Vieh nicht berührte, sich auszeichnen, haben die letzten anmuthigen Tinten des Idylls verloren. Der schwarze Salamander und die träge Alpenkröte nehmen wieder Besitz von den verschlammenden Tränkbetten der Rinder, und die verspäteten Bergfalter schweben mit halb zerrissenen und abgebleichten Flügeln durch das Revier, aus dem die beweglichen Unken in trostlosen Chören die sommerlichen Jodelgesänge der Hirten wie spottend zu wiederholen scheinen."

Nicht wahr, wie schade, daß der Jäger gerade in diese

Berge einzieht, wenn sie der Hirt mit seinen idyllischen Heerden verläßt, und der Jäger bedauert das gewiß? —

„Gott sei Dank, daß das langweilige Vieh mit seinem Gebimmel endlich abzieht,“ murmelt er vergnügt vor sich hin, „jetzt bekommen die Berge doch endlich einmal Ruh', und man braucht nicht zu fürchten, auf jedem Bürschpfad und Joch statt einem Rudel Gemsen eine Heerde Schafe anzutreffen.“

Die Poesie der Berge verträgt sich recht gut mit der Jagd, und der ächte Jäger weiß sie gewiß zu würdigen, denn sein ganzes Leben und Treiben ist poetisch; aber — sie darf ihm nur nicht in's Gehege kommen, sonst sind sie eben die längste Zeit Freunde gewesen. Wo sie die Ausübung seiner Jagdlust stört, hat sie für ihn aufgehört, Poesie zu sein, und — wenn er sie nicht zum Teufel wünscht, geschieht dies nur in einzelnen Fällen aus ganz besonderer Rücksicht.

Aber der Wagen rollt indessen lustig den wenn auch schmalen, doch glatten Weg entlang, der sich allmälig, dem Lauf der Isar folgend, aufwärts zieht. Die Krummholzkiefer kommt schon bis an den Weg herab, und läuft hinüber bis zu dem steinbesäeten Ufer des krystallhellen Bergstroms, in dessen blitzender Fluth hier und da eine muntere Forelle, leicht und rasch die Strömung stemmend, aufschwimmt. Noch umgeben uns hohe, aber bis zu ihrem Gipfel dicht bewaldete, wenigstens bewachsene Berge, — noch haben wir die Alpenregion nicht erreicht, und zu nah' steigen die uns nächsten Hänge nebenauf, um die dahinter liegenden mächtigeren Kuppen erkennen zu können. Aber das Gebirg wird schon wilder. — Rechts von uns ragt eine hohe schroffe Steinwand, von der Sonne mit ihrer flammenden Gluth übergossen, wie eine riesige Silberstufe auf, nach links zu öffnet sich jetzt das Thal, und herüber grüßt da plötzlich mit seiner scharfgeschnittenen, schneegedeckten Pyramidenkuppe der Scharfreuter, während weiter nach vorn, wo jetzt die Riß sich in die Isar ergießt, der Stuhlkopf und dahinter der gewaltige Steinkegel, der „große Falken“ sichtbar wird.

Mit ihnen taucht die Erinnerung an manche wilde Schlucht, an manche romantische, tief in Berg und Wald hineingedrückte Lagerhütte wieder auf, die uns da drinnen sehnlich schon er=

warten. Dieselben sind ja alte Bekannte, alte Freunde, und es ist fast, als ob sie die mächtigen Hälse reckten und freundlich herübernickten, uns zu grüßen. — Es war nur Augentäuschung. — In grimmer, stolzer Majestät stehen sie dort und bieten den Jahrhunderten die Stirn. Ob sie Orkane umrasen, ob der Föhn durch ihre Schluchten tobt und die Lawine, von ihrem Nacken nieder, donnerndes Entsetzen in die Thäler wirft, oder ob kosende Frühlingslüfte ihre Hänge und Wände mit Blüthen decken, was kümmert's sie. Geschlechter gehen und kommen und vergehen auf's Neue, und starr und trotzig recken sie die Häupter nach wie vor dem blauen Aethermeer entgegen.

Aber hier sind wir schon im Gemsenrevier. — Rechts und links hinauf sucht das Auge unwillkürlich nach einem dunkeln Fleck auf dem Grau der Steine oder in dem matten Braun der Haidedecke, die kleine Blößen zwischen den Krummholzkiefern bildet, und die Hand greift rasch und unwillkürlich nach dem Fernrohr an der Seite, um irgend einen erspähten Punkt, und auch nicht größer eben als ein Punkt, mit dem scharfen Glas mißtrauisch näher zu untersuchen. — Aber nein, der dunkle Schatten einer alten Wurzel, ein Erdloch, aus dem sich ein thalabgerollter Stein gebröckelt, ein wunderlich gebogener Ast ist vielleicht, was das scharfe Auge des Jägers für einen möglichen Gemsbock gehalten, und mit einem getäuschten „es ist Nichts" wird das Glas wieder zur Seite gelegt.

Hier haben wir auch schon die Isar verlassen und sind in das Rißthal eingebogen.

Weiter aber noch rollt der Wagen; immer enger wird das Thal, immer wilder und rauschender die muntere Riß, die hier schon über wildes Steingeröll hinüberschäumt und manchen kecken Sprung versucht. Immer steiler werden die Wände, unter denen der Weg sich jetzt wie ängstlich hindrückt. Menschenwohnungen ließen wir mit der „Fall", in der ein Forsthaus steht, schon längst hinter uns, und nähern uns jetzt dem District, wo, der Meinung der Flachländer nach, „die Füchse einander gute Nacht sagen". Nur in äußerst seltenen Fällen zeigt noch hier und da eine verlassene Sennhütte

ihr helles Dach — die Sennen selber sind mit dem Vieh thalab gezogen.

Wilder wird hier die Landschaft; dunkle Kiefern- und Fichtenwaldung schickt ihre grünen Schatten bis zum Strom herab, und hier — wo sich die Wände fast zusammendrängen, die Riß, in ihr schmales Bett hineingepreßt, ärgerlich und tobend, tief unter einer darüber hingespannten Brücke sprudelnd und schäumend niederspringt, kommen wir zur Grenze. An dieser Seite steht ein blau und weißer Pfahl, jenseits der Brücke ein anderer, von dem die Sage behauptet, daß er einst schwarz und gelb gemalt gewesen. Jetzt lehnt er grau und mürrisch im Schatten der dunkeln Tannen und schaut in den Waldbach nieder, als ob er selber gar nicht so übel Lust hätte, hineinzuspringen und mit fort zu schwimmen in's flache Land — was er auch vielleicht längst gethan hätte, wenn's eben nicht über eine fremde Grenze — in's Ausland ginge.

Warum rollt der Wagen hier noch einmal so leicht, warum hebt sich die Brust so viel höher, warum schaut das Auge so viel schärfer nach Wild umher an den Hängen, nach Fährten auf dem Weg und in dem weichen Waldgrund, der ihn an beiden Seiten begrenzt? — Das ist das eigene Jagdrevier — die Gemse, die hier steht, das Wild, das hier in stiller Nacht vorüberzieht, gehört zu befreundeten Rudeln, und die Berge, die hier ihre grünen Arme und grauen Häupter aus- und emporrecken, sind der Tummelplatz ihrer Spiele und tragen den gedeckten Tisch für sie.

Jetzt macht der Weg eine Biegung, voraus steigt der „Stuhlkopf“ schroff empor — das Wasser rauscht lebendiger, einzelne Dächer in dem sich weiter öffnenden Thal werden sichtbar — ein kleines Kloster, von mehreren Hütten umgeben, dehnt sich langsam aus; und dahinter liegt, dem überraschten Blick wie aus dem Boden steigend, hineingebaut in die waldigen Berge, den schäumenden Strom überragend und mit seinen eingeschnittenen hellen Mauern und flatternden Fahnen gar so freundlich herüberleuchtend, ein reizendes Jagdschloß, vor dem sich schon ein buntes Gemisch von Jägern, Dienern und Hunden gesammelt hat, den Herrn und seine Gäste zu begrüßen.

Wie kühn und wacker die Burschen aussehen in ihrer malerischen Tracht, wie freundlich die gesunden gutmüthigen Gesichter darein schauen, wie glücklich diese Adleraugen lächeln, den lieben Herrn wieder begrüßen zu können, der ja des Jahres nur einmal auf wenige Wochen aus weiter Ferne zu ihnen kommt. — Und nun giebt's wieder Leben in den Bergen.

Und wahrlich, malerisch ist die Tracht der Leute. Auf dem Kopf tragen sie den bekannten Tyrolerhut mit ein paar nach rückwärts gebogenen Spielhahnfedern, den Stoß eines Schnee- oder Haselhuhns, und manchmal einen Gemsbart. Der Hals ist frei, und das weiße Hemd wird durch ein schwarz- oder buntseidenes Tuch locker zusammengehalten. Vortrefflich unter den Hut paßt aber die graue Joppe — eigentlich etwas zu dunkel für die Berge, weil die lichteren Farben viel besser mit dem Grün und Grau der Büsche und Felsen verschmelzen — und unter dieser reichen die schwarzen Lederhosen nur bis zum obern Rand des Knies, das sie bloß lassen, während unter dem Knie der dickwollene, meist gewebte grüne oder graue Strumpf beginnt. Die Füße stecken in mächtigen Bergschuhen von festem, wenig geschmeidigem Leder, das den Fuß kräftig zusammenhält, während die darunter eingeschlagenen Nägel nur durch den bloßen Anblick einem mit Hühneraugen geplagten Menschenkinde Entsetzen einflößen müßten. Es sind das auch keine gewöhnlichen Nägel, sondern nach innen scharf abschneidend, nach außen mit breitem Griff die Sohle fassend und schützend, bilden sie einen scharfen eisernen Rand um den Schuh herum, und ahmen dadurch die ähnlich eingeschnittenen Schalen der Gemse nach. Ohne diese Schuhe würde selbst nicht der an die Berge von klein auf gewöhnte Jäger im Stande sein, an den steilen Graslannen und schroffen Hängen, die oft nur kaum zollbreite Vorsprünge auf ihrer glatten Fläche bieten, fortzukommen. Mit solchem scharfen Eisenrand schneidet man aber fest und sicher in die Wände ein, und wenn der Kopf nicht schwindelt, läuft man mit einiger Uebung sicher über nicht eben ganz senkrechte Wände hin.

Dazu aber braucht man außer den Schuhen noch ein an-

deres, höchst nöthiges Instrument, und zwar den Bergstock, der von etwa sechs Fuß Länge, mit oder ohne eisernen Stachel, gewöhnlich nur roh aus einer Haselstaude geschnitten und getrocknet, dem Bergwanderer die Hauptstütze und Hülfe bietet. Ohne den Stock wär' er nur wenig nütze da oben, und weniger beim Auf-, besonders aber beim Niedersteigen sichert er den Gang, hemmt den zu raschen Lauf, und ist in der That des Kletternden bester Freund. Besonders nützlich zeigt er sich an steilen Hängen, wo man ihn wagerecht in Händen hält, mit der Spitze die Wand berührend, die eine Hand an seinem äußersten Ende untergehalten, die andere etwa in der Mitte aufgestemmt, um das Gewicht des Körpers darauf, vom Abgrund fort, zu lehnen. Nicht zu steile Lannen läuft der Jäger mit diesem Stock, indem er ihn hinten einsetzt und sich darauf zurückbiegt, fast in voller Flucht hinunter. Er dient ihm so als Hemmschuh, mit dessen Hülfe er jeden Augenblick seinen Lauf einzügeln kann.

Noch darf ich den Bergsack nicht unerwähnt lassen, dann sind wir, sobald wir die Büchse auf die Schulter werfen, zum Marsch gerüstet, und wenn die Sonne morgen früh über die Berge schaut, findet sie uns hoch über dem Nebel droben.

Der Bergsack ist, wie Alles was der Alpenjäger braucht und mit sich trägt, so einfach, leicht und praktisch wie nur irgend möglich eingerichtet. Er besteht aus einem grünleinenen Sack, der hinten mit einem starken Seil auf- und zugeschnürt werden kann, und auf dem Rücken, wo er keine Bewegung hindert, mit zwei Achselbändern getragen wird. Er ist dabei so zusammengefaltet, daß er, wenn der Jäger nur sein bischen Proviant, seine Steigeisen, seine Munition und etwas Wäsche oder seine Regenjoppe darin hat, ganz klein aussieht; so weit läßt er sich aber ausbreiten, um mit Leichtigkeit den größten Gemsbock noch obendrein mit aufzunehmen. Die „Gams" wird dann so zusammengelegt, daß Kopf und Läufe ineinander geschoben obenauf kommen, und nur die äußersten Spitzen der Läufe mit den Krickeln (Hörner der Gemse) zum Schlitz herausschauen.

2.

Hinauf!

Wir sind gerüstet! — Drüben im Westen neigt sich schon die Sonne den hohen Jochen zu, und nach dem rasch eingenommenen Mahl geht es hinauf in die Berge, zur fröhlichen Jagd.

Wie sich das so wunderbar leicht mit den nackten Knieen steigt — denn alle Schützen, ohne Ausnahme, haben jetzt schon die Tracht der Gebirgsbewohner angelegt. — Wie sich das Bein so frei da biegt, und Arme und Bergstock mit eifriger Gefälligkeit nachhelfen, den hochaufathmenden Jäger bergan zu bringen — und wie die Lungenflügel sich so weit bewegen! Man fragt sich selber oft erstaunt: „wirst Du denn nur gar nicht müde?“ — denn höher, immer höher hinauf zieht sich der zickzacklaufende Reitsteg, dem wir jetzt folgen. Müde? — das Wort kennt man kaum in den Bergen, und wenn man wirklich einmal nach einer gar zu steilen anstrengenden Tour zum Tod erschöpft glaubt niedersinken zu müssen und dann den Gliedern nur wenige Minuten Ruhe gönnt, ist alles Ueberstandene im Handumdrehen vergessen.

Das Jagdschloß liegt schon etwa dreitausend Fuß über der Meeresfläche, und steilauf führt der Weg uns nun empor; erst durch prächtige Buchen- und Ahornwälder, in die hinein die dunkle schlanke Tanne ihre dichten Zweige reckt; dann kommt die Birke mit dem weißen Stamm, die Espe, Eller, Eberesche und hier und da ein Krummholzkiefern- oder Laatschendickicht, mit dem der Jäger wohl bald weit mehr und näher bekannt werden soll, als ihm manchmal lieb ist. Jetzt wird das jedoch nicht sonderlich beachtet. Der ausgehauene Weg führt hindurch, und man bemerkt entweder die weitausreichenden zähen Zweige nicht, oder kann sie auch nicht gleich ordentlich übersehen. Zu viel des Neuen bietet sich

überhaupt nach allen Seiten hin dem Blick, um das Einzelne zugleich mit zu erfassen.

Noch aber sind wir fortwährend in diesem Wald bergauf gestiegen, und die überhängenden Zweige der Tannen, wie das dichte Unterholz mit den Laatschen zusammen, hindert die Aussicht in's Freie. Höher und höher steigen wir so, und lauter und lauter rauscht unten im Thal die Riß, die am Fuß des Berges nur eben mit leisem Plätschern vorüberquoll, hier aber den Ton, durch die Wände zusammengedrängt, in vollen Accorden nach oben sendet. Reiner wird hier der Himmel, leichter die Luft, und unwillkürlich packt man, im Gefühl der eigenen Kraft, den Bergstock fester.

Wild giebt es hier freilich noch nicht; der Pfad ist schon an dem Morgen von den Trägern begangen worden, um das Nöthigste an Provisionen, Betten und Geschirr hinaufzuschaffen, und der Wald ist auch zu dicht, weit darin auf- oder absehen zu können — aber Rothwild spürt sich im Pfad. Hier ist ein starker Hirsch hinaufgewechselt; dort sind ein paar Stück Wild — wahrscheinlich ein Alt- und Schmalthier, demselben eine Strecke gefolgt und haben sich dann links hinein in die Klamm oder Schlucht gezogen. Das Rothwild liebt überhaupt mehr als die Gemse einen bequemen Pfad und benutzt die Bürschwege außerordentlich gern.

Höher, immer höher kommen wir hinauf; die Kiefern und Tannen werden immer niedriger und stehen dünner, die Buchenregion haben wir schon längst verlassen, wo das fatal raschelnde gelbe Laub den Boden bedeckt, den bürschenden Jäger zu doppelter Vorsicht nöthigt und geräuschloses Anschleichen oft ganz unmöglich macht. Hier beginnt die Laatsche ihr Regiment, und eine offene Stelle erreichend, von der aus der Blick frei nach dem gegenüberliegenden Gebirgshang, über das Thal weg schweifen kann, hebt ein plötzliches, überraschtes „Ach!" die Brust. Vergessen ist das Steigen, vergessen Alles um uns her in dem einen wundervollen Schauspiel, das sich dem erstaunten, jubelnden Blick darbietet.

Dort drüben vor uns, dem Blick scheinbar so nahe, daß man glauben könnte mit einer Büchsenkugel die Wände zu erreichen, während sie in der That in gerader Richtung wohl

eine Stunde und weiter entfernt liegen, steigt die riesige Gruppe des Falken empor, und wie gewaltig ist der Fels gewachsen, seit wir ihn von unten zum letzten Mal sahen. Dort schien er nur ein breitgedrängter, dicht mit Nadelholz bewachsener Berg, aus dem sich eine graue Felsenkuppe nicht eben übermäßig hoch erhob. — Jetzt, nachdem wir fast eine Stunde gestiegen und uns die Umrisse des ganzen Gebirges scharf und klar in's Auge fallen, sehen wir, daß wir noch nicht einmal die Höhe des gegenüberliegenden höchsten Fichtenwaldes erreicht, und weit, weit darüber hinaus, wie ein Gebirg von Fels und Schlucht, während der blaue Aether ihn durchsichtig und leicht umfließt, thürmt sich ein riesiger Block von Felsenmassen auf, in dem sich wieder Berge und Thäler bilden. Die mächtigen Tannen, die an ihm mehrere tausend Fuß emporsteigen, sehen kaum zollhoch aus; die stattlichen Krummholzkiefern, deren Büsche von zehn bis fünfzehn Fuß Höhe halten, gleichen grünem Moos, das auf den nackten Flächen liegt; und schroff und steil, zerspalten und eingerissen mit furchtbaren Schluchten, für die der Blick noch nicht einmal den Maßstab hat, hebt sich die kolossale Masse unfruchtbaren, kahlen Kalkgesteins empor.

Diese Kegel, Kuppen und Joche muß man aber selber erst einmal, wenigstens zum Theil, bestiegen haben, um einen Begriff ihrer Höhe und Entfernung zu erhalten. Ueberhaupt täuscht die feine, reine Luft oben auf der Höhe, selbst beim Schießen, ungemein, und Gegenstände, die dem Anschein nach nur geringe Entfernung haben, weichen zurück, wenn man sich ihnen nähern will. Bis in's Unglaubliche hinein betrügt man sich ganz vorzüglich, wenn man irgend einen gegenüberliegenden Hang erreichen will. Ein Berg liegt vor uns, ein kleines, dem Anschein nach nicht sehr tiefes Thal dazwischen; man denkt in einer halben Stunde wenigstens an der andern Seite sein zu können, und hat in einer Stunde kaum den unten fließenden Bach erreicht. An den von Holz entblößten Almen sieht man oft weite offene Flächen, die so glatt und eben ausschauen, als ob man aus weiter Ferne jeden darüber springenden Hasen erkennen müßte, und hat man sich endlich über vorher gar nicht bemerkte Hindernisse mit Mühe und

Noth zu ihnen durchgearbeitet, so findet man Hügel und Thäler in dem, was man für glatten Boden gehalten, und Risse und Spalten, in denen ein Reiter unbemerkt und vollkommen gedeckt hinreiten könnte. So arg ist die Augentäuschung in den Bergen, und deshalb wird auch nie ein Gemälde, mag es noch so treu und gewissenhaft, und von der Hand des größten Künstlers aufgenommen sein, die ungeheure Größe jener Berge, das Riesige der Umrisse wiedergeben können, denn dem Beschauer fehlt eben der Maßstab, den er an solch ein Gemälde legen könnte — täuscht ihn doch selber die Natur.

Aber wir müssen weiter. Im Gebüsch zwitschert das Goldhähnchen und piept die Meise und sucht sich ihr Ruheplätzchen für den dunkelnden Abend. Noch glühen zwar jene Kuppen im Licht der scheidenden Sonne; in den Thälern da unten, deren Uebersicht uns hier im dicken Unterholze abgeschnitten ist, lagert sich aber schon die Nacht, zieht sich die weiße Nebeldecke langsam an den Zipfeln aus Felsenspalte und Waldesschlucht heraus, und schmiegt sich tief hinein in's weiche Bett.

Wir haben noch ein tüchtig Stück zu steigen; doch mit dem Abend wird die Luft so kühl und frisch, so geheimnißvoll rauscht dazu der Strom unten im Thale hin, und zirpt die Grille tief im Dickicht drin, daß man recht gut noch einmal so rasch vorwärts rücken könnte — wenn sich eben die Kuppen hinter uns nicht gar so wundervoll und wechselnd färbten, und den Wanderer wieder und wieder zwängen stehen zu bleiben, um mit durstigem Auge jenes Götterschauspiel einzusaugen.

Wie der „Stuhlkopf" und die „rothe Wand" dort hinten im rosigen Licht der untergehenden Sonne glühen, die zwischen den hohen Kuppen der beiden Falken durch ebenfalls noch ihre Streiflichter wirft und an dem zackigen Gemsjoch wie der abgeplatteten Spitze des Sonnenjochs die letzten Strahlen bricht. Und immer lichter werden dort die Höhen, immer durchsichtiger, duftiger wird das graue schwere Gestein, das, wenn auch scharf abgezeichnet gegen den reinen Horizont, doch mit dem Aether zu verschwimmen scheint. Und grüner, dunkler wird der Wald, schattiger das Thal; mit tieferem Blau färbt sich der Himmel, und düsterer und wilder wird drüben der

Bergeswall, der jetzt nur noch die dunkeln Schattenwände zeigt und in den inneren Contouren schon ineinander fließt. Einzelne Sterne blitzen am Himmel auf, und wie sich im Westen dort am hellen Aetherrand mit schwarzen, schroffgerissenen Linien die oberen Joche abschneiden, liegt die andere Welt in tiefer, schweigender Nacht. Stärker rauscht dazu der Strom, als ob er eiliger hinaus wollte aus den dunkeln Thälern, in's Freie nieder. Heimlicher säuselt der Wald, von einem leichten Südwest bewegt, der flüsternd, und mit den thaufeuchten Zweigen kosend, das Thal hinaufweht, und über den ganzen weiten Himmel ausgegossen ist plötzlich der Sterne funkelnder Glanz.

Und dort liegt die Bürschhütte; hellblinkend schauen die neuen Bretter aus dem dichten Grün der Laatschen vor; aus dem verhangenen Fenster schimmert Licht, und nebenan leuchtet aus einem andern kleinen Haus der Feuerschein vom Kamin der Jäger herüber. Die Schweißhunde schlagen an; die Jäger, die ein paar Stunden vorausgeschickt waren, springen vor die Thür, und der Herr betritt, freundlich grüßend, zum ersten Mal wieder und mit leuchtendem Blick sein Bürschhaus zu Steileck, die stille Jägerhütte in den Alpen.

Zur Toilette braucht's da oben wenig Zeit, die ist in den Bergen rasch beendet, und jetzt kommt eigentlich der schönste Augenblick: der Jäger-Rath, der Bericht der Leute wie's in den Bergen steht, und was am besten jetzt zu thun sei, dem scheuen Wild beizukommen.

„Rainer soll hereinkommen!"

Wenige Minuten später geht die Thür auf und Rainer, der gerade vom Essen aufgesprungen ist, tritt, sich noch geschwind den Mund in der Thür wischend, in's kleine Gemach. Er war schon eine Zeit lang vorher heraufgeschickt worden, das Terrain, das er selber aus früheren Jahren genau kennt, zu recognosciren, die verschiedenen Joche und Klammen, wie die eingerissenen scharfen Schluchten — Gräben, wie die breiten Seitenthäler genannt werden — abzuäugen, und von den verschiedenen dort stationirten oder mit der Ueberwachung beauftragten Jägern Erkundigungen einzuziehen.

Rainer ist aber an sich selber eine viel zu interessante

Persönlichkeit, um ihn so ohne Weiteres und ohne etwas nähere Beschreibung einzuführen.

Bei Tafel unten im Schloß im schwarzen Frack, schwarzen langen Hosen und steifer Halsbinde mit aufwartend, giebt es kaum eine steifere, unbeholfener aussehende Figur als ihn, und wie verwandelt ist der Mann, wenn er in die freie Bergtracht hinein und mit Knieen und Hals aus den beengenden Kleidern herausfahren kann. Es ist ordentlich, als ob er mit der Tyroler-Joppe und dem spitzen Hut, den kurzen Hosen und den eisenbeschlagenen Schuhen auch einen andern Menschen angezogen — und das geschah auch in der That. Jede seiner Bewegungen ist frei und natürlich, und das charakteristisch geschnittene Gesicht mit dem blonden, sorgfältig gepflegten Bart, die klugen, hellen Augen und der sehnige Körper machen ihn zu einem tüchtigen Repräsentanten des ganzen Jägervolks.

Seine Worte setzt er freilich manchmal, als ob er doch noch im schwarzen Frack stäke, und ich weiß auch nicht, ob er sich selber nicht vielleicht ganz gern darin sieht — wenn das der Fall wäre, hätte er Unrecht.

Rainer hat die Schweißhunde unter sich und selber einen kleinen Dachs, der sogar in den Alpen seines Gleichen auf der Fährte sucht. Bergmännle spielt eine zu bedeutende Rolle auf der Nachsuche, ihn unerwähnt zu lassen, und manches angeschossene Stück hat der kleine unerschrockene und unverdrossene Teckel schon gefunden und gestellt.

„Nun, Rainer, wie steht's? Ist noch 'was da?"

„Nu ich denk', Hocheit — 's sieht gut aus;" lautet die vergnügt lächelnde Antwort, und Rainer holt sich indeß mit den Augen seinen Dank für die gute Botschaft von sämmtlichen Gesichtern.

„So? — hast Du Gemsen gesehen?"

„Sehen thut man gerade nicht viel, aber spüren überall — nur noch nicht recht oben auf den Alpen. Es ist noch zu warm, und sie stehen drin in den Gräben."

„Aber Du hast doch auch welche g e s e h e n?"

„Ei ja wohl. Gestern war ich drüben an dem Leckbach, da standen drei Rudel auf den Reißen, eins von zwölf, eins

von sieben und eins von fünfzehn Stück. Capitalgemsen und eine Menge Kitzgaisen dazwischen."

„Und keine Böcke?"

„Nachher guckt' ich in die Delpz nur so von oben hinein, da standen dicht unter der Wand drei Capitalböcke — einer schußrecht; und unten drin war ein Rudel von elf Stück — und noch zwei Böcke."

Des Herrn Augen leuchten.

„Also es giebt Gemsen?"

„Ich sollt's meinen," sagt Rainer mit vergnügtem Gesicht. „Und besonders viel Kitzen hab' ich gesehen. Der Weinseisen hat auch gestern zwei starke Rudel an der Luderstauden*) gespürt, und einen mordmäßig starken Bock gesehen. Er soll Krickeln aufgehabt haben so hoch, und der Bart hat ordentlich im Wind geweht."

„Wo war das?"

„Gleich dort oben auf dem Roßkopf."

„Das ist der alte Bursch," lachte der Jagdherr, „der uns schon drei Jahre zum Besten gehabt hat; der ist zu schlau, den bekommen wir nicht."

„Nu, vielleicht fallirt's ihm doch einmal," sagt Rainer, eins seiner Schwarzen-Frack-Worte riskirend.

„Nun, und drüben am Grasberg? — an der Fleischbank oben, und in den Gräben?"

„Gemsen sind überall," lautet die Antwort, „man sieht sie aber da herum nur selten, weil sie in den Dickichten drin stecken."

„Hast Du am Waldeck etwas gespürt?"

„Leer ist's nicht," weicht hier Rainer vorsichtig aus, denn wahrscheinlich wird dort morgen zuerst gejagt, und er möchte nicht gern zu große Erwartungen wecken, obgleich er auch dort Gemsen gesehen hat.

„Und drüben am Heimjoch, in der Laures und am Blunzjoch drüben?"

„Das ist ein Hauptplatz," sagt Rainer und wird warm dabei — „der Wastel ist vorgestern mit dem großen Ragg

*) Luderstauden heißen dort die Alpenerlbüsche.

drüben gewesen — Am Eiskönig soll's ordentlich lebendig sein."

„Also auf dieser Seite sieht's gut aus, und wie steht's drüben? Ist das Bürschhaus im Laritter Thal fertig?"

„Sie hämmern noch drüben," meint der Gefragte etwas kleinlaut, „soll aber heute oder morgen fertig werden."

„Und im Leichwald? am Falken?"

„Da wimmelt's," versichert Rainer. — „Am Falken — das giebt ein Haupttreiben, da stehen wenigstens zweihundert Gemsen."

Der hohe Herr zieht ein bedenkliches Gesicht und schüttelt den Kopf, Rainer aber, durch den Zweifel gekränkt, fährt eifrig fort: „Hocheit sollen mir den Hals abschneiden, wenn's nicht wahr ist."

Da von dem Anerbieten für jetzt noch kein Gebrauch gemacht wird, ergeht er sich dann in näherer Beschreibung des Terrains und der dortigen Rudel, die allerdings das Außerordentlichste verspricht. Beiläufig muß ich aber hier nur bemerken, daß dies berühmte Falkentreiben später wirklich gemacht wurde und statt der zweihundert Stück versprochener Gemsen sieben darin waren, aber nicht zum Schuß kamen. Rainer erwähnte dabei nichts weiter von seinem Hals.

„Und wie steht's mit dem Rothwild?" geht nun die Frage auf den andern Zweig der Jagd über, der allerdings jetzt nicht zur Ausübung kommt, da die Jahreszeit für die Hirsche schon zu weit vorgerückt ist, und diese schon fast sämmtlich abgebrunftet haben.

„Drüben am Roßkopf haben zwei starke Hirsche noch gestern geschrieen; an dem Leckbach drei — Hirsche hört man überall und Rehwild spürt sich auch überall auf den Bürschwegen."

„Aber viel eingegangen ist doch im letzten Winter?"

„Acht Stück sind im Ganzen gefunden," lautet die traurige Bestätigung, denn der Winter war gar zu streng, der Schnee zu tief und dauernd, und das arme Wild konnte nicht dagegen ankämpfen. Starke Hirsche selbst wurden, im Schnee stehend, todt entdeckt, und auch viel Rehwild war

eingegangen. Letzteres hält sich überhaupt nur spärlich in den Bergen.

„Und was machen wir morgen?" lautet jetzt die direct auf die Gegenwart bezughabende Frage — „was hast Du Dir gedacht?"

„Nun, ich dachte so — wenn Hocheit vielleicht morgen oben die Fleischbank trieben oder den Waldeckelgraben — leer ist's nicht, und schießen thäten's gewiß; dafür bin ich beinah' ganz überzeugt."

„Und wie wollt Ihr's treiben?"

„Nun, ich dachte so, daß der Wastel und Weinseisen mit dem großen Ragg vom unteren Bürschweg den Graben dußemang heraufstiegen und sich nur manchmal sehen ließen, und ich mit dem Martin dann die Wand von drüben herein brächte."

„Und ich soll mich dann oben an den Graben stellen?"

„So war meine Meinung — wenn Sr. Hocheit 'was Besseres wissen —"

„Und da treibt Ihr mir die Gemsen ruhig in den Seitengräben hinauf; denn daß Ihr sie nicht bis oben hin bringt, wißt Ihr, und ich stehe zum Spaß dort zwei oder drei Stunden lang."

„Wenn's da nicht wenigstens vier-, fünfmal schießen, sollen Sie mir den Hals abschneiden," erbietet sich Rainer zum zweiten Mal leichtsinniger Weise — „die anderen Schützen stellen wir dann an der hervorderigen Seite oben und unten hin."

„Nun gut," sagt der Herr resignirt, „dann kommen die Herren wenigstens zum Schuß, ich aber stehe zur Abwehr da oben. Du wirst sehen."

Rainer macht eine halb verzweifelte, halb unglückliche Geberde über das schmerzende Mißtrauen, schweigt aber —

„Sonst noch etwas?"

„Draußen," sagt Rainer, der überhaupt dem Gespräch eine andere Richtung zu geben wünscht, „steht der neue Jäger von der Au. Hocheit haben ihn hierher beordert, und er wünscht unterthänigst den Grund seines Daseins zu wissen."

„Er soll nur kommen.“ Alle lachen.

Rainer ist entlassen, und gleich darauf tritt ein anderer, erst kürzlich einberufener Jäger aus den entfernteren Thälern, mit einer kurz abgeknickten Verbeugung, aber mit offenem, freundlichem Gesicht herein, und bleibt nicht etwa schüchtern an der Thür stehen, sondern geht gerade auf seinen Herrn zu.

„Nun, Johann, wie steht es bei Euch da drüben?“

„Gut,“ sagt der Mann mit einem kurzen, ihm eigenthümlichen Kopfnicken, indem er seinen Hut in der Hand rasch herumdreht — „es macht sich mit den Gemsen.“

„Sind starke Rudel drüben?“

„Nu ja,“ nickt der Jäger und lehnt sich mit dem Ellbogen zutraulich auf die hohe Lehne desselben Stuhles, auf dem der Herr sitzt. Dieser lächelt still vor sich hin, läßt aber den Mann gewähren. Es ist ein braver Bursch, und wenn er die Sitte draußen im Land nicht kennt, weiß er dafür desto besser in seinen Bergen Bescheid. „Es giebt schon hübsche Rudel drüben, und besonders viel Kitzgaisen das Jahr.“

„Und der Winter hat ihnen nichts gethan?“

„Ih — ich denk',“ lächelt der Jäger kopfschüttelnd, „wenn nicht einmal eine oder die andere von einer Lawine erwischt wird — im Uebrigen hat's keine Noth.“

Es folgt jetzt ein ausführlicher, ziemlich befriedigender Bericht des dortigen Gems- und Wildstandes, und der Jäger wird endlich wieder freundlich entlassen.

Die Nacht ist jetzt weiter vorgerückt, und die heutige noch ungewohnte Anstrengung mit der feineren, reineren Bergluft macht auch ihr Anrecht geltend, als der Ruf „da schreit ein Hirsch!“ von draußen, halbflüsternd, aber doch laut genug hereintönt, die Aufmerksamkeit rasch dorthin zu lenken. —

Wir treten hinaus vor die Thür. — Wie still die Nacht hier auf den Bergen liegt. Nur das Rauschen des Stromes tönt herauf, und das einzelne Zirpen einer Grille mischt sich in das leise, heimliche Flüstern und Rascheln der Zweige. — Drüben liegen in schweigender Majestät schwarz und düster die mächtigen Bergrücken wie schlummernde Riesen — kein Laut weiter unterbricht die Todtenstille.

„Huh — a — h!“ tönt da langsam und faul, aber tief und gewaltig der Brunftschrei eines starken Hirsches weit aus dem unten liegenden Thal herauf.

„Das ist ein braver Hirsch,“ geht der leise geflüsterte Ruf, den Schreienden nicht etwa zu stören, und „da ist noch einer,“ ruft Martin, als drüben vom „Roßkopf“ herüber ein anderer, schwächerer herausfordernd antwortet.

Wie wunderbar das in dem stillen Walde klingt; wie seltsam feierlich und doch so wild. Nur das Herz des Jägers füllt der Ton mit unbeschreiblichem Entzücken. — Was ist Nachtigallenschlag, was irgend eine Symphonie dagegen, die sonst im Land drin vielleicht sein Herz entzückt. Das ist Musik, das zittert durch die Nerven und macht das Herz rascher schlagen, das Auge glühen und leuchten.

— Jetzt ist wieder Alles still — da noch einmal tönt der Ruf herauf, aber weiter nach rechts. Der alte Bursch unten hat die Ausforderung angenommen und zieht hinüber nach dem andern Hang, den Gegner zu bekämpfen oder zu vertreiben. — Nun ist Alles ruhig; — nur die Grille zirpt fort, und der Bergstrom unten rauscht sein volltönendes, brausendes Lied durch die stille Nacht. —

Es ist das überhaupt ein eigenthümliches Gefühl, das den aus dem unteren Land heraufgekommenen Jäger die erste Nacht erfaßt — diese ungewohnte heilige Stille der Natur. Kein Wagenrasseln, kein Nachtwächterruf, kein Glockenschlag, kein lauter Tritt, der durch öde Straßen hallt — es ist Alles Frieden und Ruhe, als ob hier oben gar keine Leidenschaften tobten und stürmten. Nur das leise Flüstern des Laubes legt mit sanftem, wohlthuendem Finger den Schlaf auf unsere Augen — und wie gut schläft sich's in den Bergen.

3.

Aufbruch zur Jagd.

— — — Draußen schlägt ein Hund an — der langsame Schritt eines Jägers auf dem Steinboden wird laut; — durch das verhangene Fenster dringt der erste dämmernde Schimmer des jungen Tages — der erste freudige Bote begonnener Gemsenjagd.

Frisch und stärkend schlägt die kühle Morgenluft in das weitgeöffnete Fenster — und dort? träume ich denn noch oder wach' ich, und kann das wundervolle Bild, das dort den staunenden Blicken ausgebreitet in all' seiner Pracht und Herrlichkeit liegt, Wahrheit — Wirklichkeit sein?

Gerad' gegenüber, und hoch in die reine duftige Morgenluft hineingebaut, ragen die grauen lichtumflossenen Kuppen der Falken hinein — rechts hebt der Stuhlkopf sein breites, mächtiges Joch, und tief da unten, weit zwischen beiden hinein, und im Hintergrund von einer schroffen, wallartigen Wand, dem Carvendelgebirge, begrenzt, zieht sich ein tiefes grünes Thal, in das der Schöpfer zu dieser frühen Morgenstunde all' seine wunderbarsten Tinten und Schatten, von all' der zauberhaften Pracht der Alpenwelt übergossen, hineingeworfen hat.

Vom Carvendelgebirge nieder springt der Johannisbach wie ein silberschlängelnder Faden zwischen dichtem Waldesteppich durch, der rechts und links in leichten wellenförmigen, selten schroff auflaufenden Hügeln die Seitenwand erklimmt. Kleine saftgrüne Grasflächen, hier und da mit Spuren hineingestreuter Hütten und Einfriedungen, sind dazwischen sichtbar, und über dem Ganzen liegt ein leichter, durchsichtiger blauer Duft, der in dem dunkeln Grün der Tannen über dem Silber des Baches, über dem Lichtgrau der in die Wälder hineinragenden Reißen seine Schattirung wechselt, während klar und schroff die hohen nackten Kuppen und Joche der um-

schließenden Gebirge dies wunderbare Meer von Licht und Farbenpracht überragen. — Jetzt plötzlich erglühen diese in dem ersten Strahl der aufgehenden Sonne, während ihre Zacken in ganz fremdartigem Licht und Raumtäuschung die weiten Schatten werfen, und unten im Johannisthal zittert, von den oben hellerleuchteten Wänden reflectirt, ein mattes rosiges Licht über das bläulich dunkle Grün der Waldung, das gegen den fremden Schimmer anzukämpfen scheint. Farben führen aber nur auf schlechten Bildern und geschmacklosen Kleidern Krieg mit einander; in der Natur ist Alles Harmonie. In wenigen Minuten ist das Ganze zu einem Rosenduft verschmolzen, in dem die tiefe Landschaft glühend liegt. Wie aus dem Grund heraus heben sich dabei die dunkleren Schatten der Waldung mit ihren eingerissenen und jetzt weit schärfer hervortretenden schwarzen Schluchten und Spalten; klarer schneidet sich der silberhelle, blinkende Bach heraus, auf dem das Auge jetzt schon die kleinen schneeweißen Schaumwellen erkennen kann. — Der Rosenhauch geht in einen helleren, lichteren Duft über, und wie die Sonne drüben hinter dem Sonnenjoch emporsteigt, und ihre Strahlen hell und mächtig in die Thäler wirft, schwinden die zitternden Tinten der Morgenluft in ihrem Schein und — es ist Tag.

Heiliger Gott, wie ist Deine Welt so schön und reich, daß Du selbst in die geheimsten Schluchten dieser Erde solch' wunderbare Pracht gestreut. Worte fehlen da auch, solcher Allmacht gegenüber, und wie die Lerche draußen im Land wirbelnd ihr frohes Dankgebet zum Himmel trägt, wie der duftende Baum sein Weihrauchopfer haucht, wie die Berge im Wiederglanz des himmlischen Lichts höher und freudiger erglühen, so bringt die zitternde Thräne im Menschenauge, bringt das jubelnde Herz in der Menschenbrust dem unerkannten Wesen über uns seinen stillen Dank, den es mit Worten und Gebeten nimmer so heiß, so glühend sprechen könnte.

Und doch, vergessen ist im Nu die vor uns ausgebreitete Pracht und Herrlichkeit. —

„Da drüben steht ein Hirsch!" ruft mit seiner heisern Stimme Martin (kein Tyroler Jäger), der ein Auge wie der Falke hat — „und dahinter noch zwei Stück Wild!" Zu

gleicher Zeit zieht er das immer händige Perspectiv hervor und richtet es nach dem Hang des Roßkopfs hinüber, der in einer Entfernung vor uns liegt, als ob ihn eine Büchsenkugel leicht erreichen müßte.

Vergebens aber sucht das Auge, noch nicht an diese Lichttäuschung in der Ferne gewöhnt, durch die offenen Blößen des dort ziemlich lichten Waldes nach dem gemeldeten Wild. Nirgends läßt sich auch nur das geringste Lebendige erkennen.

„Dort weiter oben steht auch noch ein Altthier mit einem Schmalthier, und links davon ein Sechsender. — Donnerwetter, ist das da unten ein starker Hirsch!" murmelt Martin dabei vor sich hin, indem er durch sein ausgezogenes „Bergspectiv" (wie es die Tyroler nennen) hinüberschaut.

„Aber wo? um Gottes willen!"

„Gerad' dort drüben auf der offenen Stelle; dicht neben der umgefallenen Tanne, wo der gelbe Fleck im Boden ist — gleich links darüber." —

Der gelbe Punkt? — wenn man nach einem Kaninchen ausgeschaut hätte, würde man etwa ein lebendes Wesen von der Größe in der Entfernung erwartet haben, und jetzt ist das ein starker Hirsch, zehn- oder zwölfendig, der sich dort ruhig an der Lanne im Walde äs't und nur manchmal nach den nicht weit über ihm stehenden Thieren aufäugt. Jetzt wird der Blick auch erst auf die verhältnißmäßige Größe der Bäume aufmerksam, die da drüben wie zierlicher Nipptischschmuck, trotz der Entfernung in der reinen Luft mit jedem kleinen ausgezackten Zweig fast sichtbar, stehen und, steigt man zu ihnen hinüber, zu mächtigen Stämmen anwachsen.

Das Wild äs't sich indessen langsam in die Dickung hinein — wird wieder auf einer kleinen Blöße sichtbar und verschwindet endlich in den Laatschen. Aber die kostbare Zeit verschwindet ebenfalls, und rasch wird das leichte Frühstück eingenommen, das nur ein kleines Intermezzo draußen nicht etwa stört, sondern eher noch würzt.

Der rothe Schweißhund, Bürschmann, von guter, tüchtiger Race — ob aus mißverstandenem Eifer oder Langerweile —

es läßt sich kaum vermuthen aus eigennützigen Zwecken — hat den etwas primitiv angelegten Keller auf seiner nächtlichen Runde entdeckt, und der dort niedergelegte Kern eines gekochten Schinkens war verschwunden. Bürschmann leugnete allerdings hartnäckig, oder weigerte sich wenigstens, wozu er auch nicht gezwungen werden konnte, gegen sich selber zu zeugen; und Rainer, dem die Ueberwachung der Hunde übertragen, bekam vom Mundkoch die von ein oder dem andern verdiente Nase.

Aber keine Zeit ist's mehr für solche Dinge. Die Jäger stehen draußen gerüstet, den Bergsack auf dem Rücken, den Stock in der Hand, die Büchsflinte oder den Wender über der linken Achsel; die Sonne scheint voll auf die markigen malerischen Gestalten, auf die offenen, treuherzigen, und oft doch so verschmitzten Züge, und geduldig harren sie des Zeichens zum Aufbruch. —

„Und nun vorwärts!" ruft der Herr der Jagd, der, in der leichten Jägertracht, den Bergstock in der Hand, nur statt des spitzen, zum Bürschen seiner Höhe und dunkeln Farbe wegen nicht einmal ganz praktischen Tyrolerhutes eine einfach graue, sehr leichte Mütze trägt. Die Jäger reißen, als er an ihnen freundlich grüßend vorübergeht, rasch die Hüte herunter, und während er den schmalen Bürschpfad voranschreitet, folgen mit so wenig Geräusch als möglich die übrigen Schützen und Jäger in bunter Reihe und ächt indianischem Marsch, Einer hinter dem Andern — bietet der schmale Weg doch oft kaum Raum für den einen Fuß.

Langsam windet sich so der Zug bergauf. Der Tyroler Jäger und überhaupt der Alpenjäger hat einen langsamen, aber stäten Schritt; den aber behält er bei, ob er eine sanfte Anhöhe oder eine steile Wand ersteigt. Ruhig setzt er Fuß vor Fuß, der Brust dazwischen Zeit zum Athmen lassend; aber er rastet nie. Wenn er nicht bürschen geht, wo die ganze Jagd nur im Vorschleichen und wieder Halten und Umheräugen und Lauschen besteht, fällt's ihm nicht ein sich auszuruhen, Stunden lang — er müßte denn eine schwere Last mit sich tragen. Die ächten Bergsteiger haben auch alle einen etwas vorwärts gebogenen Gang, aber desto sicherern

Schritt, und Schwindel kennen die Leute nicht. Bricht ihnen nicht einmal an gefährlicher Stelle ein Stein unter den Füßen weg, oder schleudern über ihnen losgegangene Gemsen auf ihrer Flucht nicht lockeres Geröll auf sie nieder, das sie mit in den Abgrund nimmt, so wandern sie auf ihren schwindelnden Bergpfaden und an den hängenden Wänden so sicher hin, wie der Bewohner des flachen Landes auf seinen breiten Straßen. Der Gefahr müssen sie aber doch stets in's Auge sehen; der Tod lauert auf sie in mancherlei Gestalt und Art, und weil sie das wissen und ihm doch begegnen, deshalb auch ist ihr Blick so frei und offen, ihr Schritt so fest und keck und männlich.

Jetzt haben wir den oberen Bürschpfad erreicht, und von der Stelle, an der wir einen Augenblick halten, sehen wir das vor einer halben Stunde etwa verlassene Bürschhaus wie ein kleines aus Marzipan gebackenes Zuckerwerk tief hinter uns im Schatten der Bäume liegen. Hell schimmert das Dach aus der dunkeln Umgebung vor, und heller noch jener schneeweiße Punkt, der sich daneben zeigt. Es ist der Mundkoch, der mit seiner weißen Jacke, Schürze und Kappe, vor seiner Thür stehend, die Jäger noch mit den Blicken am Berggelände suchen will. Aber die in Erd- und Steinfarben gekleideten Gestalten sind lange aus seines Auges Bereich, und ihre Umrisse verschwimmen mit dem Boden, auf dem sie stehen.

Wieder wechseln hier die Bilder von Berg und Schlucht um uns her, aber das Auge forscht jetzt nach anderem Ziel — Gemsen. Ueber den Weg laufen die Fährten eines ganzen Rudels, das hier vom Joch nieder dem vordern „Graben" zugezogen ist. Die Jäger sehen, wie sie darüber hinschreiten, die Fährten an, und deuten mit der Hand auch wohl hier und da auf die besonders tief eingedrückten breiten Spuren eines alten Bockes; aber keiner von ihnen spricht mehr ein Wort. Wir sind hier im eigentlichen Gemsrevier. Spuren wie frische Losung zeigen überall die Nähe des scheuen Wildes, und der Klang der menschlichen Stimmen schallt weit auf diesen Höhen.

Aber nichts Lebendes zeigt sich noch. Hier und da hüpft

in einem Laatschenbusch einer der kleinen befiederten Bergsänger umher, und lenkt den Blick der Vorüberschreitenden rasch und forschend auf sich. Nichts Lebendes, was sich im Sehkreis regt und überhaupt Bewegung hat, entgeht dem Auge der aufmerksamen Jäger. Fünfzigmal dabei getäuscht, sei es durch einen Vogel, eine raschelnde Maus oder einen losgebröckelten Stein — er ermüdet nicht, und wieder und wieder sucht das Auge nach Leben und Bewegung hier im Wald, und die Hand greift unwillkürlich nach der Waffe.

Jetzt ist „der Graben", der getrieben werden soll, erreicht, und in einem Dickicht, noch unter dem Rand, daß in der Nähe sitzende Gemsen nicht die sich regenden Gestalten der Jäger auf dem Abhang erkennen könnten, bleibt der Herr stehen.

„Und wie wollt Ihr's nun machen?" lautet die mit unterdrückter Stimme an die herbeitretenden Jäger gerichtete Frage.

Rainer beginnt jetzt, mit eben so vorsichtig gedämpfter Stimme, seinen nochmaligen Vortrag: Dort unten auf einem bezeichneten Felsenkamm, der den Schuß nach rechts und links hinein in die steile, lawinenzerrissene Klamm erlaubt, an der und jener Wand, und dort und da sollen die Schützen stehen, und wenn die Treiber dann von dort und da herüberkommen, weiß Rainer auf ein Haar, in welchen Graben, welch eingerissene Spalte und Klamm die aufgescheuchten Rudel ihre Flucht hin nehmen müssen.

Jetzt werden rasch die verschiedenen Jäger als Treiber oder Abwehr nach rechts und links geschickt, und vorsichtig, auch das geringste Geräusch vermeidend, bürscht sich Jeder zu dem angegebenen Stand. Den Bergstock verkehrt in der Hand, die eiserne Spitze nach oben, daß sie nicht zufällig vielleicht einen Stein berühre und durch den fremden Metallklang die Gemsen schrecke, mitten in die Laatschen hinein, an deren Zweigen sich die rechte Hand anklammert, während die linke den Bergstock hält und zu gleicher Zeit die Büchse aus dem Weg der Aeste rückt, schleicht der Schütze nieder. Hier einen kleinen Vorsprung benutzend, um durch einen Busch gedeckt den Ueberblick über einen vielleicht lichten Fleck zu bekommen, dort

der ausgewaschenen Rinne eines jetzt trockenen Bergquells folgend, indem er dadurch wenigstens das Geräusch der zurückgebogenen Zweige vermeiden kann, jetzt auf dem Boden nieder unter den Büschen durchkriechend, jetzt dazwischen hin den Weg suchend. Da wird es plötzlich licht. — Dort vor uns liegt der Rand der Klamm, und vor sich abäugend erst, ob nicht vielleicht ein einzelner alter Bock dort unten schußgerecht steht und durch längeres Zögern verscheucht werden könnte, sucht man sich jetzt, da sich die Hoffnung nicht bestätigt, einen zugleich gedeckten und doch freien Fleck, um den größtmöglichsten Raum in der Nähe überschießen zu können, und so wenig als möglich durch nahe Büsche verhindert zu sein, nach verschiedenen Richtungen hin die Pässe und Wechsel zu beherrschen.

4.

Das Riegeln.

Trefflich für solche Lausch- und Anstandsplätze eignen sich die diesen Gebirgen eigenthümlichen schmalen Ausläufer vorgeschobenen Gesteins, die gewöhnlich von beiden Seiten in die Ränder der Klammen hineinreichen, und oft bei nur wenigen Fuß Breite, mit Laatschen oben bis zur äußersten Spitze bewachsen, nicht allein den größten Theil der Klammen überschauen lassen, sondern auch nach drei Seiten hin einen freien Schuß gewähren.

Auf einer solchen wunderbaren, oben kaum anderthalb Fuß breiten, aber vollkommen sichern Steincoulisse sitzen wir jetzt, der Leser und ich, und obgleich rechts und links ein tiefer Abgrund gähnt, und man den Bergstock nicht einmal dicht vor sich einstoßen dürfte, weil er hinunter in die Tiefe fallen würde, haben wir doch nicht das Mindeste zu befürchten. Die den Armen eines Kronleuchters nicht unähnlichen zähen Laat-

chenzweige halten fest und gut, und während wir den Raum in der Mitte rasch mit dem Jagdmesser etwas ausgehauen, ragen die Zweige um uns her wie ein künstlicher grüner Schirm empor und halten uns dahinter dicht versteckt.

Nur eine Vorsicht muß der versteckte Jäger gebrauchen: nicht unvorsichtig auf die elastischen Zweige zu drücken, die durch ihr Auf- und Niederschaukeln dem scharfen Blick der noch so weit entfernten Gemse nicht lange verborgen blieben.

Was für ein wundervoller Platz das ist, und wie so still und schweigend der dunkle wilde Wald hier um uns liegt. Auf dem aushängenden Felsen, dessen schmalen Verbindungsweg man, rechts und links umschauend, nicht einmal erkennen kann — und viele Bewegung verstattet der kaum fußbreite Sitz auch nicht —, hängt man da, gleichsam abgeschnitten über der wildzerrissenen, zu Thal stürmenden Schlucht, und von steilen, mit überhängenden Laatschen überall besetzten Wänden fest und drohend eingeschlossen.

Der Graben, wie diese steilen Bergthäler genannt werden, bildet im Ganzen eine weite, gewaltige Schlucht, wie denn auch der ganze breite Gebirgshang an der Südseite in solche Thäler oder Gräben ziemlich gleichmäßig vertheilt ist, während zwischen ihnen von oben nach unten laufende und dichtbewaldete Abschüsse oder Hänge sie von einander trennen. Im Einzelnen reißt sich aber ein solcher Graben wieder in hundert und hundert kleinere und größere Einschnitte, Schluchten, Felsspalten und Klammen, jede im Kleinen und in sich selbst das große Bild des Ganzen wiedergebend.

Die schroffen Wände, an denen kein fruchtbarer Boden halten kann, stehen da drinnen freilich kahl, und in den Schluchten, wo sich zur Regenzeit der Bergbach das reingewaschene, ausgeschwemmte Bett gewühlt, kann auch kein Pflanzenleben gedeihen; aber die zähe Laatsche dringt doch ein, wo sie's nur irgend möglich machen kann. Nicht allein auf dem Nacken der Felsen hin kriecht sie und wirft ihre Zweige zwölf und sechzehn Fuß weit nach rechts und links bis über den Abgrund hin, nein, auch wo nur irgend eine Felsenspalte eine Hand voll von oben niedergeschwemmter Erde aufgefangen und gehalten, säet sie ihren Samen, treibt Keime und Schöß-

linge, und klammert sich mit den festen Wurzeln ein. Wo sich ein solcher Anhaltspunkt, und sei er noch so unbedeutend bietet, findet man diese Büsche, die Nadelspitzen oft klein und kümmerlich, die Zweige dünn und kurz, aber immer fest und sicher in die Felsspalte eingeklemmt, und gar willkommene Anhaltspunkte sind das dann für den Steigenden. Der einmal gefaßte Zweig bricht nicht ab in der Hand, und wenn er das ganze Gewicht seines Körpers daran hinge.

Ha — was war das? ein zischender Pfiff, der von dort herüber schallt. Eine schreckende Gemse, der irgend woher der verrätherische Luftzug die fremde Witterung des Feindes zugetragen — und dort drüben? — ein rollender Stein, der von den scharfen Klauen eines aufgescheuchten Thieres losgestoßen, hinunter zu Thal die springende Bahn nimmt. — Aber zu sehen ist noch nichts, und der forschende Blick sucht rasch und mißtrauisch all' die hundert kleinen Schluchten und Spalten ab, aus denen allen das ersehnte Wild im Augenblick herausfliehen kann.

Todtenstille herrscht — da bricht ein Schuß von oben dröhnend und donnernd in's Thal nieder und weckt das Echo in den Bergen von Wand zu Wand. Das war des Jagdherrn Büchse — wie den Schall die gegenüberliegenden Gebirge jetzt wiedergeben, und wie er sich prasselnd und schmetternd die Bahn hinunter bricht in's tiefe Thal. Und doch ist das hier in den Bergen so eigenthümlich mit eben dem Schall, daß ein im Nachbargraben Stehender den Schuß vielleicht nicht einmal hören konnte.

Da poltert's und bricht's über das Felsgestein, ganz in der Nähe. Wie mit einem Messer sticht's bei dem Ton dem lauschenden Jäger in's Herz hinein, und bebt und zittert ihm durch alle Glieder. Und ob er von Kindheit an die Büchse geführt und der Spur des Wildes gefolgt wäre, dem ersten, unwillkürlichen, fast krampfhaften Herzklopfen beim plötzlichen Erscheinen eines Stücks Wild, beim Rascheln oder Rauschen, das seine sichere Nähe verräth, entgeht er nicht. — Aber es dauert nicht lange, und in der nächsten Minute schon muß er die alte Ruhe wieder erlangt haben, und hat sie auch — einzelne Fälle natürlich ausgenommen.

Wie das dort rasselt und tobt durch die kleine Schlucht. Drunten heraus aus ihrer Mündung kollern und springen die losgegangenen Steine schon vor und den Berg hinab. Das muß ein ganzes Rudel sein. — Und richtig, dort in den Laatschen zeigt sich plötzlich der schwarze Körper einer alten Gais mit den weißen Backenstreifen und den hohen, scharf umgebogenen Krickeln. Wenn sie allein käme, könnte man sie recht gut für einen Bock halten. Aber ein Rudel wird meist immer, ja fast ohne Ausnahme von einer alten Gais geführt, oft der Stammmutter des ganzen Trupps, die so, von Kindern und Kindeskindern gefolgt, den Berg durchzieht. Jetzt werden die anderen auch sichtbar — leider außer Schußweite, denn das ganze Rudel ist wohl noch vier- bis fünfhundert Schritt entfernt. Auf einem mit Laatschen dünn bewachsenen Felsrücken tauchen sie auf, eine hinter der andern — jetzt eine braune Gais mit schwarzem Rücken, das kleine, munter springende Kitz an der Seite, jetzt ein junger zweijähriger Bock, der ernst und gravitätisch, wie er es von den älteren gesehen, eine Weile daherschreitet; dann aber plötzlich, als er das munter seitwärts springende Kitz um sich her tanzen sieht, vergißt er, wenn er auch vorn seinen stolzen Ernst beibehält, hinten doch die Gravität, und macht mit den Hinterläufen einen Jugendsprung. Mehr und mehr drängen herauf und bleiben Kopf an Kopf auf der kleinen Lichtung stehen, alle hinauf nach der Klamm äugend und windend, von der der Schuß tönte. Ehe die Altgais weiter geht, denkt keins daran, sich von der Stelle zu rühren.

Von drüben herüber ist das Rudel gekommen, jedenfalls von dem Schuß aus sicherer Ruhe aufgeschreckt. Jetzt aber mag doch irgend ein Geräusch der von unten heraufbrechenden Treiber von dem scharfen Gehör der Leitgemse erfaßt sein, oder ihr Blick hat auch wohl die sich da unten regende Gestalt, sie sei noch so weit entfernt, gesehen, ihre Nase die fremde, gefährliche Witterung gefangen. Da unten ist's jedenfalls nicht recht geheuer, was es auch sei, und seitwärts an der Wand, auf der sie gestanden, niedertretend, läuft und rutscht sie halb die fast senkrechte Steinplatte hinab, an der sich, von hier aus wenigstens, nicht der geringste Anhaltspunkt

erkennen läßt. Jedenfalls will sie schräg durch den Graben dem andern Ausläufer zu; ihr aber folgen auch, ohne weite zu fragen weshalb oder wohin, die anderen Gemsen. Zuerst die Gais mit dem Kitz, dann der zweijährige Bock, wahrscheinlich ein Herr Sohn vom vorvorigen Jahr, dann wiede zwei Kitzgaisen, und nun ein starker Bock. — Wetter noch einmal, ob der Bursche nicht aussieht wie ein Wildschwein als er da breitspurig und bequem den halsbrechenden Pfad ohne die mindeste scheinbare Anstrengung hinuntergleitet. Wenn der zum Schuß herüberkäme, der wär' recht. — Jetzt folgen noch ein paar wahrscheinlich gelte Gaisen oder schwächere Böcke — es läßt sich von hier aus nicht so deutlich erkennen — dann wieder Kitzgaisen dazwischen, und zum Schluß noch ein alter Bock. Im Ganzen ein Rudel von dreiundzwanzig Stück

Jetzt ist Alles wieder still — die Gemsen haben irgend einen bewaldeten Hang angenommen, und ziehen geräuschlos und gedeckt darin fort.

Es ist aber, selbst für den geübten Gemsjäger, gar nicht etwa so leicht, Gais und Bock von einander zu unterscheiden, ja in der Ferne fast ganz unmöglich, wenn nicht die Gais eben ihr Kitz als Legitimation mit sich führt. Die Farbe der Gemsen ist im Sommer lichter als im Winter, und schmutzig isabellfarbenartig nur mit dem dunkeln Rückenstreifen. Im rechten Winter werden sie aber ganz schwarz, und alte gelte Gaisen, die allein kommen und oftmals gar starke, ansehnliche Krickeln tragen, sehen genau so aus wie ein Bock. Nur in der Nähe unterscheidet sie der längere dünnere Hals, wie auch der etwas zierlichere Kopf vom Bock. Ebenso stehen ihre Krickeln mehr parallel zusammen auflaufend, während die Krickeln des Bocks gleich unten von der Wurzel aus etwas stärker sind und sich ein wenig auseinander biegen. Allerdings nur schwache Unterscheidungszeichen in der Ferne.

Links, dicht neben uns flattert etwas — welch prächtiger, gewandter Vogel sucht sich da sein Mahl an dem nackten Felsen? — Es ist ein Alpenspecht, der, mit den scharfen Klauen einkrallend in den Stein, die Flügel ausgespannt und wie zur Stütze an die Wand gestemmt, den Kopf zurückgebogen, auf und ab, bald rechts bald links hinüberläuft, und

blitzschnell mit dem nur leicht gebogenen spitzen Schnabel in Ritz und Spalte fährt, um Käfer und kleineres Gewürm daraus hervorzuholen. Und welche Pracht in dem Gefieder! Der ganze kleine Bursch ist in seiner Haupt- und Grundfarbe schön stahlgrau mit schwarzem Kopf und dunkeln Streifen auf Schwung- und Deckfedern, aber über die zierlichen Flügel läuft ein rosenrother Streif, in dem Grau verschmelzend, wie an den Schwingen des Weinvogels, jenes zierlichen Nachtfalters, und die kleinen schwarzen Augen schauen so scharf, so klug umher. Ist er so wenig furchtsam, daß er den nur wenige Fuß von ihm kauernden Jäger gar nicht scheut? — Ja, der rührt und regt sich nicht, und sitzt da wie hineingewachsen in die Laatsche. Die erste Bewegung freilich — was war das? — Dort flattert auch schon der Alpenspecht zur Seite. Aber was kümmert uns jetzt der — gerade da drüben in der schmalen Klamm, die seitab aus dem Walde niederführt, rollte ein Stein; dort unten springt er vor, und da — wieder der Stich in's Herz — da drüben auf der nächsten Felsenspitze, auf einem Raum, den ich mit der Hand bedecken könnte, steht ein schwarzer, etwa drei- oder vierjähriger Bock, den klugen Kopf mit dem weißen Backenstreif nach unten gedreht, wo in diesem Augenblick ebenfalls eine Kitzgais sichtbar wird.

Wie krampfhaft faßt die Hand den Büchsenkolben, sucht der Zeigefinger der rechten Hand den Drücker, der Daumen den Hahn. Geräuschlos wird er gespannt, langsam, um durch keine rasche Bewegung den Blick des aufmerksamen Thieres hierherzulenken, hebt sich der Lauf und Korn und Visir zusammen.

„Pest!“ murmelt der Jäger leise zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch, und er hat Ursache, denn oben auf dem Lauf, gerade vorn auf dem Korn, von dem blitzenden Metallpunkt vielleicht angezogen, schaukelt sich ein kleiner, zierlicher gelber Schmetterling, und will nicht wanken und weichen.

Noch steht der Bock da drüben, und die Gemse unten interessirt ihn mehr als irgend ein Geräusch oder Luftzug, der ihn von oben fortgescheucht. Mit unzerstörbarem Ernst

schaut er nieder auf das spielende Kitz und die lauschende Gais.

Langsam und vorsichtig hat der Jäger indeß die Büchse zurückgezogen, bis er mit dem Korn den nächsten Laatschenbüschel erreichen kann. Der Schmetterling weicht den drohenden Stacheln des grünen Busches aus und flattert thalauf, und wieder richtet sich das Rohr dem heißersehnten Ziele zu.

Da — hat sein Auge irgend einen verrätherischen rückschlagenden Sonnenstrahl von dem blanken Lauf gefaßt? — wirft der gefährdete Bock rasch den Kopf empor, und die klugen Augen haben im Nu den Ort der wirklichen Gefahr erkannt — aber zu spät. Korn und Visir schmelzen gerade auf dem Blatt der wenig mehr als hundertzwanzig Schritt entfernten Beute zusammen, der Finger berührt den Stecher, und mit dem Schlag, noch während der Bock sich vorn niederläßt, von seinem spitzen Stand hinabzusetzen, schlägt ihm die Kugel, schon etwas hoch, das Rückgrat über dem Blatt entzwei. Vergebens sucht das Thier sich mit den scharfen Läufen in den abschüssigen Boden einzukrallen, die Steine rollen unter ihm fort; halb fällt er, halb rutscht er nieder. Während ihm das Geröll polternd folgt und über ihn wegspringend dem nächsten Abhang zufliegt, erreicht er unten den ersten festen Halt — Steinblöcke, die Lawine oder Bergstrom da niedergeschmettert — und sucht noch einmal dort sich aufzurichten. Vergebens; seine Kraft ist gelähmt, sein Lauf in diesen Bergen beendet, und während der rothe Schweiß den Boden um ihn färbt, bricht er stöhnend zusammen.

Aber an ihm vorbei fliegt die Kitzgais, den offenen Weg zur Flucht nach unten nicht benutzend. Zwar ist sie sicher vor des Schützen Rohr, denn keine Kitzgais wird in der ächt waidmännisch betriebenen Jagd geschossen, aber was scheucht sie denn auf einmal dort hinauf? — Hat sich der Schall des Schusses in den Bergen, was oft geschieht, so gebrochen, daß sie die Gefahr da unten wähnt, während sie hier oben in der Nähe des Feindes droht? Oh nein — das scheue Thier weiß recht gut vor wem es flieht, denn über die Steine unten, über Geröll und Felsenblock hinwegspringend, so rasch fast

wie der Bock selber früher sprang, der dort verendend liegt, kommt ein Jäger herauf aus der steilen Schlucht.

Den Bergsack auf dem Rücken, die Büchse über der linken Schulter, den Bergstock zum Springen über Spalte und Stein gebrauchend, wie der Rabe seiner Berge, der den Geruch des Blutes wittert und mit raschem Flügelschlag schon nach dem Schuß krächzend herbeistreicht, jetzt der kleine gewandte Bursch heran. Im Nu hat er die Stelle gefunden, wo das noch einmal, wenn auch vergebens, seine letzten Kräfte anwendende Thier liegt. Büchse, Hut und Bergstock drückt er gleich darauf neben sich auf die Steine, das Messer fliegt aus der Scheide, und die sich krampfhaft streckende Beute stöhnt unter dem Gnadenstoß. Aber zu gleicher Zeit fast greift die eine Hand auch nach dem Bart des verendenden Bocks, zieht die langen, mit weißer Spitze versehenen Rückenhaare*) rasch und geschickt heraus, so weit sie sich zum Hutschmuck eben brauchen lassen, nimmt dann ein altes, schon mit früherem Schweiß beflecktes Stück Papier aus der Tasche, wickelt sie da sorgfältig hinein und birgt das in seiner Brusttasche. Jetzt erst geht er an das Geschäft des Aufbrechens, um die Gemse dann später in dem rasch abgeworfenen Bergsack mit hinaus aus dem Graben zu nehmen.

Der Bursch da unten ist aber eine der interessantesten Persönlichkeiten unter sämmtlichen Jägern. Klein und fast schmächtig von Gestalt, aber trotzdem von zähem, nervigem Körperbau, munkelt man, daß er früher, wie er jetzt einer der besten, wenn nicht der beste Jäger des Reviers ist, auch einer der berüchtigtsten Wildschützen gewesen sei. Jedenfalls kommt ihm keiner der übrigen gleich im Fallenstellen für alles mögliche Raubzeug, vom Jochgeier nieder bis zum kleinen Wiesel. Niemand lockt wie er Hasel-, Stein-, Schneehuhn und Birkwild, und fängt die Schnepfen und andere Strichvögel so geschickt in Schlingen. Auch Alles, was man lebendig verlangt,

*) Der Gemsbart sitzt dem Bock nicht etwa unter dem Kinn, sondern auf dem untern Theil des Rückens, an derselben Stelle, wo das Wildschwein die längsten starren Borsten hat.

liefert er — wohl nicht gleich, denn solch Ding erfordert Zeit — aber mit der Zeit gewiß und sicher.

Wenn man von oben die kleine, unansehnliche Gestalt betrachtet, kommt's Einem auch wohl unwahrscheinlich vor, daß das der grimmste und gefährlichste Feind sein sollte, den die schlauen und scheuen Thiere der Wildniß hier in den Bergen, in ihrem eigenen Revier, hätten; so wie er aber den Kopf nur umdreht, glaubt man's ihm. Der ganze Schnitt des Gesichts ist schon dem Adler gleich, das Auge nicht groß, aber lebendig und rastlos, nicht einen Moment an ein und derselben Stelle haftend. Die Augenbrauen sind dabei hoch heraufgezogen und wie durch das stete Horchen und Wachen so stehen geblieben. Der kleine Ragg, wie er zum Unterschied von seinem Vetter, dem großen, heißt, sieht aus, als ob er nicht einmal im Schlaf die Augen schlösse.

5.

Das Treiben am Joch.

Mit dem Riegeln — wie diese Art Treiben genannt wird — ist's jetzt vorbei. Dort drüben pfeift noch einmal eine Gems, die wahrscheinlich den Wind von einem der anderen Treiber bekommen. Platz genug hat sie indessen zur Flucht, und bringt sich auch rasch in Sicherheit. Wieder hinauf klettern wir jetzt, von dem schmalen Steinkamm bis hinüber zum Waldeshang, denn hinunter zur erlegten Gemse könnte wohl kaum eins der scheuen Thiere selbst, so schroff und jäh läuft da der Fels hinab. Ragg wird sie schon hinauf zum Sammelplatz schaffen.

Aber auch selbst das Aufklettern geht nicht so rasch, denn bist Du ein einziges Mal durch die Laatschen aufwärts gestiegen, Freund, dann weißt Du auch, was das Ding zu

ſagen hat. Die zähen, elaſtiſchen Zweige liegen alle nach unten, eine Strecke erſt am Boden oder einen Fuß darüber hinlaufend, und dann wieder in die Höhe biegend, daß ſie die Büſchel an den Spitzen der Zweige gerade und aufrecht tragen. Einer in den andern greifen ſie dabei, und wenn auch die ſchlanke Gemſe, die nur ihre Krickeln auf den Rücken zu legen hat, leicht hindurchſchlüpft, bleibt doch der Jäger mit ſeiner Büchſe über der Schulter, mit dem Bergſtock in der Hand, mit Hut und Rock und Riemen alle Augenblick darin hängen, und abzubrechen iſt faſt gar kein Zweig. — Nur mit dem Meſſer gehauen oder eingeſchnitten, knickt er augenblicklich ab. Noch ſchlimmer iſt es, wo dürre Aeſte mit dazwiſchen liegen; ein Durchkommen wird da faſt zur Unmöglichkeit, oder muß Zoll für Zoll erzwungen werden.

Und dennoch iſt es, wenn nicht leichter, doch jedenfalls ſicherer, in den Laatſchen auf- als abwärts zu klettern. Die zähen Büſche hängen über alle Abgründe weit hinaus, und wollte man raſch zwiſchen ihnen niedergleiten, da ſich die weichen Zweige dem nach unten Hindurchdrängenden aus dem Wege biegen, wäre man jeden Augenblick der Gefahr ausgeſetzt, ganz gemüthlich vielleicht in eine fünf- bis ſechshundert Fuß tiefe Schlucht hineinzufahren.

Als ich den Sammelplatz endlich erreichte, hatten ſich, den kleinen Ragg ausgenommen, der noch mit ſeinem Gemsbock irgendwo unten im Graben ſtak, ſchon ſämmtliche Treiber um den Herrn verſammelt.

Wie wundervoll die Wildniß um uns liegt. Dort drüben hebt der große Falke ſein rieſiges Haupt empor, während die gewaltigen Tannen an dem gegenüberliegenden Hang ſo niedrig ausſehen wie kleine zierliche Büſche, und unter uns gähnt eine wilde Schlucht tief in den Graben nieder, der hier ſcharf und abſchüſſig viele hundert Fuß wohl jäh hinunterſinkt.

Auf einem Felſenvorſprung aber, der weit über den dunkeln Abgrund hinausragt, die Büchſe über der Schulter, den Bergſtock in der Hand, ſteht unſer Jagdherr, und neben ihm, demonſtrirend und erzählend, der große Ragg,

während sich Rainer etwas kleinlaut hinter diesen gedrückt hat.

Die anderen drei Jäger, von denen der eine den vom Herrn erlegten starken Bock im Bergsack trägt, stehen etwas zurück.

„Und Ihr seht jetzt, daß ich Recht hatte," sagt dieser; „die drei starken Rudel, die von unten kamen, haben alle mit einander gar nicht daran gedacht, bis zu mir heraufzuklettern, sondern sind, wie sie das jedesmal thun, seitwärts ausgebrochen. Haben Sie etwas geschossen?"

„Einen Bock —"

„Nun ja, ich auch einen, und die anderen Freunde sind gar nicht zum Schuß gekommen, während wenigstens vierzig Gemsen in dem Treiben waren."

Rainer spricht kein Wort, Ragg hingegen, der, ganz ungleich seinem Vetter, nie eine Gelegenheit vorübergehen läßt, seine Meinung, lebhaft dabei gesticulirend, zu sagen, will sich auf eine nähere Beschreibung des Treibens einlassen — es ist die Elster unter den Jägern. Diesmal aber wird er unterbrochen, das zweite Treiben rasch besprochen, und fort geht's wieder, die steilen Höhen hinan, um ein Treiben an der Nordseite des Jochs, im sogenannten Ochsenthal, zu machen, wo nur ein paar gezwungene Wechsel den Gemsen bleiben, sich zu retten und die schützenden Dickichte wieder zu erreichen.

Ein wilder, rauher Marsch ist das jetzt den steilen Hang hinauf, bald in überbiegende Laatschen hinein, bald an steilem Felsgeröll emporklimmend. Einer hinter dem Andern her, oder seitwärts auch ausbiegend, einen bequemeren Aufweg zu finden. Der Stock nützt dabei gar wenig und ist oft nur im Weg; die Laatschenzweige sind dagegen treffliche Hülfen, und oft, wenn ein lockerer Stein losbröckelt, schützt die rasch ergriffene Laatsche den Steigenden vor einem bald mehr, bald weniger gefährlichen Fall. Unverdrossen aber, nur das eine Ziel, die Höhe, im Auge, wird jede Schwierigkeit besiegt, und nach drei Viertelstunden schweren Steigens etwa haben wir endlich das ersehnte Joch erreicht.

Bald ist hier Alles besprochen, die Schützen sind vertheilt, die Treiber, die sich auf den kahlen Felsen an bestimmten

Punkten nur zu zeigen und ein paar Steine hinabzuwerfen haben, sind abgegangen, und Jeder hat sich, so gut das eben auf dem offenen Terrain gehen will, hinter irgend einen Felsblock, einen einzelnen Laatschenbusch oder eine sonstige Erderhöhung gedrückt.

Da rasselt's da drüben an der Wand, Steine rollen, und kleine dunkle Punkte, nicht größer wie Ameisen, springen blitzschnell über die lichten Wände hin.

Mit dem Fernrohr, nach Büchse und Bergstock das wichtigste Instrument für den Gemsenjäger, suchen die Schützen indessen das Terrain, das sie übersehen können, ab. — Unerwartet kann ihnen überhaupt hier kein Wild kommen, denn der steinige, rauhe Boden verräth es schon auf größere Entfernung. Da drüben ist ein dunkler Punkt an der nämlichen Wand, über der der erste Treiber sichtbar wurde — richtig, es ist ein alter Bock, der sich hier unter einen Felsvorsprung gestellt hat, nach unten hin aufmerksam die springenden Gemsen betrachtet, nach oben ganz erstaunt hinaufhorcht, woher auf einmal all' die großen dicken Steine kommen, von denen er freilich, gerad' wo er steht, wenig zu fürchten hat.

Dort und da wird es jetzt lebendig. Ueber den tiefen Thalgrund des weiten Felsenkessels springt das stärkste Rudel gerade dort hinauf, wo der fürstliche Jäger, die Büchse im Anschlag, fest hinter einen hohen Stein gedrückt steht. Näher und immer näher kommen sie hinan — der Wind schlägt auf, und sie wittern nicht die Gefahr, der sie sich nahen. Prachtvoll sieht es dabei aus, wie die dunkeln schlanken Thiere an den lichtgrauen Steinwänden hin und aufwärts setzen. Jetzt bleibt die Leitgais auf einer vorspringenden Zacke mit dicht zusammengeschobenen Schalen stehen und sichert umher. — Aber nicht lange braucht sie nach der vermutheten Gefahr zu suchen — der Treiber dort oben auf dem nackten Joch schwenkt den Hut nach ihnen hinüber; seine ganze Gestalt zeichnet sich ihnen scharf und rein gegen den blauen Himmel ab, und fort stürmen sie wieder, um geschützteren Platz zu erreichen und aus so gefährlicher Nähe zu kommen — die armen Dinger.

Jetzt setzen sie die Schlucht hinauf, an deren oberem Ende

der Jagdherr steht — kaum fünfzig Schritt an ihm vorbei springt das Leitthier — hält einen Augenblick auf dem Kamm, sieht den neuen Feind, thut einen scharfen Pfiff und verschwindet an der andern Seite des Jochs. — Und kein Schuß? — noch eine Gems und noch eine folgen ihr, und jetzt — eine kleine blaue Wolke steigt hinter dem Felsen auf — jetzt noch eine, und zwei Gemsen sind schon lange zusammengeknickt und von der steilen Höhe niedergerollt, als der dumpfe Knall der Büchse sich erst donnernd an den Wänden bricht und in das Thal seine Schallwellen niederwälzt. — Wie die übrigen Thiere stutzen und schrecken — aber die Leitgais ist voraus, der müssen sie folgen, und nach drängt deshalb, trotz dem Schuß, der ganze Trupp, nur einen scheuen Bogen um die gestürzten Kameraden beschreibend.

Wieder steigt in zwei kurzen Stößen der blaue drohende Dampf empor, und wieder taumelt eine Gemse. Wild vorbei stürmen die entsetzten Thiere. Aber noch ist der Donner nicht verhallt, als auf's Neue die tödtliche Kugel ihr Opfer sucht.

Sechsmal hat es aus den drei Doppelbüchsen gesprochen, und drei Gemsen liegen verendet auf dem Platz, und schwer verwundet schleppen sich zwei andere noch über das Joch hinüber, davon eine der Hund nach kurzer Suche in einem Laatschenbusche antrifft und niederreißt. Die andere ward später verendet gefunden.

Die übrigen Rudel brechen zwischen den Treibern durch, und nur der eine alte Bock ist halsstarrig auf seinem wohlversteckten Platz stehen geblieben, bis die Jäger ihn längst passirt haben. Dann dreht er sich um und verschwindet plötzlich in einer der zahlreichen Spalten, wie in die Wand hinein.

Und nun der fröhliche Heimzug von der Jagd! Rasch sammeln sich die Jäger, guter Dinge, daß der mühselige „Trieb" gelungen, brechen das erlegte Wild auf und werfen es aus, thun sorgfältig das gesammelte Feist wieder hinein, packen die Gemsen in ihre Bergsäcke, und heimwärts geht es jetzt, am Rücken des Jochs auf einem ziemlich guten Bürschweg hin.

Ihr Tagewerk war aber auch kein leichtes, und wer ihnen

zusieht, wie sie an den steilen Wänden hinlaufen, oft über Abgründen hängen, wo der geringste falsche Tritt sie rettungslos in die Tiefe schickte — denn ein Anklammern wäre da nicht mehr möglich —, wie sie jetzt im Schweiß ihres Angesichts durch ein Laatschendickicht arbeiten, jetzt über das Geröll einer Reißen klettern, und immer munter, immer vergnügt dabei, der muß die Leute wahrlich bewundern. Und trotz den oft furchtbaren, jedenfalls höchst mühseligen Wegen, die sie zu steigen haben, achten sie nicht blos auf ihren schmalen Pfad, nicht blos auf das Wild, das sie dort losgehen sollen, nein, ihr Auge späht zugleich, sorglos um die Gefahr, die sie umgiebt, nach dem spärlich und nur an den wildesten, rauhesten Stellen wachsenden Edelweiß, nach einer einzelnen, vom Sommer übrig gebliebenen Scabiosa, nach einem tiefblauen Enzian oder einer in dieser Jahreszeit sehr seltenen Alpenrose, mit diesen Blüthen neben Spielhahnfedern und Gemsbart ihren Hut zu schmücken.

Der Bruch von einer Laatsche an Mütze oder Hut ist heute das Siegeszeichen der gelungenen Jagd, und das Behagen erreicht den höchsten Grad, wenn Abends die erlegten Gemsen am Bürschhaus oder der Almhütte, mit den Krickeln oben am Dach eingehakt, zur Zierde als eben so viel wohlerworbene Trophäen hängen.

6.

Die Bürsche.

So prachtvoll eine solche Treibjagd ist, besonders wenn man von irgend einer vorspringenden Stelle aus den größten Theil derselben mit dem darin aufgescheuchten Wild übersehen kann, so viel interessanter ist die Bürsche. Bei dem Treiben ist der Jäger vom Wild abhängig, ob es ihn gerade an-

nehmen will, und darf seinen Stand nicht verlassen, den ganzen „Bogen" nicht zu stören. Bei der Bürsche sucht er selber das Wild auf, und es hängt dann, allerdings neben vielem Glück, doch auch viel von seiner eigenen Geschicklichkeit und Umsicht ab, ob er zum Schuß kommen wird oder nicht. Hier in den Bergen ist die Bürsche freilich weit beschwerlicher, und in mancher Hinsicht auch gefährlicher, als im Walde unten, denn die alten Gemsböcke suchen sich am allerliebsten die rauhesten Wände in den Klammen aus, in die sie sich hineinstellen, und von wo aus sie eine weite Strecke überschauen können — und dort muß sie der Jäger finden und beschleichen.

Für den Wildstand selber ist aber, besonders wenn eine gewisse Anzahl Gemsen abgeschossen werden soll, das Treiben weit besser als das öftere Bürschen. Beim Treiben wird ein Revier einmal durchgegangen, und hat dann Ruhe — kehrt die aufgescheuchte Gemse nach einigen Tagen auf ihren Stand zurück, so findet sie denselben gewohnten Frieden und bleibt. Wird dagegen oft durch ein und denselben Platz gebürscht, so verjagt der Jäger, wenn er selber auch vielleicht gar nichts oder nur wenige Stück zu sehen bekommt, und scheinbar ganz unbemerkt den Berg durchschlichen hat, doch viel Wild. Was den Wind von ihm bekommt, flieht fast noch ängstlicher, als was ihn selber sieht, und einen schärferen Geruchssinn, als die Gemse, hat wohl kein Säugethier weiter auf Erden, möge es welcher Gattung es wolle angehören.

Beim Bürschen hängt das Meiste davon ab, früh aufzubrechen. Die Gemse, ziemlich wie anderes Wild, äſ't sich Morgens von Tagesanbruch bis etwa um acht oder neun Uhr, und thut sich dann bis ziemlich genau um zwei Uhr nieder. Zu dieser Zeit steht sie wieder auf, beginnt aber erst gegen Abend recht lebendig zu werden.

In der Brunftzeit, die bei kalter Witterung schon gegen Ende October, bei warmer erst mit dem Monat November beginnt, läuft der Bock allerdings den ganzen Tag herum, äſ't sich dann aber nur sehr wenig und paßt außerordentlich auf.

Beim Bürschen ist es nun allerdings stets und unter

jeder Bedingung am besten, ganz allein zu sein. Ein Mann macht schon überdies beim Anschleichen Geräusch genug, und zwei verderben oft die Jagd. In den Alpen aber und auf vollkommen fremdem Revier, noch dazu für den Fall daß etwas erlegt oder angeschossen wird, bleibt ein Begleiter ein nothwendiges Uebel. — Und doch ist es auch wieder eine eigene Lust, mit einem solchen Tyroler Gemsjäger im stillen Wald, in den wilden Bergen bürschen zu gehen.

Diese vor allen anderen sind auch die einzigen und ächten deutschen Indianer — nur daß sie Schuh' und Kleider tragen. Abgehärtet gegen Frost und Hitze, wie nur ein Wilder sein kann, mäßig in ihrer Lebensart bis zum Aeußersten, einfach in ihren Sitten, leidenschaftlich ihrer Jagd ergeben und darin Meister — was um Gottes willen könnte man von einem wirklichen Indianer mehr verlangen! Auch ihre Farbe ist nicht viel, wenn überhaupt, lichter als die einiger Stämme der Südsee, und was ihre Sinne betrifft, so haben sie jene Wilden schwerlich schärfer. Nur im Anschleichen könnten sie von ihnen lernen.

Wie der Pfeil vom Bogen, und dabei geräuschlos wie die Nachteule auf ihre Beute stößt, gleitet der Indianer, jeden nur irgend möglichen Vortheil des Terrains benutzend, über den Boden hin. Der Bergbewohner ist plumper — er tritt fester auf, und sein Schritt, auch wenn er sich noch so viele Mühe giebt leise zu gehen, ist dennoch schwer. Natürlich tragen da die schweren, eisenbeschlagenen Schuhe das Ihrige dazu bei. Aber eine Wonne ist es, zu sehen wie so ein Gemsjäger den Wind nimmt, wie sein Blick gleichzeitig über jede Blöße an den Hängen als auch über den Boden schweift, die Fährten zu beachten; mit welcher Aufmerksamkeit er dabei jedem Geräusch horcht und wie er, mit einem Worte, so ganz Jäger ist. Jede Bewegung an ihm ist Natur, und wie der Adler oben in seinem Element auf ruhendem Fittig kreist, wie der Fisch im Wasser schwimmt, wie das Reh zierlich und leicht durch den Wald tritt, so leicht und unbehindert, so ganz in *ihrem* Element, steigen diese Kinder der Berge Fels auf und ab, über schräg wegsinkende Tannen, über bröckelndes Ge=

stein, immer mehr um sich nach Wild, als auf ihren gefährlichen Pfad schauend.

Aber jetzt fort! Drüben die hohen Joche, wenn auch im Thal unten noch dunkle Nacht liegt, zeigen schon den dämmernden Morgen, und kalt und frostig zieht uns der erste Sonnengruß durch die Glieder. — Sonderbar ist es in der Natur, daß vor dem warmen Licht der Sonne die Luft erst noch einmal recht kalt, daß vor dem dämmernden Tag die Nacht erst noch einmal recht dunkel wird.

Unsern Pfad können wir jedoch schon erkennen — ein guter Bürschsteig läuft am Hange hin, und gerade mit Büchsenlicht kommen wir dann an die besten Stellen im Revier — zu früh kann man da fast gar nicht aufbrechen.

Mein Begleiter ist diesmal — den ich schon früher erwähnt habe — die Elster unter den Jägern: der große Ragg. — Er spricht allerdings viel — wenn man ihn läßt; aber was sein „Handwerk" angeht, wird er darin vielleicht nur von seinem Vetter übertroffen. Wo übrigens nicht gesprochen werden darf, weiß er auch recht gut zu schweigen, und vielleicht nur in dem ernsten, stillen Wesen der übrigen Bergjäger scheint das bei ihm Schwatzhaftigkeit, was man im flachen Lande gar nicht bemerken würde. Die Berge sind in der That nicht der Ort zum Sprechen. Die stille Ruhe um uns her fordert zu gleichem Schweigen auf, und jedes, selbst das geflüsterte, Wort scheint den heiligen Frieden dieser Wildniß zu stören.

Und hier ist wirklich noch Wildniß, denn Urwald umgiebt uns in all' seiner einsamen Pracht. Kein Holz wird hier geschlagen; der alte, morsche Baum bricht über seiner Wurzel zusammen und fault wo er gewachsen und gestanden. Wo der Föhn oftmals ganze Strecken dieser vielarmigen Waldriesen niedergestreut, liegen sie toll und bunt übereinander hingesäet, und was eben wachsen will und kann, bricht sich zwischen ihnen hinaus die junge Bahn.

Aber der umgestürzte Baum hat für uns in diesem Augenblick nur insofern Interesse, als er mit seinem dichten Wipfel vielleicht eine sich dahinter äsende Gemse deckt. — Jeder Stein wird mißtrauisch betrachtet, jedes raschelnde Laub bannt

den Horchenden an die Stelle, und erst dann schleicht er weiter, wenn er sich überzeugt hat, daß kein Wild Ursache des Geräusches war. Wie ein paar Verbrecher, mit dem erbärmlichsten Gewissen von der Welt, vor jedem fallenden Blatt erschreckend, vorsichtig und ängstlich nach dem geringsten fremden Ton hinüber horchend, schleichen wir so dahin — langsam mit dem umgedrehten Bergstock niederfühlend, daß er keinen unzeitigen Lärm mache, sorgfältig den eisenbeschlagenen Schuh auf das Geröll im Pfad niedersetzend und jeden dürren Zweig, jedes gelbe Blatt dabei vermeidend — sind es doch lauter Verräther, und nur zu rasch geneigt, ihren alten Bekannten und Freunden, dem scheuen Wild, Nachricht zu geben, daß Jemand naht, der da nicht hingehört.

So ein dürrer Zweig ist auch wirklich oftmals schlimmer als ein Telegraphendraht. Er knickt unter dem ungeschickten Fuß — der Jäger bleibt erschrocken stehen und wagt sich nicht zu rühren — aber das Unglück ist schon geschehen. Ein Altthier vielleicht, mit dem man gar nichts zu thun haben will, das aber hinter einem Dickicht irgendwo gestanden, hört das fatale Geräusch und wird aufmerksam. Sehen kann es dabei nichts, aber der Verdacht ist einmal erregt — vielleicht trägt gerade jetzt auch ein sehr unnützer Windzug die Witterung dort hinüber, und schreckend, mit Tönen, die man eine halbe Stunde weit hört, setzt es den steilen Hang hinab und macht den ganzen weiten Berg rege. An Bürschen ist in der Gegend dann weiter gar nicht zu denken.

Aber wir ziehen vorwärts. — Da drüben zeigen sich die nackten Felsen einer weitausgebrochenen Klamm, und dort stellen sich die Gemsen am liebsten ein. Zwischen dem Geröll wächst spärliches, aber sehr süßes Gras, und ziemlich offenen Raum haben sie zugleich, nach oben und unten auszuschauen. Besonders sind diese Klammen ein Lieblingsplatz der alten Böcke, und denen stellt man ja auch vor allen nach.

Hier ist aber eine Hauptsache der Wind. Wenn dieser auf jeder Jagd eine sehr bedeutende Rolle spielt, und bei Treibjagen wie Bürsche stets darauf Rücksicht genommen werden muß, da man das Wild mit dem Wind nun einmal nicht beschleichen kann, so ist das noch viel mehr auf der

Gemsjagd der Fall. Man hat es hier nämlich nicht allein mit einem Wild zu thun, dem an Geruchssinn kein anderes gleichkommt, sondern die Gebirge selber haben in ihren Luftströmungen so viele Eigenheiten, daß der mit ihnen nicht betraute Jäger nur wirklich zufällig einmal ein Stück zum Schuß bekommen würde.

Ziemlich regelmäßige Luftströmungen sind thalauf und thalab, Seitenwinde finden fast nie, oder nur höchst selten statt. Im Schatten zieht dabei der Wind stets nieder-, in der Sonne aufwärts, und zwar aus sehr natürlichen Gründen: die von der Sonne erwärmte Luft strebt nach oben, die kältere drängt sich in's Thal hinab. Ehe die Sonne über die Berge steigt, und auf den Hängen, die sie nicht bestreicht oder nicht erreicht hat, zieht deshalb die Luft stets bergab, und oben an einem Joch hingehend, würde man wenig oder gar nichts zu Schuß bekommen. Man muß sich deshalb tiefer halten, um nach aufwärts sehen zu können, und was oben steht, kann man dann auch leicht beschleichen — ist wenigstens sicher, daß man den Wind von dort herunter bekommt. Steigt dann die Sonne, nimmt man den Rückweg oben hin, und hat denselben Vortheil wie vorher.

Beim Treiben läßt sich diese Eigenschaft besonders gut benutzen, da man im Stande ist, sich den Wind auszusuchen, je nachdem man in eine kühle, schattige Schlucht oder auf den sonnenbeschienenen Rücken irgend eines Felsens tritt.

Da es noch früh am Morgen und kühl und frisch ist, wo der Wind natürlich scharf nach unten zieht, halten wir uns ziemlich tief, verlassen, sobald es nur ordentlich hell im Wald geworden, den Bürschpfad und klettern vorsichtig den grasigen, mit Kiefern und Krummföhren überwachsenen Hang hinab.

Wie das so still im Wald ist — weit von drüben herüber, von der andern Seite des Rißthales, klingt der tiefe Schrei eines Brunfthirsches her — sonst fast kein Laut. Doch — halt, ja — dort oben, wo jene schmale Felsenwand so hoch emporsteigt und mit ihren grauen Seiten durch die Bäume schimmert, balzt ein Birk- oder Spielhahn mit weichem melodischen Kullern — aber die Jäger hören das

zu dieser Jahreszeit nicht gern, denn es soll schlechtes Wetter deuten.

Jetzt haben wir beinahe die Klamm erreicht; Ragg wird immer ängstlicher im Gehen, und jeder Schritt weiter zeigt auch schon mehr und mehr die helleren Felsen, die, übereinander geschichtet und aus gewaltigen Blöcken bestehend, bis fast oben unter das Joch hinaufragen. Längst schon haben wir den Bürschweg verlassen und steigen lautlos neben einander hin, Jeder vollauf damit beschäftigt, den Ort auszusuchen, wohin er den Fuß geräuschlos setzen kann, und hat er den gefunden, einen raschen, forschenden Blick umher zu werfen. Da plötzlich packt er meinen linken Arm, und die vorsichtig und langsam ausgestreckte Hand deutet nach vorn. Der Richtung zu liegt dort ein dichter Laatschenbusch, und der eine Zweig — wahrhaftig da drin steht irgend ein Stück Wild, was es auch sei — der eine Zweig bewegte sich, als ob irgend etwas Schweres dagegen drückte. Was für Wild, war natürlich noch nicht zu erkennen.

Leider lag der Busch etwas unter uns, und links abbiegend, um von unten herauf dahin zu kommen, krochen wir jetzt mehr als wir gingen der Stelle zu. Die Gegend dort war wie gemacht zum Anbürschen, und lockere Felsblöcke und umgestürzte, halb verdorrte Stämme bildeten eben so viele Schutzwehren für den anschleichenden Jäger. Vorsichtig benutzte ich auch das Terrain nach besten Kräften, und leise, nachdem ich vielleicht zwanzig Schritt auf den Knieen gekrochen war, um einen schräg auflaufenden Fels zu erreichen, hob ich langsam den Kopf und sah hinüber.

„Mord!" war der mehr gedachte als gemurmelte Fluch, als ich mich plötzlich einem starken Spießhirsch auf kaum vierzig Schritt gegenübersah, der sich hier so ruhig äs'te, als ob nicht ein scharfgeladenes Rohr hinter dem nächsten Stein lauerte und sein leckeres Mahl hätte bös versalzen können. Aber Hirsche wurden natürlich in dieser Jahreszeit nicht geschossen, und der übrigens ziemlich stark und feist aussehende Bursche hätte uns die ganze Jagd verderben können.

Vorsichtig vor allen Dingen wieder hinter meinen Stein zurückkriechend, telegraphirte ich dem mir aufmerksam zu-

schauenden Ragg die unangenehme Botschaft hinunter, und dieser kam jetzt langsam heraufgeschlichen. — Was nun thun? Zeigten wir uns, so brach der derbe Bursche hier ganz in der Nähe der Klamm durch das Dickicht, und wenn er nicht einmal schreckte, warnte er doch jedenfalls alle dort herumstehenden Gemsen und verdarb uns die Jagd. Es blieb uns nichts Anderes übrig, als ihm aus dem Weg zu gehen, und mit einer Aufmerksamkeit und zarten Rücksicht für seine Ruhe und ungestörte Mahlzeit, die ihn hätte innig rühren müssen, wenn es ihm nur verstattet gewesen wäre uns zu beobachten, krochen wir jetzt zurück, wie wir hinaufgeschlichen, tiefer hinab, um ihm aus dem Weg zu kommen.

Das gelang auch vollkommen, und etwa vier- oder fünfhundert Schritt tiefer unten näherten wir uns endlich dem wirklichen Rand der Klamm, der gerade an dieser Stelle von einem mit Laatschen bewachsenen Felsenvorsprung überhangen wurde.

Zum Abäugen gab es keinen besseren Platz, und vorsichtig krochen wir, die Hüte und Stöcke abgelegt, ich nur mit der Büchse im Anschlag, hinaus, um die untere Schlucht von hier zu übersehen.

Dort stand ein Bock — da drüben an der Wand, gleich unter ein paar kleinen mit gelbem Laub noch spärlich bedeckten Espen. Das wenige Gras abäsend, das in der Spitze von zwei dort von verschiedenen Seiten niederspringenden Bächen wuchs, ging er langsam umher, vorsichtig oben hinaufwindend, und den Blick zugleich, mit dem halb schräg gedrehten Kopf, nach der Tiefe drehend. Aber er schien das mehr aus alter Gewohnheit zu thun, als daß er wirklich eine Gefahr gefürchtet hätte. Der Morgen war so still, die Schlucht lag so ruhig, und so lange hatte nichts den Frieden hier gestört — armer Bock — es geht uns Menschen ebenso. Die Gefahr naht gerade da am liebsten, wo wir sie am allerwenigsten erwarten, und gut für uns dann, wenn sie uns gerüstet findet.

Unser Schlachtplan war bald entworfen. Ragg wollte zwar gern, wie es gewöhnlich die Jäger in den Bergen thun, wenn zwei zusammen bürschen gehen, mich hinunter auf den

Wechsel schicken, und dann selber oben herumschleichen und dem Bock in den Wind kommen, oder sich auch zeigen, wodurch er ihn mir dann vielleicht hinuntergetrieben hätte. Durch das Anbürschen an den verwünschten Spießer war aber schon ein guter Theil des Morgens verloren gegangen, und da er einen tüchtigen Umweg hätte machen und ich selber an die andere Seite der Klamm hinüberklettern müssen, an der der Wechsel lag, blieb es immer die Frage, ob wir nicht doch zu spät kommen würden. Ueberdies äs'te sich der Bock gegen den Wind hinauf. So beschloß ich denn, mein Glück mit Anschleichen zu versuchen, und rasch zogen wir uns jetzt von unserem Ausguck zurück, um unterhalb desselben eine gedeckte Stelle zu finden, an der ich in die schroffe Klamm hinabsteigen konnte.

Das gab ein bös Stück Arbeit. Durch einen ziemlich weit hineinragenden Vorsprung gleich unterhalb verdeckt, war allerdings hier keine Gefahr, daß uns der Bock hätte sehen können, und den Wind bekam er eben so wenig, denn der wehte noch scharf und stät die Klamm nieder; aber wie an einer Wand ging es hinab, und mit der Büchse auf dem Rücken, die den Ungeübten oft im Klettern hindert, war die Sache doch viel leichter berathen als ausgeführt. Ueberdies steigt es sich zehnmal besser bergauf, als in die Tiefe nieder. Aber dort stand der Bock, und hinunter mußte ich; so die Zähne zusammenbeißend und den Bergstock als treuen Helfer fest in den steinigen, mit lockerem Geröll bedeckten Boden stemmend, ging die Fahrt zu Thal. Manchmal löste sich, trotz aller Vorsicht, ein kleiner Stein und rollte polternd in die Tiefe, aber theils waren wir noch zu weit von der Gemse entfernt, theils achten auch die Thiere auf dies Geräusch, das sie in den Bergen gewohnt sind, nicht sonderlich viel. Fortwährend lösen sich in diesen steilen Hängen, besonders nach feuchtem Wetter, kleine und größere Steine los, und auf den größeren Reißen klappern sie fast ununterbrochen fort.

Hier nun eine Laatsche ergreifend, mit Hülfe ihrer zähen Zweige ein Stück hinab zu kommen, dort mit dem eingestemmten Stock niederrutschend und jeden vorspringenden Stein aufmerksam benutzend, um den Fuß darauf zu ruhen, kamen wir

endlich glücklich unten an. Ob der Bock freilich noch oben stand oder nicht, ließ sich von da aus nicht mehr erkennen. Da er sich aber dicht an dem sprudelnden Bach geäſ't, wo das Geräusch des Wassers schon selber Vieles übertäubt, hatten wir die Hoffnung, daß er unsere Niederfahrt nicht gehört, und folgten nun selber dem Bach rascher und zuversichtlicher aufwärts.

So leicht und glatt jedoch dieser Theil des Weges von oben ausgesehen hatte, so schwierig fanden wir ihn hier. Riesige Felsblöcke lagen überall umher zerstreut, und hier und da schlossen die Wände diese so eng ein, daß sich das Wasser über sie hin den Weg bahnte — und diesem schlüpfrigen Pfad mußten wir folgen. Was that's — wenn nur der Fuß und Bergstock sich da einklammern konnten, die Nässe kümmerte uns nichts, und mühselig, aber doch ziemlich rasch arbeiteten wir uns aufwärts.

„Dort stehen die Espen!" flüsterte mir mein Begleiter zu, und schon konnten wir die Wipfel der beiden kleinen Bäume, dicht über denen wir den Bock zuletzt gesehen, auf ungefähr zweihundert Schritt Entfernung erkennen.

Wie mir das Herz da zu klopfen anfing — wie der Athem so schwer wurde — aber vorwärts. Jeder Augenblick nutzlosen Säumens konnte uns das Wild verlieren lassen, und der ganze mühselige Weg wäre umsonst gewesen.

Hier lief die Schlucht auf kurze Strecke glatt und gerade aus, und gleich darüber zog sich ein kleiner, spärlich mit Laatschen und Erlen bewachsener Hang empor. Dem mußten wir folgen. Der Boden war auch weich hier und zum Anbürschen trefflich, und von dem obern Theil des Hanges blieb höchstens noch eine Strecke von etwa sechzig Schritt bis zu den Espen. In wenigen Minuten war die zurückgelegt. —

Jetzt hatte ich den höchsten Punkt erreicht — ein paar Felsblöcke dicht vor mir sperrten noch die Aussicht auf den kleinen Grasfleck, auf dem der Bock stehen mußte, wenn er nicht schon vorher das Weite gesucht; aber zu ihnen anbürschend, brachten sie mich ihm auch so viel näher. — Mir war dabei zu Muthe, als ob mir Jemand die Kehle mit

Gewalt zuschnüre, ich konnte keine Luft bekommen und drückte mich hinter dem einen Felsen nieder, um erst wieder ruhig zu werden.

Ragg sah aber die Bewegung, und als ich den Kopf nach ihm umdrehte, geberdete er sich, ohne jedoch den geringsten Laut von sich zu geben, wie ein Rasender. Vorsichtig auf den Boden niedergedrückt, gesticulirte er nämlich mit beiden Armen auf alle mögliche Art und Weise, daß ich schießen solle; er hatte jedenfalls den Bock gesehen. — Zeit war auch in der That nicht mehr zu verlieren, und die Zähne aufeinander beißend, spannte ich rasch und geräuschlos die Büchse, nahm sie in Anschlag, und — da prasselte und polterte es in den Steinen, der Bock ging flüchtig, und wie ich jetzt mit einem verzweifelten Satz hinter dem mich bergenden Stein vorsprang, sah ich eben noch, wie einen Schatten, den schwarzen Körper des Wildes im Laatschendickicht verschwinden.

„Jesus Maria und Joseph!" hörte ich hinter mir die verzweifelte Stimme meines Begleiters; aber ohne mich nach ihm umzusehen, übersprang ich rasch den kleinen Grasfleck, von dort aus vielleicht den Bock noch irgendwo an der Wand, wenn auch flüchtig, erkennen zu können. So rasch vermochte er doch nicht daran hinaufzulaufen, daß ihn die Kugel nicht noch erreicht hätte. Da bröckelte gerad' über mir ein Stein, und wie ich aufschaute, sah ich den Bock, der eben an der Spitze einer niederlaufenden Laatschenzunge einen kleinen Vorsprung erreicht, dort einen Augenblick hielt und seinen scharfen, warnenden Pfiff ausstieß. Gerade als er sich wandte, um mit einem Satz das schützende Laatschendickicht, das ihn jeder weiteren Verfolgung entzogen hätte, zu gewinnen, schickte ich ihm meine Kugel hinauf. Als sich der Rauch verzog, war er verschwunden.

„Den haben Sie heilig gefehlt!" schrie jetzt der herbeispringende Ragg, und machte Bewegungen dabei, als ob er sich nur erst geschwind die Arme ausrenken wollte, ehe er aus der Haut führe.

Ich hatte zu rasch gezielt, um meiner Sache ganz sicher zu sein, und mochte wohl etwas kleinlaut aussehen.

„Aber, um Gottes willen, haben Sie ihn denn nicht ge-

sehen, wie er da hinter dem Stein stand? — breit — so — Sie hätten ihn mit einem Stein todtwerfen können."

„Aber ich stak ja auch hinter den Steinen, Ragg, und konnte ihn von dort aus nicht sehen."

„Oh Jesus, oh Jesus!" lamentirte der Jäger und schlenkerte den Kopf herüber und hinüber.

Der scharfe Pfiff einer Gemse oben aus den Laatschen antwortete ihm.

„Na ja, da geht er hin — dem thut kein Haar weh!"

„Aber wollen wir nicht einmal auf den Anschuß sehen? Ich muß ihn getroffen haben."

Ragg erwiderte nichts, seufzte nur tief auf, drückte den Hut — den er abgenommen, um sich bequemer kratzen zu können — wieder auf den Kopf, warf sich die Büchse um und stieg mit einer Miene die steile Wand hinauf, als ob er hätte sagen wollen: — „Na ja, nachsehen muß ich, das ist meine Schuldigkeit, aber die Gemse, die ich da oben finde, fress' ich mit Haut und Haaren."

„Und soll ich nicht mitgehen, Ragg?"

Er schüttelte mit der Hand — das gewöhnliche Zeichen für Nein unter den Jägern, und setzte dann, sich halb umdrehend, hinzu: „Es geht sich hier nicht besonders bequem, und wir müssen doch nachher an die andere Seite der Klamm hinüber."

„Es geht sich hier nicht besonders bequem" — es war eine völlig senkrechte, etwa sieben Fuß hohe Wand, an der er sich nur mit Hülfe einiger kleiner Laatschenbüsche hinaufarbeitete. Ueber dieser hatte er aber etwas bessere Bahn, und während ich ihm von unten zusah und meine Büchse dabei wieder lud, erreichte er den Platz, auf dem die Gemse, als ich feuerte, gehalten. Er blieb oben aufrecht stehen und sah sich rings am Boden um.

„Ein klein wenig mehr links, Ragg!"

Das fatale Schütteln mit der Hand war die einzige Antwort. Gefehlt! es war wirklich zum aus der Haut Fahren und damit die ganze schöne Morgenbürsche verdorben, denn hier in der Klamm war nun nichts mehr zu machen. Plötzlich bog er sich auf den Boden nieder und hob ein Blatt auf,

das er genau besah und mit dem Finger abwischte. Um mein Leben gern hätt' ich gerufen „Schweiß?" — aber ich fürchtete das nichtswürdige Handschütteln. In dem Augenblick war Ragg auch in den Laatschen verschwunden, und in peinlicher Ungewißheit blieb ich in der Klamm zurück.

Da bröckelte weiter oben ein Stein. — Etwa hundert Schritt höher die Klamm hinauf, wo sich ein Arm derselben rechts ab und in das Joch hineinzog, war ein anderer kahler Vorsprung — dort hing Ragg am obern Rande und schwenkte den Hut.

„Der Bock?"

„Hier liegt er!"

Wie ich die Wand hinaufgekommen bin, weiß ich heute noch nicht, aber oben war ich, und dort lag der Bock — ein prächtiger starker, etwa vierjähriger Bursche, gerade auf's Blatt geschossen — aber ohne Bart. Die langen Rückenhare schienen gänzlich zu fehlen. Freilich auf sehr natürliche Art, denn Ragg hatte sie schon, wie sein Vetter früher, in Papier gewickelt in der Tasche — mußte sie indessen jedenfalls wieder herausgeben.

Den Bock schafften wir jetzt zusammen zum Wasser hinunter, hingen ihn dort mit den Krickeln an einen niedergebogenen Erlenbusch und waideten ihn aus. Ragg schnürte ihn dann in seinen Bergsack, und still dabei vor sich hinlachend, daß wir ihn doch erwischt — denn die Jäger setzen einen Stolz darein, wenn sie mit Jemandem bürschen gehen, ihn auch zum Schuß zu bringen — kletterten wir auf der andern Seite der Klamm hinaus, nach einer Nachbarschlucht hinüberzuhalten, und dort unser Glück noch einmal zu versuchen.

Ragg schwamm jetzt in seinem Element und erzählte eine Jagdanekdote nach der andern: wie er mit dem und jenem Herrn gebürscht wäre und das und das erlebt, und wenn ich ihn bat, ruhig zu sein, da wir hier doch vielleicht Gemsen antreffen könnten, beruhigte er sich stets mit einem zuversichtlichen: „Ah, hier ist nichts!"

Die Folge davon war, daß uns bald darauf wieder ein einzelner Bock anpfiff und den Hang hinauffloh. Auf etwa

fünf Minuten brachte ihn das zum Schweigen, dann aber fing er von vorne an und ließ sich auch nicht wieder irre machen. Einmal über das andere lobte er aber dabei meine Fertigkeit im Steigen — die gewöhnliche Bergschmeichelei. Wenn ein Schütz aus dem flachen Land mit einem Bergjäger zusammengeht und nur einigermaßen vom Fleck kommt, macht ihm schon der Mann die größten Elogen, was er für ein vortrefflicher Steiger sei, und denkt sich dabei: „Na, Du solltest einmal mit mir da und dorthin gehen, da würdest Du schön hängen bleiben!" — Es ist das gewissermaßen ihr Kleingeld im Verkehr mit der Civilisation, mit dem sie sich Cigarren und Guldenstücke eintauschen.

Ich will ihnen aber auch nicht Unrecht thun; bei Manchen mag es wirklich Ernst sein, und sie haben sich die flachen Landbewohner so steif und ungeschickt gedacht, daß sie schon auf's Aeußerste erstaunt sind, wenn sie außer den Bürschpfaden nur mit fortkommen, und deshalb rechnen sie ihnen das geringste Außergewöhnliche vielleicht schon so hoch an.

„Und ich dachte heilig, Sie hätten ihn gefehlt," wiederholte er wieder und wieder. — „Er sprang mir gar so geschwind in die Laatschen hinein. Es wär' aber eine Schand' gewesen, wenn wir den Bock nicht gekriegt hätten."

Seine Last im Bergsack schien ihn nicht im Geringsten zu stören, und rasch und munter, viel zu rasch und munter für einen Bürschgang, schritten wir vorwärts bis zur nächsten Klamm.

Die Sonne war indessen höher gestiegen und warf auf die ziemlich dünn bewachsene Seitenwand des Berges ihren vollen Strahl. Wir hatten uns auch die letzte Stunde höher und höher hinaufgehalten, um den Vortheil des jetzt aufziehenden Windes zu haben. So erreichten wir den obern Theil der Nachbarschlucht und mit ihr den Bürschweg wieder, der drüben hinlief, postirten uns gedeckt an den Rand und äugten mit unseren Gläsern den innern Theil der Klamm sorgfältig ab.

Nagg hatte aufmerksam den untern Theil abgesucht, aber nichts gefunden, als ich zufällig gerade hinunter schaute und dort, etwa sechshundert Schritt unter uns, einen alten Bock

mitten in der Wand stehen sah, der hier schon heraufgestiegen schien, seine Siesta nach eingenommenem Mahl zu halten. Ein Wink genügte für den Jäger, und wir Beide beobachteten jetzt aufmerksam den alten Burschen, der gar so ernst und ehrbar den weißgestreiften Kopf nach rechts und links und in die Tiefe drehte, und nicht ein einziges Mal nach oben blickte.

Ragg war mit seinem Plan bald fertig.

„Wenn wir Zeit hätten,“ sagte er, nach seiner dicken silbernen Taschenuhr sehend, „so blieben wir hier ruhig bis um zwei Uhr liegen. Der Bock thut sich jetzt nieder und steht bis dahin wieder auf, wo er dann leicht überredet werden könnte, hier herauf zu kommen. Wenn wir aber um vier Uhr in der Riß sein wollen, müssen wir früher Anstalt machen. Erst können wir indessen abwarten was er vorhat, ob er da gedenkt sitzen zu bleiben, oder nicht.“

Ohne Weiteres warf er jetzt seinen Bergsack mit dem Bock zu Boden, seinen Hut und sich selbst daneben, und holte aus der Tasche das mitgenommene Frühstück hervor, die Zeit, die uns hier blieb, wenigstens so zweckmäßig als möglich zu verwenden. Ich folgte seinem Beispiel.

7.

Ragg's Erzählung vom Wilderer.

„Sehen Sie die Laatsche da drüben?“ nahm Ragg das Gespräch, das aber jetzt mit unterdrückter Stimme geführt wurde, wieder auf — „gleich die da drüben; die, wo das Dickicht bis zum Abgrund hinläuft, hinüberhängt?“

„Ja, Ragg — aber ich kann da drüben nichts erkennen.“

„Ist auch jetzt nichts mehr da zu sehen,“ sagte er, leise dabei vor sich hin lachend, „fünf Jahre sind's aber jetzt, da hat die eine Laatsche, die dort über die steile Wand hinüber-

hängt, einem Malefizkerl von Wilderer einmal einen großen Gefallen gethan."

„Einem Wilderer?"

„Ich und der Wastel," erzählte Ragg jetzt weiter, nachdem er erst noch einmal einen vorsichtigen Blick nach unten geworfen, ob der Bock noch daſtände, „waren drüben am Scharfreuter gewesen und an der Grenze hingegangen, theils zu sehen, ob das Wild dort viel herüberwechsele, theils auch umzuschauen, ob wir keine fremden Fährten finden könnten, denn daß hier Wilddiebe von Baiern herüberkämen, hatten wir schon gehört. Den Morgen um neun Uhr etwa war ein leichter Schnee gefallen, und es schneite noch in dünnen, einzelnen Flocken, als wir oben an der Luderstauden, gerade wo die oberste Klamm gegen das Joch vorläuft, eine ganz frische Mannesfährte fanden, die Keiner von uns kannte. Das konnte niemand Anders als ein Wilderer sein, und während Einer die Fährte hielt, der Andere scharf umherschaute, ob er den Burschen nicht vielleicht so aus freier Hand entdeckte, folgten wir so rasch und leise wir konnten.

Das ging nun allerdings gut, so lange wir oben am Joch blieben, denn dort lag wenigstens Schnee genug zum Spüren; der Malefizkerl hatte das aber auch wohl bedacht und war in eine der nächsten Klammen hinein- und Gott weiß wie darin herumgestiegen, so daß wir auf den kahlen Steinen zuletzt die Spur verloren, und nun nicht wußten wo er geblieben war. Wastel wollte nun zwar, wir sollten uns trennen und nach verschiedenen Seiten suchen. Hatte er sich aber irgendwo eingedrückt und sah uns anbürschen, so wäre ein Einzelner verloren gewesen; auf Zwei schießen die Schufte aber nicht so gleich."

„Hanthiert nur nicht so mit den Händen, Ragg, Ihr liegt überhaupt zu nahe an der Wand, und wenn der Bock einmal den Kopf hier herauf dreht, muß er ja die helle Hand in der Sonne herumfahren sehen."

„Der steht noch baumfest," erwiderte der Jäger, indem er einen Blick hinunterwarf und dann einen halben Schritt von dem Rand des Hanges wegrutschte.

„Und der Wilddieb?"

„Warten Sie nur — die Fährten nahmen im Ganzen die Richtung nach dem Leckbach zu. Wastel glaubte nun freilich nicht, daß er sich so weit von der Grenze weggemacht hätte. Das blieb sich aber ganz gleich, Grenze oder nicht, denn drüben auf königlichem Gebiet hatte er jedenfalls eben so wenig Recht zu jagen wie hier, und erwischten ihn die Jäger, so ging's ihm nicht um ein Haar besser als wenn wir ihn kriegten. Wir äugten also aus dem Wald heraus, den ganzen Leckbach sorgfältig ab, spürten noch einmal über das Joch hinüber auf dem Schnee, und mußten endlich glauben, er habe uns vielleicht irgendwo auf seiner Spur gesehen und sei wieder in das andere Revier, wohin wir ihm nicht folgen durften, zurückgewechselt. Viel Zeit hatten wir übrigens auch nicht mehr zu verlieren, denn wir wollten die Nacht noch nach der Grasberg-Alm, und mit dem Umhersuchen war der Tag ziemlich draufgegangen. So stiegen wir denn rasch hintereinander her aufwärts, als mich der Wastel plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, am Arm packte und dort hinauf zeigte, etwa in die Gegend, wo der dürre Baum da oben auf der schmalen Lanne steht. Ich guckte hin, und kauerte da nicht der verdammte Halunke so ruhig auf einem umgefallenen Baum und kaute an einer Brodrinde oder irgend etwas Anderem, als ob er daheim in seiner Hütte, und nicht mit der Büchse auf einem fremden Revier säße?

„Der kann nicht mehr fort," flüsterte mir dabei der Wastel zu — „ich springe hier unten herum, Du von der Seite hinauf. und dann haben wir ihn in der Mitte — vorn ist die Klamm, und da kann nicht einmal ein Gemsbock hinunter!"

Wie wir ihn nur erst gewahr wurden, hatten wir uns gleich hinter einen Laatschenbusch gedrückt, und ohne weiter ein Wort zu reden, rutschte der Wastel ein Stück auf der Erde fort, bis er in einen kleinen Graben kam. Den annehmend, schnitt er dem Wilderer den Weg von jener Seite ab, denn hätte der's erzwingen wollen, braucht' er ihn ja nur über den Haufen zu schießen. Mir konnt' er auch nicht mehr wegkommen, und wie ich sah, daß der Wastel war wo er sein sollte, bürscht' ich mich noch vorsichtig auf etwa hun-

dert Schritt von dem Burschen an, legte dann meinen Hut, Bergsack und Stock ab, nahm die Büchse herunter, und sprang was ich springen konnte, den Berg hinauf.

Ich hatte noch keine drei Sätze gethan, da fuhr er schon mit dem Kopf herum — der Art Gesellen haben ein schlecht Gewissen — und mich sehen, aufspringen und die Büchse an die Backe reißen, war das Werk eines Augenblicks. Zu gleicher Zeit schrie ihm aber auch Wastel sein drohendes „Hallo" entgegen, und wie er den zweiten Mann sah, und nun wohl merkte daß es ihm an den Kragen ging, setzte er die Büchse erschrocken ab. Ich hätte ihn jetzt bequem umschießen können," fuhr Ragg ruhig fort, „aber wir wollten ihn gern lebendig haben, und — wenn's nicht gerade sein muß, ist's doch immer eine häßliche Geschichte. So also schrie ich dem Burschen zu: seine Büchse fortzuwerfen, oder er wäre ein todter Mann, und sprang zu gleicher Zeit wieder rasch auf ihn ein. Daran dachte er aber nicht, und umdrehen und in die nächsten Laatschenbüsche hineinfahren, war im Nu geschehen.

An manchem andern Platz wäre das nun vielleicht recht gut gegangen, denn Jemanden durch die Laatschen zu verfolgen, ist ein verzweifelt mühselig Ding; hier aber mußte er keinesfalls wissen, wohin die führten. Der ganze Laatschenstreifen war keine zwanzig Fuß breit, und unter ihnen weg sank der Abgrund, während der Wastel und ich den einzigen Ausweg, der nach rechts und links abführte, leicht überschießen konnten.

„Jetzt haben wir ihn," schrie Wastel auch, als er vorwärts sprang und in die Laatschen mit hineinsetzte, — „pass' nur da draußen auf, Ragg, daß er nicht über die Lanne springt!" — Aber er kam nicht weiter — ein furchtbar gellender Schrei tönte plötzlich vom Rand der Klamm herüber, und als wir erschreckt und lautlos halten blieben, hörten wir erst unten etwas Hartes gegen die Felsen schlagen, und gleich darauf schallte der Schuß der durch den Sturz losgegangenen Büchse zu uns herauf.

„Gott sei seiner armen Seele gnädig!" sagte der Wastel

und drehte sich schaudernd um. — Wir Beide standen jetzt still und horchten, aber nichts ließ sich hören.

„Ob man wohl hinuntersehen kann?" sagte ich endlich.

„Ich mag's nicht sehen," meinte der Wastel — „ich hab' genug an dem Schuß."

Ich arbeitete mich jetzt durch die Laatschen durch, wo ich gleich vorn den Hut des Wilderers fand. Wie ich aber an den Rand kam, hingen die Zweige tief darüber hinunter und zwischen der Wurzel der einen durch bröckelte das Gestein los und stürzte mit hohlem Fall in den Abgrund nieder. Ich stand auf den Zweigen schon über der Tiefe. Es wurde mir unheimlich da draußen und ich kroch zum Wastel zurück.

„Wollen wir hinunterklettern und nachsehen?" sagte ich endlich. Der Wastel erwiderte nichts, wir warfen unsere Büchsen über den Rücken und stiegen thalab, mußten auch einen großen Umweg machen, unten hineinzukommen, und es mochte immer eine Stunde darüber hingegangen sein, eh' wir den Platz erreichten. Indessen hatte es stärker zu schneien angefangen, und der Wind heulte so häßlich durch die hohle Klamm — es war ein gar zu fatales Gefühl, da unten nach einem zerschmetterten Menschen zu suchen. Wir hatten ihn aber doch nicht umgebracht, er war selber dahinunter gesprungen, und wenn wir ihn auch dazu getrieben, ei, was zum Teufel hatte er auf fremdem Revier zu suchen!

„Da liegt die Büchse," sagte der Wastel plötzlich — der Kolben war abgebrochen und das Gewehr durch den Sturz losgegangen — aber wo war der Wilderer? Gerad' in die Höh' konnte man bis oben hinauf unter die überhängenden Laatschen sehen, an ein Anhalten unterwegs war nicht zu denken, die Wand bog sich dort sogar nach innen, und selbst der Bergstock lag etwa zehn Schritt von der Büchse entfernt — aber kein Blutfleck, auf dem der dünn fallende Schnee in keinem Fall liegen geblieben wäre. Oben durch war er auch nicht gekommen, so lange wir oben standen, und wir zerbrachen uns jetzt den Kopf, was aus dem Burschen geworden sein könne. Gewißheit mußten wir aber darüber haben. Wastel nahm deshalb das zerbrochene Gewehr, ich den Stock, und wir ließen uns die Müh' nicht verdrießen und kletterten

noch einmal hinauf. Hol's der Deixel, der Vogel war ausgeflogen, und zwar seit wir den Fleck verlassen hatten, denn die ganz frische Spur im „Neuen" ließ auch nicht den mindesten Zweifel darüber. Todesangst mußte er aber in der Zeit, daß wir oben suchten, ausgestanden haben, denn wie wir jetzt Alles ablegten und vorsichtig dahinauskrochen, woher die Spur kam, fanden wir, daß er die ganze Zeit über, und bis wir fort waren, da draußen über dem Abgrund an den Zweigen des Laatschenbusches gehangen haben mußte. Außen an der Wand waren die Spuren seiner Fußspitzen, als er sich wieder hinaufgearbeitet, und wenn einer von den dünnen Zweigen gebrochen oder ihm nur die Hand ausgerutscht oder „verkrampft" wäre, lag er unten bei seinem Gewehr, den Hals wie den Kolben gebrochen."

Ragg hatte die ganze Geschichte in einem nur ihm allein von allen Jägern eigenthümlichen, schauerlichen Bergdialekt und mit flüsternder Stimme erzählt, wobei man wirklich mit peinlicher Aufmerksamkeit zuhören mußte, um zu verstehen was er meinte. Vorsichtig schaute er dabei dann und wann über den Hang hinunter, den Bock nicht aus den Augen zu verlieren. Der stand aber noch baumfest da unten und rührte und regte sich nicht.

„Und habt Ihr nie erfahren, wer der Wilderer war?"

Ragg schüttelte den Kopf und meinte, still dabei vor sich hinlachend: „Der ist damals mit ausgerupften Federn davongekommen, wird aber wohl an der Lection über dem Abgrund da drüben genug gehabt haben. Wir haben ihn hier hüben wenigstens nie wieder gespürt. Uebrigens" — setzte er leise, mit dem Finger dabei drohend, hinzu — „wußte er auch wohl warum, und daß wir ihn jetzt kannten. Wo er sich wieder hätt' sehen lassen, wär' ihm eine Kugel gewiß gewesen."

Ragg prahlte nicht im Mindesten; es herrscht zwischen den Jägern und Wilderern im Gebirge noch ein so romantisches und vollkommen ausgebildetes Faustrecht, wie es sich der Dichter, der die Poesie ganz aus der Wirklichkeit verschwunden wähnt, gar nicht besser wünschen könnte. Wo sich Jäger und Wildschütz im Berg begegnen, ist es zwischen bei-

den eine Sache auf Tod und Leben, und wer am schnellsten die Büchse an den Backen reißt und den Andern über den Haufen schießt, hat gewonnen. Der Jäger ist allerdings stets im Vortheil, denn er hat für alle Fälle das Gesetz auf seiner Seite; draußen auf Gottes freier Alm aber, und mit den wilden Bergen um sich her, wo alle Civil- und Militärbehörden umsonst ersucht werden dem „mit rechtsgültigem Paß Reisenden nöthigenfalls Schutz angedeihen zu lassen", hülfe ihm das oft gar wenig, wenn er nicht, außer dem Gesetz, auch noch die eigene Waffe bei sich führte, mit der er den auf ihn anlegenden Wilderer rasch und für immer unschädlich macht.

Daß er es thut, kann ihm auch Niemand verdenken, denn sein eigenes Leben ist in jedem Fall, wo er einem Wilderer begegnet, mehr als bedroht — es ist ernstlich gefährdet. Ob der Mann da drüben, den er mit der Kugel in den Abgrund wirft, daheim Weib und Kind hat, die ohne den Ernährer verderben müssen, was kümmert's ihn — auch er hat Weib und Kind daheim, und denen sich zu erhalten ist ihm erste Pflicht.

Das klingt nun vielleicht im ersten Augenblick recht schwer und schrecklich, daß, einer einzigen Gemse wegen, so manches Leben genommen, so manche Familie unglücklich und elend gemacht wird; aber wollen wir nicht alle Gesetze von Mein und Dein aufheben, soll überhaupt noch ferner ein Eigenthumsrecht auf der Welt bestehen und dies vom Staat geschützt werden, so darf den Leuten eben das Wildern nicht gestattet werden, und sanfte Mittel reichen nimmer aus, es zu verhindern. Wo so ein Gemsjäger den eigenen Hals mit Vergnügen riskirt, in Nacht und Nebel in den Gebirgen umher zu klettern, um ein Gemsthier zu erlegen, würde er sich wahrlich durch ein paar Wochen darauf gesetzte Strafe nicht abhalten lassen — und in wenigen Jahren wären die Berge leer.

„Und welch ein Unglück wäre das?" hör' ich Viele sagen, „lieber alle Gemsen der Welt, als ein einziges Menschenleben." Es ist das eine von den Phrasen, die scheinbar die ganze Humanität auf ihrer Seite haben, und doch nicht

wahr sind. Die Burschen, die sich einmal an das Leben eines Wilderers gewöhnt haben, sind, so lange ihnen solch' wildes Treiben ihr Dasein fristen kann, zu jeder andern ruhigeren und stäten Beschäftigung verdorben, und fehlten ihnen die Gemsen oder das Wild in den Bergen, so nähmen sie Anderes, was sie gerad' bekommen können. Gestattet man ihnen aber das Recht, Gemsen und Wild zu schießen, warum denn nicht auch Ziegen, Schafe und Rinder? Das Rothwild muß so gut im Winter gefüttert werden als das zahme Vieh, und warum soll der Besitzer von wilden Heerden nicht ebenso in seinem Recht geschützt sein, wie der von zahmen? Der Polizeidiener, der in irgend einer Stadt einen Dieb auf frischer That ertappt und den Gerichten, dem Zuchthaus überliefert, ruft über die Häupter der unschuldigen Familie des Unglücklichen eben so viel Noth und Elend herein, mit Schande noch dazu in den Kauf, als der Jäger, der den Wilddieb niederschießt. Der Polizeidiener sah dabei nicht einmal sein eigenes Leben gefährdet, und trotzdem wird es Niemandem einfallen, ihn zu tadeln und zu verdammen.

Das ist übrigens eine Sache, die Jäger und Wilddiebe ganz allein untereinander ausmachen. Der letztere, wenn er mit der Büchse in die Berge geht, weiß ganz genau, welcher Gefahr er sich aussetzt, und ist meist von vornherein entschlossen, ihr eben mit den Waffen in der Hand zu begegnen. Wie der Dieb, der Nachts in ein Haus einbricht und das Messer dabei im Gürtel stecken hat, verübt er gewiß keinen Mord, wenn er bei seinem Geschäft nicht gestört wird. Ertappt man ihn aber und will ihn festhalten, oder sieht er selbst nur die Gefahr, erkannt und verrathen zu werden, dann wird aus dem einfachen Räuber auch ein Mörder.

Daß die Gefahr des Steigens in den Bergen und die Möglichkeit eines zufälligen Sturzes der Leidenschaft wilder Herzen auch wohl dann und wann Vorschub leistet, und manche rasche dunkle That befördert und verdeckt, ist wohl leicht erklärlich. Die tiefen, oft vollkommen unzugänglichen Schluchten sind dabei ein sicheres Grab, das nur der Jochgeier und der Kolkrabe findet und heimsucht, um ekle Stücken Beute von dort seinem Horste zuzutragen. —

Aber der Bock?

Dort unten stand er noch so still und regungslos, was den Körper wenigstens betraf, wie ein wirklich künstlich ausgestopfter und aus irgend einer Liebhaberei gerade hier hergestellter Gemsbock. Nur der weißgestreifte Kopf schien Leben zu haben und bewegte sich langsam bald nach dieser bald nach jener Seite.

„Da unten stehen jedenfalls Gemsen," flüsterte Ragg endlich, nachdem wir ihn wieder eine Zeit lang schweigend beobachtet hatten, „es wird doch am Ende besser sein, ich steige hinunter und sehe zu, daß ich ihn hier herauf bringe — der Wechsel ist gleich dort drüben an der kleinen Kiefer."

Ragg ging nicht gern fort, denn er liebte es, sich auszusprechen. Der Wunsch, den Bock noch zu bekommen, war aber doch stärker und überwand seine Schwatzhaftigkeit. So seinen Bergsack wieder schulternd, und Hut, Stock und Büchse vom Boden aufgreifend, gab er mir noch eine unbestimmte Anzahl von Vorsichtsmaßregeln, und verschwand dann im Dickicht, den nöthigen Umweg zu machen und dem Wild später unten in der Klamm in den Wind zu kommen.

Ich lag indessen oben unter dem dichten Laatschenbusch auf der Brust, und hatte jetzt Zeit und Muße genug den Bock zu betrachten. Dreiviertel Stunden blieb er auch noch etwa auf derselben Stelle, den Platz nur manchmal um einen Schritt zur Rechten oder Linken wechselnd. Ein paar Mal kratzte er sich mit dem Hinterlauf vorn am Hals und hinter dem Gehör. Die Gemsen unten aber mußten verschwunden sein, denn er sah nicht mehr hinab, und es war fast als ob er sich niederthun wollte, als er plötzlich rasch und aufmerksam den Kopf emporhob. Jedenfalls hatte er den nahenden Jäger in den Wind bekommen, oder auch gesehen, denn er schaute jetzt still und unverwandt nach der einen Richtung nieder.

Wieder verfloß eine volle Viertelstunde, und ich begriff schon gar nicht wo Ragg nur blieb, als ich diesen plötzlich in der Klamm unterhalb des Bockes heraufkommen sah, ohne daß dieser auch nur gewichen wäre.

„Hallo!" rief der Jäger unten und stieß mit seinem

eisenbeschlagenen Stock auf die Steine — der Bock regte sich nicht — „hallo — huh — ah!“ — er rührte sich nicht von der Stelle. Erst wie der Jäger höher und immer höher stieg, und schon fast in Schußnähe an ihn angekommen war, drehte er sich langsam ab und nahm den Wechsel an.

Ich hatte mir indessen einen Platz ausgesucht, auf dem ich gut hinüberschießen konnte, sobald der Bock nur hoch genug kam, und die Wand sah aus, als ob er möglicher Weise gar keinen andern Weg nehmen könne. Was kann aber ein Gemsbock nicht, wenn er es sich einmal in den Kopf setzt! Plötzlich, ohne daß er im Stande gewesen wäre Witterung von mir zu haben, nahm er seitwärts eine ganz steile Wand an, an der er hin galoppirte, als ob er auf breiter Straße gewesen wäre. Ragg schrie und gesticulirte unten, aber Alles umsonst, das störte ihn gar nicht, und an einer Wand von etwa siebzig Fuß Höhe, die scheinbar nicht den geringsten Halt selbst für den Fuß einer Gemse bot, glitt er, halb auf den Hinterläufen rutschend, hinab, sprang unten über den Bach, setzte die andere Wand hinauf, und war wenige Minuten später im Dickicht verschwunden.

Was ihm Ragg unten nachwünschte, weiß ich nicht, aber ich selber hatte jetzt da oben auch nichts weiter zu thun, und kletterte thalab, um sobald als möglich die Riß zu erreichen.

8.

Ein Sonntags-Morgen.

Wie freundlich das Schloß da tief im Thale liegt; wie rasch und munter der klare schnelle Strom vorüberspringt, und wie so lustig die Flaggen auf den zierlichen Thürmen wehen. Die hellen Mauern und der dunkle Wald vom blauen Aether sonnig überspannt, so recht im Herzen des

edlen Waidwerks mitten drin; die kräftigen Gestalten dann darum her, die Jäger — die Hunde, und dann vor Allem — kein Gasthaus in der Nähe, in dem sich eine Schaar schwärmerischer Städter concentriren könnte, um von dort aus ihre Picknickpartien in die Berge hinauf zu senden — oh es ist ein wonniges — ein unbeschreibliches Gefühl der Sicherheit und Lust!

Aber nicht allein die Jagd lockt dort die Leute zusammen. Am Sonntags-Morgen ziehen die Jäger und nächsten Nachbarn des Klosters nach der kleinen Klosterkirche, die sie hier mitten in die Berge hineingebaut, und auch manch liebes Mädchengesicht lächelt da unter dem spitzen grünen Hut das freundliche „Gott grüß Dich“ vor. — „Gott grüß Dich“ — wie lieb und hold das klingt! Es giebt doch keine Sprache in der weiten Welt, die noch so herzlich grüßte als die deutsche — wenn die Leute nur nicht alle das verwünschte „Regendach“ trügen. Gestalten findet man unter den Bergbewohnern, wie man sie sich nicht edler und kräftiger wünschen könnte, und Alle fast ohne Ausnahme mit den ehrlichen, gutmüthigen Gesichtern und den treuen, wenn auch ein bischen verschmitzten Augen. Die Tracht ist dabei so malerisch, und selbst den Mädchen steht der grüne Männerhut so lieb auf den vollen, blühenden Gesichtern, aber — gebt einem Apollo, gebt einer Venus einen rothbaumwollenen Regenschirm unter den Arm, und die ganze Poesie ist zum Teufel.

Ein solcher Sonntags-Morgen in dem Thal ist auch das Schönste, was man sich in stiller, traulicher Waldeinsamkeit nur denken kann. Noch hat die Sonne kaum die hohen Joche mit ihrem ersten Strahl gegrüßt, da mischt sich schon in das fröhliche Plätschern des Bergbachs, in das leise Rauschen der mächtigen Waldeswipfel das harmonische Geläut der Glocken; und wenn der Himmel dann so rein und blau herniederschaut, und mit den weißen, duftigen Nebelschleiern wie zum Schmuck die wundervollen Berge überhängt, dann geht das Herz dem Menschen auf, dann zwingt es ihn zur Andacht, dann wird die ganze wundervolle Welt zur Riesenkirche, und jedes rauschende Blatt, jede flüsternde Welle predigt die Allmacht, predigt die Liebe Gottes.

Die Berge sind auch der eigentliche Tempel des Herrn, denn nirgends fühlt der Mensch sich seinem Gott so nah' — nirgends so klein und unbedeutend dem Allmächtigen gegenüber.

Die Kirche ist aus. Die Andächtigen kommen einzeln und langsam aus dem Gotteshaus — nur die Frauen eilen, denn sie haben den Mittagstisch zu besorgen, und die Männer bleiben hier und da auf den Wegen plaudernd zusammen stehen. Sie haben heute nichts zu versäumen, und es wäre auch schade, wenn sie so rasch wieder nach Haus in die engen Stuben gingen, und ihren blinkenden Sonntagsstaat nicht erst ein wenig in der warmen hellen Sonne lüfteten und — zeigten.

Wetter noch einmal, wie blank sie aussehen, mit den neuen hellgrünen Hüten, den reinen Hemden und den sauber geputzten Gürtelschlössern! Manche von ihnen, um den Tag recht feierlich zu begehen, tragen auch lange Hosen, aber das steht ihnen nicht; sie schlenkern auch darin die Beine beim Gehen, und bewegen die Kniee herüber und hinüber. Es sitzt ihnen unbequem, und sie wissen's vielleicht selber nicht; die Kniee wollen hinaus in's Freie, und da sie das nicht können, halten sie sich steif und ungelenk.

Dort aus dem Schloß kommt ein alter Mann. Er trägt, ungleich den Anderen, die nur höchstens, und trotz dem sonnigen Wetter, ihr roth oder blaues „Regendach" unter dem Arm haben, ein paar blecherne Milchkannen, die er heute Morgen gefüllt heruntergebracht, und jetzt wieder mit heim nimmt, oder zurückträgt, wohin sie gehören.

Das ist ein Charakter, von dem wir in unserem eisenbahndurchzogenen und durchflogenen Flachland kaum noch einen Begriff haben — giebt es ja doch selbst in den Bergen nur Wenige seines Gleichen, ja kaum einen zweiten alten Gori. Es ist eine untersetzte, kräftige Gestalt mit frischer Farbe und von mittlerer Größe, und unterscheidet sich in seinem Aeußern durch wenig oder nichts von den Uebrigen, aber kein Mensch sieht ihm an, daß er schon zweiundsiebzig Jahre zählt, obgleich nicht so viel graue Haare auf seinem Haupte sind, und daß er sechzig davon hier in dem Thale zugebracht. Sech=

zig Jahre hier in den Alpen, in den engen Felsenkessel eingezwängt, ohne ein einziges Mal den Fuß hinausgesetzt zu haben in's flache Land, oder hinüber über die Alpen „auf die andere Seite". Sechzig Jahre! Und was seitdem geschehen da draußen, davon hat der Mann keine Ahnung; er kennt es nicht, er kümmert sich nicht darum. Als Knabe kam er her, auch nicht von weit, und was die nächsten Joche hier umspannen, ist für ihn die Welt. Andere haben ihm von der Herrlichkeit draußen, von den Wundern des flachen Landes, vom Dampf und seiner Kraft, vom Telegraphen, von weiten ebenen Flächen erzählt, über die man Tage lang marschiren könne, ohne den Fuß nur mehr als vom Boden zu heben; von Eisenbahnen, von Schiffen — von Amerika — er hört das auch recht gern, und nickt dazu mit dem Kopf und lächelt — aber all' die Sachen haben für sein Ohr nur ein und denselben Klang: sie gehören der Welt nicht an, in der die Riß fließt, und existiren deshalb nicht für ihn. Amerika — das liegt „im flachen Land" — was soll er draußen?

Abgeschlossener sitzt kein Südseeländer auf seiner kleinen Insel mitten im Weltmeer, und lebt von seiner Brodfrucht und seinen Cocosnüssen, als der alte Gori hier im einsamen Thal von Käse, Butter und Milch, und da ihm das Bedürfniß fehlt, hinaus zu kommen, ist auch kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß er sich nicht vollkommen glücklich fühle. Trotz seinem Alter arbeitet er dabei noch rüstig fort, und hat sich auch wohl ein paar hundert Gulden gespart, oder hat er sie geerbt, ich weiß es nicht; in ihrem Besitz ist er aber, und das Capital scheint ihm die einzige Sorge zu machen, die er überhaupt im Leben kennt. Vorsichtiger Weise steckt er sein kleines Vermögen allerdings nicht in unzuverlässige Actien, sondern in einen alten Strumpf, die Welt aber, die er nun schon zweiundsiebzig Jahre kennt, scheint sich in dieser langen Zeit seine unbedingte Achtung doch nicht erworben zu haben, und Mißtrauen bildet einen nicht unbedeutenden Theil seines sonst so einfachen Charakters. Demnach verbirgt er seinen Schatz auch bald hier bald da, ohne daß irgend einer seiner Hausgenossen eine Ahnung hat, welcher Ort der bevorzugte sei; ja, man kannte vor einiger Zeit

den alten Gori noch nicht einmal als Capitalisten, bis die Sache auf eine wunderliche Art zu Tage kam. Einer der Arbeiter nämlich räumte eines Nachmittags den Holzkasten aus, und fand unten drin, zu seinem nicht geringen Erstaunen, einen Strumpf mit Geld. Der alte Gori meldete sich da etwas bestürzt als Eigenthümer, und der Strumpf verschwand auf's Neue.

In früheren Jahren soll der alte Mann ein vortrefflicher Birkwildjäger gewesen sein, und da das neben seinem Strumpf eigentlich die einzige sichtbare Leidenschaft war, die er hatte, wurde ihm die Erlaubniß — die sonst nur die wirklich angestellten Jäger haben — jährlich in der Balzzeit einen Spielhahn zu schießen. Von der machte er denn auch Gebrauch und erlegte richtig jedes Jahr den gestatteten Hahn. Vor zwei Jahren nun, doch fühlend, daß er alt würde, und in einer Art von Ahnung, daß das vielleicht der letzte sein möchte, den er schösse, gedachte er seine Jagd auf würdige Art zu beschließen, kaufte sich den erlegten Hahn um achtundvierzig Kreuzer, lud sich eine alte Köchin vom Schloß, die er achtete, zu Gast, und verzehrte mit ihr die muthmaßlich letzte Jagdbeute seines Lebens. Eigenthümlich muß dem alten Mann dabei zu Muthe gewesen sein.

So verging wieder ein Jahr — die Balzzeit kam auf's Neue heran, und der Greis fühlte zu seiner Freude, daß er die letzte Jagdfeier doch etwas zu voreilig angestellt habe und die Berge noch immer steigen, die Büchse noch immer führen könne. Wieder schulterte er die alte treue Waffe, suchte sein gewöhnliches Revier auf, lockte den balzenden Hahn und — das Gewehr versagte. Beim Anbürschen war ihm das Zündhütchen vom Piston gefallen, und kein zweites fand er in den ängstlich durchsuchten Taschen. Da ist er wieder zu Thal hinabgestiegen und hat die Jagd aufgegeben, — wundern sollt' es mich aber nicht, wenn er es trotzdem dies Jahr noch einmal versuchte. Wir klammern uns ja Alle an das Leben, und Keiner, mag er den Tod auch noch so ruhig und gottergeben erwarten, gesteht sich's gern und freiwillig ein: „ich bin jetzt fertig!"

Die Jäger, die nicht ihr Dienst gerade an ein entferntes

Terrain fesselt, haben sich meist hier unten eingefunden; denen aber sieht man's an, daß ihnen eine Beschäftigung, daß ihnen die Büchse auf der Schulter fehlt. Nach der Kirche schlendern sie müßig umher — und der Blick, den sie manchmal zur Sonne hinaufwerfen, scheint die Zeit herbei zu sehnen, in der sie ihr fröhliches Werk auf's Neue beginnen dürfen. Auch der kleine Ragg ist unter ihnen, weiß aber von seiner Zeit besseren Nutzen zu ziehen als die Kameraden, und sucht Spielhahnfedern, kunstgerecht gebundene Gemsbärte, Stöße von Hasel-, Schnee- und Steinhuhn, und andern Jägerschmuck zu ziemlich hohen Preisen an den Mann zu bringen.

Eigenthümlich an ihm ist selbst der Gang, mit dem er auf der belebten Straße oder im Hof dahinschreitet. Wie auf der Bürsche haftet sein Blick nicht zwei Secunden lang an ein und derselben Stelle, und sucht herüber und hinüber, bald auf dem Boden hin nach den Fährten, bald nach links, bald nach rechts hinüber. Wie ein Stück Wild, das draußen in den Bergen eine friedliche Heerde angenommen hat und mit ihr eine Strecke dahinzieht, scheu und mißtrauisch aber der geringsten Bewegung, dem schwächsten fremden Laut mit Aug' und Ohr begegnet, während die zahmen Thiere friedlich und unbekümmert ihr Gras von der Lanne zupfen, so wandert der kleine falkenäugige Gesell hier zwischen den ruhigen, sonntägigen Gestalten umher, und ordentlich erwartet hab' ich's oft, daß er bei dem ersten ungewöhnlichen Geräusch blitzschnell im Wald verschwinden würde.

Dort unter der hohen, breitästigen Tanne stehen zwei Männer in eifrigem und, wie es scheint, heimlichem Gespräch; wenigstens schweigt der kleinere von ihnen, der etwas ihm höchst Aergerliches vorzutragen scheint, jedesmal still, wenn eine Gruppe der Jäger grüßend an ihnen vorübergeht, und wirft auch wohl einen mißtrauischen, unzufriedenen Blick hinter ihnen drein. — Es ist Bandey, allerdings auch in der Jägertracht, aber doch kein rechter Jäger und mit mehr weichlichen, nicht so sonnverbrannten derben Zügen wie die Anderen, die ihn sich auch größtentheils nicht ebenbürtig halten. Er aber, der von seinem Geschäft eine ganz andere Meinung trägt, hat die Fischerei unter sich und den Forellenteich, und

klagt heute Morgen dem Haushofmeister des Schlosses, einer langen würdigen Gestalt mit einer Feder hinter dem Ohr und einer Brille auf, sein schweres Leid. Sein Forellenteich ist ihm nämlich in der letzten Zeit, und nächtlicher Weise, arg geplündert worden, und er hat jetzt auf alle Welt Verdacht und traut Keinem mehr.

„Aber, lieber Bandey, wer von den Jägern sollte es denn hier wagen, angesichts vom Schloß den Teich zu bestehlen? Das thäten sie ja schon nicht einmal dem Herrn zu Leide."

„Die nicht?" sagt Bandey, der eine ganz andere Meinung von der Sache hat, „was machen die sich draus? — sind doch die Hälft' von Allen nur zahmgemachte Wilderer. Aber ich krieg' sie. — Den Bandey lachen sie aus, daß er nicht schießen könnt' — ich will's ihnen zeigen, ob ich's kann oder nicht."

„Bandey — Du wirst doch nicht des Teufels sein und wegen ein paar lumpigen Forellen ein Menschenleben —"

„Da haben sie's Menschenleben nicht sitzen, wo ich sie hinschießen werde," sagt Bandey determinirt, „aber so viel weiß ich, heut Abend setz' ich mich mit der Schrotflinte an, und die ganze Woche durch. Der Schlaf soll mich nicht verdrießen, bis ich ihn habe, und daß mir der dann nicht zum zweiten Mal kommt, darauf können Sie sich verlassen."

„Und hast Du denn auf irgend Jemand Verdacht hier herum?"

„Sie taugen Alle mitsammen nichts," brummt der Bandey verdrießlich vor sich hin — „die Malefizkerle die. Wo sie Einem einen Schabernack spielen können, thun sie's gewiß. So ein Jäger hat einen Stolz im Kopf, das ist ganz 'was Erschreckliches, und glaubt, weil er mit dem Stutzen auf'm Buckel und den Spielhahnfedern am Hut in den Bergen herumsteigen darf, er sei der liebe Herrgott. — Na, Euch will ich beforellen!"

Der Haushofmeister suchte den Mann noch einmal von seinen bösen Gedanken abzubringen, aber Bandey's Groll saß zu tief, und ärgerlich über die ganze Welt, ging er heim. Was kümmerten ihn die im Sonnengold leuchtenden Berge, der blaue Himmel und das grüne Thal; daheim lud er die

Flinte mit feinem Vogeldunst, und in der Nacht schon begann er seine Wache, den Uebelthäter zu belauern und — zu strafen.

9.

Die Baumgart-Alm.

Wir Menschen sind ein ungenügsam Volk. Wenn es uns gut geht, verlangen wir's besser, und daß das nun einmal in unserer Natur liegt, mag nur ein leidiger Trost sein. Göthe kannte auch die Menschen im Allgemeinen recht gut, und daß er seinen Faust beim Pact mit dem Teufel die Bedingung stellen läßt:

„Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch, Du bist so schön!
Dann sollst Du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!"

ist nur ein Ausspruch dieses ewigen Drängens und Treibens, dieser rastlosen Ungenügsamkeit. Göthe war freilich kein Jäger; er hat nie die Wonne gekannt, nach dem blitzenden Schuß die scheue Gemse auf ihrer sicher geglaubten Höhe zusammenzucken und prasselnd, klammernd in die Tiefe rollen zu sehen. Ich wenigstens wäre nach solchem Pact meinem Contrahenten schon verschiedene Male verfallen gewesen.

Kein Wunder denn, daß es den müßigen Jäger selbst aus dem reizenden Thal, aus dem freundlichen Schloß fort und wieder hinauf in die Berge zieht, und wir segnen den Abend, der uns mit freundlichem Nicken und Sonnengruß den Bergstock auf's Neue in die Hand drückt und unsern Pfad mit seinem schönsten Glanz, mit seinen rosigsten Tinten überstreut. Mir ging es da immer wie Jean Paul's gemüth-

lichem Schulmeisterlein Wuz, wenn der als Schulknabe noch in die Ferien zog — ich hatte Mitleiden mit allen Menschen, die zurückbleiben mußten.

Und diesmal geht es nicht in ein bequemes Bürschhaus hinauf, sondern in den wildesten Theil der Berge, in die sogenannte Delpz, einen rauhen Thalkessel, in dessen Nähe ein Hochleger mit einer ziemlich geräumigen Almhütte liegt. Nur ein kleines Häuschen, etwa von der Größe eines zweischläfrigen Schilderhauses, um ein Bett und einen Tisch hinein zu stellen, war dort aufgerichtet.

Den Leckbach aufwärts führt dorthin der wilde Weg, und rauheren Bergstrom giebt es wohl kaum in der Welt, wie jenes Thal. Der innere Kessel nämlich ist fast ganz durch das Abbröckeln und Niederbrechen der hintern Wand, bei dem die Lawinen redlich mithalfen, vollgeschüttet worden, und riesige Felsblöcke sind von den mächtigen Schneestürzen weit thalab geschleudert, während der ganze Thalboden, wie die Hänge, mit entsetzlichem Geröll (von den Bergbewohnern Reißen genannt) bedeckt liegen.

Diese Berghänge sind in steter Bewegung, denn steil und schroff ausgerissen, löst sich fortwährend locker hängendes Gestein, am meisten bei nasser Witterung und Thauwetter, ab von der Wand und rollt und springt in's Thal nieder. Die Gemsen, die dort stehen, sind auch an solch Geräusch gewöhnt und achten gar nicht mehr darauf.

Oben im Baumgarten-Joch liegt die Almhütte, und selbst der Name „Baumgarten" klingt hier wie Schmeichelei, denn es wächst kein einziger Baum dort bei der Hütte, während nur von Osten her der aus dem Thal heraufdrängende Wald bis in die Nähe reicht. Der Nacken des Jochs und der benachbarten Hänge ist aber mit gutem, nahrhaftem Gras bedeckt, und nach der Delpz hinüber läuft die Lanne bis zum höchsten schroffen Rand.

Das ist überhaupt eine Eigenthümlichkeit dieser Gebirge, daß sie an ihrer Nord- und Südseite einen durchaus verschiedenen Charakter zeigen. In der gewöhnlichen Bergregion und bis etwa zu viertausend fünfhundert Fuß tritt dieser allerdings noch nicht so augenscheinlich hervor; wie sich aber

die Gebirge über diese Höhe aufstrecken, nimmt die Nordseite, während an der Südseite die Graslannen fast ununterbrochen bis zum Gipfel laufen, ihren wilden, trotzigen Charakter an. Fast bei all' diesen Bergen besteht der Nordhang aus schroffen, meist senkrechten Wänden, die, grau und starr emporragend, der ganzen Landschaft etwas unbeschreiblich Großartiges, Kühnes geben, das sich aber, so wie man das Auge nach Süden wendet, ganz verliert.

Allmälig steigt man deshalb auch an der Südseite dieser meisten Berge ohne weitere Schwierigkeit, als hier und da eine etwas steile Lanne, empor, und sieht sich plötzlich, so wie man den höchsten Gipfel erreicht, an einem oben scharf abgebrochenen furchtbaren Abgrund, der jäh unter den Füßen wegsinkt und an vielen Bergen nicht einmal von der Gemse begangen werden kann.

So steigt zum Beispiel die Carvendelwand, wie die Nordseite des Carvendelgebirges mit Recht genannt wird, so steil und glatt empor, daß keine Gemse dort hinüber kann, und Meilen weit thalab oder aufwärts wandern müßte, ehe sie einen schmalen Paß fände, der an einer oder der andern Stelle, meist durch niedergebrochenes Gestein begünstigt, ein Aufklimmen möglich machte — aber wir kommen dort noch hin.

Wir haben jetzt das Baumgarten-Joch betreten und schreiten noch kurze Strecke den Hang hinab, wo die niederen, flachen Almhütten, Schildkröten nicht unähnlich, auf dem Bauche liegen. Der Boden ist hier merkwürdig vom Vieh mißhandelt worden, das sehr thörichter Weise immer wieder in seine eigenen Fußtapfen tritt, und die Wiese dadurch in eine künstliche Sammlung von Schlammlöchern und Grasknollen verwandelt. Im Dunkeln ist es kaum möglich, über solche Stellen fortzukommen, ohne Hals und Beine, wenn auch nicht zu brechen, doch jedenfalls zu riskiren. Unterwegs war übrigens kein Wild zu sehen, da die Jäger und Lastträger etwa eine Stunde früher (einige davon überholten wir noch unterwegs) hier eingetroffen waren. Nur dicht an der Alm angekommen, sahen wir die Jäger unter der Thür der großen Hütte stehen und mit ihren „Bergspectiven" nach dem grasigen Rand des Delpzkessels hinaufschauen, wo sich sechs oder acht

Gemsen, unbekümmert um die sich unten bewegenden Menschlein, äs'ten. Sie waren jedenfalls Leute da unten an der Alm gewöhnt, und wußten recht gut, daß ihnen die Delpz, so wie sie nur irgend Jemand gegen sich ankommen spürten, jeder Zeit einen sichern Rückzug bot.

Die Baumgarten-Alm ist ebenfalls ein Hochleger der Sennen, und diese Art Hütten werden hier in den Alpen in Hoch-, Mittel- und Unterleger eingetheilt. In die Unterleger, die am tiefsten unten am Berg liegen, ziehen die Sennen im Frühjahr oder anfangs Sommer, sobald der Schnee dort gewichen ist, während die höher liegenden Strecken dem Vieh noch nicht zugänglich sind. Wie der Schnee schwindet, rücken ihm die Hirten nach und nehmen dann im Mittelleger ihre Wohnung, bis sie im hohen Sommer mit ihren Heerden die oberen Alpen beziehen und sich dann, freilich nur für kurze Zeit, im Oberleger einquartieren können. Der eintretende Winter oder Herbst treibt sie wieder hinab, und anfangs October verlassen sie die Alpen ganz, um in die tiefer gelegenen Thäler, meist nach Lenggries, Tölz und die dortige Umgegend zurückzukehren. Die meisten dieser Hirten, die jene Almen pachten, sind bairische Unterthanen.

Beim Hinuntersteigen ist es indeß schon fast ganz dunkel geworden. Oben am Hang sieht es freilich so aus, als ob die Hütten dicht darunter lägen, und doch, wie lange braucht man jetzt, um sie zu erreichen. Und die verzweifelten Grasknollen! sie sind kaum noch zu erkennen, stauchen aber den Körper bei jedem Fehltritt. Ja, es wird Nacht — nur auf den höchsten Jochen liegt noch das Dämmerlicht des scheidenden Tages.

Der Platz selber sah auch wild und abenteuerlich genug aus. Fünf oder sechs zu den verschiedensten Zwecken benutzte Almhütten lagen bunt zerstreut, die Ecken nach jeder Richtung durcheinander kehrend, an dem nackten Hügelhang, und kein einziger Baum versprach gegen den Wind Schutz, für die Sonne Schatten. Der Boden selber zwischen den einzelnen, aus rohen Stämmen roh aufgerichteten Gebäuden war von dem Vieh zu einem sanften Brei getreten, und hatte nur oberflächlich Zeit bekommen, wieder abzutrocknen. Die eingedrückten

Klauenspuren machten ihn dabei rauh und holperig, während er zugleich eine gewisse ängstliche Elasticität bewahrte.

Hell leuchtete indeß das Feuer aus dem innern Raum der größten Hütte, die einem aus Versehen plattgedrückten gewöhnlichen hölzernen Wohnhaus nicht unähnlich war. Etwa dreißig Fuß lang und zwanzig breit, begann das mit Steinen reichlich beschwerte Schindeldach schon etwa sieben Fuß vom Boden und hob sich in der Mitte höchstens bis zwölf Fuß hoch. — Wie aber sah es da im Innern aus!

Wenn noch vor ein paar Monaten, vielleicht vor Wochen, stille Hirten ihren Käse und „Schmarren" hier gekocht, und hölzerne Löffel und andere friedliche Werkzeuge der Butter- und Käsebereitung auf den Querbalken der Hütte gelegen, so hatte diese jetzt dafür ein ganz anderes Aussehen gewonnen und sich sehr zu ihrem Vortheil verändert.

Statt der schläfrigen Sennerinnen, die damals ihre Blechpfanne auf den Kohlen herumgestoßen haben mochten, wirthschaftete jetzt der Koch in schneeweißer Jacke, Mütze und Schürze zwischen dem so gut als möglich untergebrachten Vorrath und Geschirr. Die friedlichen Hirten hatten rüstigen bärtigen Jägern Platz gemacht, und auf den Querbalken lag eine wackere Reihe von vierzehn bis sechzehn Stück Doppelbüchsen und Büchsflinten drohend ausgestreckt.

Das Eigenthümlichste in dem weiten, sonst eben nicht eleganten Raum waren aber zwei mächtige Feuerplätze, rechts und links von der Thür in den nächsten Ecken, und die Feuerstellen nur durch aufgesetzte Steine von der rohen Balkenwand, etwa drei Fuß hoch, getrennt, während die Flammen lustig gegen die schon glänzend schwarz gebrannten und wie glasirten Balken aufloderten.

Um das Feuer rechts sammelt sich jetzt die Schaar der Jäger und Träger, die kurzen Pfeifenstummel im Mund, erzählend und lachend und die Vorgänge der letzten Tage besprechend, während an dem Feuer links die Jagdgesellschaft Platz nimmt. Aber einzelne der Jäger drücken sich auch mit seitwärts an dies Feuer an. — Sie wissen schon, wie freundlich man mit ihnen ist, und lauschen gar zu gern dem, was

dort gesprochen wird und sie oft weit hinweg aus ihren Bergen führt.

Und merkwürdige Gestalten sieht man dabei, von denen der Leser erst die wenigsten kennt.

Weinseisen heißt Einer von ihnen, ein Bursche in den besten Jahren noch, wenn auch schon mit mancher Falte in Wange und Stirn. Ihm fehlt ein Auge — aber Niemand weiß das, denn eine ziemlich breite, nach innen gekrümmte Locke hat er so trefflich über das fehlende hinübergezogen, daß es die Lücke auch nicht auf einen Moment sichtbar werden läßt. Er gilt dabei als einer der besten Jäger im Revier, und ist still und schweigsam; vermißt auch das eine Auge nicht, denn das andere ist so scharf, als ob es einem Jochgeier gehörte.

Ein anderer ist Michel, unstreitig der hübscheste von Allen; ein junger Bursch von sechsundzwanzig Jahren, mit einem gar so offenen, ehrlichen und guten Gesicht, und so treuen blauen Augen, denen das freundliche Lächeln prächtig steht. Ein guter Jäger und kecker Steiger wie Alle, hat er eine besondere Vorliebe, einen besondern Blick für Blumen, und vom Edelweiß, das oben in den schroffen Nordwänden der steinigen Gebirge steht, bis zum blau und rothen Vergißmeinnicht, das an den Bächen der hochgelegenen und geschützten Thäler keimt, sucht und findet er die einzelnen Blüthen, die der einbrechende Herbst bis dahin noch verschont. War sein Weg den Tag über noch so rauh und wild, prangt sein Hut gewiß, kehrt er Abends zurück, von einem Blumenflor.

Wie wohl thut es Einem, wenn man sich lange wieder in der civilisirten Welt herumgetrieben und dort die ausgemergelten, faden, geputzten, nur vom Schneider zusammengehaltenen Menschenbilder geschaut hat, auf so kräftige Glieder, in so ehrliche Augen zu blicken.

Die Leute da oben, ob sie fast durchaus in einer Wildniß leben und wenig mit Menschen zusammenkommen, haben auch gar nichts Aehnliches mit dem Bauer des flachen Landes und gleichen weit eher den ungezwungenen, wilden Gestalten der amerikanischen Backwoodsmen. Der deutsche Bauer ist

nur zu oft Denen gegenüber, die er über sich weiß, scheu, täppisch und unbeholfen, oder gar kriechend; gegen Die, die ihm gleich stehen, und seine Untergebenen oder gegen Aermere grob und hochfahrend. Der Bergbewohner hat dagegen eine ihm angeborene Natürlichkeit, ja ich möchte sagen Grazie, die sich in allen seinen Bewegungen ausspricht. Er ist nie scheu und verlegen, selbst nicht den Höchsten gegenüber; er ist aber auch nie grob und unverschämt, und sein natürliches Gefühl führt ihn fast stets den richtigen Weg — den Weg eines Mannes, der da weiß daß er das leistet in der Welt, was man von ihm verlangt — verlangen kann.

Alle diese Leute hängen dabei mit einer unendlichen Liebe an ihrem Jagdherrn, und die Zeit, die er bei ihnen zubringt, ist ihnen nicht eine Zeit der Mühe und Arbeit, trotz den beschwerlichen und gefährlichen Wegen, die sie in den Tagen zu durchsteigen haben, sondern mehr wie ein fröhliches Fest, auf das sie sich das ganze Jahr schon freuen, und das ihnen, neben der fröhlichen Jagdlust, ja auch Verdienst und Nutzen bringt. Ihr Stolz ist dabei der waidmännische Betrieb der Jagd, das Schonen des edlen Wildes, das ausgenommen, was jährlich in einem so tüchtig besetzten Revier nun einmal abgeschossen werden muß. Und daß der Herr sich dem mit solcher Lust und Liebe hingiebt, und so wacker mit ihnen über die schroffen Pfade, in die steilsten Hänge hineinsteigt, und eben so wenig die dichten, ungeleckten Laatschen wie die bröcklichen Wände scheut, das freut sie vor allem Andern.

Und wie traulich sitzt es sich an den knisternden Flammen, die selber toll und lustig ihre goldenen sprühenden Funken zum schwarzgebrannten Dach emporwirbeln, und welchen wunderlichen Schein werfen sie auf die bunt darum gruppirten malerischen Gestalten. Es ist gerade kein fürstliches Gemach, das uns umgiebt, und die rauhen Stämme, die die Wand bilden, der nackte Boden, der etwas wackelige Tannentisch, der in der Mitte steht, die wunderlichen „Lehnstühle" selbst am Feuer, die aus halbdurchgebrochenen runden hölzernen Schüsseln bestehen — in denen es sich aber ganz vortrefflich sitzt —, das an die Wand gehangene Tischtuch selbst, den ärgsten Zug mit abzuhalten, der doch noch außerdem Zugang

genug hat, ließen vielleicht in Hinsicht der Eleganz Manches zu wünschen übrig, aber — es ist ein ächtes Waidmannslager in den Bergen, und wer daran Lust und Freude findet wie der Herzog, und nicht verweichlicht genug ist, gepolsterten Sitz und mit den gewöhnten Bequemlichkeiten ausgestattete Umgebung zu vermissen, dem geht das Herz hier auf, und sendet seine knisternden, sprühenden Funken hinan in Kopf und Auge, wie die Flamme da.

Das ist dann die Zeit für die Erzählungen und Berichte der Jäger aus den angrenzenden und zum ganzen Revier noch gehörenden Districten, denn nicht der dritte Theil vom ganzen Jagdgrund wird wirklich bejagt.

Wo in den Bergen ein verdächtiger Schuß gehört ward, wird besprochen, und wo die meisten Gemsen stehen; wie es sich mit dem Rothwild stellt und dem Raubzeug, und ob kein Luchs wieder in den Bergen gespürt worden.

Raubzeug giebt es in der That nur noch sehr wenig im Gebirg, und wohl kann man sagen: leider daß dem so ist, denn wie viel interessanter würde die Jagd dadurch. Ließe sich aber wirklich einmal wieder ein Bär da sehen, da wär' der Teufel auch sicherlich in den Bergen los, denn Alles würde in der ganzen Umgegend aufgeboten werden, ihn zu erlegen oder zu vertreiben. Begnügte er sich freilich mit Wild und Gemsen, ließen ihn die Hirten wohl gern in Frieden; aber die alten schwarzpelzigen Burschen setzen es sich in den Kopf, auch manchmal ein Rind todt zu schlagen, oft aus lauter Uebermuth, oder um sich nach Tisch ein wenig Bewegung zu machen, und das können die Hirten nicht vertragen.

Auch kein Luchs läßt sich mehr in den Bergen sehen, von denen die Schweiz doch noch einige aufzuweisen hat. Nur der Fuchs treibt in ziemlicher Anzahl die hohe Jagd auf Hasel-, Schnee-, Birk- und Steinhühner, lauert dem weißen Alpenhasen auf, wenn er bei Nacht um die verlassenen Sennhütten spazieren geht, und wagt sich auch wohl, wenn ihm die Gelegenheit dazu wird, an eine Gemskitz.

Mitten zwischen den Jägern steht, um einen halben Kopf größer als irgend einer der anderen, trotz der etwas ineinander

gedrückten Stellung, eine rauhe, eben nicht übermäßig reinliche, aber enorm kräftige, stattliche Figur mit rothem Gesicht, blondem Haar, gutmüthigen blauen Augen, riesigen Fäusten und einem alten Maserkopf im Mund.

Braver, ehrlicher Jackel, wie manche schwere, schwere Last hast Du auf Deiner „Kraxen" unermüdet, unverdrossen, immer willig, immer guter Laune hinauf zu Berg getragen, wie manche Gemse, und zwei und drei manchmal zu gleicher Zeit, hinunter in das Thal. Aber Du verdienst auch eine nähere Beschreibung, und sie soll Dir werden.

Jackel ist ein Original, aber eins, an dem man seine rechte Freude haben kann. Von kräftigem, breitschulterigem, knochigem Körperbau, stark und muskulös, und dabei viel größerer Gestalt, als man es seiner Breite gleich ansieht, eignet er sich vortrefflich für das Geschäft, dem er sich, während der Jagd wenigstens, unterzogen, zum Lasttragen, und es ist wirklich kaum glaublich, was der Mann öfters die steilen hohen Berge auf seinen Schultern Stunden weit hinaufschafft. Er theilt dabei, nicht zu seinem Vortheil, den, ich möchte fast sagen, Aberglauben der Leute seines Standes und Gewerbes, wie auch mancher anderen Arbeiter im Gebirg (bei den Jägern selber hab' ich es nie bemerkt), den Aberglauben nämlich, daß ihm ein reines Hemd zur Schande gereiche. — „Die Leut' müssen ja denken man arbeitet nichts, wenn man immer wie Sonntags herumgeht", sagt er, und übertreibt seine Gewissenhaftigkeit, um selbst den Schein zu vermeiden, sogar bis über den Sonntag hinüber und in und durch die nächste Woche.

Seine Lebensbedürfnisse sind dabei eben so einfacher Art. — Vom Revier kauft sich z. B. Jackel in der Herbstjagd einen starken Gemsbock — zwei Winter liefern ihm dabei zwei Gemsdecken, was gleichbedeutend mit einer ledernen Hose ist. — Das Wildpret davon wird aber, bis auf das letzte Genießbare, getrocknet und für den Winter aufbewahrt und „in kleinen Stücken" zur Mahlzeit, „daß es recht lange reicht", verzehrt. Dazu gehört aber noch Schmarren — das einzige wirkliche Bedürfniß der Bergbewohner, denn ohne Schmarren könnten sie nicht bestehen. Er ist ihnen, was der Reis dem

Indier, der Damper dem australischen Schäfer, die Eichel dem californischen Indianer, die Brodfrucht dem Südseeländer, das Maniokmehl dem Neger, die Kartoffel dem Deutschen, der Mais dem Amerikaner — und die Bereitung dabei einfach genug. Sie besteht aus Mehl mit Schmalz oder Butter in der Pfanne gebraten oder geschmort. Mehl mit Milch oder Wasser angerührt kommt nämlich als Brei, wie zu einem Pfannkuchen, in die Pfanne. Hier aber wird ihm nicht gestattet, sich zu einem abgerundeten Ganzen zu formiren, sondern die brodelnde, zischende, backende Masse fortwährend mit einem Messer oder andern Instrument gestoßen und geärgert, bis sie endlich zu einer bröcklichen, von dem Fett je mehr desto besser durchdrungenen Masse quillt. Mit ein paar Pfund Mehl und ein wenig Schmalz ziehen diese Leute auch im Winter, wo besonders die Jäger die entlegenen Reviere begehen müssen, Wochen lang in dem Schnee der Berge umher, lagern in den einsamen, öden Almhütten und behaupten, daß ihnen der Schmarren mehr Kräfte gebe als selbst das Fleisch.

Eine Anekdote von Jackel wird aber ein viel besseres Bild von ihm entwerfen, als ich im Stande wäre hier mit bogenlanger Beschreibung zu liefern.

Ein älterer Herr aus der Jagdgesellschaft sah eines Tages, als er eben an einer ziemlich steilen, wenigstens sehr rauhen Wand hinbürschte, einen Mann dieselbe, nur mit einem Stock und einem Bergsack auf dem Rücken, herunterkommen. Er blieb stehen und erkannte bald zu seinem Erstaunen Jackel, der, mit *einem* Schuh an und den andern Fuß nackt, über das scharfe Geröll unbekümmert niederstieg und ganz ruhig, auf die überraschte Frage des Herrn, wo er den andern Schuh gelassen, erwiderte, er habe ihn nach Lengries, der *sieben* Stunden entfernten Stadt, zum Schuhmacher gebracht und müßte nun so lange, bis er gemacht sei, *so* herumgehen. Der Schütze äußerte dabei sein Befremden, daß Jackel hier in den rauhen Bergen *solcher Art* umherliefe, während er selber kaum mit seinen kräftigen Schuhen fortkomme. „Ja, es geht klein gut da hier," meinte Jackel ruhig, „nicht wahr, es wird Ihnen sauer hier oben? — ja, wer nicht daran gewöhnt ist, kommt schlecht fort — aber ein Stück weiter unten ist's schon

ein Großes besser, und — wenn's Ihnen recht ist, trag' ich Sie da hinunter."

Die Proposition wurde im gutmüthigsten Ernst gemacht, und hätte es der Schütz angenommen, Jackel würde ihn mit der größten Freundlichkeit und ohne irgend etwas Außerordentliches darin zu finden, den steilen steinigen Hang trotz seinem einen nackten Fuß wirklich hinuntergetragen haben. —

Heller knistert und flackert das Feuer, von neu aufgeworfenen Bränden genährt, und Jackel kommt eben mit einem Kübel frischen Quellwassers herein, den er aus dem nahen, durch eine Rinne gefangenen Quell geholt — das ist ein Trunk. Ich bin gerade sonst kein besonderer Freund von Wasser, und eigentlich der Meinung, daß der liebe Gott dies Element den Menschen nur eigentlich als Urstoff geliefert habe, es zu anderen Getränken, hauptsächlich jedoch zum Waschen zu verwenden. Dort oben in den Bergen aber, und ganz vorzüglich in der Baumgarten-Alm, quillt eine so wundervolle krystallhelle und wohlschmeckende Fluth, als ich sie noch nirgends in der weiten Welt gefunden. Ich weiß das Wasser dort wirklich mit nichts Anderem als mit Champagner zu vergleichen.

„Nun, Jackel, wie steht es mit dem Wetter?" frug man den Eintretenden — „sieht es noch gut aus?"

„Nun, es ist nur klein hübsch draußen," erwiderte Jackel, den Kübel sorgfältig in die Ecke stellend, „es macht recht dunkel, und Sterne sind auch keine zu sehen — aber warm und ruhig ist's sonst."

„Wenn nur ein bischen Schnee käme!" sagte der kleine Ragg. „Es wäre schon recht — die Gemsen zögen sich dann alle lieber in die Joche hinauf."

„Aber in der Delpz liegt doch Schnee?"

„Es liegt schon etwas drin, aber es dürft' mehr sein."

„Jetzt kam's mir beinahe draußen vor, als wenn ich einen Schuß danüber gehört hätt'," sagte der Jackel, „es schallte gerad' so —"

„Nun, ein Wilddieb war's bei der Dunkelheit nicht," lachte der Ragg — „es kann auch ein Stein gewesen sein, der sich

irgendwo losgebrochen hat. Manchmal schallt das gerad' so wie ein Schuß."

„Von Wilddieben habt Ihr doch hier in der letzten Zeit nichts weiter gespürt?"

„Nichts wieder, seit der Mann im vorigen Jahr drüben im Bairischen von dem Soldaten erschossen wurde — es ist überhaupt hier lange nichts vorgekommen."

„Aber doch der Mann, der damals in den Bockgräben gefunden wurde — hat man nie erfahren, wie er dahin gekommen und wer er gewesen?"

„Nein," sagt der große Ragg etwas zögernd — „er hatte auch schon zu lange gelegen, und — war so zerfallen von dem Sturz die Wand 'nunter. Ist wahrscheinlich im Nebel verunglückt."

„Der wurde damals gleich draußen begraben, nicht wahr?"

„Nein, ich hab'n 'nunter in's Kloster getragen," sagte Jackel ruhig.

„Getragen? — auf den Schultern?"

„Auf der Kraxen, ja — oh er war nicht mehr so schwer, denn er hatte schon seine acht oder neun Monate gelegen, aber," setzte Jackel hinzu, und es schien doch als ob ihm die Erinnerung schaudernd durch die Seele liefe — „'s war gerad' keine hübsche Ladung, und ich trag' Gemsen lieber."

„Zwei Menschen sind doch auch wieder im letzten Jahr die Wand hineingefallen," sagte der kleine Ragg, indem er die Augenbrauen so in die Höhe zog, als ob er das, was er sagte, selber nicht glaube — „ein Mann und ein Mädchen."

„Ein Mädchen?"

„Des Haßlich Tochter, von der hohen Alm. Sie schnitt Gras an einer steilen Lanne, unter der die Wand gerad' hinuntersank, und hatte Steigeisen an den Füßen. Beim Bücken muß sie's aber versehen haben, sie kommt in's Fallen und kann sich nicht mehr halten. Ihr Bruder war dicht bei ihr, und wie er sie hinuntergleiten sieht, mit ein paar Sätzen bei ihr. Ehe er aber den Rock fassen kann, und dicht unter seiner Hand hin, schießt sie fort — es war gerade schrecklich tief, wo sie fiel."

„Und der Andere?“

„War ein Enziansucher, der vom Roßkopf hinuntergefallen ist. Wie er's versehen hat, weiß man nicht. Er kam Abends nicht nach Haus, und am andern Tag ging sein Bruder aus, ihn zu suchen — er hat ihn auch gefunden, drin in einer von den Schluchten, aber — er soll schrecklich ausgesehen haben — was er noch vom Körper finden und zusammenlesen konnte, hat er im Nasentüchel nach Haus getragen.“

„Von der Scharfenwandkar ist auch ein Fremder hinuntergefallen, hat ihm aber weiter nichts gethan,“ sagte der Wastel.

„Das war ein Algäuer,“ schmunzelte der große Ragg.

„Ja, das kann schon sein,“ sagte Jackel auf seine gewohnte bedächtige und ganz ernste Weise. Die Anderen lachten.

„War der Mann bekannt hier?“

„Oh, Jackel hat seine besondere Art, wie er die Algäuer kennt,“ lachte der kleine Ragg.

„Ich nicht,“ vertheidigt sich Jackel, „aber mein Wirth meint, einen Algäuer könnt' man immer kennen. — Wenn man ihn mit einem Stück Holz auf die Nasen schlägt und er nießt nicht, so ist's gewiß einer.“

Lautes Lachen schallte von allen Seiten der Hütte, brach aber plötzlich, wie mit einem Schlag, kurz ab, während Aller Gesichter im ganzen Raum den Ausdruck scharfer, gespannter Erwartung zeigten. Nur Jackel sah sich verwundert um und wußte nicht, was plötzlich geschehen sein könne.

„Das war ein Hirsch,“ flüsterte Weinseisen.

„Ja — ich glaub's auch,“ sagte Ragg mit eben so vorsichtig gedämpfter Stimme.

„Hu—ah—h—h—h!“ tönte da draußen, kaum vierhundert Schritt vom Haus entfernt, der Ruf auf's Neue klar und deutlich herüber, und mit einem freudigen Lächeln in den Zügen horchten Alle dem wohlbekannten, so gern gehörten Laut — aber Keiner regte sich.

„Hu—ah—h—h—h—h!“ noch einmal der wunderbare Schrei — leider waren aber jetzt die Hunde ebenfalls aufmerksam geworden — Bergmann, der mit am Feuer lag,

hatte schon lange geknurrt — und Bürschmann, der draußen war, schlug an. Das mochte dem Hirsch doch nicht angenehm sein, denn er wurde nicht wieder laut.

„So 'was könnt' ich die ganze Nacht zugehör'," sagte Martin.

Das Gespräch lenkte indessen bald wieder in die frühere Bahn ein — in das, was eben das praktische Leben der Jäger und ihre alltäglichen Erlebnisse, und dann auch wohl einmal ein außergewöhnliches Abenteuer betraf.

Merkwürdiger Weise existiren in diesen wilden Bergen nämlich gar keine Sagen, während die Schweiz deren so viele birgt. Alles, was die Menschen hier umgiebt, ist reelle Wirklichkeit, und wie fast jedes andere europäische Volk seine Kobolde oder Wichtelmännchen, seine Nymphen oder Nixen, oder wo die fehlen, wenigstens irgend das eine oder andere anständige Gespenst hat, das dann und wann einmal sich sehen läßt, oder Glück oder Unglück bedeutet, sind diese schönen Berge hier jedes solchen geheimnißvollen Zaubers beraubt. Man hat die armen Geister mit der trockenen Vernunft sauber hinausgefegt aus Schlucht und Klamm und von den hohen Jochen nieder, auf denen sie doch gewiß einmal in früherer Zeit gehaust.

Gespenstergeschichten sind aber auch eigentlich in den Bergen nichts nütze. Der Mann braucht dort seine fünf gesunden Sinne, um den Gefahren, die ihm seine schwere Bahn schon ohnedies in den Weg wirft, kaltblütig die Stirn zu bieten. Es ist keineswegs gesagt, daß das Herz, das der augenscheinlichsten Todesgefahr ohne ängstliches Klopfen entgegengeht, nicht stillstehen würde, wo es sich um irgend ein abgeschmacktes, wenn nur übernatürliches Schreckniß handelt — wir haben davon auf See und Land zu viele Beispiele. Hat es der Mann allein mit der Natur zu thun, und wenn sie ihm in allen ihren Schrecken entgegenträte, kann er sich mit kaltem Blut und festem Muth noch manchmal retten — kommen übernatürliche Schrecken, kommt irgend ein toller Aberglaube dazu, so ist er fast immer verloren.

„Ist nicht neulich einmal Einem von Euch hier ein Un=

glück auf der Jagd passirt? — Wenn ich nicht irre, hat sich Einer geschossen."

„Von uns nicht," nahm Wastel das Wort. „Kaltschmidt's Bruder ging die Büchse los und er hat sich zwei Finger zerschossen."

„Durch Unvorsichtigkeit?"

„Nein. Er hatte einen Gemsbock erlegt, läd't seine Büchse wieder und steigt dann hinüber, um ihn zu holen. Dort angekommen, wo der Bock im Feuer zusammengestürzt war, bricht er ihn auf, packt ihn in den Bergsack und hebt sich den auf den Rücken. Wie er aber die neben ihm lehnende Büchse über die linke Schulter wirft, reißt ihm der Büchsenriemen ab, oder das Leder geht aus der Schraube, und als er unwillkürlich mit der Hand zufährt, sie zu halten, greift er dabei vor den Lauf, der Hahn trifft wahrscheinlich auf einen Stein, der Schuß fährt heraus und die Kugel schlägt ihm den vierten Finger ganz und den dritten halb weg. Nun hat er erst eine ganze Weile nach seinem Finger gesucht, ihn aber nicht wieder gefunden, und mußte ihn draußen lassen."

„Er war doch nahe bei Menschen?"

„Das gerade nicht," sagte Wastel lachend — „er mußte drei Stunden gehen, bis er nach Haus kam. Seinen Bock hat er aber darum nicht im Stich gelassen und ist glücklich damit heimgekommen."

Es war nichts Uebertriebenes in dem Bericht. Mit der furchtbar verstümmelten Hand hatte der Mann die schwere Gemse, die doch etwa ihre fünfzig österreichischen Pfund wiegt, den weiten Weg allein zurückgetragen, und war nachher glücklich geheilt worden.

„Und solche Fingerwunden sind gar schlecht," meinte Weinseisen — „der Waldwart weiß auch davon zu erzählen."

„Ja, aber ich habe mich nicht geschossen," fiel der Angeredete in's Wort — „mich hat ein Wilderer hineingebissen."

„Ein Wilderer?"

„Es sind nun schon ein paar Jahre her, da hört' ich, als ich vom Heimjoch eines Tages niederstieg, in der Laures einen Schuß. Ich machte daß ich hinüberkam, und ungefähr

in der Gegend, wo ich glaubte daß es gewesen sein könnte, vorsichtig herumbürschend, sah ich plötzlich einen fremden Kerl in einer grauen Joppe, und einen schwarzen Bergsack neben sich, auf einem Stein sitzen und ganz behaglich frühstücken. Dicht bei ihm lehnte sein Stutzen und vor ihm lag eine Gais, die er eben geschossen hatte. Der Wind ging gerade ziemlich stark und ich konnte dicht an ihn hinankommen. So, eh' er sich's versah, sprang ich auf ihn und drohte ihn über den Haufen zu schießen, wenn er die Hand nach der Büchse ausstreckte. Was wollte er machen — ich war im Vortheil, und er mußte thun, was ich von ihm verlangte. Ich nahm ihm also vor allen Dingen den Stutzen weg und hing ihn über, ließ ihn die Gais einpacken und aufhucken, und dann mußte er mit mir nach Haus gehen. Er jammerte freilich, ich sollte ihn laufen lassen, aber das durfte ich nicht, und so waren wir bis vielleicht eine Viertelstunde vor meinem Haus gekommen, als er mich bat, ich möchte ihn einen Augenblick niedersetzen lassen — er sei so müde. Er legte den Bergsack ab, und ich blieb neben ihm stehen. Wie ich nun dachte daß er gerastet, sagt' ich ihm, wir wollten weiter gehen, und er gehorchte auch und that, als ob er den Sack wieder aufnehmen wollte. Als er sich aber danach niederbog, erwischte er einen Stein, den er sich wahrscheinlich schon vorher dazu ausgesucht hatte, fuhr wie der Blitz wieder in die Höh' und schlug mich damit an den Kopf. Nun glaubt' er freilich, er hätt' mich, aber damit war's gefehlt. Ich packte ihn bei der Schulter und Kehle, und wenn's auch ein junger Kerl war, wär' er mir doch nicht fortgekommen. Da erwischt er meinen Daumen hier zwischen die Zähne, daß ich glaubte, er hätt' ihn mir schier abgebissen, und wie ich ihn im ersten Schmerz losließ, stieß er mich von sich und war im Augenblick nachher in den Laatschen drin. Das war das Letzte, was ich von ihm gesehen habe, und mein Finger wurde nachher gar arg schlimm."

„Wie Jackel noch gewilddiebt hat, soll ihm auch einmal ein Jäger die eine Fingerkuppe weggeschossen haben," sagte auf einmal der Kammerdiener ganz ernsthaft aus dem Hintergrund vor.

„Wer? ich?" rief Jackel, dem die Pfeife beim Zuhören wohl zwanzigmal ausgegangen war, ganz erstaunt. „Aber schon nicht. Die hab' ich mir mit einem Handbeil weggeschlagen." — Die anderen Jäger lachten.

„Hat nicht der Rainer vor ein paar Jahren einmal dem Jackel ein Gewehr weggenommen?" frug ich, das Bergmännle vor mir auf dem Schooß haltend und es langsam streichelnd.

„G'raubt hat er's!" rief aber Jackel, dem die Frage eine höchst fatale Erinnerung weckte — „heimlicher Weise aus der Hütte 'raus."

„Was hatt'st Du mit einem G'wehr in der Hütte zu thun?" vertheidigte sich Rainer — „Du bist kein Jäger."

„Das weiß ich," sagte Jackel und zog vergebens an der ausgegangenen Pfeife; „aber damals, 48, wie die Welschen herüberkommen sollten, da hatt' ich mir ein gutes G'wehr gekauft — es kostete mich fünf Gulden — aber es schoß auch gut, und weil ich's nicht zu Haus lassen wollt', wo sie mir schon einmal mit Schroten draus geschossen hatten, nahm ich's mit auf die Alm zum Holzhacken. Der Rainer aber, der war mir nachgeschlichen und hat sich hinter 'nen Busch gelegt, bis wir an die Arbeit 'gangen waren, und dann ist er hergekommen und hat es heimlich g'raubt und mit fortgenommen — und ich soll's heute noch wiedersehen."

Jackel stand übrigens in der That in dem Verdacht, früher manchen eben nicht nöthigen Spaziergang in den Bergen gemacht zu haben. Die Zeit lag indessen hinter ihm, und er leugnete das jetzt hartnäckig. So gutmüthig diese Burschen dabei sind, so schlau sind sie, und als ihm der Herzog einmal in den Bergen befahl, seine Büchse zu laden, stellte er sich so ungeschickt dabei an, als ob er gar nicht wisse, was untenhin gehöre, die Kugel oder das Pulver. —

Der Jagdplan auf den morgenden Tag wurde jetzt besprochen, und da wir vor Tag aufbrechen mußten, um unsern Stand noch vor der Morgendämmerung zu besetzen, stand der Herzog auf, die Nacht auf seiner mit Heu gestopften Matratze unter einer wollenen Decke zu verbringen.

„Wie viel Uhr ist's? — es muß schon spät geworden sein." Rainer hat rasch nach seiner silbernen Uhr gesehen.

„Zehn Uhr, Hocheit."

„Zehn Uhr?"

„Point du tout, zehn Uhr!" versichert Rainer.

Die meisten Jäger schliefen in einer andern Almhütte, in der noch Heu vorräthig lag, und krochen dort hinein. Der Kammerdiener hatte mit dem Mundkoch sein „Bett" in einer Ecke der Hütte hier gemacht, und während ein Theil der Jäger ebenfalls in's Lager kroch, sammelte sich ein anderer noch um das Feuer, stopfte sich eine frische Pfeife und sprach sich über seine morgenden Jagdhoffnungen aus.

Auch Jackel hatte, da der Raum frei wurde, seine Pfeife wieder frisch gestopft und angezündet, und ging jetzt daran seine nächtliche Arbeit zu beginnen.

Ihm war nämlich das Amt übertragen, sämmtliche Schuhe der Schützen wie des Kammerdieners und Kochs zu schmieren und etwa herausgebrochene Nägel, sogenannte Zahnlücken, nachzusehen und wieder auszubessern. Das hielt ihn allerdings manchmal bis spät in die Nacht beschäftigt, verhinderte ihn aber nie, Morgens der Erste wieder am Platz zu sein und Feuer anzumachen.

„Nun, Jackel, wie ist es den letzten Sommer hier oben gegangen, gut?"

„Ih, muß ja wohl gut sein — ich bin ja halt immer gesund gewesen."

„Aber er hat Aerger mit seinem Wirth gehabt," sagt Martin, mit einem Blinzeln des linken Auges, „der hat ihm zu viel für Miethe abgefordert."

„Ih nun ja," sagt Jackel gutmüthig — „aber er braucht sein Bischen auch — vorigen Winter hat er mir's aber ganz geschenkt, weil ich ihm so viel erzählt habe, was die Herren hier untereinander gesprochen."

„Und was zahlt Ihr jährlich Miethe?"

„Zwei Gulden," erwidert Jackel, mit einer starken Be-

tonung des Zahlworts, und paßt einen neuen Nagel in den vor ihm auf dem Knie liegenden Schuh.

„Zwei Gulden?“ ist die erstaunte Gegenfrage, „jährlich? —“

„Ja, aber ich hab' auch frei Holz dafür,“ ergänzt Jackel, seine Extravaganz in Miethe doch etwas zu mildern.

„Aber das muß er sich selber klein machen!“ vertheidigt ihn der Kammerdiener wieder mit komischem Ernst, den Eigennutz des Wirths in recht grelles Licht zu setzen.

„Ih nun ja, das thu' ich gern,“ sagt Jackel gutmüthig.

„Und mit was beschäftigt Ihr Euch nun den Sommer über?“

„Mit Allem was vorkommt, eigentlich aber bau' ich Zithern und Geigen.“

„So? — und die sind wohl theuer?“

„Nu ja,“ sagt Jackel und zieht die Augenbrauen hoch in die Höh' — „eine recht gute Geige, was sie eine Tanzmeistergeige nennen, die kann ich doch schon nicht unter sechs Gulden zusammenbringen, und eine hübsche Wiener Zither kostet auch so viel — sie sind ein bischen theuer, aber es ist auch große Arbeit dran.“

„Und die gewöhnlichen sind billiger?“

„Ei ja schon — aber doch auch immer zwei bis drei Gulden — unter dem ist's nicht möglich. — Oh, ich verdien' ein recht hübsches Geld und Viele haben's noch schlimmer wie ich, in den Bergen.“ —

Ehrlicher Jackel — wie wohlthätig wäre es Manchem, der seine Einnahme nach Tausenden zählt, und immer noch nicht zufrieden ist, immer nicht auskommt und mit dem Schicksal murrt, sich einmal mit einem solchen Mann zu unterhalten. Wie wenig braucht der Mensch, und wie viel braucht er eigentlich! — Mit wie Wenigem können Leute glücklich und zufrieden sein, und wie häufig laden wir uns selber da draußen in dem tollen Treiben, das wir die Welt nennen, neue und neue Lasten, neue und neue Bedürfnisse auf, keuchen unter dem thörichten Gewicht, das wir freiwillig mitschleppen, und klagen das Schicksal an, daß es uns nicht zu Hülfe kommt.

Es ist Nacht — schon halb im Schlaf hör' ich noch das Klopfen Jackel's, der die pyramidenköpfigen Randnägel in die geschmierten Schuhe schlägt. Der Wind hat sich dabei aufgemacht und heult über das Joch, und der Regen schlägt peitschend auf das Dach nieder. — Dort steigt der Jackel, mit einem Schuh an, den halbverwesten Leichnam auf der Kraxen, die steile Wand hinunter, und statt des Bergstocks trägt er eine Zither unter dem Arm. — Und wie das prasselt und donnert um uns her. — Das ist ein Rudel Gemsen, das über die Reißen setzt und hier herniederstürmt — und jetzt ist die Büchse abgeschossen. Rasch das Pulver hinein, und die Kugel mit dem Pflaster obendrauf — heiliger Gott sie steckt fest! — der Ladestock bringt sie nicht hinunter, und dort steht das ganze Rudel und starrt uns an. — Ha! — jetzt geht's — langsam rutscht sie nieder — der kalte Schweiß läuft mir von der Stirn — jetzt sitzt sie — der Ladestock springt — und nun ein Kupferhütchen. — Das eine rutscht aus den Fingern und fällt zwischen die Steine — die Gemsen setzen die Wand hinunter — in der Tasche muß doch noch eins stecken — keins mehr zu finden — und da auch nicht — da wieder nicht — halt, hier ist richtig noch eins im Futter drin, und nun nach. Noch können die Gemsen nicht aus Schußweite sein, und wenn ich jetzt hinab nach jenem Absatz springe — ha! wie die Steine unter dem flüchtigen Fuß hinwegstieben und nieder, nieder rollen in die Tiefe — weiter und weiter — und jetzt — der ganze Berg rollt. Wie eine furchtbare Fluth schiebt sich die ganze Decke in's Thal hinab dem steilen Abgrund zu, und dort gähnt schon die furchtbare Tiefe schwarz herauf. — Die überhängende Laatsche faßt noch die zitternde Hand, das Gewehr poltert nieder, und unten — tief unten in der Nacht hör' ich den dumpfen Knall, und wenn der Zweig jetzt — er knackt — er dreht sich in der Hand — hinab — ha! — — Gott sei Dank — es war nur ein Traum! Was man für Dinge in den Bergen träumt!

10.

Die Delpz.

Draußen ist's still geworden. Durch das kleine Fenster schaut das Siebengestirn freundlich herein, und der Sturm scheint vorüber zu sein. — „Schritte vor der Thür?" — wahrhaftig schon Morgendämmerung, der Kammerdiener kommt, um zu wecken.

Wie die kalte frische Luft durch die Nerven zieht und die Haut prickelt, aber den Schlaf auch dafür im Nu von den Lidern scheucht. Und was für ein wunderbares Dämmerlicht da oben auf die hohe Rasenwand der Delpz fällt, und wie nah' und niedrig jetzt die Berge aussehen! — — Fangt aber nur an zu steigen, und sie dehnen und strecken sich, und ihre Gipfel wollen nicht näher kommen Stunden lang.

Jetzt Gesicht, Brust und Hände im kühlen Quell gebadet — nun hinein an das knisternde Feuer, so rasch als möglich eine Tasse Kaffee zu bekommen, und dann fort, denn eine tüchtige Strecke haben wir zum heutigen Treiben noch zu machen.

Der Mundkoch, zwischen einer Quantität Töpfen und Kannen, ist indessen emsig beschäftigt das Frühstück für die Jäger herzustellen, und der Kammerdiener besorgt das Gleiche für die Jagdgesellschaft.

Ueberhaupt ist dieser das Factotum in den Bergen, das Kammrad, um das sich die ganze Maschinerie des innern Ministeriums wenigstens dreht. Stände er einmal still, es gäbe eine Heidenconfusion. Er hat für Alles zu sorgen und sorgt für Alles; die ganze Einrichtung verschwindet auf dem einen Bürschhaus und taucht auf dem andern wieder auf. — Niemand wüßte wie, wenn nicht die Träger hier und da beim Treiben oben an einer Wand dem Bürschpfad folgend sichtbar würden, und gewissermaßen die Fäden zeigten, an denen sie bewegt werden.

Aber von all' den tausend Kleinigkeiten, an die zu denken ist, vergißt er selten oder nie etwas. — Alles ist besorgt, alle Träger sind zur rechten Zeit bestellt und an den rechten Ort gewiesen — Erkundigungen sind schon vorher eingezogen, ob an dem neu zu wählenden Platz Heu vorhanden ist, Matratzensäcke und Kopfkissen damit auszustopfen, wie es mit dem Proviant gehalten wird, den der Haushofmeister vom Jagdschloß aus hinaufbefördern läßt. — Die Träger, die das Essen heraufbringen, nehmen dann auch gewöhnlich die erlegten Gemsen mit, und Boten wechseln dabei herüber und hinüber. Er ist zugleich Tafeldecker und Kammermädchen, Haushofmeister und Kammerdiener, bessert erlittene Schäden aus und beugt neuen vor — hat alles von Instrumenten und Utensilien in Vorrath, was man sich nur denken kann, ein ganzes Arsenal von Knöpfen, Nadeln, Zwirn, Nägeln, Bändern rc. rc. rc.

In seiner ärgsten Geschäftigkeit trägt er dabei einen weißen Hut; nur Morgens nach dem Frühstück, wenn Alles abgefertigt, wenn die ganze Jagd hinausgezogen ist in die Berge und ihm das Feld allein überlassen wurde, dann hat er eine gestrickte Mütze, die er aufsetzt und die Beruhigungsmütze nennt. Dann ist Frieden im Reich, und höchstens Jackel mit den übrigen Trägern zurückgeblieben, seine Anordnungen auszuführen.

Aber fort — fort; draußen hellen sich schon die Höhen und der Morgen bricht sonst an, ehe wir die noch ziemlich ferne Schlucht erreichen. Kalt und frostig schickt ein scharfer Nordost seinen eisigen Hauch herüber, und die Glieder müssen wir durch Gehen erwärmen. Das ist auch leichte Arbeit in den Bergen, denn jetzt an steiler Lanne hin, dem kaum sichtbaren Bürschpfad folgend, jetzt thalauf und ab, fühlt man die Kälte bald nicht mehr, und gar nicht lange, so zeigen die fallenden Schweißtropfen und die heiße Stirn eine ganz andere Temperatur, als die beim Ausgang war.

Die Nacht oder vielmehr gegen Morgen hatte es etwas geschneit, und in dem Oelpzkessel selber, an der Nordwand, lag auch noch Schnee von einem früheren Fall her. Dort wurde ich hinaufgeschickt, und zwar so weit, daß ich bis dicht

unter die steil anlaufende Wand und auch eine Strecke nach unten — wo außerdem noch gegenüber eine Wehr hinkam, schießen konnte. Die Parole war dabei: ruhig und still liegen zu bleiben und sich nicht zu rühren, denn das Geringste, was sich regt, gewahrt die Gemse.

Der einzige günstige Platz, den ich mir da oben, wo auch nicht der geringste Busch, nicht die kleinste Laatsche stand, aussuchen konnte, war in einem flachen Erd- oder vielmehr Schneekessel, denn der ganze Hang lag dicht mit gefrorenem Schnee bedeckt. Im Bergsack hatte ich allerdings den für solche Fälle höchst nöthigen Mantel und war auch noch von dem raschen Marsch warm genug, um trotz den nackten Knieen eben keinen Frost zu fühlen — aber das Treiben wollte nicht beginnen. Eine Viertelstunde verging — eine halbe — eine ganze Stunde — und noch regte sich nicht das Geringste, weder auf der Höhe von Treibern, noch im Kessel drin von einer Gemse.

Die Zähne fingen mir jetzt an zusammenzuschlagen und ich kauerte mich eine Weile so eng ich konnte auf dem nichtswürdig kalten Schnee zusammen. Die Neugierde läßt den Menschen aber auch da nicht ruhen, und vorsichtig wieder den Kopf hebend, schaute ich mit abgenommenem Hut über den Rand der kleinen Höhlung, in der ich lag, ob sich denn noch gar nichts sehen ließ. Zu hören war nicht das Mindeste.

Einen wunderbaren Anblick bot, als der Tag völlig angebrochen war und die Sonne das hohe, pyramidenförmige Joch des Scharfreuters beschien, der Kessel selber. Die Dämmerung hatte sich aus diesem noch nicht ganz hinausarbeiten können, und der Schnee, der auf den Reißen der Nordseite lag, schillerte in bläulich matter Farbe. Kein einziger Busch war zu erkennen; nur drüben unter dem Scharfreuter, der die südliche Grenze desselben bildet, wuchsen kleine, verkrüppelte Laatschen. Links hob sich dabei die vollkommen kahle schroffe Wand viele hundert Fuß empor, und geradeaus lief sie zu einem engen, niedern Passe nieder.

Wenn man so da lag und hineinschaute, sah es auch aus als ob der ganze Platz kahl und leicht zu übersehen wäre, nicht eine Ratte hätte sich ja darin verbergen können, außer

vielleicht hier und da hinter einem niedergebröckelten Stein. — Ich war aber mißtrauisch gegen diese Augentäuschung geworden, die mich schon einige Mal irre geführt, und untersuchte vorsichtig auch den kleinsten dunkeln Punkt mit meinem Fernrohr.

Wenn es nur nicht so furchtbar kalt gewesen wäre — und dann der Schweiß vorher. Wunderbarer Weise hat aber ein Temperaturwechsel, der im flachen Land und in der dicken, schweren Luft da unten die schlimmsten Krankheiten nach sich ziehen müßte, hier nicht die geringsten Folgen. Man friert eben oder wird heiß, und mit der Ursache ist auch die Wirkung vorbei.

Zwei volle Stunden mochte ich so auf der einen Stelle gelegen haben, da klapperte ein Stein! — noch in weiter Entfernung zwar, aber es war da jedenfalls etwas unterwegs. Oben auf der Wand wurde auch jetzt ein Jäger sichtbar — nicht größer wie ein Fingerglied stand er oben, und nur sein Ha — ho! schallte klar und deutlich nieder. Da donnerte ein Schuß durch den Kessel und brach sich rasselnd an der rauhen Wand — ich sah auch den blauen Dampf in einem kaum erkennbaren Wölkchen aufsteigen, weiter war aber nichts zu sehen. Da — dort waren Gemsen, sieben — acht — neun Stück, klein wie die Ameisen, die an einer Kalkwand hinlaufen, sprangen sie über den weißen Schnee der Reißen, gerade nach mir zu. Die kamen sicher hier herüber. Jetzt sind sie plötzlich verschwunden — das, was ich von hier für ebenen Grund gehalten, sind tiefe Schluchten und Spalten, und einer von diesen folgend, haben sie sich dem innern Kessel zugewandt, um dort vielleicht hinunter und in das Thal nieder zu brechen. Aber dort steht auch ein Schütze, der sie schon empfangen wird.

Es sieht wundervoll aus, wenn die kleinen, winzigen Dinger so flüchtig über die Steine wegsetzen. Was für einen Spectakel sie dabei auf dem Geröll machen — und doch sind sie so weit entfernt. Jetzt kommen sie dort plötzlich, als ob sie aus der Erde herausdrängten, wieder zum Vorschein. Hei! wie sie dem Engpaß zuspringen, an dem — Wie von einer Kugel getroffen, knickte ich zusammen und in den Schnee hinein, denn dort vor mir — kaum vierhundert Schritt ent-

fernt, und in schnurgerader Linie auf mich zu, kam ein alter pechschwarzer Bock langsam über den knatternden Schnee dahergetrollt. Vorsichtiger Weise hatte ich mir heute Morgen ein weißes Tuch mitgenommen, das ich jetzt über den Kopf band, die dunkeln Haare zu verdecken, dann die Büchse spannte und mich nun langsam aufrichtete, den Bock zu empfangen oder, wenn er zu weit nach unten einbiegen sollte, anzuspringen. — Er war stehen geblieben und schaute jedenfalls nach dem Rudel hinunter, das jetzt durch den vom Schnee freien Kessel setzte. Wie er so dastand, sah er wahrhaftig aus wie ein dreijähriger Keuler, so schwarz und zottig und anscheinend plump auf den Füßen.

Ich fing jetzt vor Kälte und Aufregung an zu zittern, daß mir die Glieder ordentlich am Leibe flogen, aber das dauerte nur wenige Momente, und jetzt drehte sich auch der Bock langsam nach mir um und — verschwand. Im Schnee war er auf einmal wie geschmolzen, und da ich fürchtete, daß er auch am Ende, wie das Rudel, irgend eine Spalte angenommen haben könnte und dieser dann thalab folgte, sprang ich in die Höh' und aus meiner Höhlung heraus auf den höheren Rand, um dort jedenfalls mehr Uebersicht zu haben und einen freieren Schuß zu bekommen. Unwillkürlich sah ich dabei nach unten hin, als es über mir wieder krachte und der Bock jetzt, der dort auf's Neue zum Vorschein gekommen war und mich jedenfalls gesehen hatte, in voller Flucht über den Schnee fort und dem steilen Felsrand zusauste, der ihn vor meiner Kugel gesichert hätte. Die wurde ihm aber, ehe er noch zwanzig Sätze gemacht; die Kugel schlug auch vortrefflich und der Bock zeichnete; nichtsdestoweniger setzte er mit unverminderter Schnelle seinen Lauf fort, und mein zweites Rohr — versagte.

Das todte Niederschlagen des Hahns auf das Hütchen ist unter allen Umständen ein fataler Laut, hier aber, nachdem man ein paar Stunden im Schnee gelegen hat und bald erfroren ist, bringt es Einen wirklich zu gelinder Verzweiflung und man faßt unwillkürlich die Büchse, als ob man ihr etwas zu Leide thun wollte — man thut ihr aber nichts.

Piff — paff — ging es jetzt auch unten im Thal, und

als ich den Kopf dorthin wandte, sah ich, wie das Rudel den schmalen Engpaß angenommen und trotz dem dort stehenden Schützen forcirt hatte.

Mir machte jetzt indeß mein eigener Bock zu schaffen, und vor allen Dingen den abgeschossenen Lauf wieder ladend und dem andern ein frisches Zündhütchen aufdrückend, nahm ich meinen Hut und Bergstock, und kletterte an dem harten Schnee hinauf, den Anschuß zu untersuchen. Der Bock selber war lange um die Felswand verschwunden.

Schweiß! — beim Himmel! ein großer dunkler Tropfen, gleich dort wo ich die Fährte fand, und weiter zurück, wo die Kugel in den Schnee gefahren, lagen abgeschossene Haare. Der Bock hatte hier gleich von Anfang an auf beiden Seiten geschweißt und war jedenfalls durchgeschossen. Für jetzt ließ sich indessen weiter nichts thun als den Anschuß zu verbrechen — aber womit? Kein Busch stand auf tausend, ja vielleicht zweitausend Schritt. Ich that endlich das Einzige, was mir übrig blieb, ich legte meinen Hut auf den Schweiß und stieg nun in's Thal hinab, wo sich die Schützen schon sammelten. Oben auf der Wand halloten die Treiber noch und warfen dann und wann Steine nieder. Lärm genug machten die allerdings, wenn sie mit hohlem Sausen in's Thal hinab donnerten; nützen konnten sie aber für den Augenblick nichts weiter.

Nach halbstündigem Marschiren näherte ich mich endlich der Stelle, wo unser Jagdherr einen starken Bock erlegt hatte. Er lag dicht unter der Wand und der glückliche Schütze stand neben ihm. Martin kam eben seitwärts vom Treiben herein. Da löste sich oben ein kleiner Stein von der Wand, kam heruntergesprungen und schlug etwa zehn Schritt vom Herrn ein. Er kam übrigens hoch genug nieder, dem unten Stehenden, den er traf, noch ein tüchtiges Loch in den Kopf zu werfen, — wenn nicht mehr zu thun.

„Werft keine Steine mehr da oben 'runger!" rief Martin hinauf, und hielt sich den Hut hinten, um besser nach oben sehen zu können.

„Ja!" lautete die Antwort, und gleich darauf donnerte und krachte es oben, als ob ein Felsblock niederkäme. Ich

war noch ein Stück davon entfernt, konnte aber deutlich sehen, wie Herr und Diener eben noch Zeit behielten unter einen vorhängenden Felsblock zu springen, als die etwa kopfdicken Brocken niederprasselten.

„Ihr sollt keine Steine mehr oben herunter gewerf'!" schrie Martin jetzt wieder, sobald das Geröll unten anlangte, indem er vorsprang, um den Befehl hinaufzurufen.

„Ja!" lautete die wie ärgerlich gegebene Antwort, und mit dem Ruf zugleich donnerte es auf's Neue von oben nieder und jagte Martin eben so rasch unter die Wand, um welche die zerschellenden Stücken herumspritzten.

„Ihr sollt nicht mehr werfen!" schrieen jetzt andere Jäger hinauf, und Martin wollte eben einen neuen verzweifelten Versuch machen dem Steinhagel Einhalt zu thun, denn die Lage seines Gebieters fing dort unten an gefährlich zu werden; wieder aber schickte ihn eine neue Ladung zurück, und ich selber konnte von der Stelle aus, auf der ich stand, deutlich erkennen, wie sich der oben stehende und hitzig gewordene Rainer die größte Mühe von der Welt gab, nur recht rasch noch ein paar frische Steinbrocken aufzutreiben, oder von der Wand loszutreten und nieder zu senden. Er hatte keine Ahnung davon, welch Unheil er anrichten konnte. Nur mit entsetzlicher Mühe brachten wir ihn endlich durch vereintes Geschrei dahin, von seinem Bombardement abzustehen, denn während ihm von unten aus zugerufen wurde mit Werfen aufzuhören, hielt er das fortwährend für eine Aufforderung, mehr Baumaterial herunter zu lassen, weil er, seiner späteren Aussage nach, glaubte, man hätte irgendwo an der Wand einen alten hartnäckigen Bock entdeckt, der nicht herauszubringen wäre, und „den wollen wir schon kriegen, dacht' ich".

Der erlegte Bock wurde jetzt zum Eingang der Delpz und auf den scharfen Rand gebracht, der direct zum Scharfreuter herunterläuft. Dort sammelten wir uns Alle, um von da aus ein zweites Treiben, das am Wisinger Berg gemacht werden sollte, zu umstellen — aber vorher ein wenig zu frühstücken.

Eine zweite Gemse, die unten geschossen worden, war jetzt

auch herbeigebracht, und Martin beschrieb gerade, wie er von oben hereingekommen und den erlegten Bock an der Wand hinaufklettern gesehen, als er seinen Bericht plötzlich mit dem halbunterdrückten, aber ängstlich hervorgestoßenen „Ein Bock!" unterbrach, und zu gleicher Zeit deutete der Arm mitten in den Kessel hinein, derselben Wand zu, von der Rainer sich vor noch kaum einer halben Stunde die größte Mühe gegeben hatte, alles Niet- und Nagellose niederzusenden.

Und er hatte Recht; trotz dem Lärm, trotz dem Rufen und Schreien, trotz dem vielen Schießen endlich, da wir nach dem Treiben unsere Büchsen abgefeuert, kam da schon wieder ein Bock in's Thal herein und schien die Wand entlang die Richtung gerade auf uns zu zu nehmen.

Noch war er allerdings so klein, als ob eine Maus auf der Schneebahn hinliefe; die Thiere äugen aber ganz vortrefflich, und wir wußten Alle, daß wir uns nicht rühren durften, wenn er nicht augenblicklich umdrehen und den Rückwechsel annehmen sollte.

„Was thun wir jetzt?"

„Ich laufe hinten herum und schneid' ihm den Weg ab," rief Martin schnell bereit, „wenn die Anderen dann wieder oben auf den Rand gehen und die paar Pässe besetzen, muß er hier heraus."

„Aber es sind außen herum zwei Stunden Wegs bis zu der Wand dort drüben," sagte Einer.

„Ich lauf's in einer halben," versicherte Martin, und versprach keinesfalls mehr, als er leisten konnte.

„So wie wir hier aufstehen, sieht uns der Bock," flüsterte Ragg.

„Wir brauchen nicht aufzustehen," lachte der Herr, und gab das Beispiel zum allgemeinen Rückzug, indem er sich langsam hintenüber bog. Ohne den Körper oben wieder zu zeigen, glitt er so nach hinten, und rasch, aber mit nur mühsam unterdrücktem Lachen, folgten Alle in derselben Art. Komisch genug muß es auch ausgesehen haben, und wenn Jemand hätte oben vom Berg aus diese plötzliche wunderbare Bewegung der ganzen Jagdgesellschaft beobachten können, ohne die Ursache zu wissen, wäre er mit Recht erstaunt gewesen. Das Manoeuvre

hatte jedoch vollständigen Erfolg, der Bock gewahrte nicht das Mindeste, und Alle eilten jetzt, von dem Hang gedeckt, den ihnen bestimmten Plätzen zu. Es konnte auch wahrlich kaum eine halbe Stunde gedauert haben, als Martin, der die Ausdauer eines Windhundes hat, sich an dem entgegengesetzten Felsvorsprung zeigte, und der Bock, also beunruhigt, rasch dem bequemsten Ausgang zueilte, der gerade vor ihm lag. Da freilich mußte er in etwa hundertfünfzig Schritt von dem Felsblock vorbei, hinter dem unser Gastherr geschickt sich verborgen hatte. Daß er in voller Flucht ging, half ihm ebenfalls nichts. Er bekam die Kugel seines Namensvetters*) mitten auf's Blatt, lief noch etwa sechzig Schritt und brach dann zusammen.

Durch dieses Intermezzo war nun freilich der Tag für ein zweites Treiben zu weit vorgerückt, und Martin wurde mit Bürschmann auf meinen kranken Bock ausgeschickt. Leider brachte er von der Nachsuche blos meinen Hut zurück, denn der Bock, der jedenfalls hoch und hohl durchgeschossen worden, hatte den Berg angenommen und war, obgleich tüchtig schweißend, über die Grenze gegangen. — Gemsen sind überhaupt entsetzlich hart und laufen, selbst bei tödtlichem Schuß, oft noch eine lange Zeit. Eine hochgeschossene Gemse, wenn die Kugel nicht gerade das Rückgrat zerschlägt, kommt fast immer durch, oder ist wenigstens in den meisten Fällen für den Jäger verloren.

Daß sich die Böcke übrigens, wie wir heut mehrere gesehen, schon von den Rudeln abhielten und einzeln umherzogen, war ein Zeichen, daß die Brunft bei ihnen begonnen hatte. In der Zeit ist der Gemsbock ein so eigenthümliches wie merkwürdiges Thier. Ehe er sich wieder mit seines Gleichen einläßt, scheint er sich erst eine Zeit lang in sich selbst zurückzuziehen, stellt sich ganz allein, und nur mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, in steile Wände und Klammen ein, nimmt sehr wenig Nahrung zu sich und spielt mit einem Wort den ächten „Oansiedl vom Berge“. So wie aber die

---

*) Die doppelläufigen Büchsen, in denen die Läufe übereinander liegen, werden Böcke genannt.

wirkliche Brunftzeit beginnt, verläßt er diese verdeckten Orte und steigt auf die Joche, am liebsten zu schmalen Stellen auf, von wo er nach beiden Seiten hinab- und nach den vorbeiziehenden Rudeln niederschauen kann. Auch auf einzelne vorspringende Felsen geht er gern hinaus, um einen besseren Ueberblick über die Thäler zu gewinnen. Schließt er sich endlich einem Rudel an, so setzt es gewöhnlich hartnäckige Kämpfe zwischen den schon dabei befindlichen Böcken, wo dann natürlich das Recht des Stärkeren entscheidet.

Laute giebt er in dieser Zeit nicht von sich, ein leises, nur in geringer Entfernung hörbares Meckern ausgenommen. Er soll aber dann, besonders wenn die Jahreszeit weiter vorgerückt ist, außerordentlich neugierig werden und herbeikommen, sobald er etwas Ungewöhnliches sieht — vorausgesetzt natürlich, daß er keinen Feind wittert.

Die Jäger bethören ihn auch wohl manchmal, indem sie, dicht versteckt hinter einem Fels oder Busch, ihren Hut, mit dem weißen Stoß vom Schneehuhn oder Birkwild daran, langsam hin und her bewegen, worauf der Bock gar nicht selten herbeikommen soll, um zu sehen, was es gäbe. Einzelne haben sich auch schon schwarze wollene Mützen mit einem breiten weißen Streifen an jeder Seite stricken lassen, die sie dann über den Kopf ziehen und diesen an irgend einem Felsenvorsprung oder aus einem Busch heraus zeigen. Merkwürdig ist, daß sich in dieser Zeit dicht hinter den Krickeln des Bockes, am obern Theil des Kopfes, eine eben nicht ambraduftende Anschwellung, der sogenannte Brunftknopf, bildet, der etwa zu der Größe einer Haselnuß anwächst.

So scheu der Bock im Allgemeinen ist, und so sehr er besonders den Menschen fürchtet, ist doch in der Riß schon einmal ein Fall vorgekommen, wo eine Gemse unten im Thal, und auf dem Fahrweg, einen dort vorbeikommenden Menschen aus freien Stücken angefallen und bös gestoßen hat.

Merkwürdig bleibt das überhaupt in der Naturgeschichte der Thiere und für uns ein bis jetzt noch keineswegs aufgeklärtes Geheimniß, daß ausnahmsweise und in einem uns nicht erklärbaren Zustand von Aufregung und Wuth sonst ganz friedliche und furchtsame, wenigstens den Menschen

fürchtende Geschöpfe diesen anfallen, und dann auch nicht eher ablassen, bis sie getödtet oder unschädlich gemacht werden. Ich weiß solche Beispiele von Füchsen, Wieseln, Mardern, wilden Katzen, ja selbst mit dem Hasen soll es vorgekommen sein, und jener Gemsbock liefert ebenfalls den Beweis dafür.

Von großen Thieren bieten Elephanten und Rhinocerosse ähnliche Beispiele, diese aber meist in der Brunftzeit, wenn sie von einem stärkeren Gegner besiegt wurden und nun in höchst verdrießlicher Laune allein den Wald durchziehen. Sie fallen dann Alles an, was ihnen in den Weg kommt. Die Walfischfänger kennen ebenfalls die Gefahr, der ihre Boote ausgesetzt sind, wenn sie einen einzeln umherstreifenden Pottfisch (Cachelot, Spermfisch) angreifen. Ist ja doch schon der Fall mit dem englischen Schiff Essex vorgekommen, daß es ein einzelner Spermfisch selber ungereizt angefallen und in Grund gebohrt hat.

Ueberhaupt kennen wir bis jetzt nur erst leider die alleräußersten Umrisse des Familienlebens der wilden Thiere, denn die eingefangenen leben in einem ganz unnatürlichen Zustand und können keinen Maßstab geben, während in der Wildniß selber eine genauere Beobachtung unmöglich ist. Es fehlt uns der Schlüssel zu ihren Handlungen, wir verstehen ihre *Sprache* nicht, und begnügen uns gewöhnlich mit dem einen nichtssagenden Wort *Instinct*, um das, was wir Außergewöhnliches von ihnen zu sehen bekommen, zu erklären.

11.

Die Grasberg-Alm.

Die Nacht wehte ein fliegender Sturm, und der Mundkoch behauptete am nächsten Morgen, daß ihm gerade um Mitternacht die Mütze, die er im Bett aufbehalten, *im* Bett

vom Kopf geflogen sei. Rein und wolkenlos brach aber der nächste Morgen wieder an, und da hier nicht weiter gejagt werden sollte, wurde das Lager zum Abend auf die Grasberg-Alm beordert. — Weiter war nichts nöthig, und der Kammerdiener besorgte das Uebrige.

Auf dem Weg dorthin sollten einige zwischen der Baumgart- und der Grasberg-Alm liegende Gräben geriegelt werden. Gemsen zeigten sich hier überall, und wenn auch natürlich die wenigsten zum Schuß kamen, wurden doch wieder vier erlegt; drei von des Herzogs Hand.

Ich saß unten, ziemlich tief im Graben in einer schattigen Felsspalte drin, da die Sonne warm auf die Berghänge schien und die Luft dort aufzog. Völlig gedeckt, mußte ich übrigens Alles, was mir etwa hätte schußmäßig kommen können, schon zeitig genug hören oder sehen, mich fertig zu machen. Ich vertrieb mir also damit die Zeit, durch mein Perspectiv zwei alte Kitzgaisen zu beobachten, die sich an einem grasigen Abhang äs'ten, während die beiden kleinen, niedlichen Kitzen, die eben die kurzen Krickeln etwa zwei Zoll hoch zeigten, lustig um sie herumsprangen, auf den beiden Hinterläufen tanzten, die kleinen kaum bewehrten Köpfchen gegeneinander andrückten, und sich gerade so benahmen, wie sich ein paar junge, übermüthige Ziegenböckchen an ihrer Statt benommen haben würden. Obgleich die Gemse nicht zum Ziegen-, sondern zum Antilopengeschlecht gehört, hat sie in der Bewegung und Lebensart doch manche Aehnlichkeit mit ihr. Sonst halten sich die beiden aber in den Bergen, wo sie doch manchmal zusammentreffen, ziemlich entfernt von einander, und man soll eher Gemsen zwischen Schafheerden auf der Aesung finden, als zwischen Ziegen, obgleich das erstere ebenfalls sehr selten geschieht.

Von da wo ich lag konnte ich den obern Bürschweg ziemlich deutlich erkennen, der sich wie ein matt-lichter Streifen hier und da über nacktes Gestein hinzog, bald zwischen Laatschenbüschen verschwand und an einer kleinen Lanne oder offenen Stelle wieder zum Vorschein kam. Wie ich zufällig einmal den Blick hinaufwarf, sah ich sich etwas bewegen, und das Fernrohr dorthin richtend, erkannte ich bald einen ge-

ringen Hirsch — es mochte ein Sechs- oder Achtender sein — der, von einem Thier gefolgt, langsam den Bürschweg hin und zwar nach Osten zuhielt. Der Hirsch blieb dabei manchmal stehen und äugte zurück, trollte aber dann immer wieder rascher vorwärts, als ob ihm da hinten etwas nicht recht gefalle.

Ich zerbrach mir den Kopf darüber, was ihn in aller Welt könne beunruhigt haben, da er sich vollständig außerhalb des Treibens befand, als ich plötzlich zur Linken, auf demselben Pfad, etwas Weißes aus den Büschen vorleuchten sah. Rasch richtete ich mein Glas dorthin, und erkannte bald zu meiner innigen Freude den Kammerdiener und den Koch, die, beide in Hemdsärmeln — und der heiße Tag rechtfertigte vollkommen eine solche Erleichterung —, die Röcke durch den linken Arm gesteckt, einer hinter dem andern in angenehmer Unterhaltung daherkamen und den Hirsch mit dem Thier ebenfalls zu einem, wahrscheinlich gar nicht beabsichtigten, Spaziergang nöthigten. Der Mundkoch trug dabei etwas in der Hand, das hin und her schaukelte und eigenthümlich in der Sonne blitzte, was es sei, ließ sich indeß in solcher Entfernung nicht gut erkennen. Es war dies übrigens das friedlichste Hirschtreiben, das ich je gesehen, und hätte der Hirsch eben so wenig von seinen Treibern gewußt, wie diese von ihm, wären sie beide jedenfalls näher zusammengekommen. So ließ sich das Wild noch eine Zeit lang den Bürschweg gefallen, und verschwand dann endlich in einem nach unten in den Graben führenden Dickicht.

Einen eigenthümlichen Anblick hatten wir an dem Abend, als wir, schon etwas nach Dunkelwerden, die Grasberg-Alm-Hütte erreichten. Unten die Thäler lagen schon in tiefer Nacht, und selbst die Berge zeichneten sich düster gegen den noch hellen Horizont ab. Dicht hinter den Häusern stieg eine kahle, nur von breiten Streifen, fast wie angelegten Beeten von Alpenrosen, bedeckte Anhöhe hinauf und lief, nach dem Kumpar hinüberführend, mit ziemlich ebenem Rücken etwa tausend Schritt von Nord nach Süd. Der kahle Rand stach jetzt desto auffallender gegen den noch lichtgrauen Himmel ab. Oben aber, daß der ganze Körper bis zu den Klauen

hinunter deutlich sichtbar blieb und fast so aussah, als ob er zierlich aus schwarzem Papier geschnitten wäre, stand ein Hirsch, spitz gegen uns gekehrt, und beobachtete aufmerksam den Einzug der ihm jedenfalls unwillkommenen Gäste. Regungslos verharrte er dabei in seiner Stellung, und man konnte mit dem Fernglas deutlich das ausgreifende Geweih erkennen, bis wir durch eine Senkung des Hügelhangs seinen Blicken entzogen wurden. Aber selbst dann beruhigte er sich noch nicht, und wenige Secunden später tauchte der schlanke Körper wieder auf einer andern etwas vorragenden Stelle des Hügelrückens auf, von wo aus er die Häuser selber überschauen konnte. Dort stand er, bis es so dunkel geworden war, daß man ihn kaum noch erkennen konnte, und verschwand endlich wie in den Berg hinein.

Das Wetter blieb die letzten Tage ziemlich schwankend. Den Tag über hatte es manchmal ein wenig geregnet, manchmal die Höhen mit dichtem Nebel umzogen; auch der Wind war eben nicht zum besten gewesen. In der Nacht drehte er sich indessen nach Südost herum, die Luft wurde kalt und rein, vom Himmel funkelten Myriaden Sterne, und gegen Morgen deckte leichter Reif den Boden.

Ich war früh aufgestanden, um in erster Morgendämmerung die Aussicht nach den gegenüberliegenden Bergen zu haben. Von hier aus hatten wir den Blick auch in ein anderes Thal, dessen Pulsader, der klare muntere Bergstrom, wie der Johannisbach an der Carvendelwand entsprang und sein Wasser von Nord nach Süd in die Riß hineinjagte. Laut aufjauchzen hätte ich aber mögen, als ich hinaus vor die Thür der Hütte trat und von dem nächsten, kaum dreißig Schritt entfernten Grashang das zu meinen Füßen liegende Thal, die gegenüberliegende Berggruppe überschaute.

Ich will versuchen den Anblick zu beschreiben, aber, lieber Gott, wie weit bleiben da Worte hinter dem wundervollen, zauberschönen Bild zurück, das sich hier, wie durch den Stab eines Magiers heraufbeschworen, vor meinen Blicken entrollte, und mir die Seele mit Lust und Jubel füllte. Das ganze Rißthal unter uns, so weit das Auge darin nach rechts hinunter, nach links hinauf schweifen konnte, wie das schmale,

zwischen dem Falken und Roßkopf nach der Carvendelwand zulaufende Laritter Thal war in der Tiefe mit dichtem milchweißen Nebel angefüllt, aus dem die grünen, bewaldeten Wände wie die dunkeln Ufer eines Nebelstroms emporstiegen. Darüber hoch hinaus ragten die starren Kuppen der ewig schönen Berge vor uns, mit den kühn gerissenen Gipfeln des Gemsjochs, während links der Kumpar sein spitzes Haupt in die blaue Luft hineinreckte. Ein Duft lag dabei über dem Allen, wie er sich weder mit Farbe noch Feder schildern läßt, und wie die Sonne höher und höher stieg, und der Nebel da unten Leben und Bewegung bekam, wie es den Wiederschein von den Gipfeln in's Thal hinunterwarf, wie sich die schneeigen luftigen Schichten anfingen zu rollen und ineinander zu drängen, und ihre Ränder jenen eigenen wunderbaren, fast durchsichtigen Rosenschimmer annahmen — wie es da endlich mehr und mehr zu wogen begann, als ob die Bergriesen da drin die Schultern gegengestemmt hätten und die weiße Fluth mit aller Macht zum Thal hinausschöben, wie hier und da ein kleiner Bergesvorsprung inselgleich und dunkel daraus emporstieg, daß ihm die weißen Schwaden, durch die Wipfel seiner Bäume schwindend, schmelzend über den Nacken flossen und die ganze Pracht des morgenglühenden Thales jetzt plötzlich sichtbar ward, da wußte ich gar nicht mehr wie mir geschah, so leicht, so froh, so glücklich fühlt' ich mich, und hätt' ich mich nicht vor den Jägern geschämt, ich glaube ich wäre dem nächsten Baum um den Hals gefallen und hätte laut geweint.

Es giebt aber auch nichts Edleres, nichts Reineres als die Natur. Wer sich ihrer freut, wem Gott Empfänglichkeit dafür in's Herz gelegt, der hat ein Recht sich den bevorzugt Glücklichen zuzuzählen, denn überall auf dieser weiten wunderschönen Welt sind ja Genüsse für ihn ausgestreut.

Eigenthümlicher Weise erfaßte mich hier ein ganz ähnliches Gefühl als damals, als ich das erste Rauschen der Palmen über mir hörte. In jener heiligen Ruhe der Tropenwelt unter den mächtigen, wunderbaren Bäumen vermochte ich den Eindruck unwillkürlich nichts Anderem zu vergleichen, als dem stillen heimischen Schneefall in einem Fichtenwald, wenn

die großen Flocken so langsam und sanft herniedersinken, zwischen den grünen schützenden Zweigen durch, und mit der weichen reinen Decke den Boden warm belegen. So zitterte mir hier, den wilden, trotzigen Alpen, dieser gigantischen, kühn gerissenen Bergesschönheit gegenüber, dasselbe selige Gefühl durch's Herz, das ich empfand, als ich vom Megamendong in Java nieder das herrliche Preanger Thal mit seinen einzelnen Fruchtbaum-Oasen, seinen dichten Wäldern und all' seiner tropischen Pracht vor mir ausgebreitet sah — und doch wie ganz verschieden sind die beiden Scenen.

Dichter und compacter sammelte sich indeß, während die Sonne höher stieg, der Nebel, rollte langsam, ein Zeichen guten Wetters, zum Thal hinaus und weiter in's flache Land — und unsere Jagd begann.

Aber ich darf den Leser auch nicht mit Wiederholungen ermüden. Wohl hätt' ich ihm freilich gewünscht das wundervolle Schauspiel mit zu genießen, das uns noch einmal über Tag am Heimjoch der Nebel in seinen eigenthümlichen Schatten und Formen gab, oder ihn einmal über einen der dortigen Bürschwege in die Bockgräben, und so mitten in die wilde Fels- und Schluchtenwelt da eingeführt, doch versäumen wir leider zu viel Zeit dabei.

Diese Bürschwege, so behaglich das Wort Weg auch in den Bergen klingt, darf man sich übrigens nicht etwa zu bequem denken. Sie sind fast immer nur angelegt, um vollkommen unerreichbare Klammen und Wände passiren zu können, und dort hinein zu bürschen, oder — wenn man auf die andere Seite will — weite, oft Stunden lange Umwege zu sparen. Das würde aber einestheils sehr viel und hier in den Bergen äußerst werthvolle Zeit kosten, und dann ist auch ein Anschleichen an die scheuen, mit so scharfen Sinnen begabten Gemsen an solchen Stellen ohne derartige Hülfe fast ganz unmöglich — wenn man nicht eben Tage lang darauf verwenden will und kann, sie zu durchkriechen. Die Spitzhacke hat dabei oft nur in sehr rauher Weise eine natürliche Ader des Felsens benutzt, dem Fuß geringen Halt zu bieten, oder das Jagdmesser über die Klippen hin nur einfach durch die Laatschen Bahn gehauen. Gar nicht selten

aber ziehen sich diese sehr schmalen Pfade an schroffen, wilden, überhängenden Wänden schwindelnd hin, und der Wanderer muß sich wohl hüten, dem Steine nachzuschauen, der von seinem Fuß berührt mit dumpfem, langem — langem Fall die blaue Tiefe sucht.

Die Jäger sagen, daß ein solcher Stein den Menschen nachziehe, und Unglücksfälle, dadurch herbeigeführt, sollen allerdings schon vorgekommen sein, ja nicht einmal zu den Seltenheiten gehören. Die Ursache dafür liegt aber auch klar auf der Hand, denn während der Stein senkrecht an der Wand niederfällt, muß er allmälig, je tiefer er fällt, mehr und mehr aus dem Gesichtskreis des Nachschauenden kommen, der, um ihm mit den Augen zu folgen, gezwungen ist, sich weiter und weiter nach außen zu biegen. Dadurch kommt er mit dem schweren Oberkörper unmerklich über den Abgrund, und mag er so schwindelfrei sein wie er will, er muß das Gleichgewicht verlieren. Ueberhaupt ist das Steigen da oben an den Wänden herum manchmal wirklich, wie der Amerikaner sagt, „viel zu interessant, um angenehm zu sein“.

12.

Das Gemsjoch.

Dem Grasberg gegenüber, und der steilen Carvendelwand zu, zieht sich ein enges, von steilen Wänden eingedrängtes Thal. Die Scenerie ist hier viel wilder wie an der Riß, weil die Felshänge viel schroffere und deshalb auch weit weniger und nur stellenweis bewaldete Vorsprünge zum unten vorbeirauschenden Bach hinunterschieben. Sieht man von dort zu ihnen auf, so hält man es auch wahrlich nicht für möglich, daß weder die Gemse, noch viel weniger ein keckes Menschenkind auf ihnen fußen und sich ihren fast senk-

rechten Schluchten anvertrauen dürfe. Und doch bieten sie dem kühnen Gemsjäger nur geringes Hinderniß. Mit dem scharfen Eisen unter den Füßen, den spitzen starken Stock in der Hand, laufen diese Bergmenschen furchtlos die schmale Bahn entlang, jede Hülfe, die ihnen hier und da der Boden bietet, mehr in einer Art von Instinct als mit Vorbedacht benutzend. Ihre Uebung in dergleichen Werk, die ähnlichen Hindernisse, die ihnen überall entgegenstehen, geben ihnen auch schon den raschen und höchst nöthigen Ueberblick, die besten — oft die allein möglichen — Stellen zum Uebergang rasch und unverzagt zu wählen und zu behaupten.

Dort zogen wir hinauf, dem engen Thal folgend, das hier durch die breiten Wände des kleinen Falken uud Gemsjochs rechts und links gebildet wurde. Dicht an den Ufern eines ziemlich starken, rauschenden Bergbachs, dessen breites steiniges Bett von der furchtbaren Gewalt Kunde gab, mit der diese Wasser im Frühjahr niederstürzen und Alles mitnehmen, was sie in ihrem Weg finden, lag unser Pfad. Da plötzlich, wie durch Zauberei, war der Strom verschwunden, selbst unter unseren Füßen fort, und nur die jähe Stille um uns her machte uns erstaunt niederschauen in das noch allerdings eben so breite und steinige, aber vollkommen trockene Strombett. Dies plötzliche Verschwinden war so merkwürdig, daß wir zwanzig oder dreißig Schritt zurückgingen, wo wir den hier etwa drei Fuß breiten, mächtig quellenden Bach von der kleinen Falkenwand herüber unter dem Geröll vorbrechen sahen, während ein schwächerer Zufluß von oben her, aber ebenfalls tief unter dem Gestein hervor zu kommen schien. So eigenthümlich es auch aussah und so sehr es uns im Anfang überraschte, so leicht erklärte es sich doch, denn diese steilen Wände lösen durch Lawinen und Thauwetter ununterbrochen kleinere oder größere Massen Steine los und schleudern sie in das Thal hinab. Diese sogenannten Reißen, die aus nichts als wilden, unfruchtbaren, toll durcheinander gestreuten Felsmassen und kleinerem Geröll bestehen und an manchen Stellen Hunderte von Fußen hoch liegen, nehmen deshalb auch schon einen ungeheuren Flächenraum im Gebirge ein, und scheinen sich von Jahr zu Jahr zu vergrößern.

Es läßt sich denken, daß sie dadurch oft ganze Bäche verschütten, die sich jetzt unter der lockern Decke die Bahn suchen müssen. Eben so wenig unterliegt es einem Zweifel, daß durch diese ewigen Bergstürze und Abscheidungen des Gesteins die scharfen und schroffen Gipfel der höchsten Kuppen mit der Zeit eine Veränderung erleiden und niedriger werden müssen; ihr Umfang ist nur zu gewaltig, als daß ein einzelnes Jahrhundert es auffallend bemerkbar machen sollte. So sieht die vollkommen senkrechte Carvendelwand, an deren Fuß ungeheure Reißen, ja wirkliche Berge von Steinen liegen, die das Herz eines Chausseesteinklopfers mit Entzücken erfüllen würden, gerade so von unten aus, als ob sie durch diese Abbrüche jährlich wenigstens einen Fuß an Höhe verlieren müsse. Kommt man aber an die Südseite der grasbewachsenen, allmälig aufdachenden Hänge hinauf und berechnet erst ihre Höhe, dann begreift man freilich, wie eines einzigen Zolles Dicke, von der Wand abgeschält, ganze Berge von Geröll in's Thal hinabschleudern müsse. Wären es aber auch selbst zwanzig Fuß, so würden sie doch kaum den obern Rand verändern können.

Aufwärts jetzt, Freund Leser, aufwärts! Das ist ein mühsamer, langer Stieg das Gemsjoch hinan. Wetter noch einmal, wie massenhaft sich das Gebirg' hier aufthürmt und in Lanne und Felsgeröll aus dem bewaldeten Thal emporhebt! Es ist auch am besten, man sieht sich gar nicht um und steigt nur ruhig, unverdrossen fort; einmal erreicht man den Gipfel doch.

Das Gemsjoch sollte getrieben werden, und ich selber war auf die höchste Kuppe — beiläufig gesagt der beste Platz — hinauf beordert worden. Aufgescheuchte Gemsen nahmen gern gerade dort hinüber ihren Wechsel. Schweres Steigen hatten indeß bei diesem Treiben die Jäger, die sich ihre Bahn an den steilen, schroffen Hängen suchen mußten. Es dauerte auch lange, bis sich das Mindeste zeigte oder hören ließ, und ich lag wohl anderthalb Stunden lang ungestört auf der achttausend Fuß hohen Kuppe des Jochs — in deren Nachbarschaft alle Fenster und Thüren auf sein mußten, denn es zog furchtbar. Die Aussicht war aber wundervoll, und ich ließ

den Blick frei über die herrlichen, dicht mit Schnee bedeckten Alpenriesen, den Großglockner und seine Nachbarn, hinausschweifen, die unter ihrer weißfunkelnden Hülle in unbeschreiblicher Pracht die zackigen, wilden Gipfel gen Himmel reckten.

Hinter mir, nach Norden hinauf, öffneten sich dagegen die Berge; das weite flache Land mit einzelnen weißen hervorragenden Gebäuden und kleinen Städtchen wurde sichtbar, und in Südwesten lagen wild und zackig die Steirischen Alpen dazwischen, ein weites Meer von Felsenjoch und Graten. Was für ungeheure Wogen reckten da die weißen Häupter züngelnd, wie wirkliche schaumdurchwühlte Wellen empor.

Auf dem Gemsjoch selber lag, trotz der Höhe desselben, noch kein Schnee, denn der daraufgelegene war durch die letzten warmen Tage wieder fortgeschmolzen. Merkwürdig ist es auch, daß dieser Theil der Alpen keine Gletscher hat — einen einzigen kleinen ausgenommen, der dort in der Nähe sein soll, den ich aber nicht sah. Ihre Höhe berechtigt sie vollkommen dazu, denn in der Schweiz reichen die Gletscher viel tiefer hinab, und sieben- und achttausend Fuß hohe Kuppen sind dort drei Viertheile des Jahres mit Schnee bedeckt. Dazu mag aber auch wohl die zusammengedrängte Masse höherer Gebirge, die fortwährend ihre Schneekrone tragen und deshalb eine viel größere Kälte um sich her verbreiten, mit beitragen.

Eine große Anhäufung von Schnee und Eis muß in sehr natürlicher Folge eine solche Wirkung hervorbringen, wie wir den Unterschied z. B. außerordentlich auffallend in den beiden Continenten von Europa und Nordamerika sehen. Europa, das im Norden einen weit größeren Flächenraum an eisfreiem Meer, und deshalb die eigentliche Eisregion auf einem weit kleineren Raum zusammengedrängt hat, ist deshalb auch viel wärmer als Nordamerika, dessen breite Basis nach Norden zu, mit den ausgedehnten Süßwasser-Binnenlandseen und dem enormen Flächenraum eis- und schneebedeckter Regionen, den Unterschied um viele Grade spüren läßt. Philadelphia z. B., das mit Neapel auf einem Breitengrade liegt, hat eben so strenge und strengere Winter, als wir im höchsten Norden von Deutschland. In Louisiana, das mit der Wüste Sahara gleiche Breite hat, ist leichter Schnee nichts Seltenes. Stehendes Wasser

friert oft selber in New-Orleans, das, nur wenige Fuß über der Meeresfläche, auf einer Breite mit Cairo liegt.

Von Gemsen war nichts zu sehen, als ich aber so dalag, fest in meinen Regenmantel gewickelt, die kalte Zugluft abzuhalten, konnte ich nicht umhin, die kleinen dichten Büschel außerordentlich feinen, zarten Grases zu bemerken, die um mich her ziemlich reichlich wuchsen. Ich pflückte von dem zunächst stehenden etwas ab, kostete es, und fand es nicht allein außerordentlich weich, sondern auch zuckersüß — so süß und angenehm in der That von Geschmack, daß ich Alles, was ich um mich her erreichen konnte, rein abäs'te und Nebukadnezar's Geschmack, der bekanntlich den Salat erfunden, ganz begreiflich fand — wenn er nämlich dort so treffliche Weide hatte.

Dicht neben mir, denn ich lag auf dem allerhöchsten, gar nicht etwa sehr breiten Gipfel, ging es steil und bergetief hinab. Wie wild und furchtbar sah es dort unten aus. Die steile Nordwand dieses Jochs, die vielleicht einige tausend Fuß hoch ohne Absatz niederging, bestand allerdings nicht aus einem glatten Fels, sondern aus bröcklichem, zerrissenem und zerklüftetem Gestein. Man hätte selber hineinklettern können, wäre den Zacken eben nur zu trauen gewesen; aber unter dem Fuß oder Griff brachen die wettermürben Brocken los, und dann — es schwindelte mir, als ich in die dunkle, winddurchbrauste fürchterliche Tiefe hinabsah, und ich wandte mich schaudernd ab.

Und doch giebt es Menschen, die an diesen Wänden, an denen ihr Leben wie an dünner Faser hängt, ihre kärgliche Nahrung suchen. Die Enzianwurzelgräber klettern dort, an die Gefahr gewöhnt und gegen sie vollkommen abgestumpft, mit einem Sack, um die gefundenen Wurzeln hinein zu thun, und einer kleinen Hacke, sie aus ihrem rauhen Bett herauszuheben, sorglos herum, und die Gemse selbst hebt staunend den Kopf, wenn sie an *solchen* Stellen einen Menschen sieht. Kameraden finden auch wohl dann und wann eine alte verrostete Hacke, einen halbverfaulten Sack, und werfen einen scheuen Blick in den Abgrund nieder. Selbst unter dem leisen Ave Maria aber für die Seele des Verunglückten, dessen Gebeine dort in irgend einem Abgrund bleichen, schauen sie sich

schon wieder nach neuen Wurzeln um — der da unten ist wohl aufgehoben.

Das waren Gemsen — vorsichtig hob ich den Kopf zwischen den wild umhergestreuten Steinen empor und sah eins der schönsten Schauspiele, das sich der Gemsjäger nur wünschen und ersehnen kann.

Der Gipfel des Gemsjochs theilt sich in drei ungleiche Spitzen, von denen die beiden westlichen die höchsten, die östliche, die vielleicht tausend Schritt von der westlichsten entfernt ist, etwas aber nur wenig niedriger liegt und in einen kleinen spitzen Kopf ausläuft.

Auf dieser Spitze, die vier Läufe dicht zusammengedrängt, den schönen Kopf hoch und sichernd gehoben, stand eine Gemse, und etwa zwanzig Schritt weit unter ihr, während noch andere über den Rand des Abhangs, scheinbar aus der blauen Luft, heraufstiegen, befand sich das Rudel, im Ganzen vielleicht zwölf oder dreizehn Stück.

Die Wachtgemse stand voll und klar gegen den lichtblauen Himmel abgezeichnet, und die sichere Ruhe, mit der das prachtvolle Thier den weiten Plan, auf dem es jede nahende Gefahr leicht und rasch erkennen konnte, als Schildwache oben für das ihr anvertraute Rudel überschaute, war ein Anblick, den ich im Leben nicht vergessen werde. Das Rudel selber, das jedenfalls durch einen der unten durchgehenden Treiber heraufgescheucht worden, schien sich indessen auch ganz auf seine Wache zu verlassen und vollkommen sicher zu fühlen. Die jungen Thiere spielten mit einander, und die Alten pflückten hier und da an den süßen Grasbüscheln herum — mehr wahrscheinlich zum Dessert und aus Naschhaftigkeit, als aus wirklichem Hunger.

Endlich stieg die Wachtgemse, gewöhnlich eine Gais, von ihrem hohen Standpunkt langsam nieder. Ob sie da unten wieder etwas Verdächtiges gewittert oder sonst mehr Verlangen nach der Seite trug, auf der ich lauernd mit gespannter Büchse lag, aber plötzlich stellte sie sich an die Spitze des Zuges und kam in kurzem Galopp auf dem äußersten Rand des Berges ein Stück hin, verschwand dann in einer scharf eingeschnittenen Schlucht, die die beiden Kuppen von einander trennte, mit

dem ganzen Rudel, und stieg klappernd und die lockeren Steine hinter sich abstoßend den kleinen Hang herauf, an dessen äußerstem Rand ich, vollständig gedeckt, ihrer herzklopfend harrte.

Nun ist es eine alte Gemsjägerregel, die mir von allen Seiten wieder und wieder gegeben worden, nie auf ein ankommendes Rudel zu schießen. Erstlich kommen sie spitz — immer schon ein böser Schuß; dann ist die erste im Zug jedesmal eine alte Gais, während die Böcke nachfolgen, und dann — ist es eben gar nicht nöthig. In solchem Fall, besonders wenn man gedeckt ist, muß man die ersten des Rudels erst vollständig vorüberlassen, ja wo möglich ein Drittheil desselben, und sich dann erst einen Bock heraussuchen, auf den man in solchem Fall auch viel ruhiger und sicherer schießt. Außerdem hat man bei solchem Verfahren auch noch die Gewißheit, daß die schon vorbeigesprungenen Gemsen unter keiner Bedingung wieder umkehren, und die anderen, die noch zurück sind, folgen ihnen, es mag auf sie geschossen werden so viel da will. Der zweite Schuß ist daher eben so sicher anzubringen als der erste.

Hätt' ich also dort oben meine Zeit ruhig abgewartet, so mußte das ganze Rudel auf kaum zehn Schritt an mir vorbei, und an Ausweichen war auf dem schmalen Kamm gar nicht zu denken. Wie ich aber das immer stärker werdende Klappern auf den Steinen hörte, das gerade so klang, als ob es links und rechts um mich her in allen Ecken und Spalten lebendig würde, da ging mir der Athem aus, das Herz fing an zu hämmern, als ob es mit hinaus wollte, um ebenfalls zuzusehen, was da passire, und alle Warnungen und Rathschläge, alle guten Vorsätze, alle Erfahrungen selbst waren in dem einen Moment unbeschreiblicher Aufregung und Leidenschaft vergessen. Die Büchse im Anschlag, richtete ich mich in meinem Versteck auf, und wie die ersten Krickeln nur hinter den Steinen vorsahen und ich den dunkeln Schatten eines Körpers erkennen konnte, gab ich Feuer.

Ich weiß nicht einmal, ob es geknallt hat — weiter nichts als das wilde Hals-über-Kopf-Hinabstürzen der erschreckten Thiere hörte ich, die aber auch im nächsten Augenblick in der

Schlucht verschwunden waren, und als ich dort nachsprang und noch einmal hinter den Flüchtigen auf etwa zweihundertfünfzig Schritt — ich muß es zu meiner Schande gestehen — nachfeuerte, stob das ganze Rudel auseinander und eilte wieder der Stelle zu, auf der ich sie zuerst gesehen hatte.

Allerdings sonderte sich ein Bock vom Rudel ab und rutschte, zu meiner innigen Freude, ein ganzes Stück den ziemlich steil da ablaufenden Hang hinunter; ob er aber vielleicht nur ausgerutscht war — und warum sollte das einer Gemse nicht auch geschehen können —, oder mich gar damit verhöhnen wollte, ich weiß es nicht, spätere Nachsuche auf der Fährte ergab nicht einen Tropfen Schweiß, der auf dem grauen Geröll überall deutlich sichtbar gewesen wäre. Bald darauf schloß er sich auch wieder seinem Rudel an.

Gleich nach dem Schuß kam ein ganzer Flug Alpendohlen — sonst entsetzlich scheue Vögel, die den Jäger nicht auf hundert Schritt heranlassen — um den Gipfel des Jochs herum. So wie sie mich da oben aufrecht stehen sahen, flogen sie auf mich zu, kreisten mir auf kaum zwanzig Schritt um den Kopf und stießen sogar nach mir, wobei mir ein paar so nahe kamen, daß ich sie fast hätte mit der Flinte schlagen können.

Die Alpendohle, oder auch Schneekrähe genannt, ist ein wunderhübscher, zierlicher Vogel, etwa von der Größe einer Elster, wenn nicht noch etwas stärker, nur ohne die langen Schwanzfedern, mit bläulichem Schiller auf ihrem schwarzen Gefieder, hellgelbem Schnabel, grellrothen Ständern und gar so munteren braunen Augen. Ihr Pfeifen klingt auch fast melodisch, und wie sie munter und gesellig in den Alpen herumtummeln und in der Luft kreisend zusammen spielen, hab' ich sie immer gern gehabt. Jetzt aber kamen sie mir ungelegen. Das Pfeifen nach dem schlechten Schuß behagte mir auch nicht. Ich zielte auf den rasch über mir hinstreichenden Vogel und schoß ihm mit der Kugel eine seiner Flügelfedern durch. Das nahmen jedoch die anderen sehr übel, begannen einen Heidenlärm, wobei sie sich übrigens in weiterer Entfernung hielten, und strichen dann nach unten. Gleich darauf fiel dort auch ein Schuß, und unser Jagdgeber hatte

einer der ebenfalls nach ihm stoßenden Krähen mit der Kugel Kopf und Hals abgeschossen.

Das ist Alles recht schön und gut — übereilt hat sich schon mancher sonst vollkommen ruhige alte Jäger, und vorbeigeschossen auch. Der Schütze soll noch geboren werden, der da sagen kann, er habe nie gefehlt, aber der Heimweg — der Abend nach solchem Fehlschuß. Wenn man gleich mit einem Satz darüber hinweg- auf den nächsten Tag und in das nächste Treiben hineinspringen könnte, möcht's noch gehen, aber so überdenkt man die letzte unglückliche Scene wieder und wieder, hört den ganzen Abend, die ganze Nacht das Rudel über die Steine klappern, weiß jetzt ganz genau, wie man es hätte machen sollen und daß trotzdem der Augenblick im ganzen Leben nicht wiederkehrt, und ist mit einem Wort in einer verzweifelten Stimmung.

13.

Die Nebeljagd.

Kalt und trübe brach der nächste Morgen an, und dicker, undurchdringlicher Nebel lag im Thal, in dem er erst etwa um zehn Uhr Morgens ein wenig in Bewegung kam. Nichts ist aber peinlicher, als in den Bergen durch schlechtes Wetter einen Jagdtag zu verlieren, und wie sich deshalb auch nur die Luft ein klein wenig günstiger gestaltete und die Jäger ihr „Ich meinet halt doch, es sollt' schon etwas besser werden" herausgegeben, wurde der Aufbruch bestimmt.

Unser Ziel lag an diesem Tag an dem obern Theil des Engthals, das vom Laritterthal, in dem wir uns befanden, nur durch einen sogenannten „Hügelrücken" getrennt war und leicht erreicht werden konnte.

Leicht erreicht werden! — ja. Der Paß lag allerdings dicht

unter der Carvendelwand und bestand aus nicht sehr steilen Grashängen; was aber hier zu Land ein Hügel heißt, ist anderswo ein Berg — wie ja die Leute auch ein Stunden breites Thal einen Graben nennen. Wir mußten auch, immer noch im dicken Nebel, wacker zusteigen, um den höchsten Kamm zu erreichen, und waren tüchtig warm dabei geworden. Oben wurden wir dann angestellt, und den angeblichen Kessel vor uns — denn sehen konnte man keine fünfzig Schritt weit — die Jäger abgeschickt, ihn einzuriegeln. Standen Gemsen darin, so mußten sie Wind von den Treibern bekommen, in welchem Fall sie dann rascher flüchtig werden, als wenn sie den Feind erkennen können.

Der kalte Luftzug, der aus dem Thal heraufstieg, that mir im Anfang nach dem scharfen Steigen wohl — von Erkältung weiß man ja hier überhaupt nichts. — Ich nahm also meinen Mantel aus dem Bergsack, hing ihn um, drückte mich hinter einen einzelnen Stein von der Größe eines mäßigen Elephanten, der allein zu meiner Bequemlichkeit dort von irgend einem Bergriesen hingeschleudert schien, und erwartete geduldig den Beginn der Jagd — das heißt das Klappern der Steine, das die heranprellenden Gemsen verrathen würde.

Es war ein wunderlicher Platz — der Nebel lag voll und schwer auf dem ganzen Thal, in das der Hügel, auf dessen Kamm ich saß, niedersenkte. Der Phantasie blieb dabei der weiteste Spielraum gelassen, sich dort hinein den Horizont des Auges nach Gefallen auszudehnen. Wie ich deshalb so träumend auf das ungewisse milchige Dämmerlicht hinausschaute, aus dem nur, von den Wänden zurückgeworfen, das dumpfe Rauschen des Bergbachs herübertönte, kam es mir plötzlich vor, als ob ich am kahlen, felsigen Strand des Meeres sitze, das an dem Fuß desselben Hügels seine Wellen peitschte und seiner Brandung Donnern im dumpfen, hohlen Brausen zu mir herübersandte.

Lebhafter hab' ich wachend noch nie geträumt, und in der Erinnerung an frühere ähnliche Scenen konnt' ich mir jetzt schon gar keine Berge dort hinein mehr denken. Das mußte Meer sein. Wie das dumpf kochte und rauschte, und wenn der Nebel sank und dort hinaus dem Auge Freiheit gab, dann

lag auch sicher die blaue See vor mir und einzelne weiße Segel zogen wie leuchtende Punkte darüber hin.

Wenn es nur nicht so schmählich kalt gewesen wäre.

Jetzt wurde der Nebel oben lichter; die Sonne brach sich mit einem einzelnen Strahl wenigstens Bahn, und im Zenith erschien der blaue Himmel. Endlich! Jetzt zog auch der Wind schärfer aus dem Thal herauf — er schnitt im wahren Sinn des Wortes durch Mark und Bein — und dort — ich vergaß Gemsen und Jagd über dem Schauspiel, das sich plötzlich, als ob ein riesiger Vorhang mit einem Wurf zurückgeschleudert würde, vor meinem Blick entfaltete. Mit Windesschnelle öffnete sich der Nebel und wich nach beiden Seiten so zurück, daß er wie durch ein gigantisches Medaillon den Blick hinaus gestattete. Vor mir aber — so dicht, daß meiner Meinung nach die Armbrust einen Bolzen hätte hinübertragen müssen, stieg dunkel und massenhaft eine Riesenmauer, die Carvendelwand, empor, und blaue zerfließende Lichter schossen wie nach einem Brennpunkt in der Mitte dieses wunderbaren Bildes zusammen und schmolzen für jetzt noch die einzelnen Theile in einander. Allmälig löste sich aber auch dies — das Bild wurde rein und klar, und scharf gezeichnet lag plötzlich dort drüben, wo ich die See geträumt, und so hoch aufragend, daß ich emporschauen mußte, um ihre dunkeln Ränder in dem sich wieder mit Nebel bedeckenden Himmel zu suchen, die schroffe Wand mit allen ihren einzelnen Spalten und Rissen vor mir da. Während aber fast den vierten Theil der ganzen Höhe die Reißen einnahmen, die sich der Berg in's Thal hinabgeschüttelt, lag auf diesen Reißen wieder, noch immer von dem jetzt lichter gewordenen blauen Schein übergossen, ein breiter Streifen Schnee, den dort der letzte Winter noch gelassen.

Wunderbarer Weise zog sich der Nebelrahmen jetzt mehr und mehr zusammen, die schärfsten Lichter auf die Mitte werfend, und dort — auf dem Schnee — deutlich konnte ich es mit bloßem Auge nicht erkennen — regte sich ein dunkler Gegenstand, und kroch langsam und gerade, dem Zug der Wand folgend, darüber hin.

Ich würde es für eine einzelne Gemse gehalten haben, wenn es mir nicht so entsetzlich klein vorgekommen wäre —

aber was konnte es sonst sein — vielleicht ein Fuchs? Ich nahm das Fernrohr rasch aus seinem Futteral, richtete es und erkannte in dem kleinen Punkt — einen Menschen — einen Jäger, der dort an der scheinbar senkrechten Wand in solcher ungeheuren Entfernung noch seine mühsame Bahn verfolgte.

Als ob der Nebel sich aber nur geöffnet, um mir das zu zeigen, flossen in diesem Augenblick wieder breite, glänzende Strahlen nach der Mitte zu — das Medaillon schloß sich, und dichter als vorher lagerte die weiße Nacht auf Berg und Thal.

Und was für ein kalter Zug mit dem Nebel wieder von da unten herauf und über den Hügel strich — die Zähne fingen mir an zu klappern, und in der Aussicht jetzt, daß wir hier sitzen müßten bis der Jäger, den ich eben erst als kleinen dunkeln Punkt gesehen, seinen Bogengang um den Kessel her vollendet hätte, wickelte ich mich nur fester und verzweifelter in meinen Mantel.

Wie lange ich so gesessen, weiß ich nicht; der Nebel wurde aber immer dichter, und das einzige Vergnügen, das ich mir unter der Zeit machen konnte, war, an eine recht gut geheizte Stube zu denken. Wie die Aufregung dieses plötzlichen Phänomens — ich kann es kaum anders nennen — vorüber war, kam der Frost mit verdoppelter Schärfe wieder, und ich fror, wie nur ein unglückseliges, auf einem kalten Stein, in einem solchen Nebel und auf solcher Höhe sitzendes Menschenkind frieren kann.

Das Treiben nahm auch kein Ende — der Nebelvorhang war wieder gefallen, und auf's Neue träumte ich mich an der Seeküste — irgendwo in der unmittelbaren Nähe des Eismeers. Endlich — Gott sei Dank, das war ein Geräusch — endlich doch ein Wild zum Schuß, denn wenn es hier nur sichtbar wurde, hätt' ich es auch mit einem Blasrohr treffen können. Ich machte mich rasch fertig, konnte aber kaum den Hahn der Büchse spannen, so steif war ich gefroren. Da kam's über das lockere Gestein herauf — mit Gewalt brachte ich den Kolben an die Backe — schon sah ich, über den Büchsenlauf hin, sich einen dunkeln Schatten bewegen —

sobald sich das als ein alter Bock auswies — — Erschrocken setzte ich die Büchse ab und den Hahn in Ruh' — der Schatten gehörte einem der Jäger, und der Mann stieg in Schweiß gebadet den rauhen, mühseligen Hang herauf. — Ich konnte ihn nur um seine Temperatur beneiden.

Das Treiben war vorbei; die Schützen kamen, ohne daß ein einziger Schuß gefallen wäre, auf dem Hügelrücken zusammen — und wie froren sie! Wir sahen Alle blau und roth marmorirt im Gesicht aus, und wenigstens eine halbe Stunde scharfen Marschirens war nöthig, mich nur einigermaßen wieder biegsam zu machen.

Heute blieb freilich nicht mehr viel zu thun. Nichtsdestoweniger wäre es schade gewesen, den ganzen übrigen Tag ohne weiteren Versuch aufzugeben.

Bei dem gestrigen Auszug hatten wir an einer der dicht unter der Carvendelwand liegenden Reißen zwei starke Böcke gesehen. Wenn die alten Burschen jetzt noch dort oder in der Nähe standen, war es vielleicht möglich, ihnen mit Hülfe des Nebels anzukommen. Die Luft schlug abwärts, und wenn die Schützen unten und seitwärts vorgestellt wurden, konnte sie nachher ein einziger Treiber losgehen.

Vorsichtig schlugen wir deshalb, von einem der Treiber geführt, einen schmalen Vieh- und Gemspfad ein, der quer unter den Reißen, aber noch in ihrem Bereich hinführte, und merkwürdig war in der That diese wilde Welt, durch die wir jetzt hinschritten. In eine Wolke von Nebel gehüllt, blieb nur die nächste Nähe sichtbar, und diese bestand einzig und allein aus Steinen, die von der Größe eines mäßigen Wohnhauses bis hinunter zu der eines Chausseesteines, in toller Mischung durcheinander lagen. Kein Busch, kein Grashalm war dabei zu sehen, nur Nebel und Felsgeröll und das Rücktheil des vor Einem hinschreitenden Jägers. Und wie mußte das hier donnern und schmettern, wenn die Felsstücke von der mehrere tausend Fuß hohen steilen Wand, unter der wir hinschritten, zu Thal stürzten. Und wenn nun gerade jetzt ein solcher Brocken sich losgebrochen und seinen Weg hierher gefunden hätte? An ein Ausweichen wäre gar nicht zu denken gewesen, denn wie Kanonenkugeln prellen solche Stücke, nur

einmal in Schwung gebracht, bergab. Störend war in der That der Gedanke, daß wahrscheinlich in diesem selben Augenblick Hunderte solcher Blöcke über uns, nur vielleicht noch durch ein wenig Erdreich gehalten, hingen und von der geringsten Ursache losgestoßen werden konnten. Wenn die jetzt niederbrachen, über uns — um uns her — —

Es ist ein unbehagliches Gefühl, an solchen Stellen hinzugehen, an denen das Leben eigentlich nur an einem nicht zu verhindernden Zufall hängt — es hat Aehnliches mit dem Spazierengehen in den Straßen einer verpesteten Stadt, wo man kaum zu athmen vermag.

Alle Wetter — da oben ging's schon los! —

Wie wir eben an einer Stelle vorüberschritten, die solch unnöthiges Baumaterial in außergewöhnlicher Masse geliefert zu haben schien, polterte es plötzlich über uns in den Steinen, und einzelne kleine Carvendelwandsplitter von der Größe eines gewöhnlichen Kinderkopfes kamen springend nieder.

Das waren jedenfalls Gemsen — deutlich konnten wir sie auch, vielleicht nur wenige hundert Schritt von uns entfernt, davonklappern hören — aber zu sehen war weiter nichts als die unerbittliche weiße Decke, die uns umhüllte. Rasch wurden jetzt die nöthigen Befehle ertheilt, den Platz, auf dem die Gemsen plötzlich zu halten schienen, zu umstellen und sie doch vielleicht noch zum Schuß zu bekommen. Martin, dem der Boden schon lange unter den Füßen brannte, sprang dann in seinem wolfsähnlichen langen Galopp zurück, den äußersten Vorposten so rasch als möglich zu besetzen, während unser Jagdherr selber sich noch weiter vorbürschte, um später mit Rainer die beschwerlichen Reißen hinan bis unter die Wand zu klettern. Waren die Gemsen noch darin, so mußten sie jetzt einem der Schützen kommen, denn die steile, vielleicht mehrere tausend Fuß hohe Carvendelwand konnten selbst diese Thiere nicht empor. Was nicht Flügel hatte, kam da nicht hinüber.

Der hohe Herr stand senkrecht über mir, und als der Windzug einmal auf Momente die oberen Nebelschichten in Bewegung setzte, daß der düstere Schatten der nahen Wand wie eine drohende Gewitterwolke über uns stand, konnt' ich

seine hohe dunkle Gestalt, nur eben wie fast in der Luft schwebend, erkennen. Tiefer im Thal stand ein jüngerer Anverwandter desselben, der schon einige Tage mit in den Bergen gejagt hatte, und neben ihm, seinen schottischen Plaid über der Schulter und seinen breiträndigen Hut auf, der ihm den Namen eines „falschen Spaniers“ zugezogen, der Zeichner dieser Skizzen.*)

Ich hatte mich in einen Laatschenbusch gedrückt und Platz genug zum Schießen — wenn eben nur etwas kam —, auch heute zwei Büchsen neben mir, da die Erinnerung an das gestrige Rudel den Verdacht in mir hatte aufsteigen lassen, daß mir heute etwas Aehnliches widerfahren würde. Der Mensch giebt sich manchmal solchen angenehmen Träumen hin.

Ein paar Mal schwankte der Nebel, und es schien fast als ob er sich zerstreuen wolle — das wäre für die Jagd prächtig gewesen. Jedenfalls hatte sich der Wind gedreht und kam jetzt mehr von Norden als heute Morgen — aber der Nebel wich und wankte nicht. Da fing es plötzlich über mir an in den Steinen zu donnern und zu prasseln, daß ich glaubte, der ganze Berg käme herunter. Piff — paff! gingen dabei oben die Schüsse rechts und links — eine Kugel konnte ich auf die Steine aufschlagen hören — und ein ganzes Rudel mußte dort irgendwo aufgestanden und gleich nach allen Richtungen hin flüchtig geworden sein.

Wie Jemand, der auf dünnem Eise geht, es plötzlich links und rechts um sich knacken hört, und nun in Todesangst die Augen rasch hinüber und herüber wirft, von welcher Seite die Gefahr, der schlimmste Riß zuerst wohl kommen könne, so hing ich in der Laatsche. Nebel, daß man keine dreißig Schritt weit sehen konnte, und jetzt ringsum das tolle Poltern, ja sogar so weit das Auge nach rechts und links schauen konnte, niederspringende Steine — es war ein Augenblick der peinlichsten Spannung und Erwartung, einer der wenigen Momente im Leben, in denen man auf jeder Schulter und besonders auf dem Rücken noch ein Gesicht mit ein paar Augen haben möchte, und sich fast den Kopf in den voll-

*) Bezieht sich auf die illustrirte Ausgabe. Leipzig, bei Ernst Keil.

kommen nutzlosen Versuchen abdreht, überall hin zu gleicher Zeit zu schauen.

Schüsse jetzt nach allen Richtungen — Schreckschüsse, wie sich später auswies, um die Gemsen, die oben durchbrechen wollten, zurückzubringen, und springende Steine von allen Seiten her. — Wie Rettung aus dieser Noth, brachen da plötzlich drei dunkle Schatten quer vor mir hinüber. Wenn ich aber auch ziemlich deutlich sah daß es Gemsen waren, durfte ich doch nach der Richtung hin nicht schießen, da leicht schon ein Treiber hier herüber gekommen sein konnte und die Kugeln auf den eckigen Steinen oft nach ganz verkehrten Richtungen abprallen. Ehe ich aber auch nur hätte anlegen können, waren sie von einer Schlucht oder vom Nebel verschlungen, und ich hörte nur noch, wie sie bergab und der Richtung zusprangen, in der Prinz C. stand.

Paff! knallte ein Schuß kurz und trocken von dort herüber, und es fiel mir jetzt auf, was ich schon bei den früheren Schüssen bemerkt hatte, wie wenig Schall sie nämlich in solchem Nebel haben. Bei klarem Wetter hätte die rauhe mächtige Wand das Echo sicherlich mit donnerndem Getös hinab in's Thal geworfen.

Aber ich brauchte meine fünf Sinne jetzt zu etwas Anderem als naturhistorischen Studien. Links von mir hatte ich einen nur mit Alpenrosenbüschen bewachsenen Hügelhang, den ich eben, als der Nebel vom Wind darüber hingejagt wurde, erkennen konnte. Dorthin hörte ich auch Getrappel und entdeckte gleich nach dem Schuß ziemlich deutlich die dunkeln Gestalten zweier Gemsen — so groß dem Anschein nach wie Kälber —, die am Hügelhang flüchtig aufwärts gingen. Das mußten jedenfalls Böcke sein, und das war die letzte Gelegenheit für mich. Wenn sie mir auch in den dichten Nebelschichten ein paar Mal unter den Augen weg verschwanden, schickte ich ihnen doch, sobald sie wieder sichtbar wurden, rasch hintereinander drei Kugeln nach.

Nach jedem Schuß — und das Einschlagen der Kugeln mußten sie an dem steilen Hang hören — blieben sie allerdings einen Moment wie erstaunt stehen, setzten aber auch dann eben so ungenirt ihre Flucht fort, bis mir Hügelhang

und Gemsen und Nebel vor den Augen zu einer grauen, unbestimmten Masse zusammenschmolzen.

Bei der Nachsuche später fanden wir übrigens keinen Tropfen Schweiß, und ein älterer erfahrener Schütze, der mit unten gestanden und das Wild weit näher gehabt als ich, aber nicht geschossen hatte, weil er behauptete es sei eine Gais und Kitz gewesen, versicherte, die alte Gais wäre nach jedem Schuß stehen geblieben, hätte sich nach dem Kleinen umgesehen und zu ihm gesagt: „Komm nur mit, mein Kindchen, du hast gar nichts zu fürchten“.

Unser Jagdherr hatte in dem nichtswürdigen Nebel ebenfalls vorbeigeschossen, oder doch eine Gemse nur gestreift; die Nachsuche am nächsten Tag ergab trotz hier und da gefundenem Schweiß kein Resultat.

Glücklicher dagegen war mein junger Nachbar gewesen, und als wir hinunterkamen, fanden wir Michel emsig damit beschäftigt, einen prachtvollen Bock, der in voller Flucht den Berg herunter gekommen und im Feuer zusammengebrochen war, zu zerwirken.

Merkwürdig ist, wie sehr man sich bei solchem Nebel in den Formen und Umrissen, besonders flüchtig gehenden Wildes täuscht, während die stete Aufregung, Gemsen überall, vielleicht in Schußnähe, um sich zu wissen und zu hören, und doch nichts sehen zu können, dem Schützen auch die letzte Ruhe nimmt. Ich wenigstens, obgleich sonst auf der Jagd gar nicht so übermäßig hitzig, befand mich bei diesem Nebeltreiben in einer ganz unbeschreiblichen Aufregung — ein Anderer soll ruhig dabei bleiben.

Während wir wohl noch eine halbe Stunde mit der vergeblichen Nachsuche verloren, war es fast dunkel geworden. Ein frischer Wind, der sich zugleich erhob, trieb jetzt die oberen Nebelschichten vor sich her, und als wir dicht unter der senkrecht niederfallenden Carvendelwand hingingen, zeigte sich über uns der blaue reine Himmel, an dem einzelne lichte, von der Sonne erhellte Wolken rasch nach Süden zu vorüberzogen. Zu gleicher Zeit wurde die ganze dunkle zackige Wand sichtbar, und wir Alle blieben fast erschreckt vor dem Anblick stehen, der sich uns hier bot.

Die Wolken zogen von uns weg, über die Wand hinüber, und wie es bei halbklarem Himmel, wenn der Mond oben steht, gerade so aussieht, als ob jene ihren Platz behaupteten und nur der Mond in wilder Flucht hindurchjage, so war es jetzt in wirklich Herz beklemmender Täuschung, als ob die ganze furchtbare düstere Steinmasse, die ihre scharfen Zacken in die klare Luft hineinreckte, langsam nach uns herüber schwankte und Alle im nächsten Augenblick mit ihrer riesigen Wucht zerschmettern müßte.

Ich wußte, es war nur Augentäuschung, und doch mußte ich den Kopf wegwenden. Wie schön der Anblick war, so über alle Maßen furchtbar und bewältigend war er auch.

Wieder schloß sich da der Nebel, und des zurückkehrenden Martin Bericht brachte uns bald auf andere Gedanken.

Als er nämlich, wie er erzählte, vorher abgeschickt worden war, dem Rudel, das wir poltern gehört, den Weg abzuschneiden, glückte ihm dies so vollkommen, daß er, vom Wind und ihrem eigenen Steingerassel dabei begünstigt, dicht an sie herankam. Im ersten unbedachten Schreck flohen sie auch, wie sie den Menschen gewahr worden, so weit es ihnen der starre Fels erlaubte, gerad' an der Wand hinauf. Dort aber kamen sie bald zu einem gezwungenen Halt, während ihnen der jetzt aufspringende Martin den Rückweg abschnitt, oder doch wenigstens verstellte. Ein paar Minuten blieben sie so — und das muß wundervoll ausgesehen haben — an der steilen Felswand eine hinter der andern kleben, bis der Jäger endlich, um sie dort herunter zu bringen, einen Schreckschuß abfeuerte. Aber jetzt kamen sie, und zwar so rasch, daß Martin versicherte: „Jetzt mußt' ich aber gemach', daß ich fortkam", denn kollernde und springende Steine und Gemsen, Alles durcheinander, brachen und prasselten plötzlich zusammen und hintereinander her den schroffen Hang nieder. Im Nu waren sie aber auch im Nebel verschwunden, und nur ihr Geklapper auf den lockeren Reißen verrieth die Richtung, die sie genommen.

14.

Die Nachsuche.

Es giebt in unseren Naturgeschichten einige althergebrachte Anekdoten von Menschen und Thieren, die einmal „gäng und gebe" sind, und die Einer dem Andern so unbefangen nacherzählt, als ob es sich nur um allgemein anerkannte Thatsachen handelte. So versteht es sich von selbst, daß der Löwe ein höchst großmüthiges, uneigennütziges Thier sei, der Rinaldo Rinaldini unter den Bestien, der eine bestimmte Aversion gegen den Blick des Menschen habe und demselben unter keinen Umständen begegnen könne. Bei der Klapperschlange heißt es, daß sie mit ihrem Blick allein Vögel anlocke, banne und — sie verschlinge. Ein Gemsjäger ferner ist, für die Jugend wenigstens, untrennbar von dem Bilde eines Menschen, der, mit einem sehr spitzen Hut, auf einer sehr steilen Eiszinke steht und sich die Fußsohle aufschneidet. Ich selber kann mich auch noch recht gut aus meiner Jugendzeit erinnern, daß ich das Fußaufschneiden als vollkommen identisch mit der Gemsjagd hielt, und so natürlich und einleuchtend wie das Anziehen von Ueberschuhen bei schmutzigem Wetter fand. Wie hätten sie anders an *solchen* Eiszacken herumklettern wollen! Kommt man dann aber später in das wirkliche Leben und auf den Schauplatz solcher außerordentlichen Ankündigungen hinaus, so findet man nicht allein bei diesen, sondern auch bei noch vielen anderen mit großer Entschiedenheit aufgestellten Behauptungen, daß sich irgend ein biederer Gelehrter daheim im warmen Studirzimmer bei einer Pfeife Tabak und mit Hülfe einer unbestimmten Anzahl von Folianten derlei Schlüsse excerpirt und combinirt, und sie mit großem Selbstvertrauen in die Welt hinausgestreut hat. Natürlich glaubt er das am Ende selber was er geschrieben, und darf das Nämliche nun auch von Anderen verlangen.

Wenn die Klapperschlangen aber nur davon leben sollten

was sie mit den Augen fangen, würde es bald keine mehr geben, und wenn sich der Gemsenjäger dadurch forthelfen sollte, daß er sich des einzigen Mittels dazu durch einen Riß in die Sohlen beraubte — seiner gesunden Füße —, so hätten die Gemsen wahrlich gute Zeit.

Nichtsdestoweniger ist das Steigen in den Bergen doch eine keineswegs so leichte Sache, und wenn der noch nicht recht darin Geübte auch gerade nicht an solche Stellen hinzugehen braucht, die selbst den alten Steigern „schiech" vorkommen, findet er doch Gelegenheit genug zu versuchen, ob er schwindlig ist und einen festen Schritt hat.

Die Jagd selber bietet dabei noch nicht das Schlimmste, denn dort kann sich der Schütze und selbst der Treiber doch immer noch den gangbar scheinenden Weg aussuchen und die schlimmsten Stellen vermeiden. Auf der Nachsuche dagegen, um ein angeschossenes Gemsthier, führt dieses selber den Jäger, der ihm auf dem Schweiß folgen muß, und daß sich die kranke Gems nicht die bequemsten Wechsel aussucht, läßt sich denken. Die Nachsuche ist jedenfalls der wildeste und gefährlichste Theil der ganzen Gemsenjagd, und eine recht hübsche Probe habe ich wenigstens davon bekommen. Am Heimjoch hatte ich eine Gemse, die flüchtig auf dem Bürschgang vor mir in die Laatschen sprang, angeschossen, und Rainer war ihr schon an dem Abend so weit auf dem Schweiß gefolgt, bis er eben nicht weiter nach konnte. Die Nacht regnete es was vom Himmel herunter wollte, und um das angeschossene Wild nicht zu verlieren, ging ich am nächsten Morgen mit ihm, Wastel und zwei Hunden aus, dort wo er gestern die Spur verlassen, heute „verloren" nachzusuchen.

Da dem Platz, wie Rainer versicherte, von oben nicht gut beizukommen war, versuchten wir es von unten, die Klamm aufwärts, und mit Steigeisen an den Füßen; jetzt an steilen Klüften hinauf, wo wir den Hunden nachhelfen mußten, jetzt durch die nassen Laatschen kriechend, über glattes Gestein und bröckelige Reißen, an Abgründen und Felsspalten hin, erreichten wir endlich die Stelle, wo der Jäger vermuthete daß sie sich eingestellt haben möchte. Wastel war ein Stück zurückgeblieben, um in ein paar andere Felsspalten

hinein zu schauen, ob sie dort nicht vielleicht verendet läge, als plötzlich die Hunde dicht vor mir laut wurden. Und sie hatten Ursach' dazu, denn aus den Laatschen heraus, durch die steile Schlucht vor, an deren Wänden wir hingen, sprang plötzlich die angeschossene Gems, machte ein paar Sätze und stellte sich dann kaum zehn Schritt von mir entfernt auf eine kleine spitze Felskuppe.

Jetzt kam ein Moment, den der Amerikaner sehr treffend mit dem Sprüchwort bezeichnet: „den Teufel zu bezahlen und kein Pech heiß". Das Schloß der Büchse hatte ich, um die Nässe davon abzuhalten, mit dem Taschentuch umwunden, und an einer Stelle wo ich mich nicht einmal umdrehen konnte, während ich mit dem linken Arm um einen Laatschenzweig hing, war ich nicht im Stande, den verwünschten Knoten der nassen Seide aufzubekommen. Lang' hielt sich die Gemse aber auch nicht auf, die Hunde waren ihr zu dicht auf den Fersen, und nur einen halb erstaunten, halb erschrockenen Blick auf uns werfend, sprang sie, von den Hunden verfolgt und augenscheinlich krank, den Hang hinunter. Bergmann besonders, der kleine Teckel, warf sich mit wahrer Todesverachtung, und ganz auch seine kurzen krummen Beinchen vergessend, hinterdrein. Ein Stück Wegs sah ich ihn auch wirklich auf dem Rücken, die Beinchen in der Luft, hinabrutschen; aber er kam richtig wieder auf die Füße, und es dauerte gar nicht lange, so hatten sie unten die kranke Gemse gestellt, die der herbeigeeilte Wastel todtschoß.

Rainer hatte seine innige Freude, daß die angeschossene Gems gefunden worden — die Leute setzen einen Stolz darein, Alles wobei sie betheiligt sind mit Erfolg gekrönt zu sehen.

„Ich wußte, daß wir ihn heut bekommen würden," rief er, als der Schuß von unten herauf und das plötzliche Schweigen der Hunde den Tod der Beute kündeten — „wie ich nur den Schweiß gestern observirte, wußt' ich es. Was aber der Bursch noch springen konnte! Er setzte mit wahrer Toleranz die Wand hinunter."

Außerdem entwickelte er bei dieser Gelegenheit auch noch eine auf praktische Erfahrung gegründete Theorie der Bergschuhe, insofern sie auf Lannen und Felsen verschiedene Eigen=

schaften besitzen müssen. Er hielt nämlich die Schuhe für gefährlich, die außer den Randnägeln auch noch eiserne Nägel in der Mitte hätten. „Auf den steilen Lannen und Grasboden,“ sagte er dabei, „schadet das nichts, da ist Eisen die Hauptsache; aber wenn man auf Steine kommt, dann ist es auch nöthig, daß man Leder unter dem Schuh zu fühlen bekommt. Das Eisen rutscht auf den Steinen eher ab, aber das Leder ist mehr „elektrisch“ — das hält!“

Die Jagd! die frohe, herrliche Jagd! Oh wie viel könnt' ich dem Leser noch davon erzählen, müßt' ich nicht fürchten, ihn zuletzt zu ermüden. Es ist ein Unterschied, das mit durchzuleben, oder es nur erzählen zu hören, obgleich Der, der selber Jäger ist, sich wohl leicht und gern in das herrliche Leben solcher Berglust mit hineindenkt, und selbst der Laie für kurze Zeit Theil daran nimmt. Lieber Gott, die Poesie liegt uns in der altbackenen Wirklichkeit unseres Daseins meist so fern, daß man eigentlich froh sein sollte, noch einen Platz in gar nicht so weiter Ferne zu wissen, in dem sie in all' ihren Reizen prangt und thront. Wenige Herzen sind es ja außerdem, die den Sinn, die das Gemüth und den freien männlichen Muth haben sie dort festzuhalten.

Wie eine Schnur kostbarer Perlen reiht sich da ein Tag an den andern, keiner dem vorigen ähnlich, alle wieder neue Abenteuer, neue Scenen, neue Erfahrungen bringend, und alle gleich werthvoll, gleich schön in der Erinnerung. Heut ein Treiben in wild zerrissener und zerklüfteter Klamm, während der Sturm durch die Berge heult und wie Kanonendonner durch die Schluchten saust, die Laatschen wie ein grünes Meer durchwogt und schwere Steine von den Wänden reißt — morgen ein stiller Bürschgang in früher Morgenstunde über die Joche hin und durch die Gräben nieder, und gerad' Beschwerden und Gefahr genug, dem wahren Mann das Herz mit Lust und Wonne bis zum Rand zu füllen.

Auch daß die Jagd nicht alle Tage glückt, verleiht ihr

einen weit höheren Reiz, als wenn man eben nur hinauszugehen brauchte, das Wild todtzuschießen. Es ist wirkliche Jagd, und hat deshalb auch gar keine Aehnlichkeit mit den Hasenschlächtereien des flachen Landes. Was man erlegt, hat man sich wahrlich sauer und schwer genug verdient. Wenn man dann auch drei oder vier Tage umsonst die schwersten Touren gemacht, bringt der Erfolg des fünften hundertfachen Lohn.

So verfliegt der Tag draußen in den Bergen, daß man oft gar nicht weiß, wo er hingekommen, und der Abend am lodernden Kamin vergeht fast nicht schneller. Müde wird der Körper ja überhaupt nicht in dieser reinen Luft, selbst nach Anstrengungen, die im flachen Land den stärksten Mann zum Tod erschöpfen würden. Die Zeit dann zwischen Jagd und Jagd ist deshalb nicht Erholung, sondern wieder nur ein Vergnügen anderer Art. Man hat eben nicht zu jagen aufgehört, weil man müde — sondern einfach weil es dunkel wurde, und beginnt frisch, wie am vorigen Morgen, sobald die Sonne sich im Osten zeigt — bis der Schnee kommt.

Der Schnee ist des Gemsjägers Feind, und so erfreulich ein „Neues" im flachen Land sein mag, Wild zu bestätigen und den Wald nach Raubzeug abzuspüren, so derb und mächtig tritt er dort in den Bergen gewöhnlich auf, wenn er erst einmal beginnt.

Oft geschieht es allerdings, daß es oben auf den Jochen in der Nacht einen Fuß Schnee herunterwirft, und um Mittag herum die Sonne, von dem warmen Boden begünstigt, auch das Letzte an der Südseite der Hänge wieder aufgesogen hat. Er liegt dann auch weit lockerer dort wie im flachen Land. Das geht aber ein- oder zweimal so — nachher wird's Ernst, und hat er sich erst einmal ordentlich da festgesetzt, dann ist's auch in den Alpen mit der Jagd vorbei — wenigstens mit der Treibjagd. Ja selbst der Bürschende wäre gezwungen, alle gefährlichen und selbst nur steilen Plätze zu

vermeiden, und hätte sich noch außerdem vor Lawinen und Schneestürzen arg zu wahren.

Die Gemsen sollen sich bei heftig eintretendem Schneewetter in den Wald hinunterziehen. Sobald es aber aufgehört hat zu schneien, gehen sie wieder auf die Höhen, und wo die Lawine den Schnee in's Thal hinunter reißt, öffnen sich für sie nicht allein vollkommen sichere, sondern auch treffliche, von der hemmenden Decke freie Aesungsplätze.

Daß Gemsen von Lawinen erfaßt und begraben werden, geschieht außerordentlich selten. Die klugen Thiere kennen schon die gefährlichen Plätze wie die gefährlichen Zeiten, und meiden sie sorgfältig. Weit eher wird ein Stück Wild von diesen „Schrecken der Berge" überrascht, wie denn auch das Roth- und besonders das Rehwild weit eher dem schweren Schnee erliegt.

15.

Schluß.

Und muß es denn geschieden sein? — Die Hörner und Joche sind bis zum Fuß hinab in ihre weißen, wallenden, grün beränderten Mäntel gehüllt; der Frost hat diese Decke mit einem glänzenden, spiegelglatten Panzer umzogen, und wäre es jetzt selbst möglich in den Bergen fortzukommen, die Gemsen hörten doch schon halbe Stunden weit den lauten Schritt. — Und wie so furchtbar wild und öde jene weiten Klüfte jetzt aussehen, nun der Winter sie mit tiefem Schnee gefüllt und Felsenspalten und Bergesschlucht mit seinem Athem glatt geebnet hat. Wie bläulich die Schatten sich darüberlegen und der Sturm den weißen Staub hochwirbelnd in die Lüfte führt! Die Laatschen biegen unter der gewaltigen Last und sind schon lange zu festen, untrennbaren Massen zusammen-

gegossen worden. Nur die obersten Joche hat die Windsbraut sich reingefegt zum tollen, heulenden Tanz, wirbelt da oben den Schnee lustig im Kreis herum und jauchzt ihr wildes Jubelgeschrei in die Schluchten nieder, daß es wie jäher Donner durch die Thäler braust.

Zitternd und scheu sucht in solcher Zeit das arme Wild den Schutz der bergenden Waldung, und die breitarmige Tanne, die ihre Zweige wie ein Dach zur Erde niedersenkt, hat immer noch ein Plätzchen für ihre Lieblinge. An Nahrung kann sie ihnen freilich nichts weiter bieten, als was sie sich selber gegen den Schnee geschützt gehalten und was vielleicht der Nachbarbaum noch birgt. Ob nun das Wild den Sommer durch absichtlich das Gras unter diesen Bäumen schont, um im Winter Nahrung dort zu finden, oder ob es ihm, wo überall genug der süßen Aesung steht, zu unbequem ist unter die niederhängenden Zweige zu kriechen, aber diese unter den Bäumen freigehaltenen Stellen sind dem Wild in jenen Bergen der größte Schutz gegen Sturm und Hunger, und nur wenn der Schnee zu furchtbar arg wird, wie im vorletzten Jahr, und die armen Geschöpfe vielleicht gar an solchen Stellen einschneien und sich nicht wieder vorarbeiten können, dann freilich gehen sie ein, und Füchse und Raubvögel haben reiche Atzung.

Sobald aber die Schneedecke friert und hart wird, ist die flüchtige Gemse wieder auf den Füßen, und dann geht es mit frohen Sprüngen in die Berge hinauf, um dort süßere Aesung zu suchen, als der Wald ihr bieten konnte. An den schroffen Wänden giebt es auch überall Schneestürze, die hier und da einen Grasfleck freigeschoben haben, bis die Lawine mit vollen Händen den grün und reich besetzten Tisch für sie deckt. In der Zeit haben sie auch nicht mehr des Jägers Rohr zu fürchten. Wenn sie nur die Augen gut nach oben Wacht halten lassen — nach unten sind sie sicher.

Vor dem Schloß stehen die Jäger, dem scheidenden Herrn noch ein Lebewohl zuzurufen. Sie sind meist Alle in ihrer

Sonntagstracht und sehen ernst, ja fast traurig aus, unterhalten sich auch nur leise mit einander. Die fröhliche Jagd ist vorbei, der lange, schwere Winter liegt vor ihnen, und sie haben nichts, das sie heiter stimmen oder ihnen Anlaß zu den sonst häufigen Scherzen und Neckereien geben könnte.

Auch Bandey, der Fischer und Vogelsteller, steht dazwischen, mit noch ganz besonderer Ursache unzufrieden zu sein. Armer Bandey, Du paßtest vergebens auf einen Deiner Kameraden, den Du für den Fischdieb hieltest, und während Du mit Zorn und Rache in dem sonst so gutmüthigen Herzen auf einen spitzen Hut und ein Paar Lederhosen zur Zielscheibe wartetest, stahl Dir eine Fischotter, fast unter dem Lauf der alten Schrotflinte weg, die mühsam gefangenen und so treu bewachten Forellen.

Selbst Jackel fehlt nicht mit dem rothen, gutmüthigen, aber immer etwas verdutzt dreinschauenden Gesicht. Er sieht heut aber nicht reinlicher aus als gewöhnlich. Da tritt der Kammerdiener zu ihm und reicht ihm freundlich die Hand zum Abschied.

„Nun, Jackel, halte Dich gut bis zum nächsten Jahr!"

„Danke schön; gleichfalls — kommen Sie hübsch gesund wieder her," nickt Jackel gutmüthig und schüttelt die gebotene Rechte aus Leibeskräften.

„Aber, Jackel," sagt da der Kammerdiener, indem er seinen prüfenden Blick an der vierschrötigen Gestalt auf und nieder gleiten läßt, mit freundlich verweisender Stimme, „wie siehst Du wieder aus! Reine Wäsche hätt'st Du Dir doch wenigstens heut anziehen können. Was sollen denn die Herren von Dir denken?"

„Ach, Herr Kammerdiener," sagt Jackel gutmüthig lächelnd, aber doch ein wenig dabei erröthend — „die sind's halt schon an mir gewöhnt!"

Die Wagen fahren vor — die Jagdgesellschaft tritt in den kleinen Vorhof hinaus und Jeder springt auf seinen Sitz. — Noch einen freundlich grüßenden Blick wirft der scheidende Herr über die Gestalten der Jäger, die ihm mit rasch heruntergezogenen Hüten den herzlichen Abschiedsgruß zurufen —

einen andern, fast mit einem leichten Seufzer, nach den schneeigen Bergriesen hinauf, von denen er jetzt wieder auf ein volles Jahr Abschied nimmt — und wie im Flug rollen die leichten Wagen die schmale, aber glatte Straße entlang dem flachen Lande zu.

Ende

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Inhaltsverzeichniß.

